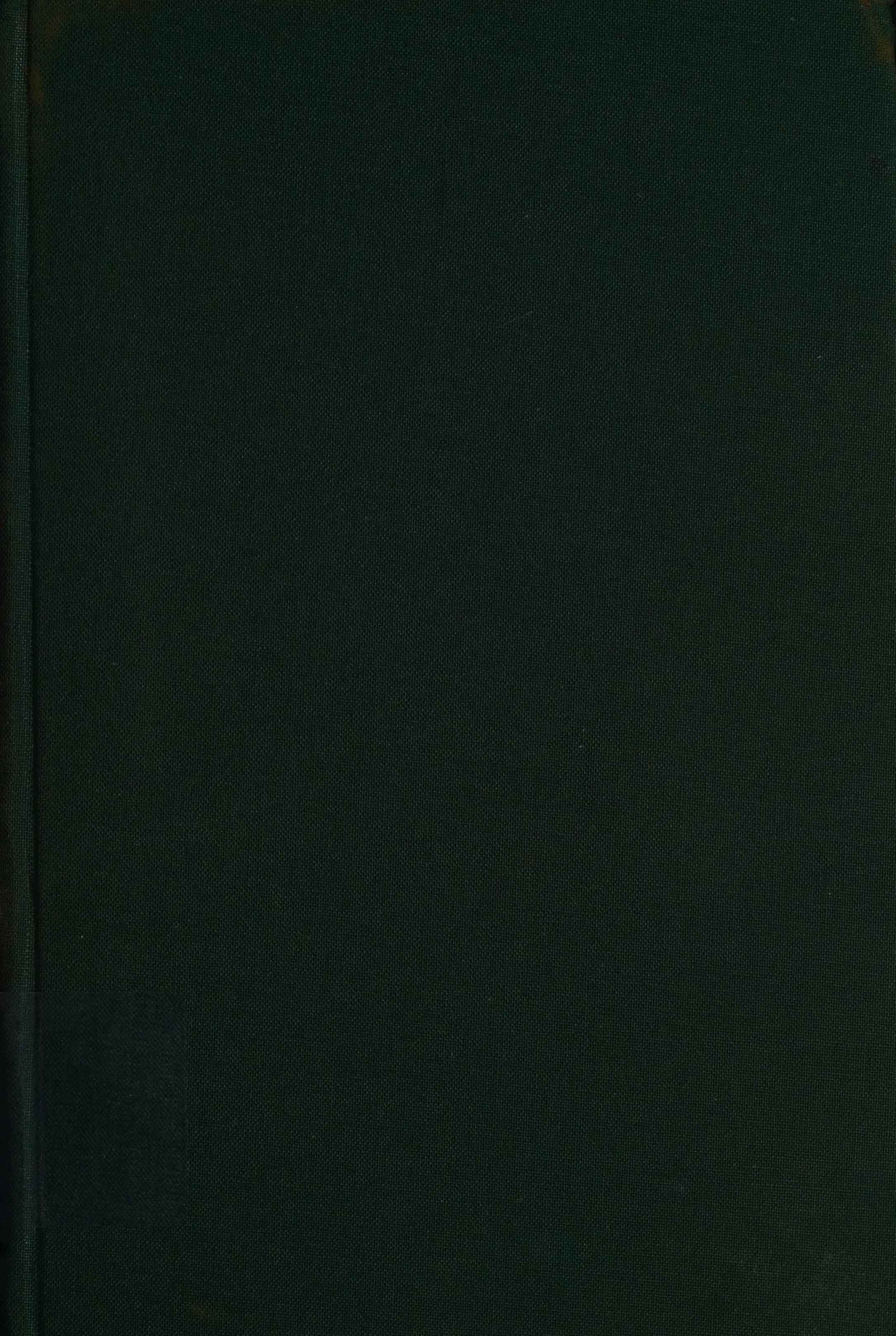
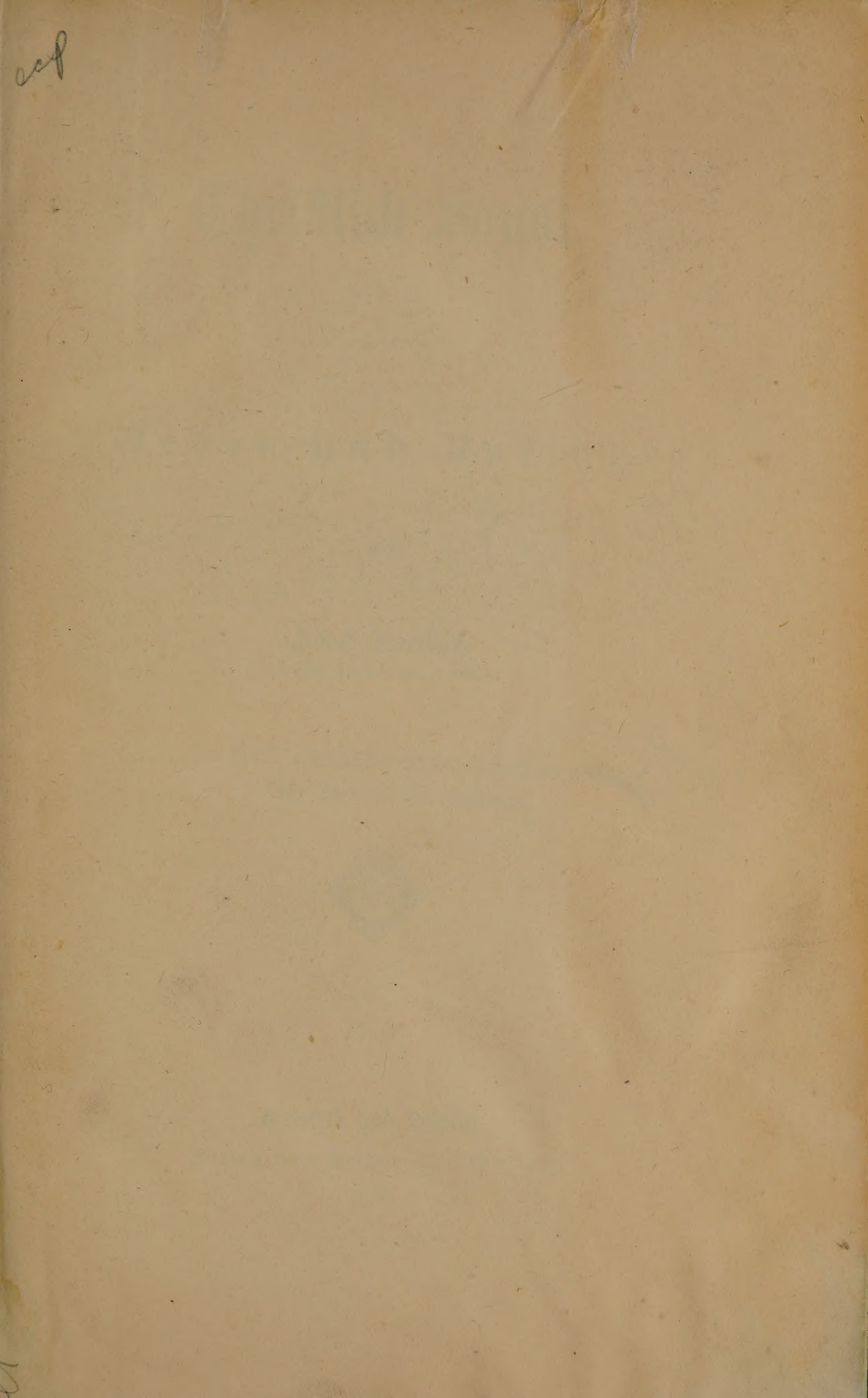














Christlich-Sozial.

Reden und Aufsätze

von

Adolf Stoecker,
Hof- und Domprediger in Berlin.





Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1885.



Allen Christlich-Sozialen

in Ost und West, in Nord und Süd des deutschen Vaterlandes
und der evangelischen Christenheit

in Liebe gewidmet

von

Adolf Stoecker.



Vorwort.

Vielfach sind die Gründe, die mich veranlaßt haben, die nachfolgenden Bogen herauszugeben. Häufige Anfragen kamen an mich und unser Büreau, ob die Flugblätter der christlich-sozialen Partei nicht mehr zu haben seien. Wir mußten schreiben: nein! Von jeder Nummer ist nur ein Exemplar aufgehoben; und obwohl von manchen 40—50 000 verkauft sind, zeigte es sich, daß sie im öffentlichen Leben beinahe verschwunden waren. Für die Tausende der christlich-sozialen Freunde in Deutschland war es allmählich ein Bedürfnis, die Fluglätter in ihrer Gesamtheit zu besitzen. Dies Bedürfnis wird durch die Herausgabe dieses Buches nicht ganz befriedigt. Bei der Anlage desselben konnten nur meine Ansprachen, nicht die andrer Freunde, die in unsern Versammlungen geredet haben, aufgenommen werden. Vielleicht läßt sich das bald nachholen; ich wünsche es dringend. — Aber auch abgesehen von dem Verlangen der Anhänger christlich-sozialer Grundsätze ist es vielleicht nicht ganz unnütz, endlich einmal die vielbesprochenen Reden der christlich-sozialen Partei an das Tageslicht zu bringen. Sie sind ebenso wie ich selbst durch eine lügnerische Presse zum Gegenstand der journalistischen Mythologie geworden. Nun können alle, Freund und Feind, die Wahrheit lesen. Im wesentlichen genau wie sie gehalten sind, auch in ihren Schärfen und Angriffen, sind die Reden wiedergegeben; nur in sehr seltenen Fällen ist ein Wort gemildert, niemals jedoch aus Rücksichten der Furcht vor Rechenschaft. Selbst die Ausdrücke des Beifalls und Mißfallens sind so, wie sie zuerst in den Flugblättern aufgenommen wurden, auch wiedergegeben; sie versetzen zuweilen mit überraschender Lebenswahrheit in die Verhältnisse des jedesmaligen Moments. — Die politische und religiöse Volksrede: das ist es eigentlich, was den Charakter der drei ersten Teile des Buches im ganzen und großen ausmacht. Man erwarte deshalb auch nicht, gefeilten Stil oder ausgeführte Dispositionen zu

finden. Nur zwei oder drei der Reden sind vorher ausgearbeitet; alle übrigen sind frei gehalten, von Reportern oder Stenographen nachgeschrieben und nachher ein wenig durchgesehen. So wolle man sie nachsichtig hinnehmen und freundlich entschuldigen; es würde ihnen den eigenartigen Charakter nehmen, wenn man sie hätte in eine andre, strengere Form bringen wollen. Den meisten sind sie wohl gerade so wie sie gehalten sind, am liebsten. Gilt es heute, die Gedanken der christlichen Weltanschauung, der monarchischen Idee, der sozialen Reform, der sittlich-religiösen Erneuerung wieder tief in die Überzeugung unsres Volkes hineinzuarbeiten, so wird eine ähnliche Arbeit wie die, welche wir in Berlin thun, überall am Platze sein. Und daß die Art und Weise, wie wir hier wirken, ihre Erfolge hat, wird niemand mehr bestreiten. Die Residenz des deutschen Reiches ist unter dem Einfluß unsrer populären Bewegung eine andre Stadt geworden. Christentum, Deutschtum, Monarchie, Sozialreform, haben hier eine begeisterte Anhängerschar gefunden und die Strömung des öffentlichen Lebens verändert. In den nachfolgenden Blättern findet man die idealen Mittel, mit denen dies geschehen ist; möglicherweise versucht man es in andern Großstädten in ähnlichem Sinne. Das Durchschlagende ist in Berlin die religiöse Idee; niemals würden wir ohne die starke Betonung des Christentums so an das Herz des Volkes gekommen sein. Darin liegt eine Ermunterung für christliche Arbeit überhaupt. Die Volksseele ist noch vielfach gesund; von dem Christentum angerührt, kann auch ein kranker Geist noch genesen. Eben diese Überzeugung hat mich bewogen, in dem vierten Teil einige Aufsätze über kirchliche Angelegenheiten hinzuzufügen. Sie werden, hoffe ich, dem Leser den Eindruck machen, daß sie von dem Verlangen nach Wahrheit und Freiheit diktiert sind. Meinem geliebten deutschen Vaterlande, meiner teuren evangelischen Kirche damit zu dienen, war die Veranlassung des Redens und Schreibens; das ist auch der Grund der gegenwärtigen Veröffentlichung. Ich widme dies Buch der großen christlich-sozialen Gemeinde in unserm Volke und bitte Gott, daß er darauf seinen Segen lege.

Berlin, am Tage der Reichstagswahl 1884.

Adolf Stoecker.

Inhaltsverzeichnis.

Dritte Abteilung.

Vorträge religiöser, politischer und sozialer Natur in deutschen Städten.

Vierte Abteilung.

Aufsätze über die kirchliche Lage 1875—1880.

Einleitung.

Gegen Ende des Jahres 1873 warf ich in einer Kirchenzeitung, für welche ich seit langer Zeit die sozialen Angelegenheiten bearbeitete, die Frage auf: Warum fehlt es noch immer an einer Darstellung der sozialen Anschauungen des Neuen Testaments? Diese Frage veranlaßte Rudolf Todt zur Abfassung seines Buches: „Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft.“ Es wurde darin zum erstenmale vom evangelischen Standpunkte aus der Versuch unternommen, den sozialen Gehalt des Christentums und die sozialen Aufgaben der christlichen Gesellschaft darzustellen. Dem Buche haften, wie es bei der ersten Erörterung so schwieriger Dinge nicht anders sein kann, Mängel der Anschauung an, welche in der sozial-politischen Diskussion von heute überwunden und verbessert sind; aber es bleibt ihm das Verdienst, in weiten Kreisen das Interesse für die soziale Frage angeregt und dasselbe in energischer Weise unter den christlichen Gesichtspunkt gerückt zu haben. Dieses Buch erschien im Frühjahr des Jahres 1877. Im Sommer dieses Jahres wurde, unter energischer Mitwirkung von Todt, der Gedanke besprochen, einen Verein für soziale Reform auf religiöser und konstitutioneller Basis zu begründen. Ich wurde zu den Besprechungen hinzugezogen und trat dem Verein gerne bei, der sich am 5. Dezember jenes Jahres konstituierte. Der Katheder-Sozialismus mit seinem kühnen Ansturm gegen das Manchestertum, seiner ethischen Auffassung des wirtschaftlichen Lebens, seiner unbefangenen Würdigung der sozialistischen Ideen hatte einem solchen Unternehmen wissenschaftlich vorgearbeitet. Der Verein für soziale Reform wollte den Ertrag dieser Arbeit verallgemeinern, in weitere Kreise tragen und das Volk dafür gewinnen. Er stellte sich religiös wie politisch auf eine breite Grundlage und betrachtete es als seine Hauptaufgabe, für das Verständnis der sozialen Frage, für die Erkenntnis der sozialen Notstände, für das Berechtigte in den sozialistischen Forderungen die Anhänger der Monarchie und die Freunde der Kirche

zu gewinnen. Seine Veröffentlichungen wie die von ihm ausgehende Zeitschrift „Der Staats-Sozialist“ schlugen wie Blitze in die Gemüter; besonders ein Aufsatz von Professor Dr. Adolf Wagner, der schon damals zu den Freunden und Mitarbeitern in diesem Kreise gehörte, regte die Geister in ungeahnter Weise auf. Unter der Überschrift: „Was ist Sozialismus?“ schrieb er den ersten Leitartikel der Probenummer.

„Meines Erachtens — so lautete sein Appell — ist es dringend geboten, daß gerade auch die besitzenden Klassen und die konservativen wie die liberalen Elemente in Staat, Kirche und Gesellschaft sich dazu ermannen, dem Sozialismus eine objektive Beurteilung, ungefärbt durch politische, kirchliche und soziale Parteibrillen, zu widmen, und daß sie vor allem ihn genau kennen lernen. Der Sozialismus wird jetzt gewöhnlich kurzweg mit Sozialdemokratie, mit politischem, religiösem und philosophischem Radikalismus, speziell mit Materialismus identifiziert, mindestens damit für untrennbar verbunden gehalten . . . .

„Der Sozialist ist nicht notwendig politisch Radikaler, absoluter Gegner der Religion und des Kirchentums oder philosophischer Materialist. Vielmehr können Personen sehr verschiedener politischer, religiöser oder philosophischer Anschauung Sozialisten sein, beispielsweise ein orthodoxer Christ so gut wie ein philosophischer Atheist, ein Monarchist so gut wie ein Republikaner. Wer das leugnet, wie es vielfach seitens der Gegner der sogenannten Sozialisten geschieht, verkennt das Wesen des Sozialismus. Und wer z. B. als Sozialdemokrat behauptet, der Sozialist müsse notwendigerweise Sozialdemokrat, Republikaner und Materialist sein, der vermengt willkürlich den Sozialismus mit andern Dingen. Für Gegner wie für Anhänger des Sozialismus scheint es mir daher im Interesse der wirtschaftlichen Erkenntnis und der praktischen Bestrebung geboten, sich über das eigentliche Wesen des Sozialismus klar zu machen.

„Dieser Sozialismus ist dasjenige große national-ökonomische System, welches dem ökonomischen Individualismus, d. h. der wissenschaftlichen Lehre der Physiokraten und Adam Smiths und seiner Schule, welche in unsrer modernen wissenschaftlichen Gesetzgebung im wesentlichen Geltung erlangt hat — am entschiedensten entgegensteht.

„Es handelt sich im Sozialismus namentlich um eine prinzipielle Umgestaltung einiger Hauptpunkte unsers Privatrechtes, besonders des Privateigentums an Grund und Boden und an Kapital, und des Vertragrechtes, namentlich um eine Beseitigung des heutigen Arbeitervertrages. Der Sozialismus ist insofern ebenso ein Kampf gegen das

geschichtlich überkommene und bestehende Privatrecht, wie der politische Liberalismus ein Kampf gegen die absolute Fürstengewalt und gegen die politisch bevorrechteten Stände, oder gegen das seinerzeit geltende Staatsrecht, und wie die Reformation (zwar nicht nur aber doch auch) ein Kampf gegen das bestehende Kirchenrecht war."

Gewiß war der Gedankengang Wagners, zumal für die damalige der sozialen Diskussion unempfängliche Zeit, scharf und kühn. Aber es überstieg doch jedes erlaubte Maß von Polemik und kennzeichnete recht den Geist der liberalistischen Intoleranz, wenn dieser erste Heroldsruf eines konservativen Sozialismus mit einem Mißtrauen aufgenommen wurde, das uns heute unbegreiflich erscheint. Man stürzte sich auf den Verfasser wie auf einen Sozialdemokraten vom reinsten Wasser.

Doch fehlte es auch nicht an beifälligen Stimmen in allen politischen Lagern bis in die Kreise der National-Liberalen hinein. Besonders unter den evangelischen Geistlichen, auf welche die Begründung des Vereins wie die Haltung der Zeitschrift ganz besonders berechnet war, meldeten sich Hunderte von begeisterten und lebendigen Teilnehmern. Freilich regte sich auch unter den Freunden der Sache das Bedenken, ob der unerschrockene Vorstoß auf geltende philiströse Anschauungen jemals ein greifbares Resultat haben werde; einige sprachen es offen aus, daß die Vereinsgründung sich allzu weit von den gewohnten Grundsätzen der bürgerlichen Gesellschaft entferne, um mehr als eine vorübergehende Sensation zu erregen. Aber die Thatsachen ließen nicht lange auf sich warten.

Vier Wochen nach der Stiftung des Vereins für soziale Reform wurde mit der Begründung der christlich-sozialen Arbeiterpartei ein erster Schritt in das praktisch politische Leben hinein gethan. Kundigen hätte es seit lange notwendig erscheinen müssen, den Bann, welcher durch die sozialdemokratische Bewegung, ihre Versammlungen wie ihre Presse, ihre offene wie geheime Parteiagitation auf die Arbeiterkreise gelegt war, zu durchbrechen. Es war ein offenbarer Fehler, daß aus den konservativen und kirchlichen Kreisen niemand die Aufgabe angerührt hatte, eine organische Gegenwirkung gegen die Sozialdemokratie zu unternehmen. Wohl hatten Geistliche in Nord und Süd unsers Vaterlandes hin und wieder den anerkennenswerten Versuch gemacht, in sozialdemokratische Versammlungen zu gehen und dort das Wort des Evangeliums, die Grundsätze einer gesunden sozialen Gemeinschaft zu verkündigen; sie waren hier ausgepfiffen, dort mit Beifall empfangen, hatten zuweilen Eindruck, meist Fiasko gemacht. Auf die sozialdemokratische Bewegung blieben diese vereinzelten Angriffe

ohne jeden Einfluß; es war eben nötig, der dauernden Organisation des sozialen Umsturzes eine dauernde Organisation der sozialen Hilfe entgegenzustellen.

Dieser Gedanke schwebte mir vor, als ich die Begründung der christlich-sozialen Arbeiterpartei überlegte und unternahm. Damals am Anfang des Jahres 1878, als es geschah, waren in Berlin gewiß 50 000 Männer, ebensoviel Jünglinge und Knaben, neben ihnen Tausende von Frauen, in den sozialdemokratischen Gedankenkreis verstrickt, der neben kommunistischen Plänen politische Revolutionsgedanken und Atheismus einschloß. Auch diejenigen Arbeiter und Gesellen, welche mit der Kirche noch eine gewisse Fühlung hatten, nahmen doch an der politischen Arbeit der Sozialdemokraten teil und standen ohne Ausnahme in Gefahr, in den Strudel der Religionsfeindschaft und des Kirchenhasses hinein gezogen zu werden. Seelsorgerische Erfahrungen, welche ich auf diesem Punkt machte, erschienen mir zuletzt wie eine zwingende Notwendigkeit, etwas zu thun. Die Anregung, welche der Verein für soziale Reform in den Kreisen der Besitzenden eben geweckt hatte, war gleichsam eine Legitimation für das neue Beginnen und ein Antrieb zur That. Ich wäre eher an dieses Unternehmen herangetreten, wenn ich in den Arbeiterkreisen eine brauchbare Hilfe gefunden hätte. Schon mehrere Jahre vorher hatte ich einen früheren sozialdemokratischen Agitator lauteren Charakters, namens Klinkhardt (s. S. 6), kennen gelernt, der seiner Partei innerlich entfremdet und ein aufrichtiger Christ geworden war. Er wäre der rechte Mitarbeiter gewesen; aber er erkrankte im Gefängnis, wohin ihn ein vor langer Zeit begangenes politisches Vergehen geführt hatte, und starb im Kreise der Seinen unter dem ergreifenden Bekenntnis des Friedens mit Gott. Hätte dieser Mann auf meinem sozial-politischen Feldzug mein Adjutant sein können, so wären mir bittere Erfahrungen, die ich später machte, erspart geblieben.

Inzwischen hatte ich durch Missionsdirektor Wangemann die Bekanntschaft des Schneiders Grüneberg gemacht, der später mein Vertrauen mißbrauchte und die christlich-soziale Partei verriet. Damals hatte ich allen Grund, ihn für einen ehrlichen Menschen zu halten, und gewann ihn trotz längerem Widerstreben für die ihm zugedachte Arbeit. Ich muß ihm noch heute das Zeugnis geben, daß er in den ersten Monaten treu und unermüdlich mitarbeitete. Der Beifall der Menschen, eine Klippe, an welcher so viele im öffentlichen Leben scheitern, war auch seine Versuchung, der er sich nicht gewachsen zeigte. So ist er tief und immer tiefer gefallen; für mich der einzige

Schmerz, der sich an meine christlich-soziale Thätigkeit knüpft. Gott sei seiner Seele gnädig.

Ohne einen Mithelfer aus den Arbeiterkreisen hätte ich die Sache nicht anfangen können; damals bot sich dieser Mann dar, der aus eigener Erfahrung die Sozialdemokratie kannte und mir deshalb doppelt geeignet erschien. Mit ihm begab ich mich in jene Eiskeller-Versammlung vom 3. Januar 1878, die so wichtige Folgen haben sollte.

Vorbereitungen waren nicht getröffen, am Tage vorher hatte im Norden von Berlin, wo das Eiskeller-Etablissement liegt, an den Littfaß-Säulen ein Plakat gestanden: „Volksversammlung zur Begründung einer christlich-sozialen Arbeiter-Partei." Dasselbe Plakat stand am Tage der Versammlung an den Anschlagsäulen der ganzen Stadt und führte am Abend etwa tausend Sozialdemokraten in die Versammlung.

Der sozialdemokratische Generalstab mit Most an der Spitze war nur unvollständig erschienen; man hatte gegenüber dem Versuch, den man nicht genau kannte und gar nicht fürchtete, nur teilweise mobil gemacht. Selbstverständlich rissen die Sozialdemokraten die Bureauwahl an sich, ließen aber Grüneberg, wenn auch unter vielfachem Gelächter und Widerspruch reden. Er sprach unrichtig, unsicher und unzusammenhängend; der Vorsitzende sagte am Schluß der Rede nicht ohne Grund: „wenn der Abend weiter nichts gebracht hätte, so wäre das Ganze nur eine Posse." Ich hatte ursprünglich nicht beabsichtigt zu reden, in diesem kritischen Momente schickte ich meine Karte dem Präsidium hinauf und bat ums Wort. Mit einem Mal änderte sich die Lage; der Ernst der Sache begann. Es war eine der größten Stunden meines Lebens, die nun folgte.

Ein Freund Mosts, der an jenem Abend zuhörte, den Antrieb zur Umkehr empfing und später im christlich-sozialen Korrespondenzblatt den Verlauf der Dinge, auch in dem Kreise der Sozialdemokraten, beschrieb, mag uns seine Eindrücke erzählen. Er schildert die Szene folgendermaßen: „Die Situation aber änderte sich sofort, als Grottkau, der Präsident der Versammlung, mit nachdrücklicher Betonung folgendes erklärte: ‚Seither mußte man meinen, man wolle mit der Versammlung Komödie spielen. Jetzt aber hat sich ein Vertreter der theologischen Wissenschaft, Herr Hofprediger Stöcker, zum Wort gemeldet. Die Ehre der sozialdemokratischen Partei erfordert es, daß Sie diesen Gegner lautlos anhören. Ich werde als Vorsitzender meine Funktion rücksichtslos zur Geltung bringen — wonach sich zu achten!‘ Und Grottkau verstand Wort zu halten. Unter lautloser Stille und gespanntester Aufmerksamkeit seitens der Versammlung bestieg nun ein

Mann das Podium, den wir unsern Lesern nicht näher zu charakterisieren brauchen, heute kennt ihn in Berlin jedes Kind und die Sozialdemokraten lernten ihn damals kennen. Sein Blick überflog die Versammlung — dann begann er zu sprechen, etwas bebend anfangs zwar, aber mit klarer und bald völlig sicherer Stimme. Er sprach einfach, mild, aber ernst und eindringlich, vom Herzen zum Herzen, jedem verständlich — und nicht lange dauerte es und er hatte manche dieser Herzen, die unter dem Arbeitskittel und einer rauhen äußeren Hülle oft weicher und für alles Rechte und Gute empfindlicher klopfen als man es wohl vermeint, erreicht, gefangen. Die Versammlung lauschte anfangs dem Gebote Grottkaus folgend und wohl noch mehr wirklich gefesselt lautlos den Worten des Redners — bald aber schlugen viele Herzen höher und fast unbemerkt hüpfte manchem ein Zeichen des Beifalls aus dem Herzen über die Zunge und Lippen — sie ‚dachten‘ ja nur laut: ‚Bravo!‘ ‚Sehr wahr!‘ rc. Aber — ‚Ruhe!‘ tönte es diesen lauten Denkern vom Vorstandstische und aus der Versammlung entgegen, und ein energisches Zischen andrerseits stellte ‚die Ehre der sozialdemokratischen Partei‘ zeitweilig wieder her — bis sie ein Loch nach dem andern und schließlich sogar ein sehr großes Loch erhielt, der Beifall war schließlich ein fast allgemeiner, überwog jedenfalls die Mißfallsäußerungen. ‚Ich meine es treu, ehrlich und gut mit dem Arbeiterstande, so wahr mir Gott helfe!‘ — mit dieser feierlichen Versicherung hatte Hofprediger Stöcker seine Rede geschlossen.

„Grottkau stand wie eine eherne Bildsäule am Vorstandstisch, die Hand fest um den Knauf der Präsidialglocke gedrückt, und Most rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her, Dentler aber spitzte merkwürdig oft den Bleistift und warf seine Augen unruhig bald hierher, bald dorthin. Aber Wort hielten sie, die sozialdemokratischen Führer, das muß man ihnen lassen, sie behielten Ruhe, bis der Hofprediger mit seiner Rede zu Ende war und das Podium verließ — es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, den Mann, der hier schutzlos mitten im feindlichen Lager stand, gleich zu Anfang — auspfeifen und gar nicht zu Worte kommen zu lassen. Sie haben es nicht gethan, sie trauten sich das Zeug zu, dem Gegner in offenem Kampfe entgegenzutreten und hielten den Kampf mit solchem Gegner für eine Ehre. Die Epigonen könnten hierin von ihren Vorgängern etwas lernen. —

„Wie Quecksilber schnellte nunmehr Johann Most von seinem Sitze auf und nahm, mit stürmischem Jubel von seinen Parteigenossen begrüßt, das Wort. Die Hände in den Hosentaschen, sich mühsam

zur Gelassenheit zwingend oder vielmehr diese affektierend trat er dicht vor die Rampe und ‚vernichtete‘ zunächst mit wenigen Hieben moralisch den unglücklichen Grüneberg, der ‚sinnloses Zeug‘ geredet und dessen Auftreten nur an den ‚Bruder Mierické‘ erinnert habe; dagegen anerkannte Most, daß Hofprediger Stöcker ‚Klarheit in die Situation‘ gebracht habe. Man vermöge doch nun zu erkennen, daß hier die ‚Staatssozialisten‘ einen Fühler ausstrecken wollten. Daß Stöcker hier so offen und mannhaft aufgetreten, sei ja anzuerkennen, er möge aber auch in den Kreisen, in denen er sich bewege, für die Not des Volkes Verständnis und Teilnahme erwecken. Stöcker habe hier ein Lied vom armen Mann hören lassen, sogar vom zufriedenen armen Mann, das müsse entschieden zurückgewiesen werden.

„Hierauf rekapitulierte der wilde Most fast Satz für Satz die Rede des Hofpredigers, glossierte dieselbe mit der ihm eignen ätzenden Schärfe der Dialektik und redete sich dabei nach und nach in eine förmliche Wut gegen die bestehenden Gesellschaftseinrichtungen, das Christentum und die ‚Pfaffen‘, insbesondere auch gegen Luther und Calvin hinein, die jedes Maß vernünftiger Kritik überstieg. Most war von einer ‚furchtbaren Beredsamkeit‘ und riß die vielfach urteilslose Masse wie im Wirbelwind mit sich fort, so daß diese selbst kaum wußte, wie ihr geschah. ‚Selbst wenn das gesamte Pfaffentum die Sonne verfinstern und wie ein Heuschreckenschwarm heranstürmen sollte,‘ — rief Most zum Schluß in förmlicher Ekstase — ‚so würden sich die sozialdemokratischen Arbeiter nicht von ihren Wegen und Zielen abbringen lassen.‘ Die Tage des Christentums seien gezählt, und den Priestern könne man nur zurufen: ‚Macht Eure Rechnung mit Eurem Himmel, Eure Uhr ist abgelaufen!‘ — Frenetischer Beifall folgte diesen mit stets wachsender Leidenschaft vorgetragenen Tiraden Mosts, die die Versammlung in einen wahren Taumel versetzt hatten. Most selbst stürzte mehr als er ging vom Podium herab in die Mitte seiner ihn beglückwünschenden Freunde.

„Die allgemeine Erregung war eine so hochgradige, daß an eine ruhige sachliche Diskussion nicht mehr zu denken war. Dentler verlas eine von ihm inzwischen entworfene Resolution gegen die Bildung einer christlich-sozialen Arbeiterpartei:

„Die auf heute in den großen Saal des Eiskellers zur Bildung einer christlich-sozialen Arbeiterpartei einberufene Versammlung erklärt: ‚In Erwägung, daß ein fast 1900 Jahre währendes Christentum nicht im stande gewesen ist, das Elend, die äußerste Not der überwiegenden Mehrheit der Menschheit zu lindern, geschweige denn ihnen ein Ende zu machen; in fernerer Erwägung, daß die heutigen Priester und

Diener der Kirche keine Miene machen, das seither von ihnen beobachtete Verfahren zu ändern; in schließlicher Erwägung, daß selbst jede wirtschaftliche Errungenschaft, sei sie groß oder klein, völlig ohne den gleichzeitigen unbeschränkten Besitz politischer Freiheit wertlos ist, und selbst bei Erfüllung des christlich-sozialen Programms die Sache beim alten bleibt, — dekretiert die Versammlung, daß sie lediglich und allein von der sozialdemokratischen Partei eine gründliche Beseitigung aller herrschenden politischen und wirtschaftlichen Unfreiheiten hofft, und daß es ihre Pflicht ist, mit allen Kräften für die Lehren dieser Partei einzutreten und dafür zu wirken.'

„Die Resolution wurde mit großer Majorität angenommen. Grottkau schloß hierauf die Versammlung mit dreifachem Hochruf auf die Sozialdemokratie. Beim Auseinandergehen sangen die Sozialdemokraten die Arbeitermarseillaise.

„Das war der Geburtstag der christlich-sozialen Partei.

„Als der Hofprediger den Eiskellersaal verließ, begleiteten ihn die stillen Glück- und Segenswünsche vieler der Anwesenden. Sie fühlten sich innerlich bewegt, wie seit langer Zeit nicht mehr, die verhärteten Gemüter waren weich geworden. Wohl ertönte hie und da aus der Versammlung ein wüster Zuruf und selbst Fäuste erhoben sich gegen den Herrn Hofprediger, aber das Wesen des Mannes, der so mutig und vertrauensvoll sich in ihre Mitte gewagt und ihnen bei aller Freundlichkeit so aufrichtig die Wahrheit gesagt, imponierte ihnen unwillkürlich, sie machten bereitwillig eine bequeme Passage frei und erwiderten den freundlichen ‚Guten Abend!', den ihnen der Herr Hofprediger zum Abschiede bot, nicht unfreundlich; förmlich verblüfft über soviel natürliche ‚Ungeniertheit' blickten sie ihm nach — der Herr Hofprediger gelangte mit seiner Begleitung unbehindert aus dem Saal. —

„In Gruppen eifrig debattierend aber sonst ziemlich geräuschlos verlief die Versammlung. Der sozialdemokratische Generalstab aber begab sich mit Most in das damals neu eröffnete Kaffee ‚Kaiserkrone', Friedrich- und Karlstraßen-Ecke. Die Ereignisse dieses Abends mußten doch noch gehörig ‚durchsprochen' und weitere Verhaltungsmaßregeln dem neuen ‚Feind' gegenüber in Betracht gezogen werden.

„Die Unterhaltung war, trotzdem sich noch einige fremde Personen in dem betreffenden Zimmer befanden, eine äußerst lebhafte. Hin und her wurden die Ereignisse des Abends erörtert, die ‚Chancen' hin und wider erwogen. Äußerlich, darüber konnte ja kein Zweifel bestehen, hatte man einen ‚großen Erfolg' davongetragen, aber — die sozialdemokratischen Führer waren viel zu erfahrene ‚Politiker', als daß sie sich hätten verhehlen können, daß es ein unvollständiger,

ein Pyrrhussieg war, den sie errungen; die ‚Leute‘ hatten Stöcker vielfach warmen Beifall gezollt, trotz des strengen Verbots Grottkaus, unter Berufung auf die ‚Ehre der sozialdemokratischen Partei‘ und die Resolution gegen die Bildung einer christlich-sozialen Arbeiterpartei war nicht einstimmig angenommen. Das war im hohen Grade bedenklich, wenn dergleichen öfter vorkäme. — ‚Ein ganz gefährlicher Bursche, dieser Stöcker!‘ meinte Most wiederholt in komischem Grimme und die andern stimmten ihm zu. Auch sonst zeigte sich Most mit manchen Einzelheiten in der Leitung und Haltung der Versammlung gar nicht zufrieden — er machte namentlich Grottkau bitterböse Vorwürfe darüber, daß dieser von Stöcker als von einem ‚Vertreter der theologischen Wissenschaft‘ gesprochen. ‚Eine theologische Wissenschaft gibt's nicht!‘ erklärte Most ex cathedra und Grottkau wagte nicht zu widersprechen. Der damals schon totkranke Dentler sekundierte Most wacker in allen Stücken und überbot ihn wohl noch manchmal an cynischen Bemerkungen und radikalen Plänen, wie dem neuen Gegner am besten beizukommen wäre. Weiter aufkommen lassen durfte man ihn nicht, darüber waren fast alle einig, aber was gegen ihn thun, das ihn wirklich unmöglich machte? das war die schwierige Frage, auf die man eine bestimmte Antwort nicht fand. —

„‚Was meinst denn du zu alledem?‘ wandte sich Most endlich an einen der Tischgenossen, der sich manchmal an der sozialdemokratischen Privatdiskussion beteiligte, diesmal aber sich ganz still verhalten hatte. ‚Ich — ich bin wohl im stande, der neuen Partei beizutreten.‘ Allgemeines Gelächter! Most, der wie alle übrigen Tischgenossen diese Äußerung ‚natürlich‘ nur im Scherz auffaßte, erwiderte ebenfalls im Scherz, aber mit ätzender Schärfe: ‚Dumm genug bist du dazu!‘ Erneute stürmische Heiterkeit. Nun, der Betreffende ist wirklich so ‚dumm‘ gewesen, der neuen Partei beizutreten — nicht gleich damals schon, sondern nachdem er etwas ‚klüger‘ geworden — befindet sich aber heute noch im Zweifel darüber, wer damals der ‚Dümmere‘ gewesen. Er ist ein treues Mitglied der christlich-sozialen Partei, ist seinen frühern Grundsätzen treu geblieben, hat sich aber freudig, nachdem ihm die Möglichkeit geboten war, im christlich-sozialen Sinne moderiert. Wer ihn deshalb einen ‚Renegaten‘ schelten will, mag es thun, man wird ihn damit nicht aus der glücklich gewonnenen Ruhe des Gemüts und des Gewissens bringen — ein Gut, das er bei der Sozialdemokratie nicht gefunden und das heute in ihren Reihen noch weniger als damals zu finden sein dürfte.“

Wenige Wochen nach dieser Eiskellerversammlung drängte die „Berliner freie Presse“, das Hauptorgan der damaligen Sozialdemo-

kratie, mit den wildesten Accenten zum Massenaustritt aus der Kirche. „In Berlin — schrieb das Blatt — derselben Stadt, die einst Freidenker ersten Ranges wie Voltaire, Lessing ꝛc. in ihren Mauern hat wirken sehen, ist neuerdings ein Treiben zutage getreten, das allmählich anfängt, allen aufgeklärten Männern die Röte des Zorns, wo nicht tiefster Scham auf die Wangen zu treiben. In öffentlicher Versammlung haben es Mucker und Finsterlinge gewagt, vor dem Volke aufzutreten, haben widerwärtige Augenverdrehungen zum besten gegeben und in heuchlerischer Berufung auf ihre ‚christliche‘ Liebe zum Volk den Versuch gemacht, die Massen von ihrem heiligen Emanzipationskampfe, der doch nur mit den Waffen der Wissenschaft allein zu führen ist, abtrünnig zu machen. Die wundergläubigen Bekenner eines persönlichen Herrgottes, wie eines gehörnten und geschwänzten Teufels — sie glauben die Not des armen Mannes, die Verzweiflung des durch die Krise aufs Pflaster gesetzten Fabriksklaven, die Hoffnungslosigkeit des ruinierten Kleinmeisters zu einem ergiebigen Raubzug für die schwarze Rotte säulenheiliger Priesterknechte ausbeuten zu können. Partei- und Gesinnungsgenossen! Das darf nicht ohne Antwort bleiben. Noch nie ist dem intelligenten arbeitenden und gewerbfleißigen Volke Berlins eine größere Beleidigung angethan worden, als mit dieser Zumutung. Denn wenn Fortschrittler und sonstige ‚liberale Philister‘ vor euch hintreten und eure Stimmen für die Wahlen einzufangen suchten, so haben sie doch nicht mehr gewollt, als euch in materieller und politischer Beziehung in altgewohnten Ketten zu erhalten, — von dieser Hofpredigersippe aber wird nicht nur die Aufrechterhaltung des alten Joches angestrebt — nein! diese Volksbeglücker haben vielmehr die schlechte Absicht, zu den schweren alten Ketten noch weit schlimmere und unerträgliche geistige Banden euch aufzulegen, indem sie den frechen Plan hegen, auch euer ganzes Fühlen und Denken zu vergiften, und euch mit Wunderglauben und Teufelspuk in die finstersten Zeiten, in eine längst entschwundene Geschichtsepoche zurückzuversetzen. Massenaustritt aus der Landeskirche — das ist auf den uns angethanenen Schimpf die einzig und allein entsprechende, tausendfach zu wiederholende richtige Antwort!“ Zuerst hatte sie nur gedroht, sie werde eine Kundgebung zum Massenaustritt veranstalten, wenn die Christlich-Sozialen versuchen sollten, über die Grenze Berlins hinaus in die Provinzen zu gehen; der Verlauf der Bewegung veranlaßte sie, ihre Drohung noch früher zu erfüllen.

In einer zweiten kleineren Versammlung wurde die Begründung der Partei vollzogen; es hatten sich sofort 50 Arbeiter, darunter mehr als die Hälfte Sozialdemokraten, in die Partei aufnehmen lassen. In

der nächsten großen Versammlung (S. 7) galt die Verhandlung dem Haß der Sozialdemokraten gegen das Christentum; es mußte auf jene Resolution vom 3. Januar und auf die Angriffe Mosts geantwortet werden. Zum ersten Male versagte hierbei der sozialdemokratischen Parteiführung das Kommando; sie hatte den Befehl ausgegeben, daß niemand die Versammlung besuchen solle, trotzdem war der Saal gedrängt voll. Von den eineinhalb bis zweitausend Anwesenden bestand die eine Hälfte aus Sozialdemokraten, die andre aus Freunden und Bundesgenossen. Es war äußerst schmerzlich, im Verlauf der Versammlung die Verwilderung der Volksmassen zu sehen. Wenn die blutigen Citate aus den sozialdemokratischen Schriften, die zum Mord ermunterten, angeführt wurden, ertönte aus den sozialdemokratischen Kehlen oft ein Bravo, wenn der Frevel getadelt wurde, ein betäubender Lärm. Nicht bloß bei den Worten Gott, Christus, Kirche, Sünde, sondern auch bei der Erwähnung des Gewissens, der Vaterlandsliebe, der Tugend entstand ein wahres Geheul. Immerhin konnte die Rede beendet werden und fand bei dem größern Teile der Versammelten Zustimmung und Beifall.

Kürzere Ansprachen von Freund und Feind folgten der Rede, spät in der Nacht wurde die Versammlung geschlossen. Die, welche ihren Beitritt zur Partei erklären wollten, sollten da bleiben. Die Sozialdemokraten schrien: „auch da bleiben!"; sie wollten die andern von der Anmeldung abhalten und sangen ihre Marseillaise. Von der Gegenseite brauste der Choral „Ein feste Burg ist unser Gott" durch den Saal und siegte. Es war ein dramatischer Moment, in welchem zwei Weltanschauungen, gleichsam zwei Geister in der Luft, miteinander kämpften. Weit über 300 Mitglieder meldeten sich an diesem Abend zum Eintritt in die Partei, die damit dauernd begründet war. Auch unter ihnen bestand die Hälfte aus bisherigen Anhängern der Sozialdemokratie. Dies war das Ereignis, welches die Sozialdemokratie so in Harnisch brachte, daß sie den Massenaustritt aus der Kirche proklamierte; ihr Manifest tönte wie eine Sturmglocke.

Most, auf das äußerste gereizt, hielt am 22. Januar eine besondere Versammlung, um den Austritt zu inszenieren. Wir geben aus seiner Rede einige besonders charakteristische Stellen.

„Man sagt, ohne Religion ist keine Moral denkbar, ohne Religion könne kein Gemeinwesen bestehen, man könne dann die Menschen nicht in Zucht halten — Zucht, das ist so ein Ding, wovon die herrschenden Klassen viel zu rühmen wissen, bei Vernünftigen aber ist sie nicht nötig. Ich erinnere Sie daran, daß zu den Zeiten, in denen die Religion ihre Blütezeit im Gemeinwesen gehabt hat, die

ärgste Brutalität und Unmoral geherrscht hat. Wo das Pfaffentum herrschte, hat die Moralität nie zu- sondern stets abgenommen. Die Religionslosen sind auch stets die sittlichsten Menschen. Es ist nicht Prahlerei von mir, wenn ich daran erinnere: In unsern sozialdemokratischen Kreisen, wo die freie Weltanschauung herrscht, steht die Sittlichkeit auf einer höhern Stufe, als bei allen religiösen Leuten. Vor dem Auftreten der Sozialdemokratie waren die Massen verwildert infolge der Erziehung durch die Generalpächter der Religion. (Bravo!) Auf unsern Arbeiterfesten herrscht Brüderlichkeit, Ordnung und gute Sitte, während die Festlichkeiten, welche die herrschenden Klassen veranstalten, oft mit Schlägereien enden . . . .

„Diese Verirrung, die auf dem religiösen Gebiet herrscht, kann keinen anziehen, der Denken gelernt und dessen Geist vom Servilismus sich losgerungen hat. Wer die Religionssysteme mit dem Maßstabe der Vernunft, des gesunden Menschenverstandes mißt, den müssen sie anwidern. Mir war es schon als zehnjähriger Knabe unmöglich zu verstehen, wie Kain, nachdem er den Abel erschlagen, sollte in ein fremdes Land gegangen sein uud dort ein Weib genommen haben. Die biblische Erzählung von der Erdenschöpfung verträgt sich auch nicht mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft, jeder halbwegs Gebildete muß es belächeln, wie Moses von Sonne, Mond und Sterne redete, als seien es Lichterchen. Noch komischer ist, was über die Erschaffung des Menschen von Moses berichtet wird, da soll Adam aus einem Erdenkloß modelliert und Eva aus einer Rippe von diesem fabriziert worden sein. Und dieser Unsinn muß noch fort und fort in den Schulen den Kindern gelehrt werden. Der gesunde Menschenverstand sagt: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Die Theologie mit ihrem Himmel und ihrer Hölle ist als Unsinn erkannt — wie's um diese Dinge sich verhält, ist mir, um einen ordinären Ausdruck zu gebrauchen, ganz Wurst. Um nun auf das Pfaffentum zurückzukommen, so ist ja, wie jeder einsehen muß, dies nichts wie eine Partei, mindestens eine Gruppe innerhalb und zu gunsten des Bestehenden, das es als die schwarze Gendarmerie um jeden Preis schützen helfen muß. Monate lang müßte man erzählen, wollte man auf die Sünden des Pfaffentums eingehen, nur bei gewissen Gelegenheiten hält man eine Generalabrechnung mit ihnen. Gewiß ist es, daß es auch heute manch Pfäfflein gibt, das gar zu gerne zuschauen möchte, wenn wieder ein Ketzer geschmort würde. — —

„Nun, es fängt auch hier schon an, besser zu werden, wie wir an den zahlreichen Frauen sehen, die unsre Versammlungen besuchen. Aber weil die Frauen so gemütsvoll, sind sie den Einflüsterungen

der Schwarzkünstler noch so zugänglich und lassen sich leicht breit schlagen.

„Aber sicher ist es doch ein Skandal, daß die Religionshandlungen infolge Zwanges oder Gedankenlosigkeit vollzogen werden. Und die Bevölkerung Berlins darf dem Pfaffentum ihre scheinbaren Triumphe um so weniger gönnen, als sich in neuerer Zeit gezeigt, daß Wölfe in Schafspelzen sich in die Arbeiterkreise einschleichen. Seitdem der Versuch von neuem gemacht wird, die schwarze Fahne auf die Metropole der Intelligenz aufzupflanzen, ist es Pflicht jedes wahrhaft Freisinnigen, den Pfaffen den Weg zu zeigen, wozu es ja gegenwärtig höchst einfache Mittel gibt. Das erste ist: Kopf oben! Die Berliner Arbeiter sind noch nicht so tief gesunken, daß sie sich mit Anbietung von Bettelsuppen ins Bockshorn jagen lassen. Nachdem die Pfaffen das reiche Spanien ausgestohlen, ließen sie die Hungernden von ihren leckern Mahlzeiten aus Fischschwänzen und Vogelpfoten Suppen zurecht machen, und sagten dann zu den Leuten: Da seht, was für gutmütige Leute wir sind. Da man hier in Berlin darauf aus ist, diesen spanischen Pfaffen nachzuahmen, ziemt es sich aufzupassen und sich das den Arbeitern angebotene Bettelfutter genau anzusehen! Daß die Pfaffen hier einen Tropfen auf einen heißen Stein wollen fallen lassen, wäre an sich ja ganz schön, aber sie wollen damit Seelen kaufen, und da sollen sie doch sehen, daß sie sich damit verspekuliert haben. — — —

„Die Pfaffen werden vom heutigen Staat bezahlt, dieser schützt und stützt aber lediglich die kapitalistische Gesellschaft — und wollten wir den Pfaffen daher folgen, würden sie uns in den Abgrund des Verderbens führen. Wir müssen, wollen wir nicht zu Grunde gehen, das herrschende Staatssystem radikal umgestalten. Dazu dürfen und können die Pfaffen nicht die Hand bieten. Sie stehen und fallen mit der heutigen Gesellschaft. Daher ist solchen demagogischen Bestrebungen der Pfaffen gegenüber die einzige Antwort: der Austritt aus den Landeskirchen. Die meisten der hier Anwesenden sahen doch wohl schon Jahr und Tag keine Kirche mehr. (Sehr richtig.)

„Wir sind diesen Schritt auch unsern Kindern schuldig, die jetzt zum Religionsunterricht gezwungen werden. Da sagen manche: das thäte nichts. Nun mag das ja bei geweckten Kindern auch richtig sein, und die Eltern können viel dazu beitragen, um die Kinder zu wecken, aber die Kinder sind viel zu leicht zugänglich, namentlich für geschickte Hofprediger. Und, meine Herren, ist es dann recht, die Jugend sich abquälen zu lassen mit dem Auswendiglernen von Gesangbuchversen und Bibelsprüchen, die später nie mehr ganz herauszubringen

sind? Soll der Zukunft ein neues Geschlecht von Grund aus zugeführt werden, so müssen die Kinder statt des Religionsunterrichts mit besserm Unterricht versorgt werden. Der Religionsunterricht vernichtet im Menschen die Logik für immer. Und es würde auch auf das Land Eindruck machen, wenn hier mit dem Massenaustritt aus der Kirche begonnen würde. Da würde dem Pfaffentum ein Schrecken in die Glieder fahren (Stürmisches Bravo und Beifallklatschen) und in vielen Gegenden würde dies Beispiel nachgeahmt werden. Jeder Ungläubige bekundet erst seine wissenschaftliche Weltanschauung durch den förmlichen Austritt aus der Landeskirche. Wir Sozialdemokraten, die wir in wirtschaftlicher Beziehung Sozialisten, in politischer Republikaner sind, sind nach unsrer wissenschaftlichen Überzeugung Materialisten, mindestens teilen wir nicht den Gottesglauben. Darum Radikale, schließt die Reihen — schützt eure Bollwerke — mag man nun die blau-weiße, oder die schwarze, und die schwarz-weiß-rote Fahne darauf setzen. Noch sind die Schwarzen nicht ausgestorben! Suchen sie sich in eure Reihen einzuschleichen, weist sie zurück mit dem bekannten Verslein von Heine:

Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Und auch die Herren Verfasser,
Sie trinken heimlich funkelnden Wein
Und predigen öffentlich Wasser.

(So, nicht wörtlich citierte Most.)“

Geradezu entsetzenerregend war eine Weiberversammlung, die zu diesem Behuf veranstaltet wurde. Sie erinnerte in ihrem Charakter und Verlauf geradezu an Szenen der französischen Revolution. Der Andrang zu dieser Versammlung war ein so gewaltiger, daß schon 1½ Stunden vor Beginn derselben weder im Saale noch auf der Gallerie ein Platz zu finden war. Hunderte, vielleicht tausende von Personen mußten unverrichteter Sache wieder umkehren. Auf der Rednertribüne hatte inzwischen Frau Hahn, die ehemalige Präsidentin des im Jahre 1875 gerichtlich geschlossenen Berliner Arbeiterfrauen- und Mädchen-Vereins, Platz genommen. Zu ihrer Linken saß Reichstagsabgeordneter Most, und zu ihrer Rechten Missionsdirektor Wangemann. An den Ecken und Enden des Saales waren große rote Plakate mit der Aufschrift: „Massenaustritt aus der Landeskirche“ angebracht. Darauf äußerte sich Most, mit einem Beifallsturm begrüßt, ungefähr folgendermaßen: Es sei ein erfreuliches Zeichen, daß auch die Frauen anfingen, die Männer im politischen Kampf zu unterstützen. Haben die Sozialdemokraten erst die Frauen für ihre Ideen gewonnen, dann haben sie die Jugend und mit dieser die Zu-

kunft. Die Frauen seien nicht bloß gleich den Männern die Sklavinnen der Kapitalmacht, sie seien infolge der reaktionären Staatseinrichtungen auch die Sklavinnen des Mannes. Schon die Bibel erzähle, daß die Frau aus der Rippe des Mannes entstanden sei. Moses wollte damit jedenfalls andeuten, die Frau sei nur ein Bestandteil des Mannes. (Lebhafter Beifall.) Most ging dann ausführlich auf die sozialdemokratischen Prinzipien ein und bemerkte: zuerst habe man die sozialdemokratische Bewegung vornehm ignoriert, da man sie so wieder aus der Welt schaffen zu können glaubte. Da diese Spekulation sich als eine irrtümliche erwiesen, so hätten Männer der Fortschrittspartei einen Keil in die Arbeiterbewegung zu treiben versucht. Auch dies Manöver sei nicht geglückt und nun sei der Kerkermeister als Retter der Gesellschaft aufgetreten. Allein die Sozialdemokratie breite sich immer mehr aus und werde immer unwiderstehlicher. Deshalb schlichen sich nun Hof- und andre Prediger in die Arbeiterversammlungen und gründeten selbst Arbeiterparteien, um Arbeiter gegen Arbeiter zu hetzen. Die beste Antwort auf dies Gebahren sei: Massenaustritt aus der Landeskirche. Die Sozialdemokraten wollten niemand die Religion rauben, aber diejenigen, die mit der Kirche gebrochen, müßten sich auch zum formellen Austritt ermannen können. (Stürmischer Beifall.) — Frau Hahn ersuchte die anwesenden „Damen“, sich zum Wort zu melden. Da dies aber nicht geschah, so bemerkte Frau Hahn, sie werde den Anfang machen. Sie erzählte nun eine Anzahl Geschichten, bei denen die „Pfaffen“ sich ungebührlich benommen: unter den „Pfaffen“ herrsche die größte Schlechtigkeit und Unsittlichkeit, — ihre Religion sei der Sozialismus, in dem allein Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Wahrheit und Menschenliebe enthalten sei. (Stürmischer Beifall.) — Eine große Anzahl andrer Frauen und Mädchen erzählten alsdann mit ebenso großer Zungenfertigkeit wie Frechheit, welche Erfahrungen sie mit Geistlichen gemacht hätten. Das A und O all dieser Redensarten war: Fort mit den Pfaffen, Massenaustritt aus der Landeskirche und allgemeiner Übertritt zur Sozialdemokratie! Frau Hahn äußerte unter nicht enden wollendem Beifall: sie wünsche sehnlichst, daß alle Kirchen zu gesunden und billigen Arbeiterwohnungen umgewandelt würden.

Missionsdirektor Wangemann, mit Beifall, auch mit vereinzeltem Pfeifen empfangen, hielt eine Rede mit dem Grundgedanken: das Christentum habe zuerst die Ehe, die Familie als heilig erklärt, deshalb sei es ihm unbegreiflich, daß sich christliche Frauen in so entsetzlicher Weise gegen das Christentum erheben. — Most erwiderte: die Grausamkeiten, die durch christliche Priester verübt

wurden, bewiesen das Gegenteil der von Dr. Wangemann aufgestellten Behauptungen. Im übrigen müsse er bemerken, daß das Christentum auf wilde Volksstämme wohl veredelnd wirken könne. Er erteile deshalb den Hof- und andern Predigern den Rat, ihre Predigten bei den Hottentotten anzubringen und die bereits kultivierten Menschen mit ihrer Gegenwart zu verschonen. Er müsse übrigens konstatieren, daß Dr. Wangemann sich weder in die letzte Dienstags-, noch in die heutige Versammlung eingeschlichen habe, und daß Herr Dr. Wangemann vielleicht zu den wenigen zähle, die von dem, was sie lehren, überzeugt seien. Gegen 12½ Uhr nachts schloß alsdann Frau Hahn die Versammlung. Die Weiber sangen beim Verlassen des Lokals die Audorffsche Marseillaise, ein wildes Lied des Umsturzes und der Gottlosigkeit. —

Missionsdirektor Wangemann ergriff noch öfter in Volksversammlungen das Wort, trug die Bewegung weiter und machte durch seine schlichten Zeugnisse auf die Herzen doch einen Eindruck. Unter diesen Massen von Verführten waren Hunderte, welchen das Wort Gottes wohl that, wenn es auch in dem wüsten Lärm des Pöbels unterzugehen drohte. Die Sozialdemokratie fühlte, daß sie eine Wunde empfangen habe, der Fanatismus der irreligiösen Propaganda wurde so wild und zügellos, daß auch alte Sozialdemokraten erklärten, die Weiberversammlungen hätten ihnen einen unheimlichen Eindruck gemacht. Die Schändlichkeiten, welche hier geredet wurden, waren so entsetzlich, das gemeine Geschwätz der Vorsitzenden, die ekelhaften Geschichten der Rednerinnen, das frivole Mostsche Gerede boten ein solches Durcheinander von Grauen, daß es auch der sozialdemokratischen Presse zu viel wurde und Worte fielen, die wie eine Verteidigung klangen.

In der „Zukunft", der wissenschaftlichen Zeitschrift der Sozialdemokratie, stand bald danach ein Aufsatz, der mit überlegenem Geiste die Sozialdemokratie strafte, daß sie das Christentum angriffen, anstatt es zu ihrem Bundesgenossen zu machen. Dieser Aufsatz war der erste religiöse Ton in der sozialistischen Bewegung Deutschlands.

„Die deutsche Sozialdemokratie — heißt es hier — erklärt programmmäßig die Religion für Privatsache. So darf sie logischer Weise auch nicht gestatten, daß einzelne ihrer Agitatoren und Führer im Namen der Partei den Atheismus predigen, die christliche Religion und Kirche verhöhnen und mit Schmähungen, ja zum teil mit Verleumdungen überhäufen. Welchen Schaden die Partei sich damit thut, wenn sie es geschehen läßt, daß in ihrem Namen eine atheistische Agitation der wüsten Leidenschaft und des blinden Fanatismus be-

trieben wird, dafür liegen Symptome von allgemeiner Bedeutung und Erkennbarkeit vor Augen. Was ist denn z. B. aus der mit so vielem Eklat in Szene gesetzten Agitation für Massenaustritt aus der Landeskirche geworden? Der Erfolg derselben ist ein wahrhaft lächerlicher. Je mehr Gewicht man auf diese Agitation zu legen schien, desto größer mußte durch Verunglückung derselben der Eindruck der Impotenz der Partei in dieser Richtung werden. Sollte diese Erfahrung nicht in der That geeignet sein, der Partei darüber die Augen zu öffnen, daß sie sich auf religiöse Fragen nicht verstehe und daher am besten thue, sich mit derselben nicht zu befassen, und die theologischen Allotria in ihren Versammlungen zum Schweigen zu bringen? Der, wenn auch nicht programmmäßig, doch faktisch vorhandene sozialdemokratische Fanatismus und Atheismus hat den hoftheologischen Staatssozialismus hervorgerufen, und mußte ihn mit Notwendigkeit hervorrufen. Dabei erscheint der fanatische Haß gegen das Christentum um so wunderlicher, je häufiger man andrerseits findet, daß sozialdemokratische Redner und Schriftsteller dem Stifter des Christentums eine gewisse Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nun ist es freilich eine offenbare Ungeheuerlichkeit, Jesum als den ersten Sozialdemokraten zu bezeichnen: aber eben so offenbar ist es, daß die Sozialdemokratie keine Religion erfinden konnte, welche geeigneter wäre, ihren Bestrebungen in den Tiefen der Gemüter eine festere und belebendere Grundlage zu geben, als die Lehre Jesu und der Apostel. Man sollte meinen, die Sozialdemokratie verstände sich besser auf ihren Vorteil, wenn sie, statt ihrer maßlosen Befehdung des Christentums sich weiter zu überlassen, die Reform der Kirche im Geiste Jesu auf ihr Programm schriebe. Denn wie alle andern Institute, welche den höhern Interessen des Volkes dienen, — z. B. die zur Förderung der Wissenschaft und Kunst bestimmten, — so wird der sozialdemokratische Staat auch die Kirche aus seinen Mitteln zu unterhalten und ihr das für sie Notwendige zu gewähren haben. Unterließe er dies, so würde er die allerdringendsten Bedürfnisse eines großen Teiles seiner Bürgerschaft unbefriedigt lassen; dann aber dürfte er sich nicht rühmen, der Staat der Gerechtigkeit und Glückseligkeit zu sein, welcher er doch sein will. Ein solches Verhalten des Zukunftsstaates würde nichts anders sein, als das, was die Sozialdemokratie mit Recht an der Gesellschaftsordnung des bestehenden Staates rügt: Ausbeutung des einen Teils der Gesellschaft durch den andern. Diese Ausbeutung würde der nicht religiöse Teil des Volkes sich erlauben, weil er stark genug dazu ist, es zu thun. Was hätten wir also anders, als Ausbeutung des Schwachen durch den Starken? Ob der Starke durch Majorität stark

ist oder durch vererbte Vorrechte und Kapitalien, das macht keinen Unterschied."

Nach einer Richtung hin wirkten diese Dinge durchaus heilsam; sie öffneten manchen die Augen, die bisher das Verderben der hauptstädtischen Bewährung nicht erkannt hatten. Regierung und Parlament, Presse und Wissenschaft wurden an ihre Sünden gemahnt, dem Atheismus, der damals in Zeitungen und auf Katheder das große Wort führte, wurde das Gewissen wach; man sah die Sturmesernte, die aus der Windesernte entsprossen war.

Das Resultat des ganzen war doch nur ein neues Fiasko der Sozialdemokratie. Mit dem Massenaustritt wurde es nichts; nur wenige hundert Leute ließen sich dazu einschreiben, auch von ihnen kamen in den nächsten Tagen viele in das christlich-soziale Büreau und baten, daß man ihnen helfen solle, ihre Austrittserklärung zurückzunehmen. Die Führer der Sozialdemokratie hatten sich völlig verrechnet, hatten unbesonnen genug die religiöse Seite angeschlagen und ahnten nicht, wie eng doch auch ihre Anhänger noch mit Kirche und Christentum verbunden waren.

Die nächsten Versammlungen (S. 13, 21 u. 23) galten der Feststellung des christlich-sozialen Programms. Dasselbe war aus der Zusammenarbeit kundiger Männer hervorgegangen, und durchaus geeignet, die Aufmerksamkeit aller ernsten Politiker zu beschäftigen. Wer es heute liest, wird der christlich-sozialen Partei die Anerkennung nicht versagen, daß sie zu rechter Zeit erkannte, was not that und durchaus praktische Maßregeln vorschlug. Alle die Forderungen des Programms stehen heute auf der Tagesordnung der deutschen Politik, und sind zum Teil erfüllt und in der Erfüllung begriffen, oder stehen zur Diskussion in Parlamenten und Versammlungen. —

In der christlich-sozialen Partei wurde es allmählich ruhig. Man hielt geschlossene Versammlungen und arbeitete an der Belebung des Volksgeistes, indem man die Gebiete des sittlichen, religiösen, nationalen Lebens in Reden beleuchtete. In dieser ruhigeren Zeit bot die erste christlich-soziale Feier von Kaisers Geburtstag ein erquickendes Bild. Sie zeigte zugleich das Wachstum der Partei, deren Mitglieder in kurzer Zeit die Zahl tausend überschritten. In dem größten Saale Berlins wurde das Fest gefeiert; arme Arbeiter, in der damaligen schweren Zeit eine häufige Erscheinung, wurden am Abend gespeist; auch Ihre Majestät die Kaiserin hatte dazu eine reiche Gabe gespendet. Der Jubel bei den patriotischen Reden, bei dem Hoch auf den Kaiser war unermeßlich. Es erschien allen als etwas großes, daß Hunderte

von ehemaligen Sozialisten christlichen Gedanken wieder zustimmten, dem Vaterlande ihre Liebe bewiesen und dem Kaiser wieder zujauchzten. Jener Abend bewies, was man bis dahin bezweifelt hatte, daß es Sozialisten geben könne, die in der Liebe zu König und Vaterland stehen, mit Kirche und Christentum versöhnt sind. Und darauf kam es an.

Um diese Zeit waren großartige Leichenbegängnisse zweier sozialdemokratischer Parteiführer; einer derselben, der jugendliche Redakteur Dentler, hatte in jener ersten Eiskellerversammlung mit am Vorstandstisch gesessen, nun war er schnell abgerufen. Die Berliner Sozialdemokratie benutzte diese Gelegenheiten, um der neuen Bewegung gegenüber ihre Macht zu entfalten. Man schätzte die Zahl derer, die den Särgen folgten, auf 20000, die Zahl der Zuschauer auf 100000. Ein merkwürdiger Zug muß festgehalten werden. Auf dem Totenacker der freien Gemeinde wurde der eine dieser beiden Sozialdemokraten begraben. An der Innenmauer dieses Platzes stand der Vers:

Macht hier das Leben gut und schön,
Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn!

Die Musik, welche den Trauerzug geleitete, spielte den Choral: Jesus meine Zuversicht. — Und unter den Eindrücken der bessern Zeit hat die freie Gemeinde jenen Vers ohne polizeiliche Veranlassung seit Jahren getilgt.

Es ist Zeit, hier einen Augenblick still zu stehen und die Urteile von rechts und links über die Bewegung zu vernehmen. Das Auftreten der christlich-sozialen Arbeiterpartei machte wieder einmal vieler Menschen Gedanken offenbar und legte den niedrigen intellektuellen und sittlichen Stand eines großen Teils der liberalen und fortschrittlichen Presse völlig bloß. Es wäre begreiflich gewesen, wenn der Plan einer christlich-sozialen Bewegung die Mißbilligung der Liberalen gefunden hätte, denn er war ein Angriff auf das liberale Wirtschaftsprinzip. Man hätte der Kirche das Recht bestreiten können, in die soziale Frage einzugreifen; denn es war klar, daß auf diesem Wege die Gleichgültigkeit und der Haß der Masse beseitigt werden konnte. Man konnte dem jungen Unternehmen einen Mißerfolg prophezeien, obwohl doch die Sammlung von einigen tausend Mitgliedern binnen weniger Monate, darunter mehr als die Hälfte alter Sozialdemokraten, unleugbar einen ersten großen Erfolg bedeutete. Man konnte, wenn man die Ruhe über alles liebte, die Aufregung bedauern, welche in Berlin hervorgerufen wurde, und wenn man von kirchlichen Dingen nichts verstand, den Austritt von einigen hundert Atheisten aus der

Landeskirche beklagen. Aber wenn mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen auf der ganzen Linie des Liberalismus gegen die Christlich-Sozialen ein Pelotonfeuer von Unverstand, Gehässigkeit, Spott und Hohn eröffnet wurde, dann durfte man dies Benehmen als ein Symptom geistigen und sittlichen Verfalles beklagen. Es ist erfreulich, von der Nationalzeitung sagen zu können, daß sie zuerst an diesem unwürdigen Kampf nicht teilnahm. Am Anfang zeigte sie dem Zentralverein für Sozialreform eher Sympathie als Gegnerschaft. Auch der christlich-sozialen Arbeiterpartei kam sie mit einer gewissen Anerkennung entgegen. „Der Augenschein weist nach“ — schrieb die ‚Nat.-Ztg.‘ — „welche Massen auf seite des sozialdemokratischen Apostels stehen. Von solchen Feinden ist die deutsche Kulturwelt umgeben und man sollte glauben, diese frappanten Thatsachen müßten dahin führen, daß sich der einmütige Widerstand derer, die auf gleicher Gesinnungs- und Kulturstufe stehen, endlich organisieren würde. Hört man jedoch in die Öffentlichkeit hinein, so wird man nur allzubald gewahr, wie die Gewohnheit, diesen Gefahren gegenüber zu leben, die Empfindung dafür abstumpft und wie die kleinen Zwischenunterschiede in der freigesinnten Bildungswelt aus Beschränktheit, Selbstvergötterung, persönlichem Dünkel, kindischem Eigensinn so aufgebauscht werden, daß die große, gemeinsame Sache darüber vergessen wird.“ Es mochte an meinem Namen und Stand liegen, daß sie besorgte, der christliche Standpunkt der Partei möchte zu eng und unfrei sein. „Wenn wir nur, hieß es, die Christlich-sozialen strengstens damit beim Wort nehmen dürften, daß ihnen der christliche Glaube nur Hand in Hand mit der Liebe zum Vaterland geht, zum deutschen Vaterland mit allen geistigen Errungenschaften, welches auf dem Boden der geistesbefreienden Reformation durch die Jahrhunderte her aufgerichtet ist, wenn wir nur sicher sein könnten, daß man einen christlichen Glauben beschwört, der sich verpflichtet hält, auch nicht ein Blatt in der nationalen Geistesgeschichte zu verleugnen, wir hätten dann eine Gemeinsamkeit des Ausgangspunktes, welche es uns leichter machen würde, trotz vieler und großer Bedenken uns mit dem Programme und der Kampfesrichtung der Christlich-sozialen auseinanderzusetzen.“ Gewiß steckte in solchen Befürchtungen noch ein gut Stück unberechtigten Mißtrauens, aber die glückliche Möglichkeit schimmerte doch durch, daß auf dem sozialen Gebiet zwischen positiven Christen und politisch Liberalen eine gegenseitig anerkennende Gemeinschaft angebahnt werden könnte. Noch einige andre Blätter, wie die „Deutsche Union“, die „Schlesische Warte“, beide liberalen Charakters, äußerten an dem Berliner Kampf eine lebhafte Teilnahme. Auch die „Kölnische Zeitung“, später so

feindlich, hatte damals eine freundliche Stimmung. „Die Weite und Klarheit seines Wissens“ — schrieb sie von mir, entgegen späteren Äußerungen, — „gegenüber der Begriffsverdunkelung und dem jämmerlichen Halbwissen seiner Gegner, die ruhige, bescheiden gediegene Weise seines Auftretens gegenüber der cynischen Roheit seiner die höchsten humanen und sittlichen Redensarten im Munde führenden Opponenten, und endlich jener Mannesmut, der nie seine Ziele verfehlt, ließen selbst diese erregten Massen einen Einfluß und die Ahnung eines überlegenen Etwas empfinden, welches ihrem dunkeln, elementaren Drange vielleicht doch endlich die Zügel anzulegen berufen wäre.“ Wie viel weiter würden wir sein, wenn die nationalliberale Richtung mit den christlich-sozialen Bestrebungen in dieser freundschaftlichen Fühlung geblieben wäre und sich durch unsern spätern Kampf gegen Fortschritt und Judentum nicht hätte auf die andre Seite treiben lassen!

Leider stand ein Teil der liberalen Zeitungen ganz auf der Seite der Gegner. Auch die Augsburger Allgemeine, ein meist so unbefangenes Blatt, war damals schlecht bedient, sie wendete ihr Mißtrauen gegen den „Hofprediger“. Unter der Überschrift „Das erste Debüt der Kanzelsozialisten“ schrieb sie: „Heute wenden sich thatkräftige Mitglieder der Hofpredigerpartei an die Arbeiter; die Armen, die man selbst nicht auf die Beine zu bringen weiß, sollen diesmal Zentrum und Sozialdemokraten stellen, daher der neue Name ‚Zentralverein für Sozialreform.‘ Die eigentliche Absicht der neuen theologischen Gründung aber verrät der bekannte Mitarbeiter der Luthardtschen Kirchenzeitung aus Preußen, der das Geheimnis dahin ausplaudert: die Tage des ungläubigen Oberkirchenrats seien gezählt, denn in den maßgebenden Kreisen scheine die Einsicht allmählich durchzubrechen, daß die Kirche der beste Schutz des Thrones ist. Diese Einsicht an maßgebender Stelle zu stärken, hat der tapfere Hofprediger Stoecker den Kampf mit den Sozialdemokraten unter den Augen jener Stelle unternommen.“ So ging es weiter. Die christlich-soziale Partei galt als ein kirchlich reaktionäres Unternehmen. Auch Berichtigungen waren völlig fruchtlos.

Ein Jahr zuvor hatte die „Magdeburgische Zeitung“ bei Gelegenheit der kirchlichen Kämpfe in Berlin geschrieben: wir sollten anstatt die Kirche zu zerfleischen, zu den Sozialdemokraten gehen und diese für das Christentum zurückgewinnen. Buchstäblich so wurde gehandelt. Aber es war einer der vielgeschmähten Hofprediger, der es unternahm. Da vergaß die Magdeburgerin ihren Rat von früher und schrieb: „Offenbar ist die moderne Volksversammlung nicht der Boden für eine gedeihliche Wirksamkeit der Geistlichkeit. Die jüngste

Berliner Versammlung, in welcher der christliche Staatssozialismus sich auf eine zeitlang für Berlin unmöglich machte, zeigte, daß Debatten über die Religion noch heutzutage die ungereimtesten und aufregendsten Ansichten zu Tage fördern. Derartige Versuche müssen den Charakter der Farce bekommen, zumal wenn die Geistlichen, welche diesen ungleichen Kampf aufnehmen, nicht mit ganz ungewöhnlicher Beredsamkeit und Schlagfertigkeit ausgerüstet sind." Die Farce wurde doch strenger Ernst, der Staatssozialismus eine Möglichkeit und die christlich-soziale Arbeiterpartei eine Thatsache.

Natürlich war die Fortschrittspresse der liberalen weit voraus. Das „Berliner Tageblatt" eröffnete den Reigen. Ohne die Fähigkeit, einen Kampf um die hohen Güter des Volkslebens zu verstehen, schrieb es: „Ein nachträgliches, vergnügtes Neujahrsfest haben unsere Sozialdemokraten gefeiert, als sie am Donnerstag die Vorkämpfer des neuen christlich-staatssozialistischen Vereins zu Boden schmetterten. Den letztern Herren mag, trotzdem die Versammlung im Eiskeller stattfand, bei den Verhandlungen brühsiedeheiß geworden sein. Ich kann gerade nicht dazu sagen, daß ich sie darob bemitleide. Wenngleich meine unmaßgebliche Meinung dahin geht, daß es um die sozialistische Lehre weit besser stände, wenn es keine Sozialdemokraten, wenigstens vom Genre der heutigen, gäbe, so sind mir doch diese, wenn auch etwas ungezogenen, aber doch ihre Meinung, ihre Pläne und Ziele frei heraussagenden Männer immer noch lieber, als jene Herren, die durch Augenverdrehen und frömmelnde Salbadereien das Volk zu ködern suchen. Ihr Fiasko war ein wohlverdientes. Ich wünsche ihnen ein recht fröhliches Mittelalter."

Dem „Tageblatt" am nächsten stand die „Tribüne". Das Blatt widmete der Versammlung einen längern Leitartikel mit der dem sozialdemokratischen „Vorwärts" entlehnten Überschrift: „Pastorensozialismus". In diesem Artikel wurde zunächst mit wenig Witz und viel Behagen konstatiert, daß die neueste sozialpolitische Quacksalberei „kalt gestellt" worden sei, und dann der kranken Gegenwart folgendes Rezept ausgestellt: „Nicht auf dem Boden irgend eines religiösen Glaubens, nicht auf dem Boden irgend einer staatsrechtlichen Doktrin, sondern lediglich auf dem Boden des Privatrechts, auf welchem sich alle Parteien und Klassen der bürgerlichen Gesellschaft vereinigen können, ist mit dem heutigen Sozialismus eine Berührung möglich."

Andere Blätter des Radikalismus betrachteten die Sache unter dem prinzipiellen Gesichtspunkte. „Jahrhunderte lang — sagte der ‚Börsencourier' — herrschte das Christentum, und strebte nach Macht, Einfluß und Reichtum. Wohin kam es mit der erhabenen Idee seines

Stifters? Und dieses Christentum in seiner modernen Entwickelung, so bar des idealen Gehaltes, mit dem es einst erfüllt war und durch den es die Macht der alten Welt besiegte, dieses Christentum sollte heute die Kraft haben, die sozialistische Propaganda erfolgreich zu bekämpfen und denen, welche Brot verlangen, die nach politischem Einfluß streben, durch den Hinweis auf das ihrer im Jenseits harrende Himmelreich mit der Not und dem Elend zu versöhnen, die sie im Diesseits zu tragen haben? Es gibt in der That Leute, die dies glauben und die den Mut gehabt haben, zur Bekämpfung der sozialdemokratischen eine christlich-soziale Arbeiterpartei zu bilden, die bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten in Berlin freilich ein klägliches Fiasko gemacht hat."

Die „Volkszeitung" zeigte ziemlich deutlich, woher das Übelwollen gegen die Christlich-Sozialen entsprang. In einer der christlich-sozialen Versammlungen war ein Wort gegen die Juden gefallen. Der jüdische Bankier Samter, zuerst ein Mitarbeiter des „Staatssozialist", hatte das übelgenommen, obwohl das Wort von geringfügiger Bedeutung und von unbestreitbarer Wahrheit war. Es war nämlich ausgesprochen, daß die größte Schuld der damaligen Notlage die Börse trage, die fast ausschließlich im Besitz der Juden sei, und daß die Sozialdemokraten auf die Juden nicht schimpften, während sie auf alle schimpften, weil Lassalle ein Jude gewesen sei. Adolf Samter kündigte darauf seine Mitarbeiterschaft an der Zeitung, und die „Volkszeitung" schrieb: „So sehen wir — nämlich in der christlich-sozialen Bewegung — das wahre Gesicht der Sozialdemokraten: Aufreizung, Denunziantentum, wüstes Hepp-Hepp-Geschrei gegen eine große andersgläubige Klasse gleichberechtigter Staatsbürger und endlich die Proklamierung der Unfehlbarkeit des evangelischen Pfaffentums als die einzigen Früchte der neuesten Bewegung."

Auch die „Vossische Zeitung", zuerst ziemlich anständig, war doch so im Irrtum befangen, daß sie den Massenaustritt, der gar nicht einmal stattgefunden hatte, zur Hälfte den Christlich-Sozialen, zur Hälfte dem Pfaffentrug in die Schuhe schob. Man habe wilde Greuelszenen hervorgerufen und ein Werk begonnen, dem man nicht gewachsen sei.

Man würde irren, wenn man meinte, daß sich die konservative Presse damals energisch der christlich-sozialen Partei angenommen und dieselbe zu fördern gesucht hätte. Gewiß war die Begründung dieser Partei, wie sich's ja auch nachher zeigte, im eminenten Sinne ein Stück konservativer Arbeit und ein viel versprechender Anfang für Kirche, Staat und Volksleben. Aber es zeigte sich, wie wenig Corps-

geist in der konservativen Partei herrschte, wie um kleiner Unterschiede im einzelnen willen die großen, gemeinsamen Tendenzen übersehen wurden. Ein großer Teil derselben stand dem christlich-sozialen Unternehmen kühl und kopfschüttelnd gegenüber. Allerdings fehlte es nicht an Organen, welche mit Freudigkeit der jungen Partei Bahn brachen. Die „Norddeutsche Allgemeine“, der „Reichsbote“, die „Reichspost“ in Frankfurt am Main, wenn sie auch dem Verein für Sozialreform noch Zweifel entgegengebracht hatten, gaben bei dem Beginn der christlich-sozialen Bewegung ihre Bedenken auf und halfen in energischer Weise mit. Die „Rheinisch-Westfälische Post“ und der „Düsseldorfer Anzeiger“ schenkten der gesamten Bewegung große Aufmerksamkeit. „In Berlin trug — so schrieb das erstere Blatt — Hofprediger Stöcker die christlich-monarchische Fahne mitten unter die wilden Horden der in Religions- und Königshaß fiebernden Sozialdemokratie. Allerdings wurden dabei Christentum und Monarchie von den fanatisierten Massen vorläufig noch mit dem Hohngeschrei der Hölle überflutet, — aber die Fahne Jesu und des christlichen Königtums bleibt aufgepflanzt: den Arbeitern als ein Zeichen der Hoffnung und den Dienern des Staats und der Kirche als ein weithin tönender Ruf zur Mithilfe in dem heiligen Streit.“ Anders zuerst die „Kreuzzeitung“. Trotz großer Sympathie für die Christlich-Sozialen hatte sie doch im einzelnen an dem Programm derselben, an ihrer Verbindung mit dem Verein für Sozialreform, an dem „Staatssozialist“ viel mehr auszusetzen als anzuerkennen. Noch ungünstiger stand die „Post“. Sie lobte den Mut, aber erklärte die Sache für verkehrt und erfolglos. In den kirchlichen Blättern waren dieselben Schattierungen von Neigung und Abneigung. Die meisten Volksblätter, wie das „Stuttgarter Sonntagsblatt“, der „Westfälische Hausfreund“, der „Baseler Volksbote“ begrüßten die neue Arbeit mit voller Sympathie. Der „Hamburger Nachbar“ hatte noch kein rechtes Zutrauen zu der Sache. Die Luthardtsche Kirchenzeitung stand dem Zentralverein zweifelnd gegenüber, der christlich-sozialen Bewegung freundlich zur Seite, doch bemängelte sie die Forderungen des Programms. Dem „Mecklenburgischen Kirchen- und Zeitblatt“ gefiel der weite christliche Standpunkt nicht. Andere Blätter, am durchgreifendsten das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“ erklärten, daß die Kirche keinen Beruf habe, wirtschaftliche Programme aufzustellen.

Die Erklärungen, welche in den christlich-sozialen Versammlungen gegeben wurden, stimmten diesem Einwande lebhaft zu. Einmal über das andere Mal wurde versichert, daß nicht im Namen der Kirche die speziellen Punkte des Programms aufgestellt seien; die Kirche könne,

da es im Wirtschaftlichen wie im Politischen je nach Stand und Beruf verschiedene berechtigte Standpunkte gebe, selber keine Entscheidung fällen; aber es sei dem Geistlichen nicht zu verübeln, falls seine Überzeugung ihn treibe, nach einer bestimmten Richtung sozial zu wirken. Warum solle er sich nicht einer Arbeiterpartei anschließen, wenn er nur die notwendigen Bedingungen inne halte, daß er dem Klassenkampf keinen Vorschub leiste, sondern zum Frieden mahne und auch dem Standpunkt des Gegners gerecht werde? — Wenn in Versammlungen scharfe Ausdrücke gegen Arbeitgeber und Kapitalisten vorkamen, wurde ausdrücklich betont, man solle den heftigen Ton unterdrücken, da die christlich-soziale Partei eine Partei des Friedens sei. Aber allerdings mußte es in jenen Tagen, wo das Eigentum den Meisten fast nur noch unter dem Gesichtspunkt des Rechts, nicht der Pflicht erschien, eine Aufgabe des Geistlichen sein, den grundstürzenden Irrtum zu bekämpfen, daß jeder mit dem Seinigen willkürlich verfahren könne, und die göttliche Wahrheit hochzuhalten, daß der Besitzer nur ein Haushalter sei, der Gott Rechenschaft schulde.

Die kirchlichen Blätter von links zeichneten Karikaturen wie die politischen. Ihnen war die christlich-soziale Partei nur ein Mittel der Herrschsucht für die positive Union. Im Gegensatz dazu verhielt sich die katholische Presse freundlich. Die „Rheinischen Volksblätter“ sprachen das Gelöbnis aus: „Wir unsrerseits werden und wollen alles, was zur Rettung der Gesellschaft aus der Sandwüste der Glaubenslosigkeit und der Irreligion, sowie aus dem Pfuhle der Verkommenheit unternommen wird, dankbarst anerkennen und würdigen, ganz einerlei, ob das von Protestanten oder Katholiken geschieht. Auf uns soll engherzige Befangenheit keinen Einfluß üben. Wer für die höchsten und besten Güter, Glaube und Tugend, seine Kräfte einsetzt, der ist uns nicht zuwider, sondern in hohem Maße sympathisch, trage er Meßgewand, Predigertalar oder Bürgerrock.“ Auch die „Germania“ stand der Bewegung sympathisch gegenüber.

Als ein bedeutsames Zeichen mußte es gelten, daß man im Ausland der Bewegung mit Aufmerksamkeit folgte. Auch die Blätter des gläubigen französischen Protestantismus, der „Christianisme“ voran, sprachen sich günstig aus und forderten zur Nachahmung auf.

Inzwischen zeigte sich, daß den Arbeiterkreisen gerade die Beteiligung der Geistlichen Ursache zum Segen ward. In einer der christlich-sozialen Versammlungen stellte ein Arbeiter den Antrag unter dem Jubel der Versammlung, man solle sich an sämtliche Geistliche Deutschlands wenden, die hätten den Arbeiter lieb, und würden ihm schon zu seinem Recht verhelfen. So naiv dieser Antrag lautete, hatte

er doch für alle einen sympathischen Sinn. Es lag darin das instinktive Gefühl, daß ohne das Christentum die soziale Frage ungelöst bleibe und nur mit Hilfe des Evangeliums und seiner Diener gelöst werden könne.

Soviel wurde erreicht, daß die soziale Frage in allen Kreisen, besonders in den vornehmen und christlichen, auf die Tagesordnung kam, daß in Deutschland ausnahmslos alle Blätter und Journale, im Auslande viele Zeitschriften das Programm des christlichen Sozialismus diskutierten. Eine allgemeine Erörterung der sozialen Probleme entstand. Unleugbar gab das Auftreten der christlich-sozialen Partei der sozialen Bewegung in christlicher Beziehung einen starken Impuls. Das bloße Hineingehen in sozialdemokratische Massenversammlungen war es nicht, was diesen Antrieb verursachte; es war schon früher oft genug mit den besten Kräften geschehen, und hatte doch keinen nachhaltigen Eindruck zurückgelassen. Das Eigentümliche und Wirksame der Berliner Vorgänge lag gerade in dem Punkte, der von vielen Seiten nicht so bald anerkannt wurde, in der Begründung einer Partei. Der atheistischen Organisation der Sozialdemokratie eine christliche Koalition der Arbeiter entgegenzustellen, — das war die Aufgabe; eine dauernde Organisation zu schaffen, damit dem weiteren Vordringen der Sozialdemokratie ein Damm entgegengebaut, dem Sammeln der guten und tüchtigen Elemente in der Arbeiterwelt eine Stätte bereitet werde, — das war die Arbeit. Man fragte damals vielfach, ob es dem Geistlichen erlaubt sein könne, sich mit der Begründung einer sozialen Partei zu befassen. Die Bedenken sind nicht unüberwindlich, auch damals brach sich die Erkenntnis Bahn, daß der Geistliche nicht bloß ein theologisches Dasein führen, sondern eine populäre Existenz erringen müsse. Es darf doch jeder Geistliche in gewissem Sinn Politik treiben, sich an Angelegenheiten einer politischen Partei beteiligen, mit derselben wählen und abstimmen. Läßt sich dagegen nichts einwenden, so muß es einem Geistlichen auch gestattet sein, aktiv in das Parteileben einzugreifen.

Aber diese Begründung war für die christlich-soziale Bewegung nicht einmal nötig. Denn der Sozialdemokratie entgegenzuwirken war einfach eine seelsorgerliche Aufgabe von entscheidender Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Lag das Verführerische dieser Richtung darin, daß mit sozialem Köder die Menschenseelen gefangen, in den Atheismus hineingeführt und in der sozialdemokratischen Partei dem Christentum völlig entfremdet wurden, so war es eine Pflicht des Seelsorgers, die sozialen Dinge darauf anzusehen, ob sie nicht auch zur Wiedergewinnung der Arbeiter zu benutzen seien, und ob nicht,

wenn man den Verführten die soziale Wahrheit entgegenhielte, die irreligiöse Lüge verscheucht werden könnte. Und wenn, wie es auf der Hand lag, der Weg der persönlichen Seelsorge nicht ausreichte, um an die einzelnen heranzukommen, weil die Partei ihre Mitglieder zu fest umstrickt hielt, dann mußte es geradezu als eine Aufgabe der Seelsorge erscheinen, der Partei der Verführung eine Partei der Rettung entgegenzustellen. Es wurde das in christlichen Kreisen, besonders in denen theologischer Professoren nicht immer begriffen. Hervorragende Führer der Mittelpartei versuchten es wohl auch, aus kirchenpolitischen Rücksichten in ihren Kollegien wie auf den Kanzeln die christlich-soziale Bewegung anzugreifen. Aber es verdient berichtet zu werden, daß in der ersten Zeit die „deutschen evangelischen Blätter“, das Organ der Mittelpartei, im großen und ganzen auf der christlich-sozialen Seite zu finden war.

Das Frühjahr ist die Zeit der pastoralen Konferenzen und Vorträge. Die christlich-soziale Sache wurde auf den Versammlungen des Jahres 1878 vielfach behandelt. Zuerst in Berlin sprach D. Kögel über das Thema: „Der evangelische Geistliche und seine Aufgaben an der sozialen Frage.“ Er unterschied zwischen den Aufgaben, die schlechthin im geistlichen Amt liegen, und zwischen solchen, die in der eigentümlichen Begabung der Einzelnen ihre Vertretung und Förderung finden. „Warum soll“, so nahm er ausdrücklich unsre Arbeit in Schutz, „wer nur ein warmes Herz und eine schlagfertige Zunge hat, nicht auch als Geistlicher in eine sozialdemokratische Versammlung eintreten, hier Vorurteile zerstreuen, Brücken zum Evangelium schlagen, Entfremdete mit sich ziehen und ein widerspruchsvolles System entwurzeln helfen? Und wenn allzu ängstlich Freunde ihm widerraten, muß er erwidern dürfen: ‚wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell‘“. Der Redner stellte — völlig korrekt — ein solches Vorgehen nur als eine Ausnahme hin, widerriet in der Regel ein direktes Eingreifen des Geistlichen in die soziale Bewegung und im Anschluß an das Wort: „wer hat mich zum Erbschlichter über euch gesetzt?“ wies er das religiöse Urteil über wirtschaftliche Fragen ab und warnte vor dem national-ökonomischen Dilettantismus. Es war klar, D. Kögel war es vielmehr darum zu thun, die beständige Arbeit des Geistlichen an der Lösung der sozialen Probleme ins Licht zu stellen als das Eintreten desselben in die christlich-soziale Bewegung zu beurteilen. In der Diskussion erkannte er an, daß es einen Umweg der Seelsorge gebe; man könne eine national-ökonomische Frage mit gutem Griff anfassen und diejenigen, welche zunächst ein Ohr für diese Frage haben, mit der Zeit auch für das Evangelium interessiren, das da-

hinter ruhe. Trotzdem wurde diese Besprechung benutzt, um einen „häuslichen Zwist", den man gern gewünscht hätte, zwischen den Hofpredigern zu konstruieren. „Hofprediger gegen Hofprediger", so lautete das pikante Thema, über welches eine hauptstädtische Zeitung einen Leitartikel brachte. Zwischen den Berliner Hofpredigern, deren Einigkeit in kirchlichen Dingen bisher der Linken zu einem so kräftigen und erfreulichen Ärgernis gedient hatten, sollte in sozialen Dingen ein Streit ausgebrochen sein. „Kögel und Stöcker in Krieg", welcher Jubel auf der Linken! Hofprediger D. Baur hielt den Freitag darauf in der christlich-sozialen Versammlung einen ausgezeichneten und begeisterten Vortrag über Sonntagsfeier und Familienleben, stellte dabei die Unrichtigkeit der liberalen Zeitungsmährchen ins Licht und legte die Sache zu den Akten.

Auswärts war die Bewegung fast ebenso lebhaft wie in Berlin. Einladungen von vielen Seiten forderten mich auf, über dieselbe zu reden; zuerst von Dresden, von dem Verein für innere Mission berufen, schilderte ich dort in einer öffentlichen Abendversammlung das Entstehen und die Strömung der christlich-sozialen Bewegung und fand lebendige Sympathie. Eine engere Konferenz von Berufsarbeitern der inneren Mission erörterte am anderen Tage die Frage, wie weit die innere Mission als solche sich mit der christlich-sozialen Arbeiterpartei berühre. Das Resultat der Beratungen lief in richtiger Weise darauf hinaus, daß man übereinkam, die innere Mission mit dem sozialpolitischen Parteileben nicht zu verwirren, aber daß man sie doch für berechtigt hielt, die Partei zu fördern und zur Bildung derselben anzuregen, falls die rechten Persönlichkeiten vorhanden seien. Daneben warf man die begründete Frage auf, ob es nicht im recht eigentlichen Sinn eine Mission der konservativen Partei sei, die christlich-soziale Sache in die Hand zu nehmen.

Auf einer Versammlung des konservativen Vereins für die Provinz Sachsen in Magdeburg durfte ich diese Frage beantworten. Es könne, so führte ich aus, nicht zweifelhaft sein, daß bei dem herrschenden allgemeinen Stimmrecht die konservative Partei nur als Volkspartei ihre Auferstehung feiern und nur in der sozialen Frage ihre Stärke gewinnen könne. Doch sei es nicht ratsam, daß die christlich-soziale Partei nur als Bruchstück der konservativen Fraktion auftrete. Die Arbeiter bedürften einer eigenen Vertretung ihrer Interessen und und müßten sich selbständig formieren, wobei natürlich eine Bundesgenossenschaft mit den Konservativen nicht ausgeschlossen, sondern dringend geboten sei.

In Köln auf der rheinischen Konferenz für innere Mission galt

die Besprechung mehr der persönlichen Aufgabe, welche die Besitzenden und Gebildeten an der Lösung der sozialen Frage haben. Die Diskussion ging sofort auf die praktische Frage ein, was seitens der inneren Mission zu thun sei. Bedenken wurden laut über Aufsätze des „Staatssozialist" und Ausführungen des Todt'schen Buches. Auch praktische Einwürfe wurden gemacht. Das Ganze endete doch mit einer sympathischen Zustimmung der Versammlung.

Auf der Rückreise wurde in Bielefeld vor einer Volksversammlung, meist aus Sozialdemokraten bestehend, ein Vortrag gehalten — der erste Angriff auf die auswärtige Sozialdemokratie. Die stürmische Versammlung verlief doch ungemein günstig und stellte sich als eine siegreiche Eroberung heraus. Als wenige Monate darauf die Reichstagswahlen stattfanden, waren im Wahlkreis Bielefeld-Wiedenbrück die Sozialdemokraten von 2165 Stimmen, die sie im Jahre 1877 erhalten hatten, auf 823 zusammengeschmolzen.

Die Bewegung wuchs. Im Reichstag traten die Anfänge der Bismarck'schen Wirtschaftsreform hervor. Es war noch kein durchgreifendes Programm, das der Reichskanzler vorlegte; doch waren seine Forderungen Äußerungen eines vollständig veränderten Systems. Indem er von dem Gesichtspunkt ausging, daß es nötig sei, dem Reiche Einnahmen zu verschaffen, um die Einzelstaaten von den großen und ungerecht verteilten Anlagen zu entlasten, stellte er eine umfassende Reform in Aussicht. Mit dem Tabaksmonopol, wie schon vorher mit den Reichseisenbahnen befürwortete er die Vermehrung des sozialen Eigentums; indem er den Schutz der nationalen Arbeit proklamierte, setzte er dem bisherigen System des beinahe uneingeschränkten Freihandels das nötige Korrektiv an die Seite. Der einseitige Individualismus, das bloße Gehenlassen sollte aufgegeben und durch ein gemischtes System von individueller und sozialer Wirtschaftsgestaltung, von Freiheit und Ordnung, von Konkurrenz und Schutz der Arbeit ersetzt werden. Zentrum und Konservative nahmen Position gegenüber der schrankenlosen Freiheit im Erwerbs- und Verkehrsleben. Wirtschaftliche Ordnung, Beseitigung der Privilegien des großen Kapitals, Revision der Gewerbeordnung, und eine wirksame Fabrikgesetzgebung, — so sprachen die Deutschkonservativen. Gerechte und gleichmäßige Besteuerung, Reform der Gesetzgebung zur Erhaltung und Förderung eines kräftigen Mittelstandes, Bekämpfung der revolutionären Agitation und Schaffung eines Arbeiterrechts, — so lautete das Programm des Zentrums. Sogar die Liberalen verschlossen ihre Augen den vorhandenen Übelständen nicht ganz und forderten wenigstens Revision des Aktien- und Genossenschaftsrechts. Die Programme der verschiedenen Richtungen

wurden allmählich zu Anklageschriften, und der Reichskanzler war gleichsam der große Staatsanwalt, welcher den Prozeß der Neugestaltung einleitete. Man sah wieder mit einer gewissen Hoffnung in die Zukunft, da nun die Sozialreform auf die Fahne der deutschen Politik geschrieben war.

In alle diese Erwägungen und Gedanken hinein fiel wie ein Blitz aus umdunkeltem Himmel das erste Attentat. Gottes allmächtige Hand schützte unsern greisen Monarchen vor der mörderischen Kugel, und Deutschland blieb die Schande und der Schmerz erspart, den ersten Kaiser des neuen Reiches von Mörderhand fallen zu sehen. Aus der Tiefe in die Höhe, aus der Höhe in die Tiefe, so hatte Gottes Weg unsern Kaiser immer geführt. Von Jugend auf hatte er den Wechsel von Trübsal und Herrlichkeit erfahren; nun war ihm am Lebensabend nach so viel Siegen und Ehren noch einmal beschieden, den Kelch der Bitterkeit bis auf den letzten Tropfen zu trinken. Kaiser Wilhelm hat im besondern Maße die volksfreundliche Art der Hohenzollern. Jeder Zoll ein König von Gottes Gnade, verbindet er in sich Majestät und Güte, Demut und Heldensinn zu seltener Harmonie. Auf dieses Königs Herz hatte ein Arbeiter gezielt. Wie er vorgab, hatte er sich nach dem Mordversuch das Leben nehmen wollen, um die Unterdrückung der Armen durch die Reichen zu konstatieren. Dies Geständnis zeigte den Abgrund, an welchem wir standen, die bodenlose Tiefe des Klassenhasses, der unser Volk verzehrte. Gewiß hatte die sozialdemokratische Partei den Mordversuch nicht angestiftet, aber sozialdemokratische Gedanken hatten den Mörder bewogen. Man fühlte allgemein das Brennen eines vulkanischen Feuers unter den Füßen. Und daß die sozialistische Presse das Feuer geschürt hatte, daran war kein Zweifel. Noch kurz vorher hatte die „Berliner Freie Presse“ einen unmißverständlichen Aufsatz über den „hingerichteten“ Louis Capet gebracht und der „Vorwärts“ einen Dithyrambus auf Wera Sassulitsch, die russische Mörderin, die ihre Kugel im Tyrannenblut gebadet hatte.

Für die christlich-soziale Partei kamen schwere Tage; sie wurde für die Aufregung, aus welcher heraus der Schuß Hödels gefallen war, verantwortlich gemacht. Im Reichstag, wo der Gesetzentwurf zur Abwehr sozialdemokratischer Ausschreitungen abgelehnt wurde, schleuderte man gegen sie die giftigsten Anklagen. Ein Mitglied der Reichspartei erklärte die christlich-soziale Bewegung für schlimmer als die Sozialdemokratie. Von deutschkonservativer Seite wurde diese unbegreifliche Beschuldigung widerlegt; auch Windthorst wies die Anklage zurück. Nun stellte es sich gar heraus, daß der unglückliche Hödel acht Tage Mitglied der christlich-sozialen Arbeiterpartei gewesen

war: Grund genug, daß der Liberalismus die Anklage formierte, die Christlich-sozialen hätten wohl gar eine geistige Mitschuld an dem Attentat. So widersinnig dieselbe war, fand sie sich doch in national-liberalen Blättern, der andern zu geschweigen. „Was das Hereinspielen der christlich-sozialen Arbeiterpartei betrifft, welcher Hödel anzugehören behauptet hat“, so schrieb die „National-Zeitung“, ehe die Sache klargestellt war, „so kann das eine leere Ausflucht oder ein perfides Manöver sein. Es ist aber auch möglich, daß diese neueste Agitation die Verwirrung im Kopf des Hödel gesteigert oder ihr Auftreten ihn in besonderer Weise erbittert hätte.“ Und einen Tag später, als die Mitteilung kam, Hödel habe eine Mitgliedskarte der christlich-sozialen Arbeiterpartei wirklich besessen, orakelte ein großer Leitartikel desselben Blattes folgendermaßen: „Wenn etwas geeignet wäre, den schweren Ernst der Sache einen Augenblick zu unterbrechen, so mußte es der Umstand sein, daß Hofprediger Stoecker überhaupt veranlaßt wird, sich eines solchen Zusammenhanges zu erwehren. Die Erfahrung allein, daß Elemente solcher Art wie Hödel sich auch nur vorübergehend in die neue Partei eindringen konnte, sollte Warnung genug sein, nicht unbedacht mit einem Feuer zu spielen, dessen Funken man so wenig zu überwachen weiß.“

Dieser Sturm legte sich bald. Hödel war auch Mitglied sozialdemokratischer Vereine; er erklärte selbst, die christlich-sozialen Flugblätter, die er ausgetragen hatte — es war die Rede über die Liebe zu König und Vaterland S. 28 — seien dummes Zeug. Aber er hatte auch — so erzählte man — kurz vor dem Attentate noch für das liberale „Leipziger Tageblatt“ geschrieben; der Vorstand des deutschen Reichsvereins in Leipzig hatte seine Aufsätze korrigiert.

Drei Wochen später wurde Berlin durch einen neuen Mordversuch in Mark und Bein erschüttert, mit Zorn und Scham erfüllt. Kaum hatte sich der Schrecken über den Frevel, der am Sonnabend vor Jubilate das teure Leben des geliebten Kaisers bedroht hatte, ein wenig gelegt, so stand Nobiling an Hödels Stelle, und diesmal mit Erfolg. Hödel war Anarchist, Nobiling war es auch; er erklärte, daß er Genossen habe. Ein Zittern des Entsetzens ging durch alle deutsche Herzen.

Die Ereignisse drängten sich. Der Kronprinz übernahm die Regierungsgeschäfte; der Reichstag wurde aufgelöst, ein Gesetz zur Unterdrückung der Sozialdemokratie vorbereitet. In dem Auflösungsantrag hieß es: „Die Regierung ist nicht der Meinung, daß das Maß freier Bewegung, welches die bestehenden Gesetze gewähren, im

ganzen einer Einschränkung bedarf; sie hält es nicht für gerecht und nicht für nützlich, mit den von ihr erstrebten Sicherheitsmaßregeln auch andre Bestrebungen zu treffen, als diejenigen, durch welche die bestehende Rechtsordnung gefährdet ist; sie glaubt, daß gerade die Bestrebungen der Sozialdemokratie es sind, welche die Abwehr nötig machen und gegen welche daher die Abwehr zu richten ist.“ Vielleicht wäre es besser gewesen, das gemeine Recht zu verstärken und die Gelegenheit zu benutzen, um die Tendenzen des Radikalismus überhaupt im Preß- und Versammlungsleben schärfer zu fassen. Nur war die Aufgabe schwierig, und der Moment forderte schnelle Hilfe. An sich war es richtiger, beide Schuldige zu treffen. Fortschritt und Sozialismus, Vater und Sohn, wären dann mit demselben Maße gemessen, der politische und religiöse mit dem sozialen Umsturz zugleich betroffen. Die Gründungsepoche der siebziger Jahre war nicht weniger schuldig, als die Umsturzbestrebungen, und ebenso strafwürdig wie die „Freie Presse“ war die „National-Zeitung“, welche das Triumphlied anstimmte, man könne endlich außer dem Schatten der Kirche leben, und die geistige Alternative so stellte: es handle sich heute darum, ob die Menschen von irgend einer überirdischen Macht oder durch sich selbst beherrscht werden sollten. — Das liberale Blatt stand auf der Seite der bloß menschlichen Herrschaft. Das jüdische „Berliner Tageblatt“ aber schrieb in jenen Tagen: die evangelische Orthodoxie arbeite wie die Sozialdemokratie an dem Umsturz des Staates. Es war lehrreich zu erfahren, wie die gesamte liberale Presse sich das furchtbare Ereignis des Attentats zurecht legte. Einige liberale Blätter deuteten, freilich etwas verschämt, an, es sei wohl gar das Christentum an dem furchtbaren Attentat schuld, Nobiling sei mystischen Spekulationen ergeben gewesen, man habe ihn öfter über der Lektüre der Bibel gefunden. Lag in solchen Worten ein völliges Aufhören des gesunden Menschenverstandes, so waren die Tröstungen, welche die liberale Presse für ihre Leser bereit hatte, zum Erbarmen. Das deutsche Volk werde unentwegt, so schrieb das eine Blatt, an der Liebe zum Kaiser und an der Ehre und Größe des Vaterlandes festhalten. Als ob nicht eben die Attentate ein entsetzliches Defizit in diesen Punkten offenbart hatten. Auch der Ruf: mehr Bildung! fehlte nicht in dem Chor der blinden Blindenleiter. Als ob nicht eben die letzten Wochen das Wort des alten Wellington wieder bewahrheiteten, daß Bildung ohne Religion nur schlaue Teufel mache. Hier und da blitzte ja der Gedanke auf, daß es in den obern Bildungsschichten nicht richtig bestellt sei, der Materialismus der obern Zehntausend sei zu den Volksmassen durchgesickert, die Humanität zur dämonischen Fratze entartet. Auch

die falsche Sentimentalität gegen das Verbrechen wurde als Schaden genannt, ebenso der Egoismus und die Genußsucht. Aber vergebens suchte man in den Blättern, die so schrieben, nach irgend einem Sündenbekenntnis, daß sie es gewesen seien, die das Volk Jahrzehnte lang irregeführt hatten, vergebens nach einem Aufschrei zu dem lebendigen Gott, an dessen Stelle sie das blinde Schicksal setzten.

In ihrer politischen Stellung hatten die Liberalen jede Haltung verloren, sie waren äußerst dienstbeflissen, der Regierung bei allen Maßregeln gegen den Sozialismus ihre Unterstützung zu versprechen; jede Kundgebung sozialistischer Meinungen, auch staatssozialistischer und christlich-sozialer — das letztere fügte man mit besonderm Nachdruck hinzu — sollte unter Maßregelung gestellt, die Lehrfreiheit der Kathedersozialisten beschränkt werden. Der Liberalismus wollte die ganze Aufregung der Nation auf den Sozialismus lenken und sein System des Gehenlassens, aus dem doch unsre wirtschaftliche Not und zum guten Teil auch die Sozialdemokratie entstanden war, für unschuldig erklären, die Sozialdemokratie in Bann und Acht thun, dagegen dem Liberalismus Indemnität erteilen. Mit Recht schrieb damals die „Provinzial-Korrespondenz“: „Die Regierung erstrebt in vollster Aufrichtigkeit die Stärkung des Staatslebens durch Vereinigung und Kräftigung der wirklich erhaltenden Elemente. Diese Vereinigung und Kräftigung aber muß, wie jüngst hervorgehoben worden, einen positiven Inhalt und bestimmte gemeinsame Ziele haben — der bloße Wille, die Sozialdemokratie zu bekämpfen, ist nicht genügend.“ Für jeden tiefer Blickenden war es klar, daß der Liberalismus in seinen wirtschaftlichen Irrtümern, wie in seiner Bekämpfung der Kirche, der dunkle Mutterschoß des Sozialismus war.

Inzwischen begann der Wahlkampf für den neuen Reichstag. Große Hoffnungen knüpften sich an die konservative und christlich-soziale Agitation. Pfarrer Rieger aus Stuttgart besang das Dioskurenpaar, wie er es nannte:

> Der eine deutschkonservativ
> Wie Hahnenschrei er wach uns rief,
> Der andre christlich-sozial
> Winkt uns wie Morgensonnenstrahl,
> Die zwei, einträchtig im Verein
> Sie können Deutschlands Retter sein.

Solche Sympathie war den Christlich-sozialen wohl zu gönnen, dieser viel angefochtenen Partei, die, kaum entstanden, in den Wahlkampf geschleudert wurde. Man mußte ihr lassen, daß sie zeitig auf dem Posten war. Mit großen Opfern begründete sie eine Zeitung, die

„Deutsche Volkswacht", deren sie durchaus bedurfte, um sich der jedes Maß übersteigenden Angriffe zu erwehren. Sie trat zuerst mit einem Wahlflugblatt und mit der Ernennung ihrer Kandidaten hervor. In drei Wahlkreisen wollte sie eigne Kandidaten aufstellen, zwei derselben waren Arbeiter. Solchen Ernst machte sie mit der Durchführung ihres Namens „Arbeiterpartei"; wie die Dinge einmal lagen, konnte sie schwerlich anders handeln.

Die Sozialdemokratie legte sich auch in dieser schweren Zeit kaum einen Zügel an. In Köln wurden sozialdemokratische Schriften mit Beschlag belegt, die den Vers enthielten:

> Die Schranken, die gezogen, müssen fallen,
> Durch Blut und Trümmer laßt zum Ziel uns wallen,
> Und selbst den Mord nicht scheuen, wenn's von nöten.

Diese blutige Lyrik war alt, damals erschien sie in einer besonders unheimlichen Beleuchtung. Man weiß nicht, ob man die cynische Sprache einiger Fortschrittsblätter nicht noch für gefährlicher halten sollte, als diesen mordgierigen Fanatismus. „Wir waren stets der Meinung," schrieb das jüdische „Berl. Tageblatt", „daß der Hund und das Pferd viel empfänglicher sei für die humanistische Richtung des Strafrechts, als die untern Regionen des menschlichen Geschlechts." Zwei Jahre vorher hatte der Liberalismus für die sorgenvollen Reden der Minister bei dem Antrag auf Verschärfung des Preßgesetzes nur „Heiterkeit" — jetzt, da ihnen der Geldsack in Gefahr schien, war ihnen keine Herabwürdigung des Arbeiterstandes gemein genug. Der Sozialdemokrat stand ihnen unter dem Tier.

Die Konservativen waren damals in den Prinzipien nicht entschieden genug. Unter dem Eindruck der Regierungspolitik, welche in der „Provinzial-Korresp." erklärte, sie werde fortfahren, sich auf das liberale Bürgertum zu stützen, begingen sie den Fehler, mit den Liberalen Kompromiß zu machen. In zwei Wahlkreisen von Berlin verzichteten sie zu gunsten Falks auf eigne Kandidaten. Nur wenige erkannten, daß die Signatur der Gegenwart ein Entweder—Oder sei; noch wenigere sprachen dies klar aus. Professor Geffken in einer bedeutenden Broschüre formulierte sein klares Programm dahin: Bereitwilligkeit zur Gewährung derjenigen Vollmachten, die für den Schutz der Rechtsordnungen notwendig sind, aber energische Betonung, daß alle Verbote und Repressivmaßregeln unwirksam bleiben müssen, so lange nicht eine Umkehr zu einer schöpferischen, maßvoll konservativen Politik erfolgt; demnach gründliche Revision der wirtschaftlich-sozialen Gesetzgebung und Beendigung des unseligen Kulturkampfes. —

Sehr interessant war nun das Resultat der Wahl. In Berlin hatten

Fortschritt und Sozialdemokratie, beide miteinander, ein ungeheures Wachstum erfahren. Den 86411 Stimmen der Fortschrittspartei, den beinah 60000 der Sozialdemokratie gegenüber, verschwanden die Wählerzahlen der andern Parteien. Für Falk, dem damals populärsten Mann, wurden in zwei Wahlkreisen nur 7045 Stimmen abgegeben, für die Konservativen 5149, für das Zentrum 1206, für den Handwerkerkandidaten, der in allen Wahlkreisen aufgestellt war, nur 353.

Für die Christlich-Sozialen, die nach den Versammlungen und deren Lebhaftigkeit zu urteilen, auf einen gewissen Erfolg Aussicht gehabt hatten, war der Ausgang der Wahl niederschlagend genug; ihr Führer erhielt 822 Stimmen, die ganze Partei 1422. Dennoch zeigte sich die beachtenswerte Thatsache, daß in dem 4. Wahlkreis die 317 Stimmen der Christlich-sozialen den sofortigen Sieg eines Sozialdemokraten verhinderten. Vergleichen wir, um von diesen ersten, schwachen Anfängen aus die richtige Perspektive zu gewinnen, die spätern Zahlen der Berliner Bewegung. Dieselbe erhielt im Jahre 1881 mehr als 46000 Stimmen und schlug die Sozialdemokratie gänzlich aus dem Felde. In diesem Jahr hat sie über 53000 Stimmen und drei Stichwahlen errungen. Allerdings ist jetzt wiederum wie im Jahre 1878 ein ungemeines Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen eingetreten, aber dies hängt mit dem gesamten sozialistischen Charakter unsrer Politik, sowie mit dem maßvollen, die Revolutionsgedanken beiseite lassenden Auftreten der Sozialisten zusammen; und naturgemäß gibt der Fortschritt, was er in den arbeitenden Volksschichten verliert, zunächst an die Sozialdemokratie ab. Es ist geraten, sich nicht zu früh über diese Erscheinung Sorge zu machen, sondern abzuwarten, wie sich die sozialistische Partei weiter benimmt.

Unter den die Christlich-Sozialen gestaltete sich die Reichstagswahl zu einer völligen Krisis. Alle diejenigen, welche nur aus Eigennutz sich der Partei angeschlossen hatten, fielen ab. Unwürdige Subjekte suchten ihr Mütchen an der christlich-sozialen Sache zu kühlen. Eine Flut von Hohn und Spott ergoß sich über das, wie es schien, völlig mißlungene Unternehmen. Auch Freunde schüttelten bedenklich den Kopf, und meinten, es sei Zeit aufzuhören. Die Versammlungen der Partei, sonst von Tausenden besucht, zählten in den ersten Wochen nicht einmal hundert Mitglieder, für eine kurze Zeit schien es wirklich, als sei das Ziel, welches mit der Begründung der christlich-sozialen Sache gesteckt war, verfehlt. Ein Schreiben von mir, welches damals den Zeitungen zugeschickt wurde, gibt über die Situation von damals ein klares Licht.

„Ich bin — so lautete der Brief — in der letzten Zeit öfter dafür in Anspruch genommen, daß die christlich-soziale Arbeiterpartei in die politische Agitation eingetreten und von derselben meine Wahl im 6. Berliner Wahlkreis betrieben ist. Sowohl die Motive wie die Art und Weise dieses Schrittes sind einer nicht immer gerechten Kritik unterzogen. Es muß mir sowohl in meinem eigenen Interesse wie in dem der christlich-sozialen Bewegung daran liegen, die Gründe unsrer Handlungsweise richtig erkannt zu sehen; für den unbefangenen Beurteiler sollte dies nicht allzuschwer sein.

„Um die Mitglieder der christlich-sozialen Arbeiterpartei definitiv von der Sozialdemokratie zu trennen, war es geradezu unvermeidlich sie zu einer Partei zusammenzuschließen; es bot sich kein anderer Weg. Wie ich die Begründung dieser Partei unternommen habe, um meine Brüder aus dem arbeitenden Volke vor dem Verderben retten zu helfen, dem sie in der Sozialdemokratie fast unwiederbringlich verfallen, so habe ich auch die in meiner Stellung gewiß nicht unbedenkliche Kandidatur lediglich im Hinblick auf den Zweck unserer Vereinigung angetreten.

„Einen unmittelbaren Erfolg habe ich selbstverständlich nicht gehofft. Das Höchste, was ich erwarten konnte, war die Absplitterung so vieler Stimmen von der Sozialdemokratie, daß diese nicht siegte. Im 6. Wahlkreis haben bei dem diesmaligen Stimmenverhältnis unsre 822 Stimmen keinen Einfluß ausgeübt; aber es leuchtet ein, wie wichtig sie hier, wo es sich bei den Stichwahlen zuweilen nur um hundert und wenige Stimmen handelt, werden können. Im 4. Wahlkreis haben unsere 318 Stimmen den Sieg der Sozialdemokratie verhindert und fallen bei der Stichwahl, wie selbst liberale Blätter offen zugeben, stark ins Gewicht. In Sorau, wo gleichfalls ein Christlich-Sozialer kandidierte, ist durch die christlich-soziale Agitation die Stimmenzahl der Sozialdemokraten von 598 auf 273 zurückgegangen. Aus diesen Thatsachen geht jedenfalls so viel hervor, daß die christlich-soziale Abeiterpartei auch bei den politischen Wahlen ein Moment der Entscheidung werden kann. Mehr sollte man verständigerweise von einer Partei nicht erwarten, die in den ersten Anfängen steht und einen Kampf unternommen hat, in welchem bisher alle Gegner lediglich unterlegen sind. Man hat uns liberalerseits als Sozialdemokraten unter christlicher Maske verleumdet; wären wir das, so würde unser Erfolg ein größerer gewesen sein. Aber wir sind eine christliche Partei, welche die Sozialdemokratie bekämpft; daher die noch geringe Stimmenzahl. Übrigens ging unsre Absicht zunächst dahin, die Mitglieder, welche wir seit Januar gewonnen haben, vor

der Sozialdemokratie zu bewahren; und daß sich deren Zahl während der Zeit des Wahlkampfes um beinahe 500 vermehrt hat, mag unseren Freunden wie unseren Widersachern zeigen, daß die christlich-soziale Bewegung nicht still gestanden hat. Sie wird auch ferner mit Gottes Hilfe durch mancherlei Stürme und Anfechtungen hindurch ihren Weg fortsetzen.

„Hätten die liberalen Parteien unsere Sache in diesem Sinne beurteilt, so wäre die Wahlagitation unsrerseits völlig harmlos verlaufen. Anstatt dessen sind wir von der hauptstädtischen Presse mit so giftigen Verleumdungen, von gegnerischen Parteiführern mit so unedlen Waffen angegriffen, daß wir nicht umhin konnten, diese Angriffe abzuwehren. Wie wenig ich selber geneigt war, mich an der Wahlagitation zu beteiligen und derselben eine Bedeutung beizulegen, geht daraus unzweifelhaft hervor, daß ich bei dem Beginn derselben in die Schweiz verreiste und erst nach der Wahl wiederzukommen gedachte. Nur das Bestreben, den Parteihader durch meine persönliche Anwesenheit zu besänftigen, hat mich dann für die letzte Zeit vor der Wahl zurückgerufen. — Wer den Geistlichen von den öffentlichen Angelegenheiten durchaus fernhalten möchte, mag mein Vorgehen für einen Irrtum halten. Doch bemerke ich, daß ich nicht als Geistlicher und nicht als Vertreter der Kirche gehandelt, daß ich vielmehr oft genug erklärt habe, weder die Kirche noch die Innere Mission könnten, ohne ihr inneres Wesen zu verleugnen, an sozial-politischer Aktion teilnehmen. Zum Schluß möchte ich noch öffentlich erklären, daß, was mich trieb auch vor dem Lärm der Wahl nicht zurückzuschrecken, nichts anderes war, als die Liebe zu meinem schwerbedrohten deutschen Volke.“ —

Nicht unter guten Vorzeichen begann der Reichstag. Zum erstenmal bei dem Beginn einer neuen Periode ohne Gottesdienst. Die Eröffnungsrede, in ziemlich trocknem Geschäftsstil, redete nicht die Sprache des Herzens. Die Präsidentenwahl fiel zu ungunsten der positiven Partei auf Herrn v. Forkenbeck. Die Motive zu dem Gesetzentwurf, der die sozialdemokratischen Ausschreitungen betraf, waren nicht ausreichend. „Dem Staat allein, so hieß es, wird es auch mit Hilfe der in dem Entwurfe vorgeschlagenen Mittel nicht gelingen, die sozialdemokratische Bewegung zu beseitigen. Diese Mittel bringen die Vorbedingungen für die Heilung des Übels, nicht die Heilung selbst. Es bedarf vielmehr der thätigen Mitwirkung aller erhaltenden Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, um durch Belebung der Religiosität, durch Aufklärung und Belehrung, durch Stärkung des Sinnes für Recht und Sitte wie durch wirtschaftliche Reform, die Wurzeln des Übels zu besei-

tigen." Offenbar war hier zu wenig die absolute Notwendigkeit der sozialen Reform in den Mittelpunkt gestellt. Die Regierungspresse schlug einen noch weniger treffenden Ton an. „Daß das Glück des Menschen unabhängig von allen äußern Gütern in ihm selbst, in dem Frieden mit Gott, in dem pflichtmäßigen Verhalten zur Mitwelt liege, daß dem guten und treuen Herzen ein Quell der reinsten Freuden fließe, das war bis vor einiger Zeit die Lehre, die unserm Volk in allen Ständen als ein köstliches Gut und als der einzige Leitstern des Lebens eingeprägt wurde. Heute kommt die Sozialdemokratie und will diesen Leitstern für ein künstlich ersonnenes Trugbild ausgeben." So schrieb die Provinzialkorrespondenz und verwechselte die Aufgabe des Staatsmannes mit der des Seelsorgers. Die Anklage gegen die Sozialdemokratie war geradezu unrichtig. Nicht diese Partei, sondern der Liberalismus mit seiner unchristlichen, zügellosen, oft in Judenhänden befindlichen Presse hatten den Leitstern des sittlich-religiösen Lebens verdunkelt, die Kirche verleumdet, die Geistlichen heruntergerissen, im Kulturkampf wüster gehetzt als die Sozialdemokratie. Diese hatte nur die Früchte gepflückt, welche auf dem Boden des politischen, religiösen und wirtschaftlichen Liberalismus gewachsen waren.

Sehr merkwürdig: bei der ersten Lesung des Sozialistengesetzes schwiegen die Nationalliberalen als Partei. Bamberger redete in seinem eigenen Namen. Überhaupt war die Verhandlung kaum auf der Höhe; nur Graf Eulenburg suchte den Beweis zu liefern, daß die Sozialdemokratie eine Quelle der Meuchelmorde sein kann, und wirklich ist. Die konservativen Redner stellten die Schuld der Zustände zu sehr zurück hinter die Schuld der sozialdemokratischen Leidenschaften. Aber es war völlig unerlaubt, wenn die Nationalliberale Korr. die aus dem Herzen kommende Rede Kleist-Retzows eine Kapuzinade nannte. Im Grunde waren es doch nur die Konservativen, welche energisch auf die soziale Reform hinwiesen und daneben die Wiederverbindung von Christentum und Deutschtum forderten. Von den sozialdemokratischen Reden war bei weitem das Interessanteste die Enthüllung Bebels über Bismarcks Verkehr mit Lasalle. Von dem Vorwurf der Revolution konnten weder Bebel noch Bracke ihre Partei reinigen. Fortschritt und Zentrum waren dem Ausnahmegesetz abgeneigt. — Bei den folgenden Verhandlungen verschlechterten die Sozialdemokraten ihre Lage. Hasselmann sprach von Blut und Barrikaden, von Straßenkampf und Breschen, ja er drohte mit einem neuen 18. März, Reinders war noch ungezügelter, wenn er den Fürsten Bismarck auf die Anklagebank setzen wollte und die, welche für das Gesetz stimmen würden, Hochverräter nannte. Selbst Windthorst meinte, sie plaidier-

ten damit für das Gesetz. Trotz des Widerspruches von Fortschritt und Zentrum wurde das Sozialistengesetz angenommen und trat unmittelbar darauf in Aktion.

Die Zentralleitung der Sozialdemokratie, welche sich in Hamburg befand, hörte auf; die Vereine beschlossen ihre Auflösung, ein Teil der Zeitungen ging ein, ein anderer erklärte, er werde versuchen, sich dem Sozialistengesetz anzupassen und die Propaganda an politischen und religiösen Punkten ansetzen. Sehr bald freilich in dem Gefühl, daß das Schwert des Damokles über der Bewegung schwebe, gab man den Rat, heimlich Agitation zu treiben, Häckel und Strauß, Schillers Räuber und Wilhelm Tell zu lesen; ja man riet, die Bibel in ihren sozialen Anschauungen über Reichtum und Armut fleißig zu studiren, ein Rat, der, wenn er auch nicht verständig gemeint war, doch noch heut den Sozialdemokraten aller Gattungen auf das Ernstlichste zu empfehlen ist. Damit erlosch die offene Agitation der Sozialdemokratie und ebenso die offene Bekämpfung derselben durch die Christlich-Sozialen.

Werfen wir noch einen Rückblick darauf, wie sich in der Zwischenzeit das Urteil über diese Bewegung weitergebildet hatte. Trotz alles erfahrenen Mißgeschicks blieb die christlich-soziale Bewegung um ihrer inneren Bedeutung willen dennoch auf der Tagesordnung. War doch gerade durch die Attentate die soziale Frage zur Kern- und Herzfrage der deutschen Menschheit geworden. Um sie dreht sich die Welt: das war der Eindruck, den jedermann hatte.

Die Kirche, neben dem Staat die zweite soziale Großmacht, benutzte, wie man anerkennen muß, mit dem größten Eifer die gegebene Anregung. Hie und da ermunterte die kirchliche Obrigkeit zum Studium wie zum praktischen Anfassen der sozialen Frage. Einzelne Konsistorien machten den interessanten Gegenstand zum Thema für die synodalen Besprechungen ganzer Provinzen. Fast alle Pastoralkonferenzen traten in die Behandlung der großen Sache ein. Wie sich die Kirche, wie die innere Mission zur sozialen Frage verhalte, das war der Punkt, um den sich die Besprechungen drehten. In Liegnitz auf einer Versammlung des schlesischen Provinzialvereins für innere Mission fand meine Anschauung, daß die innere Mission sich mit den christlich-sozialen Parteibestrebungen nicht identifizieren könne, wohl aber sich derselben freuen und sie unterstützen dürfe, freundliche Sympathie. Generalsuperintendent D. Erdmann nannte die Versammlung ein kirchengeschichtliches Ereignis. — Auf der Pastoralkonferenz in Berlin wurde die Sache vom Präsident Hegel wie vom Generalsuperintendent Büchsel auf das herzlichste begrüßt. Professor Cremer mahnte, man solle nicht zum zweitenmal den Fehler begehen, dessen

man sich gegen Huber schuldig gemacht habe, den man mit kalter Bewunderung abspeiste, anstatt helfend für ihn einzutreten.

Auch die evangelische Vereinigung auf einer Versammlung in Magdeburg sprach sich durch ein ausgezeichnetes Referat des Regierungs- und Schulrats Kannegießer günstig über den Verein für Sozialreform und über die christlich-soziale Agitation aus. Die Forderung, daß das Kirchenregiment den Geistlichen die Teilnahme an solcher Agitation verbieten solle, sei ungerechtfertigt, nur dürfe das Amt nicht leiden. Bedenken traten hervor aber freundliche Zustimmung war doch der durchschlagende Ton. — Auf der Pastoralkonferenz in Leipzig wurde durch das Eingreifen des seligen Ahlfeld eine These, welche es aussprechen wollte, daß der Kirche die himmlischen, nicht die irdischen Güter anvertraut sind, dahin abgeändert, daß die Kirche die himmlischen Güter zu verwalten, aber auch nach allen Kräften die irdischen Verhältnisse mit der Wahrheit des Evangeliums zu beleuchten und zu durchdringen habe. — Freilich regten sich auch andre Stimmen. In Ducherow verneinte eine Konferenz für innere Mission folgende drei Fragen: Sollen die Geistlichen Nationalökonomie studieren? Ein bestimmtes sozialpolitisches Programm vertreten? Eine christlich-soziale Partei gründen, leiten, befördern? Hier lag das ungünstige Ergebnis wohl an der Fragestellung. Hätte man statt „soll" „darf" gesagt, so wäre die Frage richtig gestellt. Eine Pflicht liegt ja selbstverständlich für die Geistlichen nur da vor, wo eine sozialdemokratische Bewegung vorhanden ist.

Besonders wichtig waren die Verhandlungen der Meißner Kirchen- und Pastoralkonferenz, weil ihre Referate von D. Roscher und Professor Wach die Litteratur über die christlich-soziale Sache eröffneten. Der erstere verwarf alle Mittel im Kampf gegen die sozialistische Partei, die nicht auf eine sittliche Erneuerung hinwirken und begrüßte freudig die christlich-soziale Partei, wenn er auch erklärte, das Studium wirtschaftlicher Detailfragen sei nicht Sache des geistlichen Amtes, sondern der individuellen Begabung, und es sei bedenklich, wenn Geistliche politische Parteien unterstützen wollten. Der Korreferent erkannte die leitenden Motive bei der Begründung der christlich-sozialen Partei an, aber ihm erschien als der für die Kirche gewiesene Weg in der sozialen Frage vornehmlich der einer Erweiterung der innern Mission zu sein, nicht Parteibildung. Er erwartete die Hilfe davon, daß von richtiger Stelle ausgegeben, mit Eifer und Liebe empfohlen, ein Mahnruf an die besitzenden Klassen ergehen müsse, sich zusammen zu scharen zu einem regeren Wirken der innern Mission. Eine Hoffnung, die doch erst dann Aussicht auf Erfüllung hat, wenn die be-

sitzenden liberalen Klassen der bürgerlichen Kreise dem Christentum wieder näher treten.

Ähnlich sprach sich Professor v. d. Goltz in Königsberg aus. Die wirtschaftlichen Tendenzen der christlich-sozialen Partei erschienen ihm wesentlich sozialistisch, ihre sozialpolitische Agitation hielt er geradezu für friedensstörend. Freilich hatte derselbe Schriftsteller vier Jahre früher in seinem ausgezeichneten Buch über die Lösung der ländlichen Arbeiterfrage eine völlig andre Stellung eingenommen. Hier hatte er es für einen Schaden erklärt, daß viele Geistliche es für außer ihrem Beruf liegend halten, sich um die sozialen Bewegungen im Volksleben zu bekümmern — für einen beklagenswerten Irrtum, daß die Predigt des Evangeliums der einzige Beruf des Geistlichen sei — für ganz verkehrt, daß man hungernde und frierende Menschen für die Religion gewinnen zu können meint, ehe man ihre Lage verbessert hat — für die Pflicht und den eigentlichen seelsorgerlichen Beruf des Geistlichen, daß er sich über die materielle Lage der Arbeiter ein begründetes Urteil bildet zur Hebung derselben beiträgt und direkt durch Rat und That solche Institutionen ins Leben ruft. Professor v. d. Goltz hatte damals den Geistlichen das große Beispiel Luthers vorgehalten, der so mächtig in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff, und dadurch uns allen eine vorbildliche Erscheinung vor die Augen gestellt.

Wichtig war, was Professor v. Scheel urteilte: „Wir haben hier", schreibt er, „ein sozialpolitisches Programm vor uns, das einerseits jede revolutionäre Tendenz entschieden zurückweist, die Grundlagen der liberalen Wirtschaftsordnung durchaus aufrecht erhalten will, aber zugleich sehr umfassende Aufgaben an den Staat in der Absicht stellt, durch eine ganze Reihe sozialpolitischer Einrichtungen die Lage der ärmern Klassen zu heben, zu sichern und der wirtschaftlichen Macht des Besitzes Schranken anzulegen. Es wird den sozialdemokratischen Forderungen soweit entgegen gegangen, als nur möglich ist, ohne revolutionär zu werden, zugleich aber den Sozialdemokraten Fehde angekündigt, und zwar wegen ihrer gegen die Grundrichtungen unserer Gesellschaft gerichteten, sozial wie politisch umstürzenden, und zugleich unchristlichen, materialistischen Bestrebungen. Die liberale und ein Teil der konservativen Presse ist bekanntlich gegen diese ‚Mucker' scharf ins Geschirr gegangen, ohne eigentlich für die Gründe dazu genügend Rechenschaft zu geben, da die Christlich-Konservativen an loyaler Anerkennung der bestehenden Ordnung wohl wenig zu wünschen übrig lassen." — Das Urteil eines so angesehenen Nationalökonomen ist besonders geeignet, Anklagen, die von seiten mancher Theologen von links, halb aus Unkunde, halb aus Parteisucht gegen die christlich-soziale Be-

wegung gerichtet waren, in das rechte Licht zu stellen. In diesen Kreisen mußten sich die in ihren wirtschaftlichen Ideen durchaus besonnenen, in ihren religiösen Anschauungen durchaus kirchlichen Bestrebungen mit den Schwarmgeistern Carlstadt's oder wohl gar mit der Münsterschen Rotte vergleichen lassen.

Der Gang der deutschen Sozialpolitik hat doch in kurzer Zeit der christlich-sozialen Bewegung durchaus Recht gegeben. Es liegt in der Natur solcher pionierartig vordringenden Gedanken, daß sie nicht große Parteien um sich sammeln; dazu sind sie zu stark und zu neu. Aber sie dringen, wenn sie wirklich gesund sind, in den Kreis andrer Parteien ein, erobern das öffentliche Leben und werden zum allgemeinen Eigentum. Die beiden Grundgedanken der christlich-sozialen Bewegung, soziale Erneuerung aus dem Herzen eines gesunden Sozialismus heraus und Zurückeroberung des Volkes für das Christentum durch Geltendmachung der christlichen Weltanschauung im öffentlichen Leben — haben sich tief in das politische Denken der Gegenwart eingeprägt. Wenige Beispiele werden sich finden lassen, daß ein sozialpolitisches Programm, das bei seinem Auftauchen so viel Widerspruch und Mißbilligung fand, so schnell in praktische Politik umgesetzt wurde. Gewiß verdankte das die christlich-soziale Bewegung zum guten Teil der treuen Beratung kundiger Männer, die an der Wiege des Programms standen und die ersten Schritte desselben mit ihrer Sympathie begleiteten. Einer derselben, Professor Dr. Adolf Wagner, den die christlich-soziale Partei mit Stolz und Freude den ihrigen nennt, sei hier in Liebe und Dankbarkeit besonders genannt. Seine Rede in der Oktober-Versammlung des Jahres 1871 hat viel gethan, die kirchlichen Kreise zuerst aus dem Schlummer zu wecken und für die soziale Frage zu interessieren. Sein unerschrockenes und überzeugungsvolles Eintreten für die berechtigten Forderungen des Sozialismus hat seidem unzählige deutsche Herzen für die Sozialreform gewonnen. Und wenn „das Aufwachen der deutschen Jugend“ — das Thema der vorletzten Rede aus den christlich-sozialen Versammlungen (S. 116) — nicht bloß ein Redestoff, sondern eine Thatsache geworden ist, so verdankt die Nation diesen hoffnungsvollen Zustand nicht zum geringsten Teile der fortreißenden Beredsamkeit und Begeisterung, mit welcher Wagner durch seinen glühenden Patriotismus, seine sozialen Ideale, sein Bekenntnis zur christlichen Weltanschauung die akademischen Jünglinge bis in die tiefste Seele bewegt hat.

Die „Kaiserliche Botschaft“ vom 17. November 1881 ist nach der einen Richtung hin, als Programm der Sicherung der Arbeiter-

existenz auf Grund von christlich gedachten Korporationen, nahezu die Erfüllung der christlich-sozialen Hoffnungen; auf sie läßt sich mit ebenso großem Recht das Wort von Sedan anführen: „welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ Eine Rede über diesen königlichen Gegenstand (S. 121) schließt die Reihe der veröffentlichten christlich-sozialen Reden. — Die andre Seite der sozialen Frage, die Hebung der Arbeiterexistenz, sowohl in den sittlichen Bedingungen der Arbeit wie in dem reicheren Anteil derselben am Ertrag der Produktion, ist der praktischen Politik noch aufbewahrt. Gerade hier liegt für die Kirche ein Stück schönster und erfolgreichster Arbeit. Die thunlichste Einschränkung der Arbeit verheirateter Frauen, die Beseitigung der Kinderarbeit, die Aufhebung der Sonntagsarbeit, die gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit — Normalarbeitstag — sind Aufgaben, welche der Kirche geradezu obliegen und ohne welche die soziale Reform nicht zum Ziele gelangen kann. Es ist eins der erfreulichsten und bedeutendsten Ereignisse des Jahres 1884, daß der Zentral-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche zu diesen Fragen Stellung genommen hat. Aus der berufensten Hand, mit Meisterschaft verfaßt, wie in Stein gehauen, kurz und knapp, von ergreifender Gewalt, schildert eine Denkschrift dieses Kollegiums „die Aufgaben der Kirche und ihre innere Mission gegenüber den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart.“ (Berlin, W. Hertz. 1884. S. 19.) Ein großes Zeugnis der sozialen Arbeit in der evangelischen Kirche, dessen sich alle evangelischen Christen zu freuen und zu bemächtigen haben! —

Bis zum Erlaß des Sozialistengesetzes ist die Geschichte der christlich-sozialen Partei geführt; weiter soll sie zunächst nicht dargestellt werden. Die Kenntnis dieser Anfänge war für den, welcher die soziale Entwickelung der letzten Jahre nicht verfolgt hat, durchaus notwendig. Sie wird jedermann den Eindruck machen, daß seitdem auch in der Sozialdemokratie vieles anders geworden ist. In der Wahlagitation dieses Herbstes für den Reichstag hat die Berliner Bewegung mit den Sozialisten durchweg freundliche Fühlung gehabt; die Reden wie die Flugblätter der letztern waren maßvoll und besonnen. Daraus erklärt sich in besonderer Weise die Zunahme der sozialdemokratischen Partei.

Um so beklagenswerter war das Betragen der Fortschritts- und der Judenpresse von Berlin, sowie die Temperatur der fortschrittlichen Agitation. Der Mangel an jedem Ehr- und Wahrheitsgefühl war der hervorstechende Zug; offenbar ist diese Partei völlig von den jüdischen Charakterfehlern angesteckt. Fortschritt und Judentum in

Berlin sind Kompagnons; beide Mächte bilden eine Firma. Daß ihr Geschäft dem Bankerott entgegengeht ist die große That der letzten Wahl. Die Agitation dieser vereinigten Mächte versuchte durch die unmoralischsten Manipulationen den Bankerott zu verschleiern. Der Versuch mißlang. Und die in jeder Hinsicht interessante Thatsache, daß zwei Juden, der eine vom Fortschritt, der andere von der Sozialdemokratie, die ersten Erwählten der deutschen Reichshauptstadt waren, beweist, wie sehr das fortschrittliche und sozialdemokratische Berlin von den Juden beherrscht und benutzt wird.

Der Kampf gegen diese Berliner Alliance Israelite füllt einen großen Teil der nachfolgenden Blätter aus. Nicht bloß weil die Sozialdemokratie unterdrückt ist, sondern weil Fortschritt und Judentum in religiöser wie in sozialer und politischer Beziehung die Demokratisierung und Sozialdemokratisierung von Berlin verschuldet haben, weil das Niederwerfen dieser Mächte die Grundbedingung jeder Besserung unserer öffentlichen Zustände ist, hat die christlich-soziale Partei naturgemäß den Kampf auch gegen diese dem Christentum wie dem Reich feindlichen Gewalten aufgenommen. Seitdem hat die Berliner Bewegung diesen Kampf wie die soziale Reform in größerem Umfang weitergeführt. Ein bedeutender Teil der Berliner Bürgerschaft steht unter dieser Doppelfahne. Eine Anzahl blühender Bürgervereine bilden die Bataillone und Regimenter in diesem Streite um die höchsten Güter der Nation. Sie haben das bestimmte Gefühl, daß sie einmal siegen werden. —

Der letzte Teil des Buches enthält Aufsätze über die kirchliche Lage, die in der Zeit von 1875—1880 am Anfang oder in der Mitte jedes Jahres für eine kirchliche Zeitschrift verfaßt waren. Ich habe sie aufgenommen, weil sie die ersten Anfänge unserer synodalen Schöpfungen begleiten und die Ideenbewegung in einem großen Teile der evangelischen Kirche von damals wiederspiegeln. Es ist mir von besonderem Werte, den Gedanken der Selbständigkeit der evangelischen Kirche, welche in diesen Aufsätzen mit Wärme und Liebe behandelt sind, einem größeren Leserkreise zu vermitteln und dem kirchlichen Interesse zu empfehlen. Eine richtige Gestalt und Wirksamkeit der Kirche würde, das ist meine Überzeugung, auch unseren sozialen Arbeiten die rechte Kraft verleihen. Erst dadurch würde das Losungswort: „Christlich-Sozial" zu seiner vollen Bedeutung gelangen.

Noch ein Wort über einige der folgenden Reden! Die meisten erklären sich selbst; zu etlichen bedarf es einer kurzen Erklärung.

Die Rede über „König Hiskias" S. 84 verdankt ihre Entstehung einem parlamentarischen Zwischenfall. Ich hatte das Berliner Schul-

wesen einer Besprechung unterzogen und dabei erwähnt, daß kein einziger meiner Konfirmanden irgend etwas von Hiskias gewußt habe. Professor Hänel benutzte seine Unkenntnis dieser historischen Persönlichkeit, um mein Argument lächerlich zu machen, erzielte damit auf seiner Seite einen ungeheuren Erfolg, nämlich ein wiederholtes schallendes Gelächter und schloß damit, daß er mich der Heuchelei beschuldigte. Wenige Jahre darauf — so ändern sich die Zeiten — hatte ich die Genugthuung, daß der „Bildungsverein“, ein sonst links stehendes Blatt, Professor Hänel Unrecht und mir Recht gab.

Was den Abschnitt zur Judenfrage betrifft, so möchte ich bemerken, daß auf S. 251—271 ausnahmsweise drei Reden aus dem preußischen Abgeordnetenhause wiedergegeben sind, welche die Neustettiner Frage behandeln und ein aktenmäßiges unwidersprochenes Material zur Charakteristik der jüdischen Ausbeutung und Moral darbieten. — Zu S. 194 bei der von Professor Baumgarten wiederholten Anklage, ich hätte meine Unterschrift unter der Försterschen Judenpetition abgeleugnet, will ich, da diese Albernheit immer wiederkehrt, nur darauf hinweisen, daß es eine Sinnlosigkeit wäre, eine Unterschrift ableugnen zu wollen, die auf 20000 in ganz Deutschland verbreiteten Aufrufen zu finden sein müßte. Derjenige, welcher mich bat, meine Unterschrift zurückzuziehen, war Dr. Förster selber. Diese ganze Auslegung einer verwickelten und nicht leicht aufzuklärenden Kleinigkeit ist ein echt fortschrittlich-jüdisches Kunststück, das noch immer gegen mich benutzt wird. Professor Dr. A. Wagner hat vor drei Jahren, als er der christlich-sozialen Partei noch nicht angehörte, das Selbstbekenntnis eines Liberalen über diese Sache angeführt. Er sagte in einer Rede, die gedruckt ist, folgendes: „Sie wissen, daß der Hofprediger Stöcker unter anderm ungemein heftig angegriffen ist, weil er — so behaupten die Gegner — im Landtag die Erklärung, er habe die Antisemiten-Petition nicht unterschrieben, in unwahrer Weise zurückgenommen habe. Ich habe im vorigen Winter einmal Gelegenheit gehabt, bei einer Mittagstafel mit einem bekannteren Abgeordneten der liberalen Partei zu konversieren. Wir kamen auf diese Angelegenheit zu sprechen und er sagte ganz spontan: ‚Ich kann Sie versichern, daß Stöcker in keiner Weise sich so hingestellt hat, als ob er etwas zurücknehmen oder leugnen wollte, das er gethan hat; aber es ist von meiner Partei in der That diese Angelegenheit in nicht zu verantwortender Weise dargestellt und ausgebeutet worden!‘ — Und noch immer reitet die liberale Presse auf dieser Sache herum, wo ehrliche Gegner sagen: ‚Stöcker trifft nicht der geringste Vorwurf.‘ Das halte ich für ein illoyales Mittel.“

Vielleicht wundert sich der eine oder der andre der Leser, daß der Vortrag über die „Londoner Erlebnisse bei der Lutherfeier“ (S. 233) unter der Rubrik „Zur Judenfrage“ steht. In der That gehörte er an diese Stelle. Jüdische Korrespondenten und Redakteure hatten die öffentliche Meinung Englands schon vor meinem Kommen aufgeregt; der Jude Isaaks hatte den schwachen Lord-Major Fowler in Schrecken gesetzt; andere Juden von größerem Einfluß als Isaaks hatten ihn zur Zurücknahme seines freiwillig gegebenen Versprechens veranlaßt; Juden hatten die Londoner Sozialisten aufgeregt, und deutsche Preß-Juden benutzten die für Mr. Fowler wenig ehrenvollen Ereignisse, um auf einen Deutschen ihre zügellose Wut loszulassen; noch zuletzt war es ein jüdischer Reporter, der den alten Graf Shaftesbury bewog, den unqualifizierbaren Brief zu schreiben, worin er mein Kommen nach London mißbilligte, obwohl er am Abend vor meinem Vortrag sich öffentlich auf das Allergünstigste darüber ausgesprochen hatte. Die ganze Sache war eine echte Judengeschichte und bewies, daß auch das stolze Albion, ohne es zu wissen, von Juden bedient und betrogen wird. Es ist eben dort wie bei uns. Die Juden schleichen sich allmählich in die einflußreichen Stellungen des wirtschaftlichen und geistigen Lebens, um das Volk nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen. Wer diese Situation stört, ist ihr Feind, den sie mit einer für uns Germanen unbegreiflichen Gehässigkeit verfolgen. Das thun sie auch mir gegenüber; und dabei ist ihnen jedes Mittel, auch das schlechteste, erwünscht. Das Traurigste ist, daß sich auch so viele Christen, von Juden gekauft oder beherrscht, von ihnen gebrauchen lassen. Gewiß ist, daß ich von ihnen gehaßt werde, nicht weil ich — wie sie so oft schreiben — die Unwahrheit sage, sondern, weil ich über sie selbst die Wahrheit sage. Dabei hoffe ich auch zu bleiben. Der mächtigste Feind, der in Deuschland überwunden werden muß, ist das Judentum. Aber wir werden es überwinden. Und Gott wird uns helfen.

Erste Abteilung.

Reden in den christlich-sozialen Versammlungen Berlins.



Zur Begründung einer christlich-sozialen Arbeiterpartei.

Rede in der Volksversammlung vom 3. Januar im Eiskeller zu Berlin.

Meine Herren! Nicht darin, wie der Herr Vorredner gesprochen hat, sondern darin, daß er gesprochen hat, liegt für mich seine Bedeutung. Er war ein sozialdemokratischer Agitator und hat der Sozialdemokratie den Rücken gekehrt, weil er darin keine Befriedigung fand. Und er ist nicht der einzige, der so gehandelt hat. Zilowsky in Stettin ist von Ihnen abgefallen. Klinkhardt, an dessen Kranken- und Sterbebett ich gestanden habe, ist von Ihnen gegangen und zum Glauben zurückgekehrt. Diese Thatsachen sind bedeutend; sie geben uns den Mut, vor einer sozialdemokratischen Versammlung über die Gründung einer christlich-sozialen Arbeiterpartei zu reden. Sie haben vorher gefragt, wer denn eigentlich das Komitee bilde, welches die Versammlung berufen habe. Meine Herren, ich bin ein Mitglied dieses Komitees. Ich bin ein Prediger und bitte Sie, mir das zu gute zu halten. Mein Stand wird in Ihren Blättern, die ich allezeit mit großer Aufmerksamkeit gelesen habe, auf das heftigste angegriffen, geschmäht, beleidigt. Ich habe oft gefragt, warum. Wir thun Ihnen nichts Böses. Wie irgend ein andrer Stand, tragen wir die Last unsers Jahrhunderts. Sie sagen, wir seien die Bundesgenossen des Kapitals; das ist nicht wahr. Wir haben den ehrenwerten Arbeiterstand von Herzen lieb; es gibt unter uns genug, die geben, wenn es sein muß, für Sie den letzten Blutstropfen und den letzten Groschen. Wenn Ihre Agitatoren behaupten, daß wir es nicht ehrlich mit Ihnen meinen, so lügen sie.

Ich bin ein Hofprediger, und Sie denken vielleicht, daß ich auf den Höhen des Lebens stehe und Ihre Not nicht kenne. Meine Herren, ich stamme aus Ihren Kreisen. Mein Vater, ehe er Soldat und Beamter wurde, war ein Schmied; die Brüder meiner Mutter waren Handwerker; noch heute habe ich Vettern, die Arbeiter sind. Ich weiß sehr genau, wo den Arbeitsmann der Schuh drückt, und in meinem Amte, das mich zu mancher Arbeiterfamilie in das Haus führt, lerne ich Ihre Verhältnisse in der Residenz kennen. Unsre Domgemeinde hat Tausende von Arbeitern, und ich versichere Sie, wir haben ein gutes Vertrauen zu einander. Ich kenne wirklich das Elend und die Not, die Sorgen und Mühen der kleinen Leute; aber ich weiß es aus meinem elterlichen

Hause, daß auch unter der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung durch Fleiß und Ordnung, durch Sparsamkeit und Genügsamkeit eine Familie zu einem guten Gedeihen, zu Wohlstand und Zufriedenheit kommen kann. So weit von mir, und nun zur Sache.

Wenn ich Ihre Schriften studiere, so ist es mir immer, als müßte ich den Inhalt derselben in drei Abschnitte teilen. Der erste enthält Ihr sozialistisches System; der zweite die Forderungen, welche sich Ihnen aus der Kritik der gegenwärtigen Zustände ergeben; der dritte das schlechte Beiwerk, den Haß gegen das Vaterland — ja, meine Herren, ich kann nicht anders sagen, als Haß, obwohl es mich in tiefster Seele schmerzt — und den Haß gegen das Christentum.

Ihr System fordert die Verwandlung des gesamten Privateigentums an Produktionsmitteln in Sozialeigentum und den vollen Arbeitsertrag. Darüber kann man ja theoretisch mit einander diskutieren und wir scheuen uns nicht davor. Aber zu solchen Diskussionen ist der heutige Abend nicht geeignet. Ich bin ein praktischer Mann und ich sage Ihnen: Sie können Ihr Ziel nicht anders erreichen, als durch eine blutige Sozialrevolution. Was dabei herauskommt, hat die Commune von Paris gezeigt. Darunter bluten alle, die Besitzenden wie die Arbeiter. — Auch würden Sie nie, wie man Ihnen vorredet, alle Ihre Forderungen durchsetzen können. Es wäre das erste Mal in der Geschichte, daß eine menschliche Idee in ihrer ganzen Kraft zu Stand und Wesen käme. Sie würden immer, auch durch die Schrecknisse einer Revolution, nur Bruchstücke gewinnen können. — Und, meine Herren, Sie werden sehr lange warten müssen, bis Sie überhaupt etwas gewinnen. Ihre Agitatoren machen uns Predigern immer den Vorwurf, wir stellten Wechsel auf den Himmel aus und ließen Sie auf Erden verhungern. Aber was sie Ihnen versprechen, ist erst recht ein Wechsel auf eine unabsehbare Zukunft. Sparen Sie Ihr Geld dafür; es ist weggeworfen und trägt Ihnen nichts ein. Ja, während Sie auf den geträumten Volksstaat warten, der nicht kommt, vernachlässigen Sie die nächstliegenden praktischen Reformen.

Das führt mich zu dem zweiten Punkte. Sie sind mit dem jetzigen Wirtschaftssystem nicht zufrieden; ich auch nicht. Diese Herrschaft der schrankenlosen Konkurrenz und des krassesten Egoismus führt von Krisis zu Krisis. Vor vier Jahren schwammen die Arbeiter im Überfluß, heute nagen Tausende am Hungertuch, fallen Hunderte in Selbstmord. Zu meiner Gemeinde gehört ein alter Fabrikarbeiter, ein Veteran seines Berufs. Fünfunddreißig Jahre lang hatte er an derselben Stelle gearbeitet; da ging die Fabrik ein, sie war eine Aktiengesellschaft geworden und konnte nicht mehr bestehen. Es ist wahr, man hat den alten Mann nicht hart behandelt, man hat ihm ein kleines Kapital mitgegeben; aber diese Summe ist längst aufgezehrt, und Arbeit findet sich nicht wieder. Das darf natürlich so nicht bleiben. Die Existenz der Arbeiter muß gesicherter werden. Ebenso wie die Soldaten im Feuer des Schlacht-

feldes, stehen die Arbeiter im Feuer der Essen; auch ihre Invaliden müssen versorgt sein, auch ihre Witwen und Waisen sollen Brot haben. Ich halte diese Sicherheit der Arbeiterexistenz für das Wichtigste und Notwendigste in Ihrer Lage. Aber es sind noch außerdem genug Schäden zu heilen: Die Frauenarbeit ist zu beschränken, die Sonntagsarbeit zu verbieten, ein Arbeitsrecht zu schaffen und was solche berechtigte Forderungen mehr sind. In all diesen Dingen lassen sich zweckmäßige Reformen schon heute durchsetzen. Ich denke dabei an eine friedliche Organisation der Arbeit und der Arbeiter; ist diese geschaffen, dann kann man gemeinsam beraten und erstreben, was not thut. Aber das ist Ihr Unglück, meine Herren, Sie haben Ihren Sozialstaat im Kopfe. Und wenn man Ihnen die Hand bietet zu Verbesserungen, wenn man Ihnen helfen will, dann weisen Sie das höhnisch zurück und sagen: Wir sind mit nichts zufriedenzustellen, wir wollen den Sozialstaat. Damit verfeinden Sie sich die andern Klassen und der Haß verdirbt alles.

Ja, meine Herren, Sie hassen Ihr Vaterland. Aus Ihrer Presse glüht dieser Haß schrecklich heraus. Und das ist schlecht. Das Vaterland hassen, das ist, wie wenn einer seine Mutter haßt. Auch haben Sie dazu keinen Grund. Gewiß ist auch bei uns nicht alles, wie es sein sollte; wir sind eben auf der Erde und nicht im Himmel. Aber dazu hat Ihnen das deutsche Reich das allgemeine Stimmrecht aus freien Stücken gegeben, damit Sie in Frieden mit den andern beraten und beschließen, was zum besten dient. Nicht dazu dürfen Sie Ihr Recht mißbrauchen, daß Sie auf Zertrümmerung Ihres Vaterlandes sinnen, das ist unvernünftig und undankbar.

Aber Sie hassen auch das Christentum, Sie hassen das Evangelium von der Gnade Gottes. Man predigt Ihnen den Unglauben, man lehrt Sie den Atheismus, und Sie trauen den falschen Propheten. O, wie das weh thut, wenn deutsche christliche Menschen nicht mehr an Gott und an den Geist glauben, wenn sich an ihnen das Wort erfüllt: Gott verloren, alles verloren! Was man mit den fünf Sinnen nicht begreifen, mit den fünf Fingern nicht betasten kann — so heißt es in Ihren Versammlungen — das ist auch nicht wahr, es stammt alles aus der Materie. Es ist durchaus thöricht, so zu reden. Wenn Ihnen das Gewissen in der Brust schlägt und Sie um Ihre Sünden straft — und ich glaube, Sie kennen diese Stimme noch — das stammt nicht aus der Materie. Wenn Sie sich umsehen in der großen Schöpfung und fragen: woher kommt das alles? — es ist leicht gesagt, daß alles aus sich selbst geworden ist, aber das ist ein Unsinn. Es gibt einen Gott, der die Welt geschaffen hat und der die Menschen selig macht. Und wer nur will, der kann's auch mit Augen sehen. Meine Herren, ich habe schon am Sterbebette vieler Arbeiter gestanden und habe den schweren Kampf mit dem Tode gesehen. Aber wenn ich die heilige Schrift aufschlug, ihnen Gottes Wort vorlas und mit ihnen betete, dann wurde der Kampf leichter. Sie können mir glauben; das habe ich erfahren. Ich bin

schon manchmal zu einem schlechten Menschen gekommen, den nichts von seiner Sünde befreien konnte. Aber die Liebe Christi hat ihn frei gemacht. Sie können mir glauben; das ist wahr. Warum wollen Sie das Christentum hassen, das doch so reich an Trost und an Kraft und Gewißheit ist? Wenn ich Sie frage um das, was Ihrer Seele das liebste Losungswort ist, nicht wahr, es ist das Wort: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Nun gibt es freilich eine Freiheit ohne Zucht; eine Gleichheit, bei der nach dem Worte eines geistreichen Mannes alles darauf hinausläuft, daß sich alle ganz egal sind; eine Brüderlichkeit, die doch voll Haß ist gegen die andern Klassen. Aber wenn Sie jene drei in ihrem wahren, edlen Sinne nehmen, als die Freiheit des Gewissens, als die Gleichheit vor Gott und als die Brüderlichkeit in der Liebe zu allen: dann stammen alle drei aus dem Evangelium, von Christo. O, meine Herren, es ist einer großen Partei unwürdig, Vaterland und Christentum zu hassen. Wollen Sie, als Arbeiterpartei, wirklich eine geschichtliche Bedeutung gewinnen, dann dürfen Sie das Edelste, was bisher in der Brust des Menschen gelebt hat, die Liebe zu Gott und die Liebe zum Vaterland nicht totschlagen; das dürfen Sie wahrhaftig nicht. Eins aber erbitte ich zum Schluß von Ihnen. Wenn Sie in Ihren Blättern wieder die schnöde Rede von Pfaffen lesen, die das Volk nicht lieb haben, dann glauben Sie der Lüge nicht. Ich meine es treu, ehrlich und gut mit dem Arbeiterstande, so wahr mir Gott helfe. (Lauter, andauernder Beifall; einige zischen.)

In der Erwiderung des Herrn Most, die von dem glühendsten Haß gegen das Christentum durchzogen war und mit der Drohung gegen die „Pfaffen“ schloß: „Macht eure Rechnung mit dem Himmel, eure Uhr ist abgelaufen“ — war dem verstorbenen Klinkhardt unwahrer Weise nachgesagt, er sei für eine Summe von 50 Thlr. von der Sozialdemokratie abgefallen. Hofprediger Stöcker erbat sich das Wort zu einer sachlichen Berichtigung und sprach die folgenden Sätze, mit denen die Versammlung schloß, so daß, abgesehen von der gottlosen Resolution, doch die Wahrheit das letzte Wort in der Versammlung sprach.

Meine Herren; ich möchte das Gedächtnis eines Toten, welchen Herr Most beschimpft hat, zu Ehren bringen. Auch unter Ihnen gilt, wie ich denke: von Toten soll man Gutes reden. Der selige Klinkhardt hat allerdings fünfzig Thaler erhalten, sogar mehr; und ich bin einer der beiden Geistlichen, von denen er Geld empfangen hat. Aber er hat es für redliche Arbeit empfangen. Er hat für uns geschrieben und den armen Droschkenkutschern, die Alltags und Sonntags auf ihrem Bock sitzen, Bücher zugetragen. Nicht durch Bestechung ist er wieder ein Christ geworden, sondern — ich weiß es aus seinem eignen Munde und habe keinen Grund, daran zu zweifeln — durch die gottlosen Reden des Herrn Most. (Brausendes Bravo.)

Der Haß der Sozialdemokratie gegen das Christentum.

Rede am 18. Januar in dem Saale des Handwerkervereins zu Berlin.

Meine Herren! Ich danke Ihnen, daß Sie heute abend gekommen sind. Ich danke Ihnen um so mehr, als die Berliner Freie Presse die Parole ausgegeben hatte, die Sozialdemokraten sollten nicht kommen. So sehe ich, daß Sie freie Männer sind, nicht Sklaven einer Partei. (Bravo.)

Wenn ich heute schon wieder zu Ihnen rede, so dürfen Sie darum doch nicht meinen, daß die christlich-soziale Arbeiterpartei eine Pastorenpartei ist. Ich hoffe, es werden auch andre hier sprechen: Gelehrte, Fabrikanten, Gutsbesitzer, Arbeiter. Und ich würde heute gern einen andern Gegenstand behandeln. Gern hätte ich vor Arbeitern über Arbeit gesprochen; über den einen Irrtum, daß die Arbeit eine Ware sei, wodurch der Arbeiter erniedrigt wird, — über den andern Irrtum, daß die Arbeit allein Werte schafft, wodurch falsche Hoffnungen erregt werden — und über das wahre Wesen der Arbeit, daß sie persönliche That ist. Gern hätte ich Ihnen unser christlich-soziales Programm entwickelt, damit Sie auch im einzelnen wissen, was wir wollen. Aber ich muß heute über andere Dinge reden. Ich muß Herrn Most auf seine schrecklichen Angriffe gegen das Christentum, und der Versammlung im Eiskeller auf ihre falsche Resolution antworten. Hat man uns dort die Erwiderung abgeschnitten; hier will ich reden.

Sie erinnern sich, daß Herr Most uns Geistlichen die Drohung in das Gesicht warf: Macht eure Rechnung mit dem Himmel, eure Uhr ist abgelaufen. Er hat uns auch Pfaffen geschimpft und mit einem wilden Heuschreckenheer verglichen. Nun, das ist bloß ungebildet; aber jene Drohung ist entsetzlich. Tell spricht sie aus, ehe er Geßler ermordet. Als eine poetische Drohung gegen unser Leben habe ich sie aufgefaßt. Die „Berliner Freie Presse“ erklärt, so sei sie nicht gemeint gewesen. Gut, ich will meine Auffassung als ein Mißverständnis gelten lassen. Aber ich habe, glaube ich, die Verpflichtung, Ihnen zu beweisen, daß meine Meinung nicht ohne Grund war. Sie könnten sonst denken, ich hätte einem der Ihrigen schlimme Dinge absichtlich in den Mund gelegt.

Meine Herren! Ich kenne Ihre Presse sehr genau; und ich muß bekennen, daß ich in derselben manchmal den Blutgeruch gespürt habe. Daß Ihre Partei zur blutigen Revolution treibt, das wissen Sie alle. Es ist dies der größte Vorwurf, den ich Ihnen mache. (Lärm.) Soll ich es Ihnen erst beweisen? Nur einige Citate! Ihr Marx sagt: Die Waffe der Kritik kann die Kritik der Waffen nicht ersetzen, die materielle Gewalt muß gestürzt werden durch materielle Gewalt. — Ihr Geib schloß den sozial-demokratischen Kongreß zu Eisenach mit den Worten:

„Wir sind entschlossen, die goldnen Früchte zu genießen und die Schlange zu verscheuchen. Sollte das nicht gelingen auf gütlichem Wege, wohlan, dann sind wir als Männer, die vor der That nicht zurückbeben, bereit, den alten Baum zu fällen und an seiner Stelle einen neuen kräftigen Baum erstehen zu lassen.“ Als österreichische Arbeiter in der „Volksstimme“ erklärten, sie wollten „für die ruhige Fortentwicklung des Staatslebens wirken“, nannte das der Volksstaat (1873, Nr. 48) „offenen Verrat an der Sache der Arbeiter“. Das alles ist absolut klar und bedeutet Blut, Revolution, Gewaltthat. Ich könnte viel mehr solche Stellen anführen; sie finden sich in Ihrer ganzen Presse. Und das ist Ihr Frevel. Sie haben das höchste politische Recht, das allgemeine Stimmrecht, und Sie sinnen immer auf Umsturz.

Ich bin aber, wie ich fühle, verpflichtet, mehr zu beweisen als dies; ich muß beweisen, daß Ihre Presse den Mord droht. (Lärm.) Können Sie die Wahrheit nicht hören? Dazu bin ich gekommen, Ihnen dieselbe zu sagen und Sie zu warnen, wenn Sie dieselbe nicht wissen. Nicht bloß Ihnen wollen wir dieselbe sagen. Lesen Sie den „Staats-Sozialist“; da werden Sie sehen, daß wir die gesunden Forderungen des Sozialismus anerkennen und den Besitzenden mit dem Recht des Eigentums auch die Pflichten desselben vorhalten. Aber ebenso wollen wir Ihnen Ihr Bild zeichnen; der häßlichste Zug darin ist die blutige Gewaltthat (Lärm.) Ich citiere bloß. Vor mir liegt ein Liederbuch: Gedichte und Lieder freisinniger und besonders sozial-demokratischer Tendenz. (Zürich. Verlags-Magazin 1872.) Hier heißt es Nr. 10 und gerade wie bei Herrn Most, mit Benutzung des Tell:

Wohl von allen Kapellen im christlichen Revier
Ist die Tellskapelle die allerliebste mir;
Auch ihr Patron gefällt mir am allerbesten noch,
Weil er sein Volk befreit so kühn von hartem Joch.
Gäb's doch statt aller Kirchen nur solche Kapellen bloß,
Dann wäre auch die Welt von tausend Geßlern los.

Meine Herren! Das ist der Wunsch nach Mord; mehr als hunderttausend Menschen müßten zu seiner Erfüllung gemordet werden. Nr. 14 lautet es:

Im Hochland fiel der erste Schuß
Im Hochland wider die Pfaffen u. s. f.

Meine Herren, das ist der wirkliche Mord. — In No. 34 ist ein Lied, betitelt die Kommunisten, darin steht:

Will sich die ganze „Christenheit“
In unserm Blute taufen!
Wohlan! der heutgen Ordnung Trug
Hat bis zum Rand gefüllt den Krug;
Sie wird in Blut ersaufen.

Dazu No. 36 ein Kampflied mit dem Refrain:

Rottet sie aus die erbärmliche Brut!

(Zeichen des Beifalls.)

Das ist der Massenmord! Meine Herren! Billigen Sie solche Lieder nicht! Ich kann es noch nicht glauben, daß der deutsche Arbeiter blutgierig ist; das wäre für ihn eine ungeheure Schande.

Manche Leute glauben es nicht, daß die sozial-demokratische Presse so steht. Zum Beispiel die guten Berliner Bürger, die im Tageblatte lesen, daß die Sozialdemokraten immer noch besser seien als die Christlich-Sozialen, denken gewiß nicht daran, daß auch für sie blutige Lieder gedichtet sind, wie das entsetzliche Gedicht in No. 288 d. J. 1872 des Braunschweiger Volksfreundes:

Ja, ja, mein Freundchen Bourgeois (Bürger),
Das Unheil ist Dir immer nah.
Du dauerst mich, Du armer Wicht,
Auch siehst Du ein, 's ist unsre Pflicht,
Um Weltverschönerung zu sehn
Und nach Laternenschmuck zu spähn.

Nicht besser ergeht es den Aristokraten. — Der „Neue Sozialdemokrat“ (1873, No. 13) führt das französische Revolutionslied an:

Es muß so kommen, muß so kommen,
Die Aristokraten an die Laterne!
Es muß so kommen, muß so kommen,
Die Aristokraten muß man hängen

mit der Erklärung: Wenn dem Volke der friedliche Weg zu seinem heiligen Rechte abgeschnitten ist, dann singt es sein: So muß es kommen; dann aber hängt es und köpft es auch ohne Gnade alle Volksverräter. — Ähnliche Dinge finden sich in dem Proletarier-Liederbuch des Herrn Most selbst, S. 19:

Wir haben lang genug geharrt,
Man hat uns lang genug genarrt,
Jetzt greifen wir zu unserm Recht,
Jetzt stellen wir uns zum Gefecht.
Es wirbelt hoch das Aufgebot,
Es flackert hoch die Fahne rot:
Arbeitend leben oder kämpfend den Tod!

Und in „Der Menschheit Kriegsgesang“ nach der Melodie: Ein feste Burg —

Hei, seht, die Throne fallen ein,
Die heilgen Stühle zittern!
Nun, brave Männer, drauf und drein!

Ich denke, dies Lied ist nicht gedichtet, um brave Männer zur Nächstenliebe, sondern um sie für die blutige Revolution zu erziehen. Es ist wahr, was der neue Sozialdemokrat (1872, No. 148) schreibt: „Wir segeln mit dem Sturm! Und wenn das Alte untergeht, lassen wir um so höher unser rotes Banner flattern.“ Ja, meine Herren, Sie segeln mit dem Sturm, Ihre Segel sind rot und Ihr Ozean heißt Blut. —

Denken Sie nicht, daß ich dies alles aus Haß anführe. Ich hasse

niemand. Aber ich führe es an, um Ihnen den Abgrund zu zeigen, an welchem Sie stehen. Ich behaupte nicht, daß Sie diese Mordlust billigen, aber ich habe nie in Ihrer Presse ein Wort gefunden, daß man dieselbe verabscheut. Und das müßte doch geschehen. Von einer Partei die solche Dinge duldet, muß man sich lossagen. Wo aber solche Gedanken gepflegt werden, wo eine Partei so mit dem Morde spielt, da ist der Haß gegen das Christentum begreiflich. Wir haben diesen Haß in der Eiskellerversammlung mit eignen Augen gesehen und wir waren darüber erschrocken. Herr Most hat das Christentum furchtbar angeklagt; glücklicherweise waren seine Anklagen zum Teil — Unwahrheiten.

Er hat sich an die Schafotte der Ketzer, an die Scheiterhaufen des Mittelalters gestellt und hat sein Entsetzen darüber ausgesprochen. Und hierin hat er unzweifelhaft recht. Man kann es nie genug verdammen, daß die christliche Kirche jemals ihre Zustimmung dazu gab, daß die Menschen um Irrglaubens willen hingerichtet wurden. Herr Most hat aber auch die Kirche der Reformation derselben Greuel angeklagt und hierin hat er unrecht. Wenn er Ihnen erzählt, Calvin habe „funfzig Ketzer schmoren“ lassen, so ist das durchaus falsch. Es ist genug an dem einen Servet; die Genfer haben nachher davon gesagt: ach könnten wir mit unsern Thränen diesen Scheiterhaufen auslöschen! Aber auch hier war es der Staat und nicht die Kirche, welche das Urteil vollzog; nicht nach den Anschauungen der neuen Zeit, sondern nach dem Recht des Mittelalters ist die Hinrichtung geschehen. Warum aber macht Herr Most aus dem einen Servet fünfzig? Meine Herren, wer das beweisen kann, daß unter Calvin fünfzig Ketzer in Genf verbrannt sind, dem zahle ich tausend Thaler an dieser Stelle. Die Geschichte ist durchaus unwahr. — So aber werden Sie behandelt. (Bravo.)

Von Luther hat Herr Most den bekannten Ausspruch angeführt, man solle die aufständischen Bauern totschlagen wie tolle Hunde. Ich kann dies Wort nicht leugnen, Luther hat es gesagt und ich bedaure, daß er es gesagt hat. Aber warum hat uns Herr Most nicht erzählt, was Luther vorher und nachher gesagt hat? Als die armen Bauern aufgestanden waren und ihre Forderungen, darunter sehr berechtigte und von Luther gebilligte Forderungen gestellt hatten, da schrieb Luther eine Ermahnung zum Frieden und sagte den Fürsten und Herren, sonderlich den geistlichen Herrschaften, die derbe Wahrheit. „Ihr thut — schrieb er — im weltlichen Regiment nicht mehr, denn daß ihr schindet und schätzet, bis der arme und gemeine Mann nicht kann und mag länger ertragen. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt ihr's thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Gott will euch schlagen und wird euch schlagen. Ist euch nun zu raten, so weichet ein wenig um Gottes Willen dem Zorne Gottes, der euch strafen will. Fangt nicht Streit mit den Bauern an — sucht's zuvor gütlich zu schlichten.“ Zu den Bauern aber redet er als zu „lieben Freunden“, die in großer Verirrung zurecht-

gewiesen werden müssen. Er war wirklich ein Mann des Volkes. Respekt vor Luther, der den Großen der Erde so frei entgegentrat. (Bravo.) In diesem Schreiben sagte er auch seine Meinung darüber, wie sich die Obrigkeit gegen die Ungläubigen verhalten solle: „Sie soll nicht wehren, was jedermann lehren oder glauben will, es sei Evangelium oder Lüge.“ Das ist eins der größten Worte des Jahrhunderts, es ist das Wort völliger Gewissensfreiheit aus dem Munde des Reformators, der klar erkannte und erklärte, daß in Religionssachen kein äußerer Zwang helfen könnte, sondern nur die Freiheit. — Freilich als nachher die Bauern, von schlimmen Agitatoren verführt, die Burgen niederbrannten und die Ritter erschlugen, als sie den Grafen Helfenstein bei Weinsberg im Angesichte von Weib und Kind in ihre Spieße und Sensen trieben, da hat Luther jenes Wort von den „rasenden Hunden“ gesagt. Aber er hat auch nachher, als man mit den besiegten und gefangenen Bauern übel umging, den Spieß wieder umgedreht und die Herren gescholten „als wütende, rasende und unsinnige Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Blutes satt werden; das seien Bestien, Wölfe, Bären und Löwen, er wollte sie nicht zu Menschen machen.“ Meine Herren, so hat Luther geredet. Respekt vor dem Manne, der nach oben und nach unten in gleicher Furchtlosigkeit Gericht übte. (Bravo.)

Vielleicht kann ich Ihnen später einmal erzählen, wie sehr sich Luther um die Not der Arbeiter gekümmert, daß er schon damals ähnliche Maßregeln, wie Normalarbeitstag und Normalarbeitslohn vorgeschlagen hat. Warum redet Herr Most davon nicht? Er kennt Luther nicht, er kennt unsre Kirche nicht, er ist Katholik. Nun ist es auch schlecht, daß er als Katholik seine eigne Kirche schmäht. Aber wenn er über die Männer unsrer Kirche, über Calvin und Luther Unwahrheiten verbreitet, dann sollten protestantische Männer sich das nicht gefallen lassen. Meine Herren, daraus ersehen Sie wieder, wie Sie von diesen Leuten behandelt werden.

Ich komme zu der albernen Resolution vom Eiskeller. (Lärm.) Ja, meine Herren, sie ist albern, ich kann nicht dafür. Ich will Sie Ihnen vorlesen. „In Erwägung, daß ein fast 1900 Jahre währendes Christentum nicht im stande gewesen ist, das Elend, die äußerste Not der überwiegenden Mehrheit der Menschen zu lindern, geschweige denn ihnen ein Ende zu machen rc.“ Dies ist genug. Ich weiß nicht, wo der Mann, der diese Resolution geschrieben hat, in der Geschichte unterrichtet ist; jedenfalls weiß er nichts. Das Christentum ist auch unter dem sozialen Gesichtspunkte das größte Ereignis der Weltgeschichte. Ich erinnere hier an das Eine, daß unter dem Wehen des Pfingstgeistes die Jünger eine Art von freiwilligem, christlichem Kommunismus hatten; für einen Augenblick eine Verheißung, daß im Reiche Christi reich und arm sich ausgleichen sollen. Freilich nicht lange danach finden wir in Jerusalem doch wieder arme Witwen, die unterstützt werden müssen; der Kommunismus ist eben auf die Dauer unmöglich. Aber auch außer-

dem hat das Christentum die folgenreichsten, sozialen Grundsätze aufgestellt. Es hat das Weib frei gemacht (Lärm), ja aus den doppelten Ketten der Sünde und Sklaverei, — das sollen die Frauen nie vergessen! — es hat die Kinder in ihr Recht eingesetzt, es hat das rechte Familienleben begründet, die Gewissensfreiheit proklamiert und die Liebe zum Nächsten als das Gebot gelehrt, das dem andern, Gott zu lieben gleich ist. Und dies Gebot haben die Christen, nicht immer und überall, aber viele zu allen Zeiten erfüllt. Auch das Christentum hat sich, wie alles Große auf Erden, unter den Völkern zur Klarheit und Kraft erst durchkämpfen müssen; aber gleich am Anfang hat es dem Menschen das Bild einer Gemeinde vor Augen gestellt, in welcher alle als Bürger des Gottesreiches gleich sind und gemeinsam als Glieder für das große Ganze wirken. Meine Herren, das Christentum fand die Arbeiter als Sklaven, es hat aus ihnen freie Menschen gemacht. Hier ist — schreibt Paulus — weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib, sondern allzumal einer in Christo. Es hat auch viel irdische Not gestillt, viel Elend beseitigt; wenn nicht mehr geschehen ist, das Christentum hat keine Schuld, sondern die Christen. Das freilich dürfen wir nie vergessen, daß die Religion die irdischen Unterschiede nur versöhnen, nicht beseitigen kann. Sie denken nur an den Unterschied von reich und arm, und gewiß ist derselbe groß, oft bitter. Aber es gibt noch außerdem Gegensätze, welche durch nichts, auch durch Ihren Sozialismus nicht, überwunden werden können: gesund und krank, klug und thöricht, gut und schlecht. Das Christentum versucht auch hier nach Kräften zu helfen. Meine Herren, Sie kennen den Plötzensee, den traurigen Gefängnisort. Auf dem Wege dahin finden Sie Bethesda, ein Siechenhaus; das Magdalenum, eine Heimat für verlorne Mädchen, zuletzt das Johannesstift, eine Stätte für verwahrloste Kinder. Alle diese Anstalten hat das Christentum gegründet, die Liebe Christi. Sie können viele Resolutionen machen; dies Christentum der Liebe bleibt doch Wahrheit.

Es gibt einen Gott; wenn Sie ihn leugnen, er lacht Ihrer. Es gibt eine unsterbliche Seele; der Odem Gottes hat sie uns in die Brust gehaucht. Es gibt ein Gewissen, welches die Sünde straft. (Gelächter.) Meine Herren, lachen Sie nicht über das Gewissen; das ist das Edelste im Menschen. Es gibt einen Schrei im Gewissen, der nach Frieden verlangt. Es gibt einen Heiland, der allein diesen Frieden bringt. Es gibt ein ewiges Leben und ein Weltgericht. An jenem großen Gerichtstag werden Ihre Agitatoren, von denen Sie verführt werden, Rechenschaft geben müssen für Ihre Seelen. Um diese Seelen gilt es den Kampf; wir werden ihn auskämpfen, das seien Sie gewiß. Ihre Zeitungen drohen mit dem Massenaustritt; wir fürchten ihn nicht. Wer unsre Kirche verläßt, weil er nicht glaubt, der hat nicht zu ihr gehört; Ihren Austritt werden Sie selbst dereinst verantworten müssen.

Aber nicht allein mit der Erinnerung an die Ewigkeit will ich schließen, sondern auch mit einem Blick auf die irdische Zukunft. Goldne

Berge können wir Ihnen nicht versprechen, weil wir keine haben. Wir können Ihnen nicht, wie Ihre Agitatoren, einen Sozialstaat versprechen, weil derselbe unmöglich ist. Aber wir kennen Ihre Not, wie Ihre Sorgen; und alles, was wir in gemeinsamer Arbeit mit Ihnen thun können, um eine Besserung Ihrer Lage zu erstreben, das wollen wir redlich thun. Und wenn die große Arbeiterpartei erst wieder in Frieden mit den andern Klassen lebt, dann wird die Hilfe leichter sein, als jetzt. (Beifall und Lärm.)



Über den Programmentwurf für die christlich-soziale Arbeiterpartei.

Rede, gehalten am 25. Januar in dem Saale des Handwerkervereins zu Berlin.

Meine Herren! Der Programmentwurf der „Christlich-sozialen Arbeiterpartei", über welchen wir heute abend reden wollen, ist in Ihren Händen. Ich bemerke ausdrücklich, daß derselbe ein Entwurf ist, der zuerst in dieser öffentlichen Versammlung besprochen, später in Mitglieder-Versammlungen festgestellt werden soll. Sie werden streichen, was Ihnen nicht gefällt und hinzufügen, was Ihnen notwendig scheint; die Christlich-soziale Arbeiterpartei hat völlige Freiheit, den Entwurf zu verbessern, zu verstärken, kurz alles zu thun, was sie will. Man hat bei mir angefragt, ob denn unsre Partei selbständig sei, oder ob sie unter dem Kommando des Vereins für Sozial-Reform stehe. Darauf antworte ich, daß die Christlich-soziale Arbeiterpartei, obwohl ein Sprößling jenes Vereins und in geistiger Verbindung mit demselben, doch vollkommen selbständig ist und ebenso ihren besondern Vorstand wie ihre eigne Kasse haben wird.

Noch eins. Was ich heute abend zur Begründung unsers Programms sage, das sage ich nicht als Vertreter der Kirche. Die Kirche hat nicht den Beruf, wirtschaftliche Programme im einzelnen aufzustellen; sie hat alle Klassen an ihre Pflicht zu mahnen und überall die Ungerechtigkeit zu strafen. Ich rede aus eigner Überzeugung. So wie sich mir persönlich die soziale Frage darstellt, so behandle ich dieselbe hier und bitte um Ihre Nachsicht.

Es ist das große Verdienst des Sozialismus, daß er uns energisch auf die soziale Frage aufmerksam gemacht hat (Aha!), daß wir seit fünfzehn, zwanzig Jahren die sozialen Verhältnisse mehr ins Auge fassen, mehr studieren, und daß jeder rechtschaffene Mann im deutschen Reiche sich fragen muß: Was kann geschehen, damit dem Arbeiterstand wirksam geholfen werde?

Was uns vor Augen steht, ist die furchtbare Thatsache, daß die Kluft zwischen reich und arm auch im deutschen Land immer weiter

und breiter wird, daß sie fast nicht mehr ausgefüllt, daß sie kaum überbrückt werden kann, und das ist schrecklich (Bravo!). Das kann keinem Menschen gefallen, das gefällt auch Gott nicht. (Großer Lärm, Rufe: Schluß!) — Sie wollen von Gott nichts hören; ich glaube, es wird Sie doch interessieren, was Gott über die Verhältnisse von reich und arm bestimmt. — Wenn im alten Testament verboten ist, vom Kapital Zins zu nehmen (Ruf: Juden!), wenn der Zusammenkauf vieler Güter in der Weise verhindert ist, daß jedesmal im fünfzigsten Jahre alle verpfändeten und verkauften Güter wieder an den Eigentümer von früher zurückfallen mußten, dann müssen Sie anerkennen, daß hier mit einer ungemeinen göttlichen Weisheit die soziale Frage angefaßt und für die damalige Zeit völlig gelöst ist. Wo die Dinge so geordnet sind, da ist es gar nicht möglich, daß sich auf der einen Seite ein ungeheures Vermögen ansammelt und auf der andern ein Pauperismus eintritt, der das Elend der gesamten Nation ist. (Gut!)

Auch wir haben diese Frage vor Augen und möchten sie mit Ihnen lösen; wir möchten thun, was wir nach unsern Kräften vermögen und nach unserm Ermessen für das Beste halten. Bei der Aufstellung unsers Programms sind wir sehr einfach verfahren. Wir konnten uns ja auf Früheres, was in der Sache gearbeitet worden ist, zurückbeziehen. Wir haben vor uns die Forderungen der Sozialdemokratie und der katholisch-sozialen Partei, die es bereits zu einem Abgeordneten im Reichstage gebracht hat. Diese Forderungen, wie sie früher vor uns gestellt sind, haben wir geprüft und gefragt: welche können wir annehmen, welche müssen wir verwerfen? Dazu haben wir die notwendigen Ergänzungen hinzugefügt. Aber wir haben nicht daran gedacht, etwa ein großes System zu entwerfen, wodurch die ganze Welt umgekehrt werden soll. Unter diesem Gesichtspunkte beurteilen Sie unsern Programmentwurf.

Ich glaube, daß wir zur Stunde, gerade nach diesen Jahren der Gründungen und des Kraches diese tiefe Frage, wie die Kluft zwischen reich und arm verringert, ausgefüllt, überbrückt werden kann, noch viel mehr im Auge haben müssen, als je. Es ist die furchtbare Erscheinung der letzten vier bis fünf Jahre, daß eine Menge von mittleren und kleineren Hausständen der Verarmung entgegengeführt ist und daß sich die von ihnen verlorenen Kapitalien mehr als zuvor in wenigen Händen angesammelt haben. Eine ungeheure Verschiebung der Vermögensverhältnisse zu Ungunsten der kleineren Vermögen hat stattgefunden. Ich weiß, daß es draußen eine große Richtung gibt, die da sagt: „Dagegen läßt sich nichts thun, die Welt ist einmal so, wie sie ist," und ich weiß, daß es Leute gibt, die sagen: „So wie sie ist, ist sie die beste Welt." (Oho!) Nun, das ist eine Thorheit, die Welt könnte viel besser sein, wenn jedermann seine Schuldigkeit thäte. (Bravo! lebhafter Beifall.) Es läßt sich viel thun auf dem Wege der freiwilligen Liebe, aber darauf allein kann man nicht rechnen. (Sehr richtig.) Ich bin in meinem Leben viel in der Welt umhergekommen. Ich habe edle Männer kennen

gelernt, die für die Arbeiter, mit denen sie zu thun hatten, alles einsetzten, die mit Verlust arbeiteten, um ihren Arbeitern die Existenz zu erhalten. Ich habe aber auch andre kennen gelernt, die bei ungeheurem Profit ihre Arbeiter kümmerlich hielten, sie wohnen ließen wie die Tiere, für ihr leibliches und sittliches Wohl nicht sorgten. Daraus geht hervor: man kann solche Dinge der Privatthätigkeit, dem freien Willen der Menschen nicht allein überlassen, man muß etwas thun, um diese Dinge zu ordnen. Darin, glaube ich, sind wir alle einig: wir wollen staatliche Hilfe, damit diese großen Fragen kräftiger angefaßt und besser gelöst werden als bisher. (Bravo! Lebhafter, langandauernder Beifall.)

Die Sozialdemokratie hat die soziale Frage aufgenommen und sie in ihrer Weise zu lösen versucht. Sie malt sich das Bild einer wunderbaren Zukunft, ein großes, ungeheures, überraschendes Bild, das so aussieht: Immer mehr werden die Kapitalien in wenige Hände zusammenströmen, immer mehr wird das Volk ausgebeutet werden, zuletzt bleibt nichts andres übrig, als daß das Kapital sich sammelt in der Hand des Staates, daß von dort aus die gesamte Produktion geleitet wird und dann, dann wird jedem Arbeiter der volle Arbeitsertrag werden, den er verdient. Ich glaube, daß ich die Sache ganz unparteiisch dargestellt habe. (Bravo!)

Sie lesen in unsrem Programmentwurf die Worte, daß unsre Partei die gegenwärtige Sozialdemokratie als unpraktisch verwirft. (Große Unruhe!) Ja, sie ist unpraktisch. Dies große Ideal, welches der moderne Sozialismus aufgestellt hat, läßt sich nicht erreichen. Dazu wäre nötig, daß der Arbeiterstand all die übrigen Stände überwindet, entweder innerlich oder äußerlich, daß sämtliche Privatbesitzer expropriiert werden. Aber das sind Träume eines unmöglichen Systems; und praktische Menschen sollen sich beschränken auf das, was man vor der Hand thun kann. Scheinbar bietet Ihnen die Sozialdemokratie mehr als wir; aber im Grunde bieten wir Ihnen viel mehr, denn wir bieten Ihnen erreichbare Dinge.

Die soziale Frage betrachte ich unter einem dreifachen Gesichtspunkte. Sie ist eine politische, eine im engeren Sinne soziale und eine wirtschaftliche Frage. Als politische Frage ist sie, wenigstens nach einer Seite hin, gelöst. Die Arbeiter haben im Deutschen Reich das allgemeine gleiche Stimmrecht; mehr ist politisch nicht zu erreichen. (Oho! Lärm.) — Politisch gewiß nicht! —

Die soziale Frage ist aber besonders, wie schon ihr Name lehrt, von sozialer Bedeutung. „Sozial" heißt „gesellschaftlich". Das ist das Große an dieser Frage, daß sie die Arbeiter gelehrt hat, sich zusammenzufinden, Herz an Herz und Hand in Hand, gemeinsam ihre Interessen zu beraten und sich zu fragen: was können wir thun, um unsre Lage zu verbessern? Das liegt in der Natur der Sache, dawider kann kein vernünftiger Mensch etwas haben; gleiche Interessen fordern, daß man

die Kräfte einige, und mit vereinigter Kraft leistet man mehr, als wenn man isoliert ist; das versteht sich von selbst.

Die dritte Seite ist die wirtschaftliche, und hier liegen in der That die größten Unterschiede zwischen der Sozialdemokratie und uns. Ich habe gesagt, daß ich das sozialistische System, wie es radikal vor uns steht, für unpraktisch halte. (Oho! Lärm.) Ich halte die Verwandlung des gesamten Privateigentums an Produktionsmitteln in gemeinsames Eigentum wirklich für unmöglich. (Sehr richtig! Sehr gut!) Sie wissen, daß Lassalle soweit nicht ging. Lassalle forderte Produktivassoziationen vom Staat. Diese Idee ist bereits aufgegeben, und darin hat die neue Sozialdemokratie unleugbar recht. Einzelne Produktivassoziationen sind wiederum bloße Konkurrenten; sie können die soziale Frage in keiner Weise lösen. Es gilt: Entweder — Oder! Darin gebe ich Ihnen durchaus recht; aber ich stimme dennoch nicht für das System, welches die Sozialdemokraten heute aufstellen, sondern für eine andre Art, die Sache anzugreifen. Ich glaube, daß wenn der sozialistische Staat da wäre, sich eine Behörde nicht bloß nicht finden, sondern nicht einmal denken läßt, welche die ganze Produktion eines Volkskörpers von mehr als vierzig Millionen bedenkt, regelt, ausführt. Das ist nach meiner Meinung eine reine Unmöglichkeit. (Bravo! — Oho!) Ich glaube, daß in dem industriellen Leben die Freude an dem persönlichen Eigentum, am Ringen und Schaffen für Kind und Kindeskind nicht entbehrt werden kann. Ich bin drei Jahre in Rußland gewesen, dort existiert etwas wie ein durchgeführter Kommunismus, wenigstens in der Landwirtschaft. Da werden alle fünfzehn Jahre die Ländereien der Dörfer an die männlichen Mitglieder der Gemeinden verteilt, von fünfzehn zu fünfzehn Jahren wechselt der Besitz wieder. Dies ist noch etwas andres als Sozialismus; aber die prinzipielle Frage tritt auch hier hervor: wie kann unter solchen Umständen, wo das Eigentum nicht an der Person haftet, Treue, Pflichtgefühl, Betriebsamkeit, Energie geschaffen werden? Und ich kann Sie versichern, es ist eine Klage durch das ganze Rußland, daß durch dieses System nicht etwa der Kapitalismus überwunden wird, sondern daß in diesen Dörfern die Trägheit, die Branntweinpest, die Unlust, irgend etwas zu erfinden oder zu verbessern, herrscht.

Ich habe schon in den früheren Versammlungen ausgeführt, wie es der schwierigste Punkt der Sozialdemokratie ist, daß sie unmöglich ohne wirklichen Kampf der Waffen ihre Forderungen durchsetzen kann. Darum haben wir als dritten Punkt den Satz aufgenommen, daß wir eine friedliebende Organisation der Arbeiter erstreben, um in Verbindung mit den anderen Faktoren des Staatslebens unsre Forderungen anzubahnen und durchzusetzen. Wenn eine Partei eine politische Partei sein will, so ist es der größte Fehler, sich mit allen übrigen Parteien, die im Staatsleben da sind, in Opposition zu setzen und diese Gegensätze bis in die äußerste, giftigste Verbitterung hinein zu verschärfen. Die richtige Politik ist, daß man sich so viel als möglich stärkt, daß man alle seine Kräfte

sammelt, daß man dann aber seine Hand ausstreckt nach den andern und sagt: das wollen wir, nun helft uns, und wenn man eben nicht alles erlangen kann, daß man mit wenigem vorlieb nimmt. Das ist einfache Sache der Klugheit. (Bravo! Lärm.)

Für das wirtschaftliche Leben haben wir uns ein klares, einfaches, durchgreifendes Ziel vor Augen gestellt: Wir verfolgen die Herbeiführung einer größeren ökonomischen Sicherheit und Gleichheit, damit die Kluft zwischen reich und arm verringert werde. Ich wollte, daß ich sagen könnte, ganz und gar ausgefüllt werde. Aber wir haben es uns ausdrücklich vorgenommen, daß wir keinen Ausdruck brauchen wollten, der ans Unmögliche streift; wir wollen nur Dinge anstreben, von denen wir wahrhaftig glauben, daß sie praktisch durchführbar sind, auch von seiten der Regierung und der übrigen Faktoren im Staatsleben. (Bravo! Lebhafter Beifall!)

Wir erstreben für den Arbeiterstand eine größere Sicherheit der Existenz, auch einen bessern Lohn. Wir stimmen hier überein mit dem Volkswirtschaftsmann, der, einer der größten im gegenwärtigen Deutschland, dem gesunden Sozialismus am allernächsten steht, mit Schäffle. Schäffle ist ein großer, tiefer Denker voll Lust und Liebe zum deutschen Volke, der auch für eins Ihrer Blätter schreibt, weil er gern dazu beitragen möchte, daß die Verbitterung im Arbeiterstande aufhöre, und das müssen wir ja eigentlich alle wollen. (Bravo.) Ja, es lebe die Liebe, und es lebe der Friede im deutschen Reich. (Bravo! rauschender Beifall.)

Wir haben nicht gesagt, daß wir volle Gleichheit herbeiführen wollen, weil wir wissen, daß das ein Traum wäre, wir haben nur gesagt: eine größere Gleichheit als jetzt. Wir glauben, daß das Problem der sozialen Frage zu lösen ist, nicht so, daß man sagt: Ich will die Produktionsmittel der gemeinsamen Arbeit mitbesitzen, sondern so, daß man danach strebt: Ich will den Ertrag meiner eignen Arbeit sicher stellen, höher stellen und verbessern, soviel ich kann. Wenn das geschieht, glaube ich, ist dem Arbeiterstand viel besser gedient, als mit Zukunftsträumen, die sich niemals erfüllen können. (Lebhafter Beifall.)

Wir kommen nun zu den einzelnen Forderungen. Obenan steht geschrieben: „Staatshilfe“. Ja, wir fordern Staatshilfe für den Arbeiterstand, und das ist natürlich. Je höher die Kultur steigt, je mehr der Arbeiter aus seiner Einzelexistenz heraustritt, sich verbindet, sich zusammenschart, um so mehr muß auch der Staat der Sache der Arbeiter Ordnung, Schutz, Recht verleihen. Der Staat ist durchaus verpflichtet, diese Dinge in seine starke Hand zu nehmen! Es kann niemand Ihr Los dauernd verbessern, als der Staat. (Sehr wahr, sehr richtig!) Darum lautet der erste Punkt: Herbeiführung obligatorischer — ich bitte das Fremdwort zu verzeihen, aber die Deutschen sind einmal so, daß sie ohne Fremdwörter nicht durchkommen können; obligatorisch heißt zwangsweise — also Herbeiführung zwangsweiser, fachlich geschiedener, durch das gesamte Reich hindurch gehender Genossenschaften. Das wünschen

wir, daß die Arbeiter jedes einzelnen Gewerks an einzelnen Orten und im ganzen Reich sich assoziieren, daß ebenso die Arbeitgeber zusammentreten mögen, und daß dann zwischen den beiden Körperschaften, die sich oft so feindlich entgegenstehen zu ihrem gegenseitigen Schaden, Vereinbarungen getroffen werden zu gegenseitiger Befriedigung. (Bravo!) Sie führen im tiefsten Grunde einen Lohnkampf. Aber wenn der Lohnkampf zu einer Lohnvereinbarung werden könnte, wenn wirklich die gesamten Arbeiter mit den Arbeitgebern zusammenträten und friedlich ihre Sachen besprächen, es wäre gewiß für beide das Beste. (Großer Lärm.) In England besteht diese Einrichtung seit Jahren zum allergrößten Segen. Die Engländer sind praktische Leute; die haben in den Köpfen keine Phantasien, sondern fragen: wie verbessern wir unsre Lage? Da sind sie auf diesen Ausweg gekommen und befinden sich wohl dabei. (Beifall und Lärm.)

Was wir dadurch zugleich erreichen wollen, haben wir so formuliert: Einrichtung obligatorischer Witwen-, Waisen-, Invaliden- und Alterversorgungs-Kassen. Wir wollen das traurige Schauspiel vermeiden, daß alte Arbeiter in Hunger umkommen, daß Witwen nicht wissen, wie sie für ihre Kinder Brot schaffen sollen, daß einer, der sein Leben hindurch gearbeitet hat (Lärm), im Alter auch versorgt ist. Wir wollen nicht, daß die Arbeiter von der Gnade der andern leben, sondern daß sie ihr Auskommen haben bis an ihr Grab. (Bravo! Lebhafter Beifall.)

Die Nebenpunkte will ich übergehen, weil wir heute nur die allgemeine Diskussion führen. Ich hoffe, wir werden ja an diesen Freitag-Abenden öfter zusammentreffen und dann Gelegenheit haben, auch das einzelne mit einander durchzusprechen. Sie werden uns dann Ihren Rat geben, Ihre Wünsche vortragen, damit wir eine förderliche und nützliche Beratung haben können. (Lärm.)

Gehen wir nun über zu dem Abschnitt: „Arbeiterschutz“. Sie haben sich vielleicht gewundert, daß da steht „thunlichste Verhinderung der Sonntagsarbeit“, während Sie doch ein Recht haben, zu fordern: vollkommene Aufhebung der Sonntagsarbeit; daß wir nur gefordert haben: „Einschränkung der Arbeit von Kindern und Frauen in Fabriken.“ Die Sache liegt so. Thunlichste Verhinderung der Sonntagsarbeit ist nach meiner Meinung eigentlich mehr, als wenn man sagt: Aufhebung der Sonntagsarbeit. Lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel erzählen aus meinem Berliner Leben.

Meine Konfirmanden kommen alle Monate einmal bei mir zusammen. Die letzten Konfirmanden sollten am Sonntag nach ihrer Konfirmation zum erstenmal kommen. Sie kamen auch. Ich fragte sie — und Sie werden das bei einem Geistlichen natürlich finden — „seid ihr heut' morgen zur Kirche gewesen?“ „Nein,“ sagten sie, „wir haben arbeiten müssen!“ Und das waren Knaben von vierzehn Jahren. Nur ein einziger, der noch nicht in die Lehre gebracht war, hatte einen freien Sonntag gehabt, alle übrigen hatten arbeiten müssen. Das Gesetz schreibt

vor, daß die Arbeiterjugend von vierzehn bis sechzehn Jahren am Sonntage in den Fabriken nicht beschäftigt werden darf. Da haben Sie ein Gesetz über die Aufhebung der Sonntagsarbeit, aber es wird nicht befolgt, eben deshalb haben wir geschrieben „Verhinderung der Sonntagsarbeit"; wir wünschen in der That, daß der Staat Maßregeln treffe, um dem Gesetze die notwendige Autorität und durchdringende Energie zu verschaffen! (Bravo!)

Wenn wir dann weiter gesagt haben, Einschränkung, nicht gänzliche Aufhebung der Arbeit von Kindern und verheirateten Frauen in Fabriken, so ist das aus praktischen Gründen geschehen. Sie können glauben, ich wollte für mein Leben gern, daß die Kinder, bis sie aus der Schule kämen, nie zu arbeiten hätten, sondern frisch und frei ihres Lebens genießen könnten. (Bravo!) Ich wollte, daß die verheirateten Frauen zu Hause blieben, ihre Wirtschaft besorgten und ihrem Manne das Haus lieblich und schön machten, so daß es für den Hausvater keinen besseren Ort auf Erden gäbe, als sein liebes Haus. (Stürmischer Beifall.) Aber bedenken Sie, daß in den Ländern, mit denen wir in der allerheftigsten Konkurrenz stehen, in England, in Belgien, viel mehr Frauen- und Kinderarbeit ist, als bei uns. Ehe das dort nicht geändert ist, ehe nicht eine internationale Arbeitsordnung eingeführt ist, können wir keine Forderungen stellen, die uns ruinieren würden. Darum sagen wir auch: „Der Schutz der Arbeiter muß international werden", er muß durch alle Länder hindurchgehen, erst dann kann man solche durchgreifende Änderungen mit der äußersten Entschiedenheit treffen, aber eher, glaube ich, ist es unmöglich. Begnügen wir uns mit dem, was zu erreichen ist und jagen wir nicht Träumen nach, von denen das Sprichwort sagt: Träume sind Schäume! (Bravo!)

Einige andre Forderungen haben wir einfach von Ihnen aufgenommen: „Normalarbeitstag", darüber reden wir einmal ausführlich. Das ist eine notwendige, auf die Dauer unvermeidliche Einrichtung, damit der Arbeiter seine Muße habe und nicht überlastet werde. „Schutz der Arbeiterbevölkerung gegen gesundheitswidrige Zustände in den Arbeitslokalen", das versteht sich gleichfalls von selbst. Wir könnten noch hinzufügen, daß man sich um die Wohnungen der Arbeiter besser kümmere. Das ist ein wahres Elend in Berlin. Es gibt hier viel zu viel vornehme Wohnungen und an Arbeiterwohnungen fehlt's. Ich könnte Ihnen aus meiner Erfahrung zehn Beispiele nennen, wo Arbeiter gezwungen sind, viel größere Wohnungen zu mieten, als sie gebrauchen; sie müssen dann oft eine Stube vermieten und geraten in das bitterste Elend, wenn sie die Miete bezahlen sollen und keinen Mieter finden können. (Allseitige Zustimmung.)

Ich komme zum „Staatsbetrieb" und befürworte einen arbeiterfreundlichen Betrieb des vorhandenen Staats- und Kommunaleigentums. Gerade dies halte ich für ungemein wichtig. Der Staat ist der größte Arbeitgeber und hat dabei eine wundervolle Aufgabe. Er könnte wie kein andrer Regulator der Löhne und der Beglücker des Arbeiterstandes

werden. Es liegt ja bei dem ungeheuren Betrieb, den er hat, in seiner Macht, daß er die Arbeiter besser stellt, daß er sie bei seinem Betrieb in höhere Posten hinaufhebt, daß er dem talentvollen Arbeiter Gelegenheit gibt, sich weiter auszubilden, damit derselbe nicht so an das eiserne Gesetz seiner Stellung geschmiedet bleibt, sondern vorwärts kann. Vorwärts streben ist köstlich, und ich begreife es wohl, daß viele von Ihnen, wenn sie das nicht können, müde und verdrießlich werden. (Bravo.)

Unter dem Titel: „Besteuerung" ist gleichfalls einiges, was wir aus Ihrem Programm aufgenommen haben. Wir wollen, daß die Kapitalien sich nicht ins Ungeheure vermehren; darum finden Sie die Forderung einer progressiven Einkommensteuer und einer progressiven Erbschaftssteuer. Wir stehen vor einer Erneuerung und Vermehrung der indirekten Steuern, und wir mögen thun, was wir wollen, wir werden die Änderung nicht vermeiden; aber wir sehen es als notwendiges Gegengewicht an, daß man das große Kapital energisch besteuert, wenn dem kleinen Mann auch seine Bedürfnisse besteuert werden. Nur dann wird die preußische Devise recht erfüllt werden: Einem jeden das Seine; suum cuique.

Zuletzt noch einige Wünsche. „An die Geistlichkeit." Wir sagen nicht an die Kirche. (Lärm.) Die Kirche kann ja zu diesen Fragen keine Stellung nehmen. Die Kirche des Neuen Testaments kann nicht sagen: Dies volkswirtschaftliche System ist besser, jenes ist schlechter. Das kann die Kirche nicht; sie hat dazu keine Organe; wohl aber können es die einzelnen Geistlichen. (Weg mit den Pfaffen!) — Es steht in meiner Bibel: Segnet, die euch fluchen; danach will ich hier auch handeln. (Bravo! Lebhafter Beifall.) Das ist es, was wir von den Geistlichen fordern, daß sie eine liebevolle Teilnahme haben an dem leiblichen, dem geistigen und dem religiös-sittlichen Wohl nicht bloß der Arbeiter, sondern des gesamten Volkes. (Bravo! Lärm.) Ist das nicht recht? Ich weiß, es gibt in unserm Volke Leute, sehr gelehrte, sehr angesehene Leute, die sagen: für die Professoren die Aufklärung und für das Volk den Kappzaum der Religion. Das ist die größte Schändlichkeit, die man sagen kann (Bravo!), die Religion ist für alle; sie soll jedes Menschen Herz hier glücklich und droben selig machen. (Anhaltender Beifall und Lärm.)

Was die Forderungen an die besitzenden Klassen betrifft, da ist vielleicht manches zu unbestimmt, aber, wo man nicht fordern kann, da soll man bescheiden sein. (Lärm.) Was aus Freiwilligkeit kommt, das kann man eben nicht erzwingen. Aber ich glaube, wenn die Besitzenden thun, was hier verzeichnet ist, daß sie den berechtigten Forderungen der Nicht-Besitzenden entgegenkommen, daß sie die Lage der Arbeiterwelt verbessern helfen; daß sie, wo sie selber können, die Löhne möglichst erhöhen, und nicht bloß daran denken, für sich den möglichsten Profit zu machen, das ist alles, was auf dem Wege der Freiwilligkeit geschehen kann. (Großer Lärm.)

Zum Schluß ein Wort „von der Selbsthilfe". Das meinen wir

nicht im Sinne von Schultze-Delitzsch. Wir wollen, daß der Arbeiterstand wirklich zusammengefaßt dasteht und sich auf das, was ihm zukommt, besinnt, daß er mit geeinter Kraft seine Interessen überlegt, bespricht, berät, und wo er kann, seine Forderungen stellt. Aber das fordern wir von Ihnen, daß Sie, wenn nun Reformideen auftauchen und Gestalt gewinnen, nicht sich grollend zurückziehen, weil nicht alles Ihnen gegeben wird, was Sie wünschen, sondern daß Sie zu jeder Verbesserung Ihrer Lage freundlich die Hand reichen.

Üben Sie auch, was hier zuletzt steht: „Die Hochhaltung der persönlichen Berufsehre." Das kann man in Berlin nicht genug betonen. Wenn man z. B. an so vielen Läden die Inschrift sieht, hier: „Allgemeiner Ausverkauf", und es ist eine Lüge; dort: „Konkurs", und es ist nicht wahr: das ist ein Mangel an Ehrgefühl. Was sonst für einen Geschäftsmann das Allerschrecklichste ist, der Konkurs, das schreiben die Leute an ihre Läden, an ihre Fenster, um damit Kunden anzulocken: das nenne ich nicht Berufsehre, das ist Berufsschande! (Bravo! Lebhafter Beifall.)

Ich komme zum Letzten: Verbannung aller Roheit aus den Vergnügungen und Pflege des Familienlebens im christlichen Geist. Damit haben wir angefangen, daß wir sagen, wir stehen auf dem Boden des christlichen Glaubens, damit wollen wir schließen, daß wir ein Familienleben fordern im christlichen Geist. (Bravo!) Es ist das einzige Wort, das ich heut von göttlichen Dingen sagen will. An Gottes Segen ist alles gelegen. (Bravo! Stürmischer Beifall.) Und wenn am Dienstag hier das furchtbare Wort gesagt ist: „Wir fürchten keinen Gott im Himmel und keine Gewalt auf Erden," wir fürchten Gott! (Lang anhaltender Beifall und Lärm.) Sind Sie aufgefordert zum Massenaustritt aus der Kirche, ich fordere Sie auf, geben Sie darauf die Antwort, die einzige, die der Redner verdient hat, den Masseneintritt in die christlich-soziale Partei. — (Stürmischer Beifall und großer Lärm.)

Programm der christlich-sozialen Arbeiterpartei

wie es endgültig festgestellt wurde.

Allgemeine Grundsätze.

I. Die christlich-soziale Arbeiterpartei steht auf dem Boden des christlichen Glaubens und der Liebe zu König und Vaterland.

II. Sie verwirft die gegenwärtige Sozialdemokratie als unpraktisch, unchristlich und unpatriotisch.

III. Sie erstrebt eine friedliche Organisation der Arbeiter, um in Gemeinschaft mit den andern Faktoren des Staatslebens die notwendigen praktischen Reformen anzubahnen.

IV. Sie verfolgt als Ziel die Verringerung der Kluft zwischen reich und arm und die Herbeiführung einer größeren ökonomischen Sicherheit.

Einzelne Forderungen.

I. An die Staatshilfe.

A. Arbeiterorganisation.

1) Herbeiführung obligatorischer, fachlich geschiedener, aber durch das gesamte Reich hindurchgehender Fachgenossenschaften, mit ihnen zusammenhängend Regelung des Lehrlingswesens.
2) Einsetzung obligatorischer Schiedsgerichte.
3) Errichtung von obligatorischen Witwen- und Waisen-, sowie Invaliden- und Alterversorgungs-Rentenkassen.
4) Autorisation der Fachgenossenschaften zur Vertretung der Interessen und Rechte der Arbeiter ihren Arbeitgebern gegenüber.
5) Verpflichtung der Fachgenossenschaften zur Haftung für die von den Arbeitern etwa zu übernehmenden kontraktlichen Verbindlichkeiten.
6) Staatliche Kontrolle des fachgenossenschaftlichen Kassenwesens.

B. Arbeiterschutz.

1) Verbot der Sonntagsarbeit. Abschaffung der Arbeit von Kindern und verheirateten Frauen in Fabriken.
2) Normalarbeitstag, modifiziert nach Fachgenossenschaft.
3) Energische Anstrebung der Internationalität dieser Arbeiterschutz-Gesetze; bis zur Erreichung dieses Zieles ausreichender Schutz der nationalen Arbeit.
4) Schutz der Arbeiterbevölkerung gegen gesundheitswidrige Zustände in den Arbeitslokalen und Wohnungen.
5) Wiederherstellung der Wuchergesetze.

C. Staatsbetrieb.

1) Arbeiterfreundlicher Betrieb des vorhandenen Staats- und Kommunaleigentums und Ausdehnung desselben, soweit es ökonomisch ratsam und technisch zuläßig ist.

D. Besteuerung.

1) Progressive Einkommensteuer als ausgleichendes Gegengewicht gegen bestehende oder zu schaffende indirekte Besteuerung.
2) Progressive Erbschaftssteuer bei größerem Vermögen und entfernteren Verwandtschaftsgraden.
3) Börsensteuer.
4) Hohe Luxussteuern.

II. An die Geistlichkeit.

Die liebevolle und thätige Teilnahme an allen Bestrebungen, welche auf eine Erhöhung des leiblichen und geistigen Wohles, sowie auf die sittlich-religiöse Hebung des gesamten Volkes gerichtet sind.

III. An die besitzenden Klassen.

Ein bereitwilliges Entgegenkommen gegen die berechtigten Forderungen der Nichtbesitzenden, speziell durch Einwirkung auf die Gesetzgebung, durch thunlichste Erhöhung der Löhne und Abkürzung der Arbeitszeit.

IV. Von der Selbsthilfe.

A. Freudige Unterstützung der fachgenossenschaftlichen Organisation als eines Ersatzes dessen, was in den Zünften gut und brauchbar war.

B. Hochhaltung der persönlichen und Berufsehre, Verbannung aller Roheit aus den Vergnügungen und Pflege des Familienlebens in christlichem Geiste.

Über die Angriffe auf das Programm der christlich-sozialen Arbeiterpartei.

Rede, gehalten am 1. Februar in dem Saale des Handwerkervereins zu Berlin.

Ich freue mich, daß wir heute abend unter uns sind; und ich denke, Sie teilen dies Gefühl. Die Berliner Freie Presse hat freilich schon gespottet, wir hätten den Mut zu öffentlichen Versammlungen verloren. Aber das kann uns sehr gleichgültig sein. Natürlich würden es die Sozialdemokraten gern sehen, wenn sie jede Beratung, jede Beschlußfassung unserseits in ihrem wüsten Lärm ersticken könnten. Wir müssen uns aber einmal sammeln, kennen lernen, unterreden über das, was wir wollen, unser Statut und unser Programm durchberaten. Später, wenn die rechte Zeit gekommen ist, werden wir auch wieder Volksversammlungen berufen und besuchen; unsre Gegner werden bald erkennen, daß wir die Kourage noch nicht verloren haben. Warum sollten wir auch? Was die Sozialdemokraten bis jetzt unsrer Sache entgegengesetzt haben, das sind keine Gründe und Beweise, sondern Schimpfworte und Verleumdungen. Hat etwa Herr Most am vorigen Freitag irgend etwas Vernünftiges zu antworten gewußt? Er ist mit einer gemeinen Beleidigung unsers Standes von der Tribüne gegangen; er hat die Bescheidenheit gehabt, sich mit Ulrich von Hutten zu vergleichen und seine Lebensaufgabe dahin bestimmt, den Pfaffen die Kutten vom Leibe zu reißen. Solche Redensarten sind billig; und es gibt Narren genug, die daran glauben. Aber Grund haben sie nicht. Warum sollten wir denn heucheln? Herr Most sagt, wir wollten uns nach obenhin lieb Kind machen, wir wollten nur einen Keil in die Sozialdemokratie treiben und dieselbe auseinandersprengen, am Wohl der Arbeiter läge uns nichts. Das sind lauter Lügen. Wenn die Sozial-

demokraten sich auf den Boden des Christentums und der Vaterlandsliebe stellten, dann würde ich den Kampfplatz verlassen, meine Thätigkeit einstellen und ihnen das Weitere selbst überlassen. Ihre wirtschaftlichen Träumereien braucht niemand zu fürchten, und das Gute, welches in manchen ihrer Forderungen liegt, wünschen wir auch. Aber in den letzten Wochen haben unsre Gegner im Unmut über die christlich-soziale Arbeiterpartei die Maske abgeworfen; sie haben gezeigt, daß sie von Gott, von König und Vaterland nichts wissen wollen. Unter dem Vorwand: „Religion ist Privatsache" haben sie die Irreligion zur Parteisache gemacht, zum Massenaustritt aus der Landeskirche aufgefordert, und Herr Most hat das gotteslästerliche Wort gesprochen: Wir fürchten keinen Gott im Himmel und keine Gewalt auf Erden. Darauf antworten wir heute noch einmal: Wir fürchten Gott und ehren den König.

Der irreligiösen Wühlerei der Sozialdemokraten entspricht ihre politische Verblendung. Sie sind so unvernünftig geworden, daß sie ganz unverhüllt znm Losschlagen, zur Revolution drängen. Im „Vorwärts" fordert Lissagaray, der Geschichtsschreiber der Commune, die deutschen Sozialdemokraten auf, die nach Kaledonien verbannten Kommunards durch Gewalt zu befreien. Er schreibt, daß die französische Sozialdemokratie nicht im stande sei, das Werk zu vollbringen; aber die deutschen Sozialdemokraten, als die bestorganisierten, könnten es thun. Wenn sie auch noch nicht ganz fertig seien, so müsse man doch zur That schreiten; es sei nun Zeit. Dieser Gedanke, daß deutsche Arbeiter sich dazu hergeben sollen, einen Bürgerkrieg zu beginnen, um Franzosen, welche einige tausend Meilen von hier weit über das Meer gefangen sitzen, frei zu machen: dieser Gedanke ist ein völliger Wahnsinn. Ich glaube, daß sie zu gut sind, um zur Befreiung von französischen Verbrechern als Kanonenfutter zu dienen. Aber solche Thorheit mutet die Sozialdemokratie ihren Leuten zu.*)

Vor solcher Thorheit wollen wir die deutschen Arbeiter retten; wir wollen versuchen, sie von diesen Revolutionsideen, die unser aller Unglück sind, und von jenen Gottlosigkeiten zu befreien. Was haben denn die sozialdemokratischen Redner gegen das Christentum vorgebracht? Gar nichts, was Hand und Fuß hat. Sie sagen, es fehlt die Einheit des Glaubens. Ja, meine Herren, die Geister der Menschen sind verschieden, auch das religiöse Leben hat seine Verschiedenheiten. Das Christentum ist Sache der Freiheit und verträgt keinen äußeren Zwang. Mögen doch verschiedene Kirchen und Richtungen sein, das macht nichts. Wenn nur alle auf dem Boden der biblischen Wahrheit stehen und wenn eine Kirche der andern, wie wir Protestanten das thun, die christliche Bruder-

---

*) Nachher hat sich der „Vorwärts" gegen diesen Gedanken ausgesprochen. Aber warum hat er ihn denn überhaupt seinen Lesern vorgesetzt? Gewiß ist der Redaktion nachträglich eingefallen, daß mit solchen offenbaren Verrücktheiten kein Geschäft zu machen sei.

hand reicht. Das ist genug. — Man redet von der Inquisition und hält uns ihre Greuelthaten entgegen. Das ist sehr ungerecht. Wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts können doch nichts dafür, daß wir vor fünfhundert Jahren nicht schon gelebt haben. Ich versichere Sie, ich hätte schon damals dagegen protestiert. — Man lügt Ihnen vor, in den Berliner Volksschulen sei drei bis vier Stunden täglich Religionsunterricht, und in den übrigen Fächern lernten die Kinder nichts. Das sind Unwahrheiten, womit die Dummen betrogen werden; in unsren Kommunalschulen sind vier Religionsstunden in der ganzen Woche. — Man sagt Ihnen immer wieder: nur der irdische Besitz mache glücklich, nicht die Hoffnung auf ein Jenseits. Unser Programm zeigt Ihnen, daß wir Sie nicht bloß auf die Ewigkeit vertrösten, daß wir ehrlich helfen wollen, Ihre Lage zu verbessern. Aber wer das behauptet, daß nur irdischer Besitz glücklich macht, der w iß nicht, was Glück ist. Dazu gehört doch auch Gesundheit, innere Zufriedenheit, gute Familienverhältnisse und ein gesichertes Staatsleben. Es kann einer noch so reich sein, er kann Millionen, ja Milliarden haben; wenn er krank ist, wenn er in seinem Hause Zank und Streit hat, dann kann er nicht irdisch glücklich sein. — Aber dies irdische Glück genügt der Menschenseele nicht. Erst die Gewißheit, daß ein lebendiger Gott über den Wolken thront und unser Leben regiert, daß es ein Jenseits gibt als Ziel und Zweck des Diesseits, erst der Glaube an die Erlösung durch Jesum Christum gibt unserm Dasein den ewigen Wert und das wahre Glück, welches der Christ Segen nennt. Glauben Sie dem Gerede vom irdischen Glück nicht, welches Ihnen die sozialdemokratischen Agitatoren vormachen. Es ist nichts damit und es wird auch nichts daraus. Der verheißene Volksstaat, dies sozialdemokratische Paradies ist ein Unding ohne Glück und ohne Freiheit; vor allem ist er eine Unmöglichkeit. Gewiß haben einige unter Ihnen schon zehn, zwölf Jahre die Beiträge zur Begründung dieses Volksstaates gezahlt. Ich versichere Ihnen, Sie könnten noch fünfzig, noch sechzig Jahre weiter gezahlt haben, Sie könnten darüber gestorben sein und man würde auf Ihren Grabstein geschrieben haben: Hier ruht ein Sozialdemokrat, er zahlte sein ganzes Leben hindurch Beiträge für den Volksstaat und starb als preußischer Unterthan. Die sozialdemokratischen Projekte sind undurchführbar. Was wir Ihnen vorschlagen, ist praktisch und möglich.

Die sozialdemokratischen Blätter nennen unsre Forderungen Bettelsuppen und unsre Partei eine „Gründung“. Aber das ist bloßer Ärger. Sie können die Größe und Bedeutung unsres Programms schon daraus ersehen, daß einige gemeine liberale Blätter sich in den äußersten Beschimpfungen gegen uns ergehen und daß eins derselben den Notruf ausstößt, man solle dem sozialistischen Hofprediger das Handwerk legen. Nun, wir fürchten uns weder vor dieser Art liberaler Presse, noch vor dem sozialistischen Geschrei. Wir haben uns fest vorgenommen, Ihnen in allen Stücken die volle Wahrheit zu sagen, Ihnen

nie unmögliche Dinge zu versprechen, Sie nur mit erreichbaren Plänen zu beschäftigen. Weder aus Sucht nach Beifall, noch aus Furcht vor Angriffen werden wir uns verleiten lassen, Ihnen etwas anderes zu geben als Wahrheit.

Gehen wir einmal durch, was die Sozialdemokratie an unserm Programm auszusetzen hat! Wir hätten — sagt sie — nicht einmal das allgemeine Stimmrecht darin aufgenommen und die Ausdehnung desselben auf Landtags- und Kommunalwahlen verlangt. Das allgemeine Stimmrecht für den Reichstag ist da, das brauchen wir nicht zu fordern, aber wir werden es energisch festhalten. Es ist jetzt viel die Rede davon, es abzuschaffen. Wir würden das für einen Fehler halten; wir wünschen starke soziale Reformen, damit die Arbeiter von dem sozialdemokratischen Groll ablassen und ihr Stimmrecht brauchen zum Heil des Vaterlandes. Aber wir glauben in der That, daß eine Umkehr nötig ist. Solange die sozialdemokratische Partei ihr Stimmrecht braucht, um Abgeordnete zu wählen, die gegen den Bestand von Staat und Kirche arbeiten, zum Umsturz drängen, die Religion ausrotten wollen, so lange wird man in den andern Parteien zweifeln, ob das allgemeine, gleiche Stimmrecht gut ist, und wird dasselbe nicht auszudehnen, sondern einzuschränken suchen. Es liegt an den Arbeiterparteien, ob wir in dieser Richtung vorwärts kommen oder rückwärts gehen werden. — Man wirft uns vor, daß wir die Arbeiterorganisation unter Polizeiaufsicht stellen, daß ist eine Lüge; wir wollen die Kassen derselben staatlich kontrolliert wissen und glauben, daß das zum Nutzen der Mitglieder geschehen muß. — Man tadelt, daß wir nicht unentgeltlichen Unterricht auch für die höheren Schulen verlangen. Diese Forderung wäre thöricht. Es braucht nicht jeder Griechisch und Latein zu lernen. Man könnte ja befähigte Schüler aus den Volksschulen unterstützen, daß sie die höheren Schulen unentgeltlich besuchen; aber ich glaube, es wäre nicht gut, wenn alle begabten Kinder studierten und die unbegabten ein Handwerk lernten oder Arbeiter würden. — Die Sozialdemokratie verklagt uns, daß wir nicht die direkte Gesetzgebung und Rechtsprechung durch das Volk erstreben. Aber wir müßten sehr unklug sein, wenn wir glaubten, ein Volk von über vierzig Millionen könnte Gesetze geben, wie ein kleiner Kanton der Schweiz. Dazu sind eben die Parlamente, in denen die Abgeordneten das Volk vertreten. — Ein Volksheer wollen unsre Gegner. Haben wir denn kein Volksheer? Unsere Armee ist wirklich das Volk in Waffen. Die Abschaffung der stehenden Heere aber wäre eine Unklugheit. Es wird gegenwärtig vielfach der Gedanke besprochen, daß durch eine vollkommen militärische Jugenderziehung die Idee des Volksheeres noch verstärkt, die Dienstzeit abgekürzt werden könnte. Das wäre vielleicht gut und nützlich. Aber in diesen Dingen, meine ich, weiß der Generalfeldmarschall Graf Moltke besser Bescheid als wir alle. Überlassen wir ihm die Sorge dafür. — Die Mitentscheidung des Volkes über Krieg und Frieden, welche die Sozialdemokratie beansprucht, halten wir gleichfalls für un-

berechtigt. Es würde eine schlimme Geschichte werden, wenn die Feinde über unsre Grenzen rückten und man wollte erst das Volk zusammenrufen, um darüber abzustimmen, ob wir Krieg führen wollen oder nicht. Das wäre ein purer Unverstand. — Sehen Sie, das sind die Einwendungen, welche uns die Gegner machen. Sie werden zugestehen, daß wir daraus nicht viel lernen können.

Wichtiger ist, was uns von befreundeter Seite gesagt ist; das gibt mir Veranlassung, Ihnen einige Änderungen vorzuschlagen. Setzen wir statt: Verhinderung und Einschränkung — Verbot der Sonntagsarbeit, Abschaffung der Arbeit von Kindern und verheirateten Frauen in Fabriken; unvermeidliche Ausnahmen können ja berücksichtigt werden! Fügen wir zu dem Schutz der Arbeiterlokale auch noch den der Arbeiterwohnungen hinzu! Es herrscht in Berlin eine wirklich brennende Wohnungsnot für die kleinen Familien. — Wünschen wir nicht bloß einen arbeiterfreundlichen Betrieb des vorhandenen Staats- und Kommunaleigentums, sondern eine Ausdehnung dieses Betriebes, soweit es ökonomisch ratsam und technisch zulässig ist. Ich werde diese Abänderungsvorschläge im einzelnen näher begründen.

Vor allem aber lassen Sie uns unbeweglich festhalten an den Heiligtümern unsrer Nation. Niemand, der sein Volk lieb hat, darf ruhig zusehen, wie die Sozialdemokratie offen darauf ausgeht, den christlichen Glauben, der unser Deutschland groß gemacht hat, für den unsre Väter und Vorväter freudig Gut und Blut geopfert haben, aus den Herzen zu reißen. Ich kann es nicht glauben, daß unser Volk das alte Banner, unter dem es seine Geisterschlachten geschlagen hat, wie ein schlechter Soldat zusammenrollen und zerbrechen will, um der roten Fahne zu folgen, auf welcher die Inschrift steht: Atheismus und Revolution! Ich kann es nicht glauben, daß unsre Väter und Mütter ihre Kinder, daß die Söhne und Töchter ihre Eltern auf den Friedhof tragen und wirklich denken sollten: es gibt kein Wiedersehen. Das wäre ein Frevel an den Seelen der Einzelnen und an dem Geiste der Nation. Hätte die Sozialdemokratie — ich sage es noch einmal — nur für die Verbesserung der Arbeiterexistenz gekämpft, so würde es keinem Geistlichen eingefallen sein, dieselbe zu bekämpfen. Seitdem sie aber versucht, mit zügelloseſter Frechheit die Heiligtümer des Volkes zu zerstören, ist es die Pflicht aller, die noch einen Funken von Gewissen und Dankbarkeit im Herzen haben, diesem Beginnen mit aller Macht entgegenzutreten. (Stürmischer Beifall.)

Über die Liebe zu König und Vaterland.

Rede, gehalten am 15. Februar in dem Saale der Villa Colonna zu Berlin.

Es ist eben das Wort unsers Schiller angeführt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.“ Ich will noch einen Vers weiter citieren: „Da sind die starken Wurzeln Deiner Kraft“ und an das andre Wort des alten Attinghausen erinnern: „Seid einig, einig, einig!“ In den Tagen tiefer Schmach sind diese Verse gedichtet, als Weissagungen einer Zukunft, die wir erlebt haben. Wir sind einig, wie wir es nie zuvor gewesen sind; in großen Kriegs- und Siegesthaten ist die Einheit errungen und bewährt. Man sollte meinen, daß nun auch jene andre Mahnung, sich treu anzuschließen an das Vaterland, bei allen deutschen Männern Gehör finden müsse. Aber leider geht ein tiefer innerer Zwiespalt durch unser Volk; die Gegner, mit denen wir den Kampf begonnen haben, hassen ihr Vaterland. Fast in jeder Nummer ihrer Blätter werden die großen Männer, die großen Thaten, die großen Einrichtungen der deutschen Nation in den Staub gezogen. Ich will den heutigen Abend nicht durch sozialdemokratische Lieder entweihen; es kommt wohl die Stunde wieder, wo ich sie unsern Gegnern als Beweise ihrer vaterlandslosen Gesinnung in das Gesicht schleudern werde. Heute will ich nur an das Eine erinnern, daß die Sozialdemokraten den zweiten September, das Volksfest des Gedächtnisses an viel tausend für ihr Vaterland gefallene Brüder nicht feiern wollen, aber daß sie den achtzehnten März feiern, den Tag der Pariser Kommune, des französischen Bürgerkrieges und des Petroleums. Daß ist nicht preußisch, nicht deutsch — das ist schändlich. Deutsche Art, preußische Tugend ist es, den Wahlspruch festzuhalten, mit dem unsre Väter in den Freiheitskrieg gezogen sind: Mit Gott, für König und Vaterland. Ist bisher in unsern Versammlungen der erste Ton: Mit Gott! stärker angeklungen; heute will ich die patriotische Seite anrühren, daß es durch unsre Herzen beben soll: Für König und Vaterland!

Wir Preußen machen zwischen König und Vaterland keinen Unterschied. Wo der König, da ist das Vaterland, und wo das Vaterland, da ist der König. Nach dem Worte des großen Friedrich wollten Preußens Fürsten nichts andres sein, als die ersten Diener ihres Volkes. Und so haben sie nicht bloß geredet, so haben sie auch gehandelt. Es war nach den Befreiungskriegen; Friedrich Wilhelm der Dritte besuchte die Provinz Schlesien und fragte einen Vater, dessen drei Söhne im Kriege gefallen waren, dessen vierter Sohn schwer an seinen Wunden litt: wie geht's Ihren Söhnen? Gut, Majestät — war die Antwort. Wo sind sie? Drei gefallen, einer verwundet für Eure Majestät! Nicht für mich, nicht für mich — sagte tief bewegt der König — fürs Vaterland, fürs teure Vaterland. Solange unsre Könige so denken, ist zwischen ihnen und dem Vaterlande kein Unterschied. Es ist der Charakter der preußischen

Geschichte, dieser Geschichte ohnegleichen — wie König Friedrich Wilhelm der Vierte sie genannt hat — daß sie im treuen Zasammenstehen von Fürst und Volk geworden ist. In saurer Arbeit, mit höchster Gewissenhaftigkeit, durch peinliche Sparsamkeit, in viel Kämpfen und Siegen haben die Hohenzollern Brandenburg groß gemacht. Jener erste unter ihnen, der Burggraf von Nürnberg, hätte wohl mögen deutscher Kaiser werden, wenn er gewollt hätte; aber er kam lieber hierher in die sandige Mark, um das Reich gegen seine Feinde zu schirmen. Als Jahrhunderte später unser Land im dreißigjährigen Kriege aus tausend Wunden blutete, da war es der große Kurfürst, der jung an Jahren und reif an Geist, seines Volkes Arzt wurde und die Wunden verband. Noch immer geht uns das Herz auf, wenn seine fromme Heldengestalt uns vor das Auge tritt und uns an den ersten mächtigen Flügelschlag des Hohenzollernadlers gemahnt. Sein Sohn erwarb die Königskrone mit der Losung: Jedem das Seine! Sein Enkel setzte sie fest wie einen rocher de bronce, wie einen ehernen Felsen; der alte Fritz zeigte der Welt, wie diese kleine Krone den Kampf gegen ganz Europa führte und nicht unterlag. Was den großen König in den Unwettern des Krieges auch in den Widerwärtigkeiten verlorner Schlachten aufrechthielt, war das Bewußtsein der königlichen Aufgabe. „Es ist nicht nötig, — schrieb er gleichsam unter dem Donner feindlicher Kanonen — daß ich lebe, sondern daß ich meine Pflicht thue und für mein Vaterland kämpfe.“ Und wie im Kriege, so war er im Frieden. Als eine schlesische Stadt, die er für geschehene Brandschäden reichlich unterstützt hatte, sich bei ihm bedanken wollte, wies er das ab und sagte: ich thue nur meine Pflicht. Eben dieser große Entschluß, unter allen Umständen seine Pflicht zu thun, beseelte die Könige und das Volk.

Was soll ich von Friedrich Wilhelm dem Dritten sagen, dem König der Helden und dem Helden der Könige. Unter ihm in schwerster Zeit vermählten sich der deutsche Geist und der preußische Staat, verknüpften sich mit dem unzerreißbaren Bande gemeinsamer Schmerzen und gemeinsamer Siegesfreude für immer Preußens Volk und Preußens Krone. Luisens, der Unvergeßlichen, Bild weihte den Bund, der nicht wieder gelöst werden kann. Und als die Stunde Gottes kam, als das Lied Wahrheit wurde: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los; als von Preußen her die ganze Nation sich aufmachte, um in den edelsten Krieg zu ziehen, der je geführt worden ist, in den deutschen Freiheitskrieg —: da rief der König in den Sturm der Begeisterung das Wort: meine Sache ist die meines Volkes! Solch ein Fürst und solch ein Volk gehören zusammen und nichts kann sie trennen. — Ich weiß, daß man Friedrich Wilhelm dem Vierten nachsagt, er habe viel versehen und versäumt, als er die deutsche Kaiserkrone ausschlug. Er that es mit dem Worte des Gewissens: „Ich bin ein Fürst unter Fürsten, ich kann nicht eine Krone nehmen, die nicht aus ihren Händen kommt“ und mit dem Worte der Staatsklugheit: „Die deutsche Krone wird auf dem Schlachtfelde gewonnen.“

Heute sagt doch jedermann, daß der König recht gehabt hat. Unser teurer Kaiser Wilhelm hat die Krone gewonnen; die deutschen Fürsten und Stämme haben sie ihm in dem Siegesjubel des französischen Krieges willig und freudig auf sein Haupt gesetzt. Sind heute abend unter uns Brüder, die nicht Preußen sind; gern wollen wir mit ihnen anstatt „Für König und Vaterland“ rufen: „Für Kaiser und Reich.“ Heute wissen wir ja wieder, daß es ein deutsches Reich gibt. Hat der Dichter der Freiheitskriege, der edle, fromme Ernst Moritz Arndt gefragt: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — wir fragen so nicht mehr, wir freuen uns, daß wir die Antwort erstritten haben: „Das ganze Deutschland soll es sein, soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.“ Und dies Liedersingen soll nicht aufhören, weder im Königsschlosse, noch in dem Bürgerhause. Als unser König im Jahre 1870 zur Armee abging, da standen auf dem Potsdamer Bahnhof die schlichten zwei Worte: „Mit Gott“; sie waren der Segensgruß der Berliner Bürgerschaft. Die andern Worte: „Für König und Vaterland“ fügte jeder für sich im Herzen dazu. Denn jeder wußte es, der König geht zu seinem Volk in Waffen, arbeitet und kämpft für unser Land. Lassen Sie mich an einen schönen Zug aus jenen Tagen erinnern. Es ist am 15. Juli 1870. Der König ist aus Ems zurückgekehrt und die Volksmassen wogen bis tief in die Nacht auf und nieder vor jenem schlichten Hause Unter den Linden. Ein Adjutant tritt endlich heraus und sagt: Der König will arbeiten; da zerstreut sich das Volk. Ein Zug wundervollen Friedens in dem beginnenden Kriegslärm: der König arbeitet für sein Volk, und das Volk geht ihm zu Liebe nach Hause. Das sind unsre Könige, das ist unser Volk. Und als im vorigen Jahre der Kaiser in den Reichslanden war, da haben die lieben Elsässer Brüder ihm gerade so zugejauchzt, wie wir es hier thun in den alten Provinzen; sie haben von einem Dorfe zum andern Spalier gebildet, wenn er durchfuhr, als wäre es in der patriotischsten Gegend der Brandenburger Mark. Ja tief und unauslöschlich steht im deutschen Gemüt beides neben einander: König und Vaterland.

Wir haben ein gesegnetes, schönes, großes Vaterland. Als ich jung war, bin ich viel gewandert, mit wenig Geld in der Tasche und dem Tornister auf dem Rücken. Später bin ich in deutschen Landen viel gereist und habe überall Herrlichkeiten gefunden, am Rhein und an der Weichsel, im Harz wie im Schwarzwald, auf dem Königsstuhl bei Stubbenkammer auf Rügen wie auf den Bergesgipfeln der bayerischen Alpen. Ja, auch unsre Mark mit ihren Seen und Wäldern ist eine gute Heimat, und wir haben sie lieb von Herzen. — Wie das Land so die Leute. Mancher Unterschied ist zwischen den Männern im Süden und im Norden; der zähe Märker ist ein andrer Charakter als der bewegliche Schwabe, und auf der bayerischen Hochebene haust ein andrer Stamm als an der pommerschen Küste. Die Reformation hat diese Verschiedenheiten noch verschärft; der Streit zwischen Evangelischen und

Katholischen geht durch unser Volk. Man hat wohl gemeint, auch wenn Deutschland äußerlich geeinigt sei, innerlich könne es nie eins werden. Meine Herren und Freunde! Ich habe drei Jahre als Militärpfarrer in Metz gelebt; da waren Leute aus allen deutschen Gauen zusammen, aber ich versichere Sie, niemals, wirklich nicht ein einziges Mal in diesen drei Jahren, ist in unsern Kreisen zwischen Militär und Zivil, zwischen Nord= und Süddeutschen, zwischen Katholiken und Protestanten irgend ein Streit gewesen. Wir fühlten uns auf dieser durch unser Blut errungenen Stätte als Deutsche; und gerade die Gegensätze suchten, fanden und liebten sich. Ich meine, es ist des deutschen Volkes schönster Zug, daß es eine Mannigfaltigkeit von Stämmen und Stammeseigenschaften verträgt und hoch schätzt. Gott sei Dank, wir haben keinen Ort, der wie Paris für Frankreich, alles gilt und alle in eine Schablone einzwängt. So kann sich die alte gute deutsche Sitte und Eigenart erhalten und weiter bilden.

Freilich drängt sich mir hier, wo ich von deutscher Art rede, eine schmerzliche Bemerkung auf. Es ist leider nicht mehr so wie es früher war, wo man unter allen Völkern die deutsche Biederkeit, Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit rühmte. Die letzten Jahre haben uns häßliche Beispiele von Unredlichkeit, Gewissenlosigkeit und Untreue gebracht. Aber ich kann es nicht glauben, daß das so bleiben wird. Ich habe das Zutrauen zum deutschen Geist, daß das nur eine Sonnenfinsternis ist, aus welcher das Licht wieder hervorbrechen muß. Und soviel wir dazu thun können, — das sei unser heiligstes Gelübde — wollen wir thun. Jedes Volk, wenn es gedeihen soll, muß festhalten an seiner Volkstümlichkeit, an den Gaben seines Gemütes und an den Kräften seines Geistes. Der deutsche Mensch ist reich begabt; kein andres Volk hat so viel Volkslieder, Volksmärchen, Volkssitten wie wir. Und mit dem Reichtum des Gemüts verbindet sich die Tüchtigkeit der Arbeit, mit der Fähigkeit zu tiefem Denken die Kühnheit der vaterländischen That. Die Gewissenhaftigkeit, das alte Erbe germanischer Natur, ist durch den Protestantismus, der uns das Christentum in das innerste Gewissen gelegt hat, noch gewachsen, und von je her singt und sagt man von der deutschen Treue, von der Treue zwischen Mann und Weib, zwischen Freund und Freund, zwischen Fürst und Volk. Ein ernstes, geheiligtes Familienleben, Pietät der Kinder gegen die Eltern, Liebe der Eltern zu den Kindern ist unser Schatz. Ein starkes Pflichtgefühl durchdringt jedes rechte deutsche Herz, und die Genügsamkeit, diese Lust, auch bei spärlichem Lohn seine Pflicht zu thun, ist eine Tugend nicht bloß in den Büreaus der Beamten, sondern auch in den Werkstätten und Fabriken. Fleiß, Tüchtigkeit, Unermüdlichkeit, alles beherrscht von einer schlichten Gottesfurcht, das ist echte deutsche Art. Diese Art ist vielfach verschwunden und zur Unart geworden; wir können es nicht verhehlen. Vieles ist daran schuld, wir wollen heute abend nicht darauf eingehen. Hoffen wir, daß es der gemeinsamen Arbeit gelingen wird, Schäden zu verbessern und Fehler

wieder gut zu machen. Wir haben große nationale Einrichtungen, durch welche es wohl möglich ist, eine Wirksamkeit auf das Volk auszuüben.

Vor allem steht da, ein Kleinod des deutschen Geistes, die Volksschule. Soll der Arbeiter in die Höhe kommen, so kann es — wie mir ein Arbeiter heute schrieb — nur durch die rechte Bildung geschehen, durch die wahre Intelligenz. Aber wahre Bildung ist undenkbar ohne die religiöse Ausbildung des Charakters. Eben dies Ziel hat unsre Schule. Sie will den Verstand und das Herz zu gleicher Zeit bilden, sie will die Liebe zu Gott und die Liebe zum Vaterlande in gleicher Stärke pflegen. Wir singen da nicht bloß: „Ich bin ein Preuße" — wir singen auch: Nun danket alle Gott — dies Danklied, das deutsche Frömmigkeit auch nach den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges zu singen den Mut hatte. Und ich denke, es wird auch in den Trübsalen der Gegenwart nicht eher besser werden, als bis wir aus aller Not heraus die Freudigkeit gewinnen, diesen Choral anzustimmen.

Wie die christliche Schule der Schild, so ist die Heerespflicht das Schwert der Nation. Wir haben keine Söldlinge, die in die Schlacht ziehen, wenn die andern zu Hause bleiben; wir haben zu Kriegern die Söhne des ganzen Volkes. Der Fürst steht neben dem Bauer, der Besitzer neben dem Arbeiter in einer Reihe. Darauf ruht das allgemeine, gleiche Wahlrecht; nur im Sinne der Treue gegen König und Vaterland darf es geübt werden. Und so war es früher. Unpatriotischer Sinn war in Preußen unerhört. Wenn ich darauf zurückschaue, wie unser Volk in dem Ruf der Treue stand, so ergreift mich ein tiefer Schmerz, wenn ich eine große Partei erfüllt sehe mit dem Haß gegen das deutsche Reich. Ein Volk von Idealisten hat man uns sonst genannt; heut ist kein Volk materialistischer gerichtet als wir. Ein Freund, der vom Auslande nach Berlin eingewandert ist und fünfundzwanzig Jahre hier gelebt hat, sagte mir vor kurzem: als er hierhergekommen, habe er zu seinem Erstaunen ein Volk gefunden, bei welchem Geist mehr galt als Geld, heute gelte in Berlin das Geld mehr als irgendwo. Ja, diese Geldgier und Weltgier ist es, die unserm Volk Mark und Bein durchfrißt und die deutsche Art zerstört; der Materialismus und die Gottlosigkeit bringen uns ins Unglück. Wir sind auf einer schiefen Ebene, und ein Abgrund erwartet uns. Wir werden hineinrollen, wenn wir nicht umkehren, wenn wir nicht wieder anfangen, das Ewige höher zu halten als das Zeitliche, das Überirdische höher als das Irdische. Ein Freiheitskrieg gegen das Schlechte muß geführt werden mit der Parole: mit Gott, für König und Vaterland. Mit Gott, das ist das erste in unserm Programme; — aber auch fürs Vaterland. Lassen Sie uns in dieser Zeit der Not unser Vaterland nicht weniger lieb haben. Hat doch ein Sohn das Haus seiner Eltern ebenso lieb in glücklichen, wie in schweren Tagen. Es ist kein gutes Wort: Ubi bene ibi patria, wo mir's wohl geht, da ist mein Vaterland. Drehen wir das Wort um und sagen wir aus vollem Herzen: wo mein Vaterland ist, da ist mir wohl.

Des Handwerks Not und Hilfe.

Rede, gehalten am 29. März in Vettins Saal in Berlin.

Ich glaube, daß dies Thema in vielen Herzen einen Widerhall findet. Noch immer sind der Handwerker mehr als der Fabrikarbeiter in unsrer Stadt, und auch zu unsrer Partei, obwohl sie sich Arbeiterpartei nennt, gehören manche Genossen des ehrsamen Handwerks. Vieles ist krank in unsern Tagen, darunter nicht am wenigsten das Handwerk. Der Meisterstand, der Mittelstand, ist im Sinken begriffen; die Zustände sind überall nicht rosig, aber die Gegenwart und Zukunft des Kleingewerbes ist am meisten in Dunkel gehüllt. Die Not des Handwerks schreit um Hilfe, und der Arzt, der sich anbietet, kann nicht helfen. Dieser Arzt heißt Liberalismus, seine Kur heißt Hungerkur. Heute weiß es jeder, daß er nicht der rechte Arzt, daß er ein Quacksalber ist, der mit seiner Universal-Medizin „Freiheit" unser Vaterland in den wirtschaftlichen und sittlichen Ruin gestürzt hat. Gleich von vornherein will ich bemerken, daß, wenn ich den Liberalismus angreife, ich nicht den edlen, vernünftigen Liberalismus meine, den jetzt eigentlich jederman hat: die Freiheit des Gewissens, die Gleichheit des Rechtes, die ungehinderte Bewegung der Persönlichkeit. Was ich meine, ist dieser moderne, falsche Liberalismus, der liberal ist mit fremden Recht, der nur den Wert der Freiheit kennt, aber nicht den Wert der Ordnung, der in der Religion, wo doch die größte Freiheit herrschen muß, Zwang und Ketten fordert, und da, wo die strengste Ordnung nötig ist, in dem Gewerbeleben die volle Ungebundenheit walten läßt. Die Menschen sind von Natur gut, stark, weise — das ist der Grundsatz dieser falschen Weltanschauung; — man lasse sie nur machen, so wird alles ganz von selbst vortrefflich. Meine Herren, das ist ein kindischer Grundsatz. Die Menschen sind einander nicht gleich, sondern sie sind an Kraft, Klugheit, Reichtum ungemein verschieden. Darum ist es die heilige Pflicht des Staates, die Einfalt, die Armut, die Schwachheit zu schützen, damit nicht der Arme ein Opfer werde des übermächtigen Kapitals und der Arglose eine Beute des geriebenen, gewissenlosen Geschäftsmannes. Jeder ist sich selbst der Nächste, so steht im Katechismus des liberalen Wirtschaftssystems; du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, so lautet unser Katechismus, und den wollen wir behalten. Wir wollen wieder Liebe in dem Gewerbeleben haben, und es sind so viele, die wollen nur den Egoismus. Die schrankenlose Konkurrenz ist nichts andres als schrankenloser Eigennutz; die letzte Folge davon, daß der Lohn heruntergedrückt, die Arbeit verschlechtert, der Arbeiter demoralisiert wird; die allgemeine Konkurrenz endigt mit dem allgemeinen Konkurs. Das Wort „Freiheit" muß so viel Schein und Betrug verdecken; eigentlich bedeutet es doch, daß jeder

thun kann, was recht ist, aber heute versteht man es allzuoft in dem Sinn, daß jeder thun kann, was er will, auch das Schlechte, wenn es nur nicht unter das Strafrecht fällt. Man kann die Dummen nicht davor schützen, ihr Vermögen zu verlieren — sagt ein Minister bei uns; man kann heute kein Vermögen erwerben, ohne mit dem Ärmel das Zuchthaus zu streifen — sagte ein ehemaliger Minister in Wien. Das gilt jetzt als Lebensweisheit. Das ist ein dummer Ochse, — so hörte ich einst mit einer gewissen Überlegenheit einen Berliner Gründer reden, — der im Klee steht und frißt nicht. Meine Herren, so sind wir denn durch alle die Freiheiten, welche der Liberalismus aus seinem Füllhorn über unser Volk ausgegossen hat, an die letzte Freiheit gelangt, an die Vogelfreiheit, die uns verdirbt. Neulich war ein Zimmermann bei mir, um zu borgen. Er hatte ein kleines Vermögen, aber fand mit seinen Söhnen keine Arbeit. Was thun? Er kaufte ein Bauterrain zu dem ungeheuren Preise, den die Baugesellschaften gemacht haben. Er sucht ein Baukapital und findet es zu 12 bis 13 Prozent. Er kommt in Verlegenheit und braucht noch 2000 Thlr.; man sagt ihm: schreibe 4000. Und wenn der Bau fertig ist, dann gehört derselbe den Gläubigern, die Arbeit daran ist verloren, und die Handwerker, welche ihrem Kameraden geborgt haben, gehen vielleicht leer aus, weil der Wucherer sich bezahlt macht. Das ist ein Fall von tausenden. Manchmal will es mir vorkommen, als sei unser Geschäftsleben ein großes Kanalisationssystem, durch welches der Wohlstand aus den einzelnen Häusern auf die Rieselfelder weniger geführt wird, so daß hier ungeheure dicke Kohlköpfe wachsen, die nicht einmal sehr schmackhaft sind. Wir haben die Orgien der Spekulation in der Zeit der Gründungen kennen gelernt, wir haben gesehen, wie alle Stände in die goldenen Ketten des Mammons geschlagen waren; wir glauben es nicht mehr, daß eine Zeit des goldnen Kalbes das goldne Zeitalter ist. Wir wünschen statt der Freiheit, die unsre Mitbürger zu Sklaven des Mammons erniedrigt, eine Ordnung, die uns wieder frei macht.

Die traurige Gegenwart drängt uns zu einem Rückblick in die Vergangenheit. Als noch die Innungen, Zünfte oder Gilden in Blüte standen, da hatte das Handwerk einen goldnen Boden. Was die Handwerker in jener Zeit geleistet, davon zeugen die Altarschreine in den Kirchen, die Kunstwerke in den Museen, Arbeiten, deren Urheber Künstler waren, wenn sie auch kein Name nennt, weil damals das Werk, nicht der Name den Meister lobte. In diesen Zünften bildeten sich tüchtige, wohlerzogene, sittsame Männer; Meister und Gesell waren Freunde unter einander und hatten ein nahes Verhältnis, in den französischen Innungen hieß der Gesell Compagnon. Der Zweck derselben war der Schutz des Handwerkers und des Handwerks; jener sollte vor dem Kapital, dieses vor Pfuscherei geschützt werden. Jeder Lehrling mußte seine Lehrzeit aushalten, eine Prüfung ablegen und ein Gesellenstück machen; der Gesell konnte nicht Meister werden, wenn er nicht ein red-

licher, geschickter Mann war, auch mußte er durch ein Meisterstück beweisen, daß er seines Handwerks mächtig war. Kein Kapitalist konnte, ohne das Handwerk gelernt zu haben, ein Magazin einrichten, die kleinen Meister zu seinen Knechten machen und ihren Verdienst in die Tasche stecken. So ward der Arbeiter in seiner Existenz geschützt und ein Geist des Friedens gepflegt, nicht ein Geist des Streites. Der Handwerkerstand war ein angesehener Stand, das Handwerk solid, durch die Verbindung mit der Kunst auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, die Waren zuverlässig, die Preise fest, das materielle Gedeihen und der sittliche Geist gesichert, die Arbeitsvermittelung kostenfrei, die Fürsorge für Kranke, Witwen und Waisen durchgeführt: kurz, was heute den Handwerkerstand bedrückt, die entfesselte Konkurrenz, das war damals nicht, sondern es herrschte Friede und Ordnung. Ein fröhlicher, geselliger Geist durchdrang die Zünfte; die heutige Prosa der Feste, bei denen man nichts thut als Essen, Trinken, Tanzen, kannte man damals nicht; Gesang, Musik, Spiel, Wettkämpfe belebten die Innungsfeste. Solche Wettkämpfe, wie sie im Zirkus Salamonski zur Schande Berlins aufgeführt werden, hätte man nicht geduldet. — Auch an den religiösen Sinn sei erinnert, von dem das Zunftwesen völlig durchdrungen war. Aus dem Christentum stammte es her; ehe Christus seinem Pflegevater Joseph beim Handwerk geholfen, Paulus der Apostel bei seinem Amt die Teppichweberei betrieben hatte, galt die Arbeit als schimpflich, Handwerk als Sklavensache. Aber durch das Christentum ist die Arbeit der Hände geadelt, durch den Geist des Christentums sind die Zünfte entstanden und groß geworden. Ich weiß wohl, daß in unsern Tagen viele der Religion den Abschied geben, daß sie meinen, Christentum und Geschäft haben nichts miteinander zu thun. Diese Meinung ist eben ein Unglück der Gegenwart. Religion ist Königin über alles, und alles muß mit ihrem göttlichen Siegel geprägt werden, wenn es blühen und gedeihen soll. Daß in den Zünften der religiöse Geist lebendig war und in manchen Formen und Gebräuchen zum beständigen Ausdrucke kam, das hat sie stark und tüchtig gemacht.

Freilich dürfen wir die Mißstände, die zuletzt mit dem Zunftwesen verbunden waren und grell hervortreten, nicht verschweigen: den Kastengeist, der die einzelnen Handwerke von einander schied, den Egoismus der Meister, welcher die Innungen nur als Versicherungsanstalten des eignen Profits ansah und die Gesellen vom Meisterwerden zurückwies, während die Meistersöhne bevorzugt wurden, die übermäßige Teilung der Arbeit und den engen Geist, der alle verdroß. Zum Teil an ihren eignen Fehlern ist die Zunft zu Grunde gegangen; die Büreaukratie hatte leichtes Spiel, als sie zur Aufhebung derseben schritt. Aber wir meinen, der Staat hätte nicht bloß das Alte, das sich überlebt hatte, abschaffen, er hätte ein Neues an dessen Stelle setzen müssen. Wenn die Einführung der Maschinenarbeit die alten Zünfte über den Haufen warf, wenn der freie Verkehr der neuen Zeit die ehemaligen

Grenzen und Schranken niederriß, nun, so konnte im neuen Geiste eine Gestaltung versucht werden. Und wenn unverständige Handwerker selbst allzuvorschnell der Gewerbefreiheit zujauchzten, wenn sie die Innungen auflösten, weil ihnen dieselben keinen unmittelbaren Gewinn mehr zu bringen schienen und das Vermögen derselben veräußerten: nun, so mußte eine weise Regierung diesem Treiben Einhalt thun und zur Bildung neuer Organisationen ermuntern. Da dies nicht geschah, geschah ein anderes. Statt der Zünfte bildeten sich Parteien. Die Sozialdemokraten sammelten die Arbeiter, um sie für den Klassenkampf zu exerzieren; die Gewerkvereine sammelten sie für den Fortschritt. Dem Handwerkerstand selbst ist weder mit dem einen noch mit dem andern gedient; er kommt nur immer mehr herunter. Darum ist es unser Ziel, die gesamten Genossen eines Gewerbes in Fachgenossenschaften zu vereinigen, damit sie unter dem Schutz und unter der Aufsicht des Staates die Interessen ihres Faches beraten, die Lehrlinge tüchtig machen, und in ihrer Gesamtheit an dem Wohl und Wehe ihres Berufes wieder beteiligt werden. Es muß wieder Ordnung werden in dem Gewerbeleben; das kann aber nur geschehen durch Zwangskorporationen. Bleibt der Zutritt zu den Fachgenossenschaften der Freiheit des einzelnen überlassen, so ist der eigentliche Nerv der Sache schon gelähmt, dann bleibt eben ein Teil sozialdemokratisch, ein andrer Teil gewerkvereinlich, und ein dritter zünftlerisch, und die Spaltung und Zertrennung, mit einem Worte die Unordnung hört nicht auf. Gewiß ist es ungemein schwierig, bei dem Ineinander und Nebeneinander von verschiedenen Gewerken in den Produktionszweigen eine Gliederung herzustellen; aber das Ziel ist so bedeutend, daß es sich schon lohnt, über den Weg nachzudenken, der dazu führt. Und wenn man will, wird man den Weg schon finden. Will aber die Regierung aus Furcht vor dem Zwang die Bildung von Genossenschaften der Freiheit überlassen, so muß sie dieselben mit solchen Rechten ausstatten, daß allmählich alle Beteiligten von selbst in dieselben eintreten. Jedenfalls muß das Mittel gefunden werden, den Gewerken eine wirksamere Ordnung zu geben, als die jetzige. Auch ist man mitten in der Arbeit. Die neuen Anträge zur Verbesserung der Gewerbeordnung sind ein Schritt zum Ziel, wenn auch nur erst ein langsamer Schritt; der Antrag auf gesetzliche Regelung der Innung, wie er eben von der deutsch-konservativen Fraktion des Reichstages ausgeht, ist gleichfalls ein Schritt, und zwar ein starker Fortschritt zum Bessern.

Wir stehen in dem ersten Aufleuchten der Morgenröte und werden einen bessern Tag sehen. Die Verhandlungen des Reichstages haben gezeigt, daß man von dem Rausch des Liberalismus nüchtern geworden ist. Allgemein verlangt man nach der starken Hand des Staates; zuweilen schon allzustark verläßt man sich auf Staatsmaßregeln, nachdem man vorher allzusehr der Freiheit gehuldigt hat. Das Beste muß doch zuletzt immer die Persönlichkeit thun mit ihrer Tüchtigkeit und Tugend. Aber freilich ohne gründliche Umgestaltung der Verhältnisse kann die

Person nicht viel ausrichten. Unser großer Reichskanzler hat früher das Wort gebraucht: Setzt Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon können. Aber es hat sich gezeigt, daß unser Volk doch nicht gut reiten konnte. Es fehlten die Zügel. Herr Max Hirsch hat kürzlich den Fortschritt das edle Roß genannt, auf welchem man allein vorwärts kommen kann. Meine Herren, wir wünschen ein andres Pferd und keinen jüdischen Reiter. Aber das glauben wir alle, daß wenn das rechte Roß, richtig aufgezäumt, erst wieder vorhanden ist, auch Deutschland wieder reiten wird, und mit Deutschland das deutsche Handwerk.

Die persönliche Aufgabe in der sozialen Frage.

Rede, gehalten am 5. April in Mengers Salon zu Berlin.

Wenn ich heute schon wieder zu Ihnen rede, so ist das nicht meine Schuld. Ich hatte Freunde unsrer Partei um einen Vortrag gebeten; sie haben auch alle zugesagt, aber nicht auf heute. Sie müssen es also schon leiden, daß ich wieder der Redner bin; auch liegt es in den Verhältnissen, daß ich in unsern Versammlungen mehr sprechen muß als andre. In den Tagen der Zünfte, von denen ich Ihnen in der vorigen Versammlung erzählt habe, hatte das Maurergewerk in seinem Vorstand nicht bloß den Altmeister und den Altgesellen, sondern auch einen Sprecher, der hieß Parlierer, davon kommt noch heute das Wort Maurerpolier her. So lassen Sie mich denn auch den Maurerpolier der christlich-sozialen Arbeiterpartei sein; und unser Bauherr und Meister sei Gott.

Von der Notwendigkeit der Fachgenossenschaften haben wir das vorige Mal mit einander gesprochen, haben alle zugestimmt, daß wieder Ordnung werden muß in den Gewerken. Das deutsche Volk ist von Natur und Gottes Gnade ein arbeitsames, geschicktes, biederes, treues, frommes Volk; es wäre nie so heruntergekommen, wenn es durch Ordnungen geschützt wäre. Es verträgt die schrankenlose Freiheit nicht. Nun ist ja noch immer ein gesunder Kern da; aber der muß erst wieder fest werden, ans Licht kommen. Sehr merkwürdig ist es, wie eigentlich unser Handwerkerstand von Anfang an das Verlangen nach solchen schützenden Ordnungen gehabt hat. Als in den Jahren der Revolution die Freiheitsmänner zu Frankfurt tagten, da forderten die in Frankfurt versammelten Handwerker — nun was meinen Sie wohl? Freiheit? Nein! — sie forderten Zwangsinnungen. Damals wurde der Ruf überhört. Später hat der deutsche Handwerkerbund in Weimar, in Frankfurt, in Köln dieselbe Forderung gestellt; es waren besonders die Berliner Deputierten, welche sich derselben widersetzten. So haben wir denn in diesen Dingen noch etwas gut zu machen. Und das wollen wir thun, indem wir mit unsrer christlich-sozialen Arbeiterpartei für die Zwangsinnung eintreten. Heute sind wir sicher, daß eine immer wachsende

Zahl der Handwerker die Bedeutung der Korporation wieder begreift. Einigkeit bringt Stärkung. Ungebundenheit ist nicht Freiheit, Ordnung und Eintracht verleihen Macht. Aber freilich, neben und in den Ordnungen hat jeder Mensch seine besondern, persönlichen Aufgaben; und davon wollen wir heute abend reden.

Wenn wir eine christlich-soziale Arbeiterpartei sein wollen, müssen wir auch den Mut der Wahrheit haben, dann müssen Sie es vertragen, daß wir Sie an Ihre persönlichen Pflichten erinnern. Die sozialdemokratischen und sonstigen Weltverbesserer hüten sich wohl, ihre Anhänger zur Tugend und Tüchtigkeit zu mahnen, weil sie wissen, daß man das nicht eben gern hört. Sie behaupten frischweg, wenn nur bessere politische und soziale Einrichtungen getroffen seien, dann würde alles besser. Wendet euch — so rufen sie uns zu — an die Reichen und Vornehmen, predigt denen ihre Pflicht, der Arbeiter bedarf dessen nicht. Nun, Sie haben in unsern Versammlungen oft genug gehört, daß wir uns nicht scheuen, den Reichen ihre Pflicht vorzuhalten. Wenn viele in den höheren Ständen sich um das Wohl der Arbeiter, um die ganze soziale Frage wenig kümmern: dazu sind wir da, um sie aus dem Schlafe aufzuwecken. Wenn die Reichen allzu oft ihr Eigentum nur unter dem Gesichtspunkte des Rechts, aber nicht unter dem der Pflicht ansehen: wir sagen ihnen frank und frei, daß sie Haushalter sind, die von ihrem Hab und Gut Rechenschaft geben müssen, und daß nur ein Eigentümer ist, Gott der Herr. Wenn es oft in den vornehmen Klassen an Liebe und Erbarmen fehlt, an Edelmut und Opferfreudigkeit: wir wollen nicht ablassen, ihnen zu verkündigen, daß, wer kein Erbarmen hat, auch kein Christ ist. Aber wir wollen es nicht verschweigen, daß es unter den Begüterten und Vornehmen viele edle Herzen gibt, die des Volkes Not mit tiefem Mitleid fühlen, und die alles thun, was in ihrer Kraft steht, um derselben abzuhelfen. Und wir müssen es sagen, daß unter den Armen und Elenden genug sind, die ihre jammervolle Lage durch ein schlechtes Leben verschulden. Vielen könnte man zur Besserung ihrer Verhältnisse das einfache Rezept geben: du mußt besser werden, gleich wird's besser sein. Lassen Sie mich darüber zu Ihnen reden mit aller Offenherzigkeit, die ich Ihnen schuldig bin.

Ihre Kraft, Ihr Vermögen, oft Ihr einziger Besitz ist Ihre Arbeit. Arbeit ist nicht eine Ware, die man seelenlos auf den Markt werfen kann, deren Preis durch die Konkurrenz festgestellt werden muß, wie ein Sack Kaffee. Arbeit ist persönliche Thätigkeit, die aus dem Herzen kommt, die ein Stück Ihres Lebens ist, die Ihren Wert und Ihre Freude ausmacht. Es ist wahr, früher war dieser Charakter der Arbeit sichtbarer ausgeprägt als jetzt. Seitdem die Maschinen, diese eisernen Arbeiter, die mit Pferdekraft arbeiten, den Menschen zu ihrem Diener machen, könnte es scheinen, als sei die Arbeit nicht mehr so persönlich, wie sonst. Ich meine, nun muß erst recht das Sittliche, das Gemütliche an der Arbeit festgehalten werden. Halten Sie die Arbeit hoch,

auch die mechanische, die ungelernte Arbeit. Was ein Mensch, der nach Gottes Ebenbild gemacht ist, mit seinem Verstand überlegt, mit seiner Hand ausführt, was er mit freudigem Herzen thut, damit er Weib und Kind durchbringen könne, das mag noch so gering sein, es ist Menschenleben und deshalb der Ehre wert. „Ehrt den König seine Würde, ehret uns der Hände Fleiß.“

Fleiß, das ist die nächste Tugend des Arbeiters. Der Tag hat nur vierundzwanzig Stunden, und es ist viel zu thun, da muß man sich dazu halten. Das Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es achtzig Jahre; wenn man alt wird, hört die Arbeit auf, also muß man emsig sein, solange man rüstig und kräftig ist. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, sagt die heilige Schrift; es gibt keinen andern Tau, um den Acker der Arbeit zu befruchten, als die Tropfen des edlen Schweißes. Arbeit ist des Blutes Balsam, — heißt es in Herders Cid, — Arbeit ist der Mühe Preis. Müßiggang ist aller Laster Anfang, — aber wie die Arbeit, so der Lohn. Wer dem Arbeiter sagt — so lautet das Wort eines großen Amerikaners, des Erfinders des Blitzableiters — daß er auf andre Weise vorwärts kommen kann, als durch Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit, der lügt. Wenn Most dagegen meint, in dem Sozialstaat werde man nur etwa vom 16. bis zum 28. Jahre arbeiten und sich dann zur Ruhe setzen, um nur noch der Geistesbildung zu leben, so ist das die Verheißung eines Schlaraffenlandes und ein Unsinn. Seid fleißig: das ist unser erster Mahnruf.

Seid genügsam: das ist der zweite. Ich weiß, daß in unsrer genußsüchtigen Zeit diese Mahnung nicht gern gehört wird. Ich weiß, daß Lassalle nicht ohne Erfolg das freche Wort von der „verdammten Bedürfnislosigkeit“ in die Massen geworfen hat. Nach ihm müßte in dem Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus der Reiche in den Himmel kommen, weil er alle Tage herrlich und in Freuden lebte, dagegen der Arme in die Hölle, weil er mit seiner Armut zufrieden war. Trotzdem bleibt es doch wahr, daß viele Bedürfnisse viele Ketten sind, die uns binden. Wer seine Begierden nährt, — sagt Herder — der füttert hungrige Wölfe. Um unser täglich Brot dürfen wir Gott bitten, und zum täglichen Brot gehört gesunde Kost, gute Wohnung, saubere und warme Kleidung, freie Zeit. Aber wenn wir das haben, laßt uns genügen. Mit vielem hält man haus, mit wenigem kommt man auch aus. Als ich vor zwanzig Jahren hier in Berlin auf der Universität war, da wohnte ich für zwei Thaler monatlich und aß für zwei und einen halben Groschen; des Morgens ging ich an den Brunnen und trank ein Glas kalt Wasser: das war der Kaffee; wir waren unser zwei, die so lebten. Neulich haben wir uns wiedergesehen und der alten Zeiten gedacht. O, es that keinem von uns leid, daß wir uns so haben einrichten und nach der Decke strecken müssen, sondern fröhlich erinnerten wir uns der kleinen Entbehrungen, die uns nicht schlecht be-

kommen sind, und freuten uns, daß die Decke nun ein wenig länger geworden ist.

Genügsamkeit ist die Mutter der Sparsamkeit, und die Tochter ist dem Hause des Arbeiters ebenso nötig wie die Mutter. Freilich heißt es oft: ein Arbeiter kann nicht sparen, das eherne Lohngesetz läßt es nicht zu, zumal jetzt in dieser arbeitslosen Zeit ist es ein Hohn von Sparen zu reden. Ich weiß sehr wohl, daß heutzutage Tausende von Familien nichts zu beißen und zu brechen haben, geschweige, daß sie sparen können. Ich weiß auch, daß in guten Zeiten mancher Familienvater mit vielen Kindern, wenn er sich redlich durchbringen will, nicht viel oder gar nichts sparen kann. Aber ich kenne das Sprichwort: „Junges Blut, spar dein Gut, Hunger im Alter wehe thut.“ Man soll sparen in der Zeit des Lebens, wo man für Weib und Kind noch nicht zu sorgen hat. Es sind doch in den Jahren der hohen Löhne große Summen in die Sparkassen getragen; gewiß ein Beweis, daß Sparsamkeit möglich ist. Nicht immer, aber doch oft kann der Arbeiter einen Sparpfennig erübrigen. Leider wird das Geld, welches erspart werden könnte, zuweilen recht unwirtschaftlich angewandt. Ich habe in meiner Seelsorge Fälle kennen gelernt, wo in den Arbeiterkreisen die Verschwendung, der Luxus jedes vernünftige Maß überstieg. Eines Tages kam ein Arbeiter zu mir, die Hand voll Pfandzettel; eine Sache — sagte er — möchte er besonders gern auslösen, ein Samtjackett für seine Frau, das 35 Thaler gekostet hat und für 4 Thaler versetzt ist. Ist das nicht Wahnsinn? Bei einem Sühnetermin beklagte sich der Mann, gleichfalls ein Arbeiter, daß seine Frau ein Crêpe de Chine-Tuch, 60 Thaler an Wert, mitgenommen habe. Ist das nicht eine Thorheit? Aber nicht bloß die Verschwendung ist zu tadeln; es gibt auch eine falsche Art zu sparen, die gleichfalls den Wohlstand zerstört. Oft verwendet man das ersparte Geld zur Anschaffung von feinen Möbeln, mietet dann eine größere Wohnung, um das gute Zimmer zu vermieten, findet keinen Mieter und gerät dadurch in die schlimmsten Verhältnisse. Ich könnte Ihnen zehn Fälle nennen, in denen brave, ordentliche Leute auf diese Weise in beständige Verlegenheit gekommen sind. Man muß eben nicht bloß sparen; man muß auch richtig sparen. Thut man das aber, dann ist kein Zweifel: durch Fleiß, Genügsamkeit, Sparsamkeit kommt man empor. Das ist der Segen der Arbeit noch heute.

Nun hat aber der Arbeiter mit andren Leuten zu thun; auch davon muß noch ein Wort geredet werden. Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, Treue: das sind die Tugenden unserm Nächsten gegenüber. Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit ist früher in Deutschland allgemein gewesen; sie sind es nicht mehr. Besonders hier in Berlin herrscht ein beispielloser Schwindel. Noch vor dem Kriege schrieb der Oberst Stoffel, der französische Militärbevollmächtigte, von der Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit des preußischen Volkes, auch der Bevölkerung von Berlin. Aber damit ist es stark bergab gegangen. Ich habe hier Dinge

erlebt, die an keinem andern Ort möglich wären.*) Ein großes Speditionsgeschäft forderte für den Transport von zweiundfünfzig Pfund von meiner Wohnung nach dem Potsdamer Bahnhof — 1000 Schritt — 1 Thlr. $7^1/_2$ Sgr.; ein Schleifer für das Schleifen von zwei Küchenmessern $2^1/_2$ Thaler. Daß man in den Läden gute Seide fordert und halb Baumwolle bekommt, daß man Sachen für echt bezahlt und nachher für unecht erkennt, das geschieht alle Augenblicke. Was soll daraus werden? Wir müssen wieder anders werden, wieder solid und zuverlässig. — Wahrhaftigkeit ist das Zweite. Ein Mann, ein Wort! Wenn das die Handwerker sich recht einprägten, es würde mancher Kunde mehr zu ihnen kommen. — Treue ist das Dritte in diesem Wechselverhältnis der Menschen zu einander. Heute wird alles durch Kontrakt regiert. Aber Menschen sind sich Liebe schuldig; sie sind von Gott auf einander angewiesen. Wir sind doch Brüder auf Erden. — Und wenn dann zu diesen drei Tugenden sich noch die Höflichkeit gesellt; wenn die Leute, zumal die jungen, um aus der Tischlerwerkstatt zu reden, recht gehobelt oder poliert sind, dann ist der Katechismus des Arbeiters fertig — bis auf den eigentlichen Katechismus, von dem ich zuletzt noch ein Wörtlein reden möchte.

Für diese Tugenden müssen nun die Kinder wieder erzogen werden. Und die Väter, welche hier sind, möchte ich recht herzlich bitten, daß sie ihre Kinder von frühauf dazu erziehen. Was ein gut Häkchen werden will, das krümmt sich beizeiten, und jung gewohnt, alt gethan. Besonders zum Gehorsam und zur Wahrhaftigkeit müssen die Kinder angeleitet werden; das ist mehr wert, als wenn sie den Kopf voll unverdauten Wissens haben. Ich meine nicht, daß die Kinder etwa nichts Rechtes lernen sollen. Ja nicht! man muß sie fleißig zur Schule anhalten; die Zeit des Lernens ist nur einmal. Auch zur Fortbildungsschule muß man sie schicken; aber nicht am Sonntag Vormittag, denn wenn die Kinder während des Gottesdienstes rechnen und schreiben, oder Zeichnen und Mathematik lernen: was haben sie davon! Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und nimmt Schaden an seiner Seele. — Von den Töchtern will ich noch ein Besonderes sagen. Es kommt so oft vor, daß eine Tochter, wenn sie konfirmiert ist, in die Fabrik geht, weil sie da gleich verdient, daß sie nie die Wirtschaft lernt, und wenn sie nachher heiratet, ihren Mann unglücklich macht, weil sie nicht kochen und waschen, nicht nähen und flicken kann. Man kommt in manchen jungen Ehestand; da sieht's im Hause so wüst, so schmutzig und unordentlich aus, daß man es dem Mann gar nicht verdenken kann, daß er sich daheim nicht wohl fühlt. Das Haus muß wieder das Heim werden und nicht bloß das, sondern das Heiligtum des Geistes Gottes. Das Familienleben muß wieder unter den Segen Gottes gestellt werden. Und das ist das Letzte, das

---

*) Das war in der Schwindelzeit; heute ist es besser.

Wichtigste. An Gottes Segen ist alles gelegen. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Wenn die Frömmigkeit nicht wieder in unser Volk einzieht, wenn der Sonntag mit seiner Ruhe und Heiligung nicht zurückkehrt, wenn der lebendige Gott nicht wieder Wohnung macht in unserm Lande: dann ist alles Mühen umsonst. Es ist der große Charakter der Gegenwart, daß alles, was nicht auf Gott gebaut ist, wurmstichig zusammenbricht. Wir aber wollen uns und unsre Partei auf Gott auferbauen; das geloben wir uns einander auch heut von neuem. Nur so werden wir sie auferbauen in rechter Tüchtigkeit. Halten wir aber unser Gelübde, dann werden wir, die christlich-soziale Arbeiterpartei, ein Salz werden für die Gesellschaft und unsrer Mitbürger wie unser eignes Wohl befördern, das zeitliche, das geistige und das ewige Wohl!

Die schlechte Presse.

Man hat am Anfang unsers Jahrhunderts die Presse die sechste Großmacht genannt; heute ist sie die erste. Sehr bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst, in den Tagen der Reformation bewies sie ihre lebenweckende Macht; die Schriften und Flugblätter Luthers wie seiner Feinde flogen Feuerfunken gleich, überall die Herzen entzündend, im deutschen Reiche umher. Heute ist durch den Einfluß der Presse kein Gebiet des geistigen und materiellen Lebens frei von leidenschaftlicher Bewegung. Die Presse ist ein Werkzeug der gesamten Bildung geworden. Man kann darüber klagen, daß sie zum großen Teil, zumal in der Tagespresse, ein grundschlechtes Werkzeug sei; man kann der Eintagslitteratur die Berechtigung bestreiten, so beherrschend einzugreifen in den Gang der menschlichen Dinge: trotzdem wird man zugestehen müssen, daß sie, zuweilen die Herrscherin, öfter die Sklavin, jedenfalls in hohem Grade der Ausdruck der öffentlichen Meinung ist. Sie von dem Markte des Lebens verdrängen, ist unmöglich; ist sie doch wie Luft und Licht, tägliches Bedürfnis des Menschen geworden. Die bloße Elementar- und Fachbildung genügt den Anforderungen einer Zeit nicht mehr, welche jedem Manne das direkte allgemeine Wahlrecht und dem Protestanten, wenn er nur will, einen großen Einfluß in Kirchensachen geschenkt hat. Der einzelne, der gegenwärtig bei der Verhandlung der Geschicke des Staates und der Kirche seine Stimme in die Urne legt, muß auch das Recht haben, seine Persönlichkeit mit allen ihren Anschauungen und Meinungen in die Wagschale der öffentlichen Debatte zu werfen. Eben darin liegt die Macht wie der Reiz der Presse, daß die individuelle Geistesarbeit durch sie wie ein Sauerteig in die Entwickelung der Nation hineingeworfen werden und hier aufregend, dort beruhigend, hier aufklärend, dort blendend und verblendend auf die Volksmassen wirken kann. Einer

für alle: das ist die Losung beim Schreiben. Und zwar ist dieser eine völlig unabhängig. Kein Stand braucht ihn zu legitimieren, kein Examen ihn zu prüfen. Das Talent allein gibt ihm das Recht zum Schreiben, die Leistung selbst ist seine Probe. Er untersucht das Bestehende, bringt Fehler an das Licht, fordert Reformen und muntert zur That auf; Beifall und Tadel spendet er nach eignem Ermessen, die größten Dinge und größten Personen unterwirft er seinem Urteil. Man begreift, welch eine ungeheure Gewalt dadurch die Feder eines Menschen gewinnt; Revolution und Reaktion, Erhebung und Niedergang der Sitten, Perioden des Atheismus und der Frömmigkeit, soziale Beschwichtungen und Aufreizungen empfangen ein gut Teil ihres Charakters von der Presse.

Und diese Presse ist frei. Das heißt, sie ist frei, wie bei uns ein Bürger frei ist, der unter dem Gesetze steht. Aber sie muß doch erst gegen das Gesetz ausdrücklich verstoßen haben, ehe sie mit der Staatsgewalt in Konflikt kommt. Hütet sie sich davor, so genießt sie in der That eines hohen Maßes von Freiheit. — Es ist wahr, in diesem Augenblick ist ein Teil der Presse nicht frei. Die sozialdemokratischen Zeitungen und Broschüren sind unterdrückt; aber man braucht nur gewisse Blätter zweiter und dritter Klasse zu lesen, um zu sehen, daß mit jener einen vorübergehenden Ausnahme die Freiheit, über Staat und Kirche und Regierung alles, auch das Frechste und Frivolste drucken zu lassen, voll besteht. Auch in diesen Tagen gesunder Reaktion legen sich die Redakteure des feindlichen Umsturzes keinerlei Zügel an. Es sind so viel vulkanische Stoffe aufgehäuft, jene Schreiber betreiben ordentlich die Explosion; es sind so viel Wunden zu heilen, sie gießen Gift statt Balsam hinein; die Kirche steht, nur schwach gestützt, im Volksleben, sie legen Feuer an die Stützen; Autorität und Pietät sind die rechten Arzneien der Gegenwart, sie untergraben beides; in den Haß der Parteien werfen sie Flammen anstatt der Friedensmahnung; die großen Gefahren der sozialen Frage vergrößern sie durch beständiges Spielen mit falschen Ideen; wenn es an ihnen läge, sie stürzten, wie schon so manchmal die Revolutionäre vor der Revolution, zuerst den Altar, um nachher den Thron zu stürzen. Im Politischen und Religiösen sind sie zuweilen ebenso gefährlich wie die Sozialistenpresse es war, ja in der Verspottung der Religion übertreffen sie noch die ehemaligen Leiborgane der sozialdemokratischen Führer. Aber wenn sie sich nur vor sozialistischen Sturm- und Drangartikeln hüten — und davor sind sie sicher, weil sie in der Hand des Kapitals, meist des jüdischen Kapitals sind — dann können sie frei drucken, was sie wollen. Hin und wieder ein Preßprozeß; das hindert nicht an der Freiheit, oft wirkt es sogar wie eine Reklame für das Blatt. Der Redakteur muß vielleicht in das Gefängnis gehen; seine Zeitung bleibt frei.

Diese Freiheit ist von um so größerer Bedeutung, weil auch die Tagespresse heutzutage auf alle Fragen eingeht. Früher blieb die Erörterung religiöser, sozialer, wissenschaftlicher Probleme mehr auf die gelehrten

Kreise beschränkt und machte das Buch oder die Broschüre zu ihrem Organ. Seit geraumer Zeit ist es anders geworden. Die Revue oder Monatsschrift, das Wochenblatt, kurz das periodische Journal schreckt fast vor keinem Gegenstande zurück; die schwierigsten philosophischen Fragen, die größten religionsgeschichtlichen Vorgänge, die wildesten antichristlichen Aufstellungen, die momentansten naturwissenschaftlichen Vermutungen, die gewagtesten sozialen Projekte: alles wird auf diesem litterarischen Wochenmarkte feilgeboten. Das ernste Buch verschwindet fast vor diesen Alltagswaren. Seit nun gar die Sonntagsblätter vieler Zeitungen sich gleichfalls aller jener Stoffe bemächtigt haben, ist im Inhalt kaum noch ein durchgreifender Unterschied zwischen der Buchlitteratur und der periodischen Presse. Und jenes weise Bibelwort: „Es ist alles erlaubt, aber es frommt nicht alles“ kennt der gewöhnliche Journalverleger nicht. So sind die Blätter denn in der That große Armeen, die verschiedene Truppengattungen haben: die Infanterie der täglichen Zeitung, die Artillerie der Wochen- und Monatsblätter, die Kavallerie der telegraphischen Agenturen, gleichsam der Eclaireurs der politischen Lage, der Generalstab der lithographischen Korrespondenzen. Diese Truppen repräsentieren große Mächte: die einen dienen dem Vaterlande und der Ordnung, — die andern ziehen mit aufgerolltem Banner dem Sturm voraus. — Und sie alle sind frei; Gedanken sind zollfrei, sagte man sonst; jetzt sind es auch die Worte. Sire, geben Sie Gedankenfreiheit — erbat vor achzig Jahren ein Schwärmer als das höchste an Hoffnung — jetzt ist die vollendete Preßfreiheit eine überreiche Erfüllung der Ahnungen am Anfange des Jahrhunderts. Aber es ist klar: in einer solchen Freiheit liegen ungemeine Gefahren; sie kann wie ein Funken in das Pulverfaß des öffentlichen Lebens fallen und Zerstörung wirken. Bei dem idealen Zustand der Dinge — sagte ungefähr einmal der erste Napoleon — ist die Preßfreiheit die beste Sache von der Welt; bei dem realen Zustand der Dinge die gefährlichste, welche man sich denken kann. Und gewiß, man muß nach Schranken suchen, daß die Preßfreiheit nicht einer schlechten Presse zum Mittel werde, das Volk zu vergiften. —

Für den sittlich gerichteten Redakteur oder Mitarbeiter liegt die sicherste Bürgschaft des Maßhaltens in ihm selbst. Die Verantwortlichkeit, falsche Ideen in Kurs zu bringen, Menschengeister mit unreifen Phrasen zu verwirren, durch Lügen oder Unwahrheiten einen Augenblick Aufsehen zu erregen, um nachher der verdienten Verachtung zu verfallen, ehrliche Menschen durch Verdächtigung oder Verleumdung um ihren Ruf zu bringen: diese ganze Verantwortung ist so groß, daß schon ein geringes Maß von Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit davor erbeben sollte. Die Arbeit an der Presse ist doch kein Erwerb, der nur nach Verdienst fragt, ohne auf das Wie zu sehen, sondern ein Beruf, der in seiner Weise geradeso wie irgend ein Amt zur Rechtschaffenheit verpflichtet, ein hoher geistiger und sittlicher Beruf, der einen edlen Menschen wohl begeistern kann. Gewiß darf man an die Tagespresse, die von der

Hand in den Mund lebt, die am Morgen empfängt, was sie um Mittag druckt und ihre Abonnenten am Abend lesen, nicht den Maßstab anlegen, mit dem man eine reife Frucht geistiger Arbeit abschätzt. Oft genug merkt der Schreiber, manchmal schon am selbigen Abend, daß er geirrt hat. Aber eben diese Schattenseite an seinem Beruf sollte den Zeitungsschriftsteller bescheiden machen. Je öfter er Gelegenheit hat, die Irrtümer seiner Berichterstatter, die Undurchsichtigkeit seiner Quellen, die Fehler seines eignen Urteils in diesem Wechselspiel der Gedanken und Thatsachen zu bemerken, um so mehr sollte er sich vor Anmaßung hüten. Jedenfalls aber müßte bei dieser Notwendigkeit, schnell zu arbeiten, die Wahrhaftigkeit nicht leiden, wenn auch die Wahrheit manchmal zu kurz kommt. Rückhaltlos widerrufen, wenn eine Nachricht sich als unwahr erweist; offen einen Irrtum eingestehen, den man begangen hat; nie mit Absicht Mitteilungen in die Welt setzen, von deren Unrichtigkeit man von vornherein überzeugt ist: all das sind Äußerungen einer und derselben schriftstellerischen Pflicht, von welcher auch kein Tagesschriftsteller dispensiert ist, — der Ehrlichkeit. Und wie oft wird dagegen gesündigt! Viel Schuld liegt daran, daß die Zeitungspresse bei uns in Deutschland noch nicht genug von tüchtigen Kräften getragen wird; oft merkt man dem Artikel an, daß sein Schreiber die Sache, über die er schrieb, gar nicht gründlich versteht. In den Tagen des Kampfes um das apostolische Glaubensbekenntnis in Berlin kam es vor, daß ein sehr verbreitetes Blatt das Apostolikum mit der Augsburgischen Konfession verwechselte. Diese kolossale Unwissenheit hatte doch den Schreiber nicht abgehalten, über eine Sache zu schreiben, von der er offenbar nichts wußte. Ist das nicht schlecht, frivol, unverantwortlich? Besonders die Kirche, in deren Angelegenheiten auch unsre „Gebildeten“ oft ungebildet sind, hat unter diesem Verhängnis zu leiden. Im allgemeinen muß man die Klage aussprechen, daß die deutsche Tagespresse dem überwiegenden Teil nach weder gründlich im Inhalt noch glänzend in der Form ist. Geister erster Ordnung widmen selten ihre Kraft der Presse; auch die gebildeten Kreise der Leserschaft arbeiten nicht genug durch Korrespondenzen mit. In andern Ländern ist das anders. Horace Greeley ward von der Redaktion seiner Zeitung zur Kandidatur um die Präsidentschaft der vereinigten Staaten berufen. Ollivier ging aus seinem Büreau in das Amt eines Ministers, Prevost-Paradol zum Gesandschaftsposten nach New-York. In England schreiben die besten Federn für die Zeitungen; die Redakteure der großen russischen Blätter — ich erinnere an Aksakow — haben zuweilen eine große Stellung im öffentlichen Leben. In dieser Hinsicht ist man in Deutschland noch sehr zurück; wahrscheinlich hängt der Übelstand am meisten mit dem Umstande zusammen, daß das jüdische Element in der Presse dominiert und eine ideale Auffassung desselben schwer aufkommen läßt. Wo Profitmachen die Seele der „Mache“ ist, da wird schwerlich viel Großes geschaffen werden. Aber Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Bescheiden=

heit, Selbstachtung und Volksachtung, die wenigstens vor dem Mißbrauch der Unwissenheit behütet, könnte auch unter kleinen Preßverhältnissen vorhanden sein.

So viel über den Charakter der Presse. Aber auch der Inhalt hat seine Gesetze. Wir glauben nicht zu viel zu fordern, wenn wir verlangen, daß er in Harmonie stehen soll mit dem Gesamtleben der Nation. Die Presse muß bei uns den deutschen Geist achten und seine Grundlagen in Ehren halten. Durch eine übermäßige Kultur des bloßen Verstandes ist der deutsche Mensch um den Einklang seiner Entwickelung gebracht. Das falsche Bildungsideal in den Schulen trägt die Hauptschuld daran; die Presse hat die schlechte Neigung der Zeit allzusehr verstärkt. Das Kritisieren und Räsonnieren — nach dem großen Hegel eine der unleidlichsten Eigenschaften des unfruchtbaren Philisters — das Anzweifeln der Autorität, das Herabziehen der Macht wird leichtfertig geübt; Herz und Gemüt gehen leer aus, die Bildung des Charakters, an welcher doch jede Bildungsinstitution, also auch die Presse beteiligt ist, wird nicht berücksichtigt. Der Skandal, das Schlechte macht sich breit; das Ideale, das Gute und Göttliche wird nicht gepflegt. — Ist hierdurch die Widerstandskraft geschwächt, so treten nun noch die falschen Ideen hinzu, welche die Fundamente des nationalen Bestandes erschüttern. Die Presse muß, wenn sie dem Vaterlande dienen will, in Harmonie bleiben mit den politischen, religiösen, sozialen Grundsätzen, auf denen das Volksleben beruht. Nicht als ob die Kritik des Bestehenden ausgeschlossen werden könnte; nur dadurch kann sich die Presse, kann sich die Ordnung der Dinge selbst gesund erhalten. Aber wir sind monarchisch, christlich, deutsch: wir sind Germanen in Recht und Sitte. Die Presse bei uns darf die Monarchie nicht antasten, die Revolution nicht preisen, die Pietät gegen das Königshaus nicht vernichten wollen. Mag man streiten um Wahlrecht und Verfassung; politische Kämpfe halten die männliche Überzeugung frisch, aber den Thron dürfen die Wogen des Parteikampfes nicht unterspülen. Für jede Richtung muß da fester, geheiligter Boden sein. — Ebenso ist die Presse der Kirche Rücksicht schuldig. Die christliche Kirche ist das Heiligtum des Volkes; die verschiedenen Kirchen sind die Formen deutschen Glaubens, die christlichen Bekenntnisse der Inhalt derselben. Das muß anerkannt sein. Wir fordern von der Presse keine Orthodoxie, wir gestatten ihr volle Freiheit und Kritik im Urteil, aber wir beanspruchen in der Freiheit den Respekt vor dem Göttlichen und in der Kritik das Bewußtsein, daß es heilige Dinge gilt, zu finden. Ziehe deine Schuhe aus; der Boden ist heiliges Land. — Auch die sozialen Dinge wollen behutsam angefaßt sein. Gerade das Soziale hat in der Gegenwart eine packende, oft dämonische Macht. Nichts ist leichter als durch soziale Raketen die Menschen beunruhigen, den Neid wecken, den Haß anstacheln, die Sonderinteressen über das Vaterland triumphieren zu lassen und die Lust am Umsturz zu schüren. Nichts ist verwerflicher. Man predige Reform, aber man predige sie im Frieden und auf dem

Wege des Gesetzes. Wir glauben, daß es eine sehr kühne Presse geben kann, die in voller Freiheit diese Grenzen innehält und sich der Pflicht, welche in der Freiheit liegt, unterwirft.

Im vergangenen Sommer kam ein biederer Elsässer, ein Weinbauer, nach Berlin, um einen Schwindler zu verfolgen, der ihn um Tausende betrogen hatte. Die freie Zeit, welche ihm übrig blieb, benutzte er zum Studium der Tagespresse. Der schlichte Mann war ganz empört, daß es Zeitungen von so nichtswürdigem, gottlosem, frivolem Tone geben könne. In der Pferdebahn fand er einen Mann, der ein bekanntes, schlimmes Blatt las, und redete ihn an. Zum Schluß sagte er: „Nu, wenn dies das Futter ist, welches Ihr in der Stadt der Intelligenz freßt, dann könnt ihr mir leid thun.“ Dies Urteil ist nicht zu streng. Die Berliner Presse ist zum großen Teil schlecht und gottlos. Vielleicht kann hier und da ein Pariser Blatt noch frivoler, eine Wiener Zeitung noch zuchtloser sein; aber keine Presse nimmt es in der fortgesetzten Herabwürdigung des Christentums und der Kirche mit einigen Berliner Organen auf. Allerdings beweist das einen seltenen Mangel an kirchlicher Scham und an Ehrgefühl auch bei den Lesern, — in manchem andern Lande würde ein Blatt, das die Heiligtümer der Nation verhöhnt, die Abonnenten verlieren — aber es ist doch in erster Linie die Schuld der Presse selbst. Und Methode ist darin: wer auf die niedrigen Triebe der menschlichen Natur spekuliert, der wird sich nicht leicht verrechnen. Diese infame Spekulation führt vielen Redakteuren die Feder, diktiert vielen Zeitungsverlegern die Geschäftsprinzipien. Denn von einem sittlichen Beruf der Presse ist oft gar nicht mehr die Rede, nur von einem unsittlichen. Der Demokrat Wuttke, der die Presse wie wenige kannte, sagt ergrimmt: „Auf wenig gute Schriftsteller kommt eine Schar von Buben und Hallunken.“ Es gilt die Konkurrenz zu besiegen, in dem Kampf ums Dasein oben zu bleiben; da läßt man sich's freilich auch Geld und Muße genug kosten, aber das Entscheidende ist doch, über die Konkurrentin durch giftigere Opposition, durch pikanteren Stadtklatsch, durch frecheres Verhöhnen der Religion oder — wie sie es nennen — der Orthodoxie Sieger zu werden. Die Redaktion, welche eine Werkstätte geistiger Arbeit oder eine Wahlstatt geistigen Kampfes sein sollte, wird nur zu häufig eine Fabrik von litterarischen Manufakturen mit der Devise „billig und schlecht“, von persönlichen Beleidigungen, von Angriffen auf die göttliche Weltordnung, eine bloße Unternehmung zum Geldgewinn. Die meisten Blätter Berlins sind im Besitz von Juden, die Redaktionen setzen sich zum großen Teil aus Juden zusammen oder werden doch von den jüdischen Besitzern bestimmt. Es müßte wunderbar zugehen, wenn aus diesen Händen groß gedachte, christlich empfundene, deutsch ausgeprägte Geistesprodukte hervorgingen. In der That, von dem, was wir vorher als Zeichen der guten Presse erkannten, fehlt diesen Blättern fast alles. Ihre Verlogenheit ist staunenerregend, ihre Schamlosigkeit ekelhaft, sie lügen wie — gedruckt. Die christlich-soziale Arbeiterpartei hat es er-

fahren, daß die Berichte über ihre Versammlungen von hämischer Bosheit eingegeben, sehr oft geradezu erfunden waren. Man legte den Rednern Dinge in den Mund, die sie nicht gesagt hatten; man erlog einen Skandal, der gar nicht geschehen war. Der Reporter hatte vielleicht noch etwas von Wahrheit notiert; aber in der Redaktion wurde die Sache erst schmackhaft gemacht, man wollte eben keine Wahrheit, sondern die offenbare Lüge. Als die Christlich-Sozialen während der Wahl ein Blatt herauszugeben beschlossen, bot ihnen ein Zeitungsbesitzer an, dasselbe in Verlag zu nehmen; man erfuhr, daß derselbe ein Jude sei, und brach die Verhandlungen ab, und seitdem überfällt die Zeitung dieses Geistfabrikanten die christlich-sozialen Bestrebungen mit ihrer boshaftesten Wut. Der Teufel ist ein Lügner und ein Vater derselben; er hat in mancher Redaktion sein Familienpersonal sitzen. Lukas erzählt in seinem Buch „Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung" zwei Preßgeschichten, eine aus Wien, die andre aus München. In Wien hatte sich ein Redakteur, der Schnutti hieß, als Dr. Landsteiner unterzeichnet und wurde deshalb vor Gericht gestellt und bestraft, nannte sich aber trotzdem mit seinem Pseudonym weiter. In München hatte ein Reporter einen Fackelzug, der wegen Sturmwetter abbestellt war, als wirklich ausgeführt und gelungen geschildert; — natürlich ein Spott aller andern Blätter. So sind viele der armen Reporter; sie müssen berichten und wissen nichts, so erfinden sie etwas. Auch in Berlin kommt es vor, daß sie nach kümmerlichen Andeutungen, welche sie auf der Treppe erhascht haben, den Verlauf eines Leichenbegängnisses komponieren oder die Schilderung eines Festes liefern. Und das ist noch nicht das Schlimmste. Aber was sagen Sie dazu, daß derselbe Reporter zuweilen für die Blätter der verschiedensten Richtungen schreibt, daß er für ein Fortschrittsblatt dieselben Sachen herunterreißt, die er für ein ultramontanes in den Himmel erhebt? Ob bei einem solchen schlechten Handwerk nicht der letzte Rest von Gewissen verloren geht? — Noch schlimmer wirkt die Unwahrhaftigkeit, wenn sie nicht bloß Sachen, sondern Personen verunglimpft, wenn die Beleidigung aus Parteirücksichten zur Verleumdung und Bosheit wird. Es bleibt doch etwas hängen, auch wenn man ein paar Tage darauf die Lüge widerruft. Der erste Eindruck haftet; es muß doch ein zweideutiger Charakter sein, denkt der Philister, über den man so schlimme Dinge zu schreiben wagt. Ich habe es persönlich erfahren, daß manche Redakteure Ehrabschneider von Profession sind, Menschen, die man sehr milde bezeichnet, wenn man sie Banditen der Feder nennt. Eine Beleidigung wird man in diesen handwerksmäßigen Injurien natürlich nicht erblicken; hängt sie tiefer, muß man mit dem alten Fritz sagen, daß jeder sie lesen kann. Wenn man von einer wütenden Meute angefallen wird, so ist das keine Beleidigung, es ist tierisch, nicht menschlich.

Daß in dieser Art von Blättern eine Harmonie mit den Grundlagen des sittlichen, staatlichen, kirchlichen Lebens der Nation nicht vor-

handen sein kann, versteht sich von selbst. Das Feuilleton, eine Erfindung des Jahres der Revolution 1789, sorgt schon dafür, daß es an spannenden Lüderlichkeiten nicht fehlt; wenn Schriftsteller von dem Ruf und Talent Heyses sich nicht scheuen, in den Feuilletonromanen Religion und Sittlichkeit über den Haufen zu werfen — was soll man von Geistern dritter und vierter Ordnung erwarten? Und nicht bloß in dem Feuilleton, auch in den Stadtgeschichten, gewiß aber in den Inseraten zeigt sich die nackte Gemeinheit. Blätter, die in ihren Leitartikeln die Kirche begeifern und die Sittlichkeit angreifen, inserieren Heiratsanzeigen, versteckte Kuppeleien nicht bloß von Frauen, sondern auch von Männern, Werkzeuge zu unnatürlichen Lastern und Gelegenheiten zu halsabschneiderischem Wucher. „Rein wie ein Schwan tauch ich hervor aus euren Lästerungen" sang kürzlich ein Witzblatt der Residenz von sich; aber seine letzte Seite ist jedesmal von so schmutzigen Anzeigen angefüllt, daß man in der That an jenem Tier einen Buchstaben ändern muß, um das Blatt richtig zu bezeichnen. — Die Ordnungen des Staats werden begreiflicher Weise nicht höher gehalten als die Ordnungen des Gewissens. Alljährlich wenn der 18. März zurückkehrt, steht in gewissen Blättern ein Preis der Revolution; ein Blatt nannte den greulichen Umsturz von damals eine Art Gottesdienst, ein andres forderte die Kinder der Revolution auf: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Obrigkeiten lästern, Minister verspotten, Tag für Tag Gegner, auch wenn sie im hohen Staatsamte stehen, mit Schmutz bewerfen: das alles ist so offenbar, daß man oft nicht begreift, warum der Staatsanwalt sein Amt nicht braucht. Aber sie sind schlau, die Herren Skribenten, oder sie lassen sich vom Juristen das Maß von Bosheit beurteilen, das sie anwenden dürfen ohne gerade vor Gericht zu kommen. — Und nun gar die arme Kirche! Wer zur Zeit der Generalsynode einige Berliner Blätter las, der mußte erschrecken, wie frech und gottlos jüdische Redakteure die Vertretung der Landeskirche in den Rinnstein ihres Witzes zu zerren versuchten. Und jeder ernste Mensch mußte von dem Jammer um ein Volk angepackt werden, das von Giftmischern seine geistige Nahrung kauft. Wir leben doch unter christlicher Obrigkeit. Warum duldet man diese Sturmläufer des Umsturzes? Sie sind wahrlich nicht weniger gefährlich, als die sozialen Revolutionäre — und ihr Gift verbreitet sich weiter in den Volkskörper als die rohe Wut des weiland „Neuen Sozialdemokraten" oder der „Berliner freien Presse". Das Volk krankt an diesem Giftstoffe, der es verdirbt und verdummt. Immer allgemeiner wird das empfunden; das Gewissen wacht auf und fragt, wo die Hilfe liegt. Auch verlieren die schlechten Blätter, die politischen wie die unterhaltenden, an Abonnenten. Und gewiß wäre es das beste Hilfsmittel, wenn die schlechte Presse von der guten aus dem Felde geschlagen würde. In diesem edlen und notwendigen Kampfe geschieht viel zu wenig. Die christlichen und konservativen Kreise sind noch zu lässig, zu geizig, zu wenig unternehmend. Sie haben sich in der Presse den Vorsprung von der Linken abgewinnen

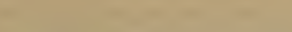
lassen und können nur schwer nachkommen. Das Gute sollte doch noch besser verteidigt werden, als das Schlechte angepriesen wird. In unsern Tagen, wo der Boden unter den Füßen zittert, sollte kein Opfer zu groß sein, um feste Fundamente zu legen. Aber an dieser willigen, freudigen Hingebung fehlt es noch; gegenüber der Heerschar von schlechten Blättern ist die Anzahl der guten wie ein schwaches Häuflein, mutig und begeistert, aber manche darunter ohne Proviant und Munition, verlorne Posten, die von verlornen Posten abgelöst werden. So schmerzlich dies ist und so sehr den Konservativen gerade in diesem Punkte eine energische Kraftentfaltung zu wünschen wäre, so würde es doch thöricht sein, zu glauben, die schlechte Presse sei allein durch die gute zu überwinden. Solange das Menschenherz böse ist und am Skandal, an der Aufreizung der Leidenschaften Gefallen hat, wird die böse Presse die Majorität für sich haben. Auch sind die Waffen nicht gleich; Gassenbuben werfen mit Kot, und das kann der anständige Mensch nicht erwidern. Werden wir verleumdet, wir können doch nicht wieder verleumden. Das Christentum läßt uns nur den Schild der Wahrheit in der Linken und das Schwert des Geistes in der Rechten. Aber die halbe, die Viertelbildung verträgt weder Wahrheit noch Geist, und — wie Goethe sagt — das Niederträchtige ist stets das Mächtige. Nein, bloß innere Abwehr genügt nicht; der Staat ist es sich und dem Bürger schuldig, diese geistige Nahrungsmittelverfälschung zu ahnden, diese geistige Brunnenvergiftung möglichst zu verhindern. Aber wodurch? Kaum ist eine Frage schwerer zu beantworten.

Daß man mit den Waffen aus dem Arsenal früherer Zeiten den Kampf nicht führen kann, ist von vornherein klar. Wir wollen weder das Prohibitivsystem, das die Konzession versagen und den Druck verbieten kann, noch das Präventivsystem, das die Presse der Zensur unterwirft oder Gedrucktes anschwärzt, auch nicht das Repressivsystem, das die Presse verwarnt, bestraft, unterdrückt. Allerdings, wenn es mit der Schandpresse so weiter gehen sollte, wäre uns auch eine kurze Diktatur recht, um unser Volk vor dem geistigen Ruin zu retten.

Aber aufrichtig gesagt, wir wünschen diesen Zustand nicht. Wir wünschen eine ehrliche, anständige Preßfreiheit, aber wie jede Freiheit verbunden mit Zucht. Dazu bedarf es allerdings der allgemeinen Teilnahme der Leser und der höchsten Sorgfalt der Regierung. Mit dem bloßen Polizei- und Strafrecht kommt man zu diesem Ziele nicht. Organisatorische Maßregeln sind nötig, welche der Presse einen neuen Impuls geben, indem sie alte Unarten beseitigen. Mir stehen besonders drei Hilfsmittel vor der Seele. Das erste eine größere Offenheit. Die bedeutenden Artikel müssen mit dem Namen des Autors gezeichnet werden. Heute deckt die Flagge der Anonymität viel schlechte Ware, und die guten Schriftsteller kommen nicht hervor und empor. Wenn unter einem wutschnaubenden Artikel gegen die Kirche irgend ein unbekannter oder wohl gar ein jüdischer Name stände, dann wäre der Zauber der Ano-

nymität gleich vorbei. Geistreiche Aufsätze dagegen würden dem Verfasser Anerkennung und auch wohl bessere Honorare verschaffen. In den Zeitungs- und Parteienkampf käme mehr Ehrlichkeit, Noblesse und Männlichkeit; viele schlechte Manieren der heutigen Publizistik würden bald verschwinden. — Das zweite Mittel gegen die schlechte Presse wäre eine Prüfung der Chefredakteure. Dabei denken wir nicht an ein mündliches Examen, sondern an einen Nachweis der Befähigung und der persönlichen Unbescholtenheit. Man hat ja darum von den Pfarrern ein Staatsexamen gefordert, weil sie Bildner und Lehrer des Volkes seien. Aber wieviel mehr ist heute der Redakteur einer gelesenen Zeitung Volkslehrer als ein Landgeistlicher; dieser sammelt vielleicht nicht fünfzig Menschen allsonntäglich um seine Kanzel, jener hat ein tägliches Auditorium von Tausenden, ja von Hunderttausenden. — Das dritte Mittel ist eine viel schärfere Bestrafung der durch die Presse geschehenen Beleidigungen und Verleumdungen. Geldstrafen, wenn sie wirken sollen, müssen empfindlich sein; wenn man für hundert, vielleicht für zehn Mark verleumden kann, wird man zur Verleumdung geradezu verleitet, falls nicht das Ehrgefühl davon abhält.

Man sieht, diese Mittel sind klar, einfach und mit dem Preßgesetz vereinbar. Nicht die Freiheit fürchten wir, aber ihren Mißbrauch; nicht den Geisterkampf bedauern wir, aber das Fechten mit vergifteten Dolchen und das Schießen mit gehacktem Blei. Die Zeit ist ernst; man sollte meinen, auch den Hoffnungsseligsten beschliche etwas von der Besorgnis, das alte Europa könnte einer Katastrophe zutreiben. Die Verantwortlichkeit ist für jeden groß, sehr groß ist sie für den Redakteur, welcher amtlich keine Verantwortung und doch die Freiheit hat, viel Gutes oder Böses zu thun. Schreiber und Leser müssen höheren Zielen folgen; der Weg liegt vor Augen; ein enges Gewissen, ein gründliches Wissen und ein weites Herz.



Gibt es eine Seele?

Wir stehen dicht vor dem Totenfest. Unsre Herzen sind von dem Ernst dieser nahen Feier bewegt; mancher denkt wohl an liebe Verstorbene und fragt still bei sich, ob sie wohl leben oder ob es mit der letzten Hand voll Erde, die sie auf den Sarg warfen, vorbei war. Ebendeshalb habe ich für heute diesen Gegenstand zur Besprechung ausgewählt; es gibt für denkende Menschen keinen interessanteren, keinen, der mehr die Herzen und die geistige Welt bewegt. Aber denken Sie nicht, daß ich Ihnen eine Predigt halten werde. Ich möchte Ihnen vielmehr ganz klar beweisen, daß die Zweifler, welche das Dasein der Seele ungewiß lassen, und die Ungläubigen, welche es geradezu leugnen,

im Irrtum sind. Freilich, wenn man nach dem Geschrei urteilt, das die Leugner von Gott und Geist in ihren Versammlungen und Zeitungen verursachen, so könnte man denken, daß nichts gewisser sei als ihre geistlose und seelenlose Weltanschauung. Aber oft ist in unsern Tagen das Geschrei der öffentlichen Meinung desto stärker, je schwächer sie selbst ist. Lassen Sie sich nur nicht zu dem Irrtum verführen, daß man irgend etwas glauben muß, weil es öffentlich gesagt und tausendmal gedruckt wird. Die Frösche quaken auch sehr laut und haben doch eigentlich gar nichts Geistreiches zu sagen. Der Unglaube ist immer unwissend; er ist es auch, wenn er die Existenz der Seele bestreitet; und er ist trostlos und unbefriedigend dazu.

„Ich, wenn ich wirklich bin, bitte Gott, wenn es einen gibt, für meine Seele, wenn ich eine habe.“ So hat ein Zweifler von ehemals seinen Standpunkt ausgedrückt. O, es wäre zum Verzweifeln, wenn der Mensch von sich selbst und den ewigen Dingen nichts andres wüßte als dies. Aber in der Gegenwart gehen die Freigeister noch weit über diesen Zweifel hinaus. Es gibt keinen Gott, — reden und schreiben die Materialisten —, an ihn glauben ist Aberglaube; die Seele ist nichts weiter als eine Thätigkeit der Nerven, die mit dem Tode völlig aufhört; der Mensch ist ein entwickeltes Tier, und das Denken ist eine Absonderung des Gehirns. Unzählige Menschen haben diese Gedanken als Weisheit gepriesen; ungebildete Zeitungsschreiber und Journalisten haben sie nachgedruckt. Man sollte es kaum für möglich halten; aber es ist buchstäblich wahr, daß es ein Jahrzehnt hindurch bei uns für Bildung galt, an die tierische Abstammung der Menschen zu glauben. Man wird es in einigen Jahrzehnten nicht mehr begreifen, daß Menschen, die doch im übrigen Leben den Eindruck machten, daß sie einige Vernunft hatten, solchen Unsinn glauben konnten. Aber so tief ist das gegenwärtige Geschlecht in seinen sittlich-religiösen Anschauungen heruntergekommen, daß es das dummste Zeug glaubt, um nur nicht an Gott zu glauben, daß es die unbegründetsten Behauptungen überspannter Gelehrten unbesehens annimmt, auch wenn sie noch so unglaublich sind, aber die Wunder der Bibel verwirft, weil sie von Gott gewirkt sind. Dabei thun diese Leute, als hätten sie allein Weisheit, Wissenschaft, Forschergeist, Wahrheit. Wir wollen sehen, wie es damit bestellt ist.

Ein berühmter materialistischer Professor hat gesagt, es seien von ihm unzählige Menschen seziert, aber noch nie habe er das Geringste von einer Seele entdeckt. Wirklich? Und darüber wundert er sich noch? Uns erscheint das ganz natürlich. Denn man seziert ja doch nur tote Leiber, in denen keine Seele mehr ist; also kann man auch keine Seele darin finden. Man sieht ja auch das Leben nicht, es weiß niemand, was Leben ist, und es kann doch kein Verständiger leugnen, daß es Leben gibt. Das Unsichtbare ist eben nicht zu sehen; das ist seine Natur. Nun ist aber die Seele unsichtbar; also kann man sie mit dem Seziermesser nicht schneiden und mit dem Mikroskop nicht finden. Das

versteht sich ja von selbst; man muß sehr einfältig sein, um die Seele mit den Augen zu suchen.

Andre haben sie mit dem Geiste gesucht und auch verloren. Sie haben gesehen, wie die Seele von dem Leibe abhängig ist, wie ein kranker Leib auch die Seele leiden macht, ein Schlag auf den Kopf einem Menschen den Verstand nehmen kann, wie dagegen der Geist wieder frisch wird, wenn der Körper genest. Und aus diesem engen Zusammenhange zwischen Leib und Seele folgern sie, daß die Seele nichts weiter ist, als eine Funktion der Nerven. Dieser Schluß ist ganz falsch. Stellen Sie sich einen Klavierspieler vor, der auf einem guten Instrumente ausgezeichnete Konzerte gibt. Wenn sein Klavier verstimmt ist, wird er nur schlecht spielen; wenn es zerschlagen ist, kann er gar nicht spielen. Wollte man nun sagen, die Musik sei eine bloße Thätigkeit des Klaviers, denn jede Veränderung des Instrumentes verändere auch die Musik, so würde man einen großen Irrtum begehen; man würde vergessen, daß vor dem Instrumente, auch wenn es der schönste Flügel ist, ein Spieler sitzen muß, der das musikalische Leben schafft. Die Meisterin, welche das Instrument des menschlichen Leibes spielt, ist die Seele; allerdings, wenn der Leib krank ist, will die Musik nicht mehr so gut klingen wie sonst. Oder denken Sie an einen Telegraphen. Ohne Draht, ohne Elektromagnetismus kann keine Depesche geschickt werden, jede Störung der Leitung stört auch die Richtigkeit der Depeschen; trotzdem ist derjenige, welcher telegraphiert, nicht der elektrische Funke im Draht, sondern der Telegraphist. Dieser Vergleich bietet in der That ein anschauliches Gleichnis der Seelenthätigkeit; man könnte die Nerven als Drähte ansehen und den Geist als denjenigen, welcher bei seinen Wahrnehmungen Depeschen annimmt, bei seinen Willensäußerungen Depeschen absendet. — Was uns aus all diesen Beobachtungen als ein sicheres Ergebnis entgegentritt, ist nicht das Fehlen einer Seele, sondern die Thatsache einer für gewöhnlich sehr engen Verbindung zwischen Leib und Seele. Darauf hat man früher nicht geachtet, man hat die Seele allzusehr von ihrem irdischen Werkzeuge abgesondert und die Bedeutung des Leibes unterschätzt. Das Christentum freilich ist in diesen Fehler niemals verfallen; wenn es den Leib einen Tempel des heiligen Geistes, die Glieder Waffen der Gerechtigkeit nennt, wenn es keine Unsterblichkeit ohne Auferstehung des Leibes kennt, so hält es diese enge Vereinigung von Körper und Geist in ihrer Verklärung bis in die Ewigkeit fest. Zuletzt zeigt sich immer, daß jede Wahrheit in dem Christentum schon enthalten ist. Das kann auch nicht anders sein, da das Christentum göttliche Offenbarung, also Wahrheit ist.

Ich kann Ihnen nun das Dasein der Seele, als einer selbständigen Existenz, nicht beweisen wie einen Satz in der Mathematik oder ausrechnen wie ein Rechenexempel. Aber ich kann Ihnen allerdings beweisen, daß die Gründe der Seelenleugner nichts wert sind, und ich glaube, ich kann Sie durch meine Gründe zu dem Anerkenntnis zwingen,

daß es eine Seele als besondere geistige Substanz geben muß, weil sich sonst die Erscheinungen derselben nicht erklären lassen. Man nennt dies den indirekten Beweis; auf dem Gebiete des geistigen Lebens, welches sich dem rechnenden Verstande und den fünf Sinnen entzieht, muß sehr oft so bewiesen werden.

Wäre wirklich die Seele nichts andres als eine Thätigkeit leiblicher Organe, dann müßte sie genau in demselben Verhältnis erstarken oder schwach werden, gesund oder krank sein wie der Leib. Aber schon der erste Blick zeigt, daß das nicht der Fall ist. Der Leib wächst etwa bis zum zwanzigsten Jahre, erstarkt bis zum vierzigsten, hält sich bis zum fünfzigsten und nimmt dann an Kraft allmählich ab. Mit der Seele ist es anders. Wenn die Körperkräfte schon abnehmen, ist oft der Geist am frischesten; sehr häufig bleibt die volle geistige Rüstigkeit bis in das hohe Alter, wenn der Leib schon eine Ruine ist. Kindische Greise kommen wohl vor, aber sie sind selten; dagegen preist jedes Volk die Weisheit der Alten. Wie wäre das möglich, wenn der Geist nur Funktion der Nerven wäre? O nein, der Geist behält, während die Leibeskräfte abnehmen, seine Schätze bei sich; er ist eben selbständig und folgt seinem eignen Gesetz. — Umgekehrt bei Kindern, die geistig frühreif sind, müßte dies eine Folge ihrer Gesundheit sein. Aber wer die Kinder kennt, der weiß, daß solche Kinder oft sehr schwächlich sind und den Eltern viel Sorge machen. Gleich von Anfang an durchbricht die Seele die Naturgesetze und zeigt sich als Herrscherin, nicht als Sklavin. — Sehen Sie auf Kranke, so offenbart sich dasselbe Schauspiel. Allerdings wirkt die Krankheit stark auf das Gemütsleben ein, so daß auch dieses leidet. Aber sehr oft behält ein Schwerleidender seinen frohen Mut, seinen Witz und Geist, seine Seelenstärke und Charakterkraft. Ich habe Kranke gekannt, die von Schmerzen zerrissen, von Schwachheit des Leibes übermannt waren und die in der Macht des Glaubens und der Geduld alle Anfechtungen besiegten. Könnte das geschehen, wenn Seele und Leib ein und dasselbe wären? Gewiß nicht.

Bekanntlich steht des Menschen leibliches Leben unter dem Gesetz des Stoffwechsels. Alle sieben Jahre — lehrt die Wissenschaft — hat sich der Körper vollständig neu gebildet. In der That ist der äußere Mensch einer beständigen Veränderung unterworfen; er nimmt Stoffe auf und scheidet andre Stoffe aus, nur dadurch ist er kräftig und gesund. Aber der innere Mensch bleibt derselbe; in allem Stoffwechsel hält sich derselbe fest. Er hat ein Bewußtsein davon, wie er seinem geistigen Wesen nach, im Zunehmen oder Abnehmen der Leibeskraft doch allezeit unverändert der gleiche Mensch ist. Es kommt oft vor, daß ein Mensch dreißig oder vierzig Jahre lang eine Begebenheit vergessen hat, aber wenn er daran erinnert wird, sich sofort darauf besinnt, daß ein Wahnsinniger nach langen Jahren der Krankheit, wenn er genest, seinen ehemaligen geistigen Besitz wiederfindet. Nichts beweist so deutlich, wie dies Festhalten des Selbstbewußtseins an sich selbst, daß die Seele etwas für

sich ist, daß sie in den Strom des beständigen Wechsels nicht mit hineingerissen wird. Der Materialismus kann diese Frage nicht beantworten; er kann dabei nur seine Unwissenheit eingestehen und die, welche sich den Glauben an die Seele bewahrt haben, als Abergläubige verschreien. Lassen wir ihn schreien, wir möchten ein wenig weiter forschen als bis an die Grenzen des Reiches der fünf Sinne; wir glauben, daß der Mensch darauf angelegt ist, sich auch nach geistigen und überirdischen Wahrheiten umzusehen.

Noch augenfälliger als unter den gewöhnlichen Verhältnissen offenbart sich das Vorhandensein der Seele in bestimmten Zuständen der Störung. Wenn ein Nachtwandler mit geschlossenen Augen Aufsätze schreibt, Klavierstücke von Noten spielt, in fremden Sprachen Übersetzungen anfertigt und dies alles besser macht als bei Tage, wo seine Seelenthätigkeit an die gewohnten Wirkungen gebunden ist, so zeigt sich darin ein von der leiblichen Vermittelung freieres Seelenleben. Die Somnambulen, welche bei hellem Tage schlafen, offenbaren dies noch deutlicher. Ich weiß wohl, daß auf diesem Gebiete viel Betrug verübt ist; aber das kann uns doch nicht abhalten, die Wahrheit, welche in dieser Erscheinung liegt, anzuerkennen. Es ist nicht zu leugnen, daß Somnambule, im tiefen Schlafe liegend, Briefe lasen, welche man ihnen an die Herzgrube oder an die Füße hielt, daß sie von ihrem Bette aus sofort wußten, wer an die Hausthür klopfte, daß sie Dinge offenbarten, welche sie mit ihren Sinnen nicht hätten wahrnehmen können. Alles dies läßt sich durchaus nicht erklären, wenn man ein selbständiges Wirken der Seele verwirft.

Ein andres sehr merkwürdiges Zeugnis für die Existenz der Seele liegt in dem Zustand des Irrsinns. Viele Irre sind leiblich völlig gesund, geistig völlig gestört. Dicht vor dem Tode ist es sehr häufig, daß Wahnsinnige, auch solche, die leiblich sehr gelitten hatten, noch einmal ihren vollen Verstand erhalten, als wollte die Seele den Bann, der sie festhielt, beim Sterben durchbrechen. — Große Trauer, große Leidenschaft kann wahnsinnig machen; da wirkt doch die Seele auf den Leib, nicht umgekehrt der Leib auf die Seele.

Auch ein heftiger Schreck kann Krankheit, ja den Tod hervorrufen; ebenso vermag plötzliche Freude auf das leibliche Leben erschütternd zu wirken. Bei dem Brande des Kaiserhofes fand eine Dame ihren mit Schmerzen gesuchten Koffer wieder und wurde vor Schreck und Freude krank. Alle diese Erscheinungen sind durchaus unerklärlich, wenn die Seele nur leibliche Thätigkeit ist. Und wie vor einem Rätsel stehen die Materialisten vor dem Leben des Menschengeistes, das ihnen verschlossen ist. Nicht einmal den Traum vermögen sie zu erklären, nicht einmal das Aufwachen im Schlafe zu der bestimmten Stunde, die man sich vorgenommen hat. Denn auch diese von jedermann oft genug beobachteten Thatsachen beweisen, daß die Seele wacht, während der Körper schläft.

Viel augenscheinlicher noch werden die Schwierigkeiten für den

Materialismus, wenn es gilt, nicht bloß die Beziehungen der Seele zum Leibe, sondern das innere Leben der Seele selbst zu erklären. Unser Geist beobachtet, erkennt sich selbst; er beurteilt seine Handlungen, er bestimmt seine Richtung. Zu seinen Thätigkeiten gehört das Gewissen, diese innere Stimme, welche das Böse verdammt und das Gute billigt. Fragen Sie einmal einen Materialisten, woher das Gewissen stammt; er wird Ihnen wohl die Antwort schuldig bleiben. Wenn wirklich alles, was der Mensch thut, nur aus der Materie stammt, dann begreift man nicht, warum im Menschen etwas ist, das ihn richtet; dann ist auch alles notwendig, unabänderlich, unvermeidlich. Und in der That gibt es Menschen, die sprechen es ohne Scheu aus, daß es nichts Böses und nichts Gutes gibt, daß der Ehebrecher, der Mörder sündigt, weil er sündigen muß. Das ist dann das Ende aller Sittlichkeit, Zucht und Ordnung. Ich will es nicht weiter ausführen, daß man ohne Seele auch nicht von Sünde und Schuld sprechen kann, daß die ganze sittliche Weltordnung bei dieser Leugnung zusammenbricht; unsre ganze gegenwärtige Zeit ist ein sprechender Beweis dafür, daß bei materialistischen Anschauungen ein Volk verwildert.

Aber darauf will ich Sie noch hinweisen, daß in dem Menschen die Gedanken des Bleibenden, des Unvergänglichen, des Unendlichen lebendig sind und daß diese nicht aus dem Körper entspringen können. Die Seele ist ein Gottesfunke, der im Menschen aufglüht und der desto heller wird, je näher es zum Tode geht. Der Glaube an die Unsterblichkeit, der so allgemein ist, daß fast kein Volk der Erde ohne denselben lebt, enthält auch den Glauben an die Seele; jener wäre ohne diesen nicht möglich. Das Bewußtsein von einem ewigen Leben, das in uns ist, ist zugleich das Bewußtsein, daß wir ein geistiges Teil unverlierbar besitzen. Für uns Christen aber ist das nicht bloß Vermutung, daß wir sagen müßten: es kann sein und kann auch nicht sein, sondern wie Christus, der von den Toten auferstanden ist, wissen wir, daß auch wir auferstehen. Sagen die Gegner des Glaubens, das könne nicht sein; nun, ich denke, dieser Vortrag wird sie wenigstens an ihren Redensarten ein wenig irre gemacht haben. Seien Sie gewiß, das Christentum braucht sich vor dem Unglauben noch immer nicht zu fürchten. Nicht bloß der Glaube ist für uns, sondern auch das Denken und die Geschichte. Und wenn Sie in diesen Tagen Ihrer teuren Toten gedenken, zweifeln Sie nicht, ob sie leben oder nicht, ob ihre Seelen noch existieren oder nicht. Aus vollster Überzeugung heraus, auf Grund jeder ehrlichen Wissenschaft, jeder wahren Religion, auf Grund der Bibel und der Auferstehung Christi sage ich und hoffe, Sie werden es mit mir sagen: es gibt eine Seele.

Die Beweise für das Dasein Gottes.

Meine Herren. Ich heiße Sie zur Verhandlung über das heutige Thema herzlich willkommen. Es ist mir immer eine Freude, daß in Berlin Tausende von Männern sind, die ebenso gern über religiöse, wie über soziale Fragen sich unterrichten wollen. In der Stadtverordnetenversammlung hat man in diesen Tagen gesagt: Die christlich-sozialen Versammlungen sind leider zum Sticken voll, weil die Leute gern hören, wie man Neid und Haß gegen die Mitbürger erregt. Wenn der Redner, der das gesagt hat, hier wäre, so würde er sehen, daß nicht für die Aufreizung zur Leidenschaft, wohl aber für die Fragen des religiösen Lebens in unsrer Partei, wie bei unsern Freunden und Gästen ein lebendiges Interesse vorhanden ist. Mitten in der Aufregung dieser Tage finden wir uns hier zusammen, um ein Thema zu behandeln, das nicht friedlicher gedacht werden kann: die Beweise für das Dasein Gottes. Sie alle wissen, daß gegenwärtig der Kampf um das Dasein Gottes die Herzen und Geister wie kaum je zuvor bewegt. Gibt es einen Gott, einen lebendigen Gott, oder gibt es keinen Gott? So lautet im tiefsten Grunde die Frage, welche heute die Menschheit scheidet. Auch früher hat es Bestreiter der christlichen Weltanschauung gegeben, aber noch im vorigen Jahrhundert, der Zeit der Aufklärung, fiel es einem Voltaire nicht ein, an der Existenz Gottes zu zweifeln. Voltaire ist vielleicht der durchdringendste, schärfste, frivolste Freigeist des vorigen Jahrhunderts. Aber das kam ihm nicht in den Sinn, wie die Thoren im alten Testament zu sagen: es ist kein Gott. Er meinte, wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man einen erfinden. In diesem Worte liegt etwas von der Unverwüstlichkeit des göttlichen Gedankens in der menschlichen Brust. Noch heute sind viele, die meinen: ein Atheist, der dauernd bis an sein Lebensende Atheist sei und bleibe, existiere gar nicht. Wenn sie auch Gottesleugner sind, sagt man, auf dem Sterbebette sind sie's gewiß nicht mehr. Und so viel ist richtig: Manche, die in ihrem Leben wenig an Gott gedacht, wohl gar an ihm gezweifelt oder ihn geleugnet haben, angesichts der ernsten Ewigkeit verlangen sie nach etwas Unsichtbarem und Unzerstörbarem. Wenn auf den Schlachtfeldern des letzten Krieges so oft die gefallenen Soldaten lagen, das Militärgesangbuch mit den Gebeten in der Hand: was heißt das andres, als daß unsre braven Brüder in der Todesstunde unwiderstehlich der Gedanke an den lebendigen Gott überkam. Und vielleicht ist mancher gläubige Christ unter uns, der mit wehmütigem Ton einen Freund, einen Verwandten hat sagen hören: Du mußt ein glücklicher Mensch sein, daß du glauben kannst; könnte ich's doch auch! Schon mancher Zweifler hat offen bekannt: Ich kann nicht an das Christentum glauben; aber glücklicher sind die, die einen Vater im Himmel haben, als die, welche unter den Rädern eines

erbarmungslosen Schicksals ihr Leben dahin zu schleppen glauben und keinen Gott haben, an dem sie sich aufrichten können. Aber gibt es denn einen Gott? Ist Gott nicht bloß eine Phantasie, in den Menschenherzen aus Furcht und Hoffnung geboren, der aber keine Wirklichkeit entspricht? Wäre Gott ein bloßer Menschengedanke, dann wäre es vorbei mit Aufrichtung, Trost und Vertrauen. Aber aus tiefster Überzeugung, aus Millionen Herzen heraus, die in diesem Glauben aufgehört haben zu schlagen, die noch heute in diesem Glauben lebendig sind und, solange die Erde steht, glauben werden, rufe ich in diese große Versammlung hinein: es gibt einen Gott. Lautet das Thema: Beweise für das Dasein Gottes, so soll heute abend unser Geist den Gedanken nachgehen, welche zur Überzeugung führen von dem Dasein Gottes, des lebendigen Gottes!

Für gewöhnlich nennt man fünf Beweise für das Dasein Gottes. Ich will die gelehrten wissenschaftlichen Ausdrücke nicht gebrauchen; es wäre nur Ballast für Ihr Gedächtnis. Ich will mich populär ausdrücken und so sagen: Der erste Beweis schöpft aus dem Dasein der Welt, der zweite aus der Zweckmäßigkeit und Ordnung der Welt, der dritte aus dem Gewissen des Menschen, der vierte aus der sittlichen Weltordnung und der fünfte aus dem Vernunftschluß, daß, wenn es ein vollkommenstes Wesen gibt, dies Wesen auch vorhanden sein muß, denn sonst wäre es ja nicht vollkommen. Gehen wir Schritt für Schritt diese fünf Beweise durch.

Aus dem Dasein der Welt soll für die denkende Vernunft der Schluß gezogen werden: es ist ein Schöpfer, von dem diese Welt stammt. Der Menschengeist hat ein Bedürfnis, in dieser Fülle und Buntheit der Welterscheinungen, in diesem Durcheinander der Dinge, die wie die Wellen im Meer auf und nieder gehen, einen Mittelpunkt zu suchen, auf den er diesen ganzen Reichtum bezieht. Wie das Blut, das in allen Adern umherzieht, zuletzt zum Herzen zurückkehrt, wie alle Bäche und Ströme auf der ganzen Erde hineinmünden in das *eine* Meer, wie alle die Millionen Strahlen der Sonne doch zuletzt von dem *einen* Lichtherde der Sonne ausgehen, so muß auch diese Vielheit der irdischen Erscheinungen zurückgehen auf einen Ursprung. Sie werden sagen, ein zwingender Beweis ist das nicht, man kann ja annehmen, die Welt sei ewig, es habe niemals eine Zeit gegeben, wo die Welt nicht war. Das ist aber ein ganz verzweifelter Sprung in die Unwissenheit hinein. Erklärt wird dadurch gar nichts. Nicht wahr: Was vergeht, — so denkt schon der schlichte Menschenverstand — das muß doch auch entstehen. Und von den Pflanzen und Tieren wissen wir, daß sie in der Zeit entstanden sind. Dringen wir in die Oberfläche unsrer Erde ein, wir finden vieles, was vorher nicht war. In den höheren Schichten der Erde finden wir oft Geschöpfe, die in den tieferen nicht sind; menschliche Gebeine finden wir in den Tiefen gar nicht. Da haben wir doch einen Anfang in der Zeit; und zu verstehen, wie der erste Mensch entstand, ist geradeso

schwer, als zu erkennen, wie die ganze Welt entstand. Es liegt doch in dem menschlichen Geist eine Nötigung, sich zurückzubesinnen auf einen Ursprung. Ich gebe zu: ein bindender Beweis ist das nicht; und ich will von vornherein bemerken, daß es zwingende Beweise hierbei überhaupt nicht gibt. Nehmen wir von Anfang an den richtigen Standpunkt! Wenn man Gottes Dasein schwarz auf weiß beweisen könnte, wie ein Exempel oder wie einen mathematischen Satz, dann bedürfte es freilich keines Glaubens. Aber muß denn alles klipp und klar bewiesen sein? Gute, zureichende Gründe hat der Glaube an Gott, wenn auch keine zwingenden Beweise. In der Mathematik gibt es einen Beweis, — man nennt ihn den indirekten, — der darin besteht, daß man alle Möglichkeiten durchgeht und sie als undenkbar nachweist, so daß zuletzt nur eine letzte Möglichkeit bleibt: das ist dann die Wahrheit. So, glaube ich, müssen wir von vornherein die Beweise für das Dasein Gottes ansehen. Prüfen wir, ob irgend eine andre Erklärung der Welt uns genügt; wenn wir finden, daß keine andre uns befriedigt, dann bleibt ja nichts weiter übrig als zu sagen: also muß ein lebendiger Gott sein, von dem diese Welt ihren Ursprung hat. Und, auch wenn diese sogenannten Beweise für das Dasein Gottes keine bindenden Schlüsse sind, so viel bleibt von ihnen zurück: sie sind Anlagen im Menschengeist, die hinweisen auf den einen ewigen, absoluten Geist. Und nun komme ich auf den ersten Beweis zurück. Ich gebe ohne weiteres zu: aus dem bloßen Dasein der Welt kann man noch nicht mit voller Zuversicht auf das Dasein Gottes schließen. Aber vielleicht, wenn wir an den zweiten Beweis herantreten: daß die Welt zweckgemäß, ordnungsgemäß geschaffen ist, verstärkt sich die Überzeugung.

Ein paar Sätze voran! Nichts weist uns so sehr auf einen intelligenten, persönlichen Geist, als das Vorhandensein von Mitteln und Zwecken. Die Mittel sind scheinbar zuerst da; aber im Grunde dienen sie dem Zweck, der doch früher im Geiste war. Erkennt man nun, daß Dinge geschaffen werden für einen Zweck, der weit von ihnen abliegt, aber für den sie doch vorhanden sind, dann ist es nicht mehr möglich, von einer blinden Kraft zu reden, die darin waltet, sondern man muß einen persönlichen Geist annehmen, der die Dinge einem Zweck mit Bewußtsein unterordnet. Für mich, auch wenn ich mich nicht auf den Standpunkt des Glaubens sondern bloß des Denkens stelle, ist dieser Beweis aus der Zweckmäßigkeit und Ordnung der Welt immer von ungemeiner Bedeutung gewesen. Ich glaube, daß für den gesunden Menschenverstand kein Beweis stärker ist als dieser. Es entsteht ja doch nichts Zweckmäßiges von sich selbst, sondern das kleinste Ding muß gearbeitet werden, muß von einem Meister in die Hand genommen und seinem Zweck gemäß gestaltet werden. Wie kann man wohl denken, daß diese Fülle von Geschöpfen, die auf der Erde sind, daß diese ganze große Welt und der Himmel in seiner wundervollen Harmonie aus blindem Zufall herausgeboren werden konnten! Das ist ganz unmöglich. Thun

wir einmal einen Blick auf die verschiedenen Kreise des Weltlebens. Zuerst auf die großen Weltkörper. Millionen und Millionen Weltkörper sind im Universum, gewaltige Massen, die sich doch nicht stören, weil ihnen ihre Bahnen angewiesen sind, weil eine die andre im Gleichgewicht hält. So rollt von Jahrtausend zu Jahrtausend die Welt. Aber doch gewiß nicht von selbst. Es muß einer sein, der diese Weltkörper zu einander in Beziehung gesetzt hat, daß sie sich halten und tragen können, daß in ihnen die Ordnung herrscht, welche uns gestattet, ihren Lauf, ihre Finsternisse vorher zu berechnen. — Schauen wir auf unsern Planeten, den wir Erde heißen, und treten wir zuerst einmal heran an den unbeseelten Stoff. Auch da schon empfängt uns der Eindruck einer persönlich schaffenden Kraft. Man kann es nie genug wiederholen, daß in einer Eigenschaft des Wassers, das wir täglich vor Augen sehen, der Beweis dafür liegt, daß ein persönlicher Geist die Welt geschaffen hat. Sie alle wissen aus Ihrer Schulzeit: warme Körper dehnen sich aus, kalte ziehen sich zusammen. Dieser Satz ist unzweifelhaft richtig. Es gibt von demselben nur eine einzige Ausnahme, die folgende: das Wasser wird, wenn seine Wärme unter vier Grad sinkt, nicht schwerer, zieht sich nicht mehr zusammen, sondern die tiefergehenden Grade nehmen die Eigenschaft der Wärme an. Stellen Sie sich vor: je kälter das Wasser würde, desto schwerer, desto dichter würde es, — unzweifelhaft, wenn der Winter kommt und das Wasser gefrieren macht, würde das kalte Wasser der Oberfläche auf den Grund sinken und zu Eis werden, und vom Grund aus würden die Seen, die Bäche, die Flüsse erstarren, kein Geschöpf könnte im Wasser leben. So aber ist das Wasser, welches vier Grad hat, das schwerste, schwerer als das, welches drei, zwei, ein, null Grad hat und zuletzt friert. Das Wasser von vier Graden senkt sich nach unten, damit unten in den Strömen und Teichen Wasser bleibt, in dem die Fische leben können. Könnte man sich denken, daß so etwas sich von selbst macht? daß das nicht von einem Schöpfer ausgeht, der es wußte: In dem Wasser sollen Geschöpfe leben, und diese einzige Ausnahme ist nötig, damit sie darin leben können?

Sehen wir auf die organische Welt, zunächst auf die Pflanzenwelt. Nehmen Sie ein großes Samenkorn, etwa eine Bohne; schneiden Sie die Bohne durch und sie finden darin einen Keim, bestehend in zwei Blättchen; dieser Keim deutet die kommende Pflanze an. Wer den Keim schuf, der mußte es wissen: der Keim wird zur Pflanze, die Pflanze blüht, bringt Frucht, trägt solche Keime. Auch hier ein unleugbares Zeichen einer persönlichen Intelligenz, welche von Anfang an hinter dem Keime steht. — Ich gehe eine Stufe höher zu der Welt der Insekten. Gewiß haben Sie alle darüber nachgedacht, daß solch ein Insekt in seinen Lebensperioden ein verschiedenes Leben führt, erst als ein Ei, dann als Larve, dann als Puppe, dann als vollendetes Wesen. Nun das ist doch gewiß: wer dem Tier diese Lebensform gab, hatte

die ganze Entwickelung vor Augen, und der das Ei schuf, wußte schon im voraus alle die Lebensstufen, welche das Tier durchmachen sollte. Auch hier sieht man eine zweckmäßig ordnende, ein solches Wesen durch unbegreifliche Verwandlungen hindurchführende Intelligenz.

Gehen wir zu den Vögeln über. Wunderbarer ist kaum irgend etwas von den Dingen, welche uns vor Augen stehen, als daß aus einem Ei, dem Eiweiß und Eigelb mit dem kleinen Keim ein lebendes Wesen hervorgeht, wenn etliche Wochen die Lebenswärme auf einem solchen Ei gebrütet hat. Wie wird aus diesem Ei ein Vogel? Wer hat die Kraft dazu in diesen kleinen Keim hineingelegt? Das ist doch nicht eine blind wirkende Natur, die aus unsichtbaren Anfängen solche wunderbaren Dinge schuf. Da sehn wir es wieder: der das Ei schuf, der hatte den Vogel vor Augen. Ich meine: gerade an solch einem Beispiel könnte ein Mensch für sein Denken Bescheidenheit lernen, könnte erfahren, daß man nicht einmal die irdischen Dinge begreift. Auch nicht der gelehrteste Gelehrte kann das Geheimnis des Lebens irgendwie ergründen. Man sieht die Vorgänge, aber steht stumm bewundernd und anbetend davor.

Ich steige eine Stufe höher und gehe zu der Welt der vierfüßigen Tiere über. Ich mache Sie aufmerksam auf die weise Einrichtung des Blutumlaufs, auf diesen Mechanismus, der aus dem Herzen mit einem gewaltigen Druck das Blut hineintreibt in alle Adern und doch wieder das Blut auch zurückzieht ins Herz, so daß aus diesem Wechsel von Kommen und Gehen sich das Leben des Menschen ersetzt. Ich fordere Sie auf, sehen Sie irgend eins von den Organen des Menschen selber an, etwa ein Auge mit seiner wunderbaren kunstvollen Einrichtung, über welche die Menschen Jahrtausende lang nachdenken mußten, ehe sie dieselbe begreifen konnten. Wir stehen, wenn wir die einzelnen Kreaturen aus einer blinden Naturkraft hervorgegangen sein lassen, vor einem absoluten Rätsel. Wenn die Leugner Gottes sagen: wir können das Evangelium Gottes nicht begreifen, so muß ich erwidern: daß alle diese zweckmäßigen Dinge aus dem Zufall einer blind wirkenden Kraft hervorgegangen sein sollen, das versteh' ich absolut nicht, ich kann das nicht glauben, und mein Verstand kann's nicht fassen. So viel über die Beweise aus der Schöpfung. Kehren wir nun in unser eignes Herz ein und prüfen wir die Beweise aus unserm Geistesleben.

Die große Thatsache des innern Menschen ist sein Gewissen. Daß wir in uns eine Stimme haben, die zu uns spricht: das ist recht und das ist unrecht, eine Stimme, die, wenn wir sie zu überschreien versuchen, zu einem Angstschrei des Gewissens wird und uns an den ewigen Vergelter erinnert: diese Thatsache ist in der That ein Beweis für das Dasein Gottes. Hören Sie, durch welchen Gedankengang wir dazu kommen. Das Gewissen ist nicht bloß die Stimme eines einzelnen Menschen, es stammt nicht von ihm selber. Wenn es aus uns selber käme, wenn es ein Produkt unsres eignen Lebens wäre, so würde es

das recht finden, was wir thun. Wäre ein Mensch ein Lügner zu seinem Vorteil, so würde das Gewissen sagen: Lügen ist Tugend. Wenn ein Mensch ehrgeizig wäre, sinnlichen Lüsten diente, so würde das Gewissen sagen: Ehrgeiz ist gut, Weltlust ist erlaubt. Das thut aber das Gewissen nicht, sondern dem Menschen, der ein böses Leben führt, ruft es zu, wie die Stimme aus einer andern Welt: du darfst so nicht handeln; ja es läßt ihn nicht los, mitten in der That ergreift es ihn, schüttelt ihn durch und durch und peinigt ihn. Ich glaube noch an ein ehrliches deutsches Gewissen, das lebendig in der Menschenbrust schlägt. Woher kommt diese Stimme? Aus uns nicht. Also muß doch einer sein, der dies Gewissen in unsre Brust hineingelegt hat. Gott hat es uns gegeben, es ist seine Stimme, daher des Gewissens unverwüstliche Kraft! Mancher denkt, er kann es totschlagen. Aber nein, — übertönen mag man's einen Augenblick, zuletzt drängt es sich mit unvertilgbarer Gewalt immer wieder hervor. In Frankreich war ein Diener, der hatte seinen Herrn erschlagen und beraubt, war dann nach Schottland gegangen, Besitzer eines Juwelierladens, ein reicher und angesehener Mann geworden, den man zu den ersten der Stadt rechnete. Über der Missethat waren mehr als dreißig Jahre vergangen. Der Mann hatte aber innerlich keinen Frieden, er mußte immer daran denken, daß er ein Frevler sei. Darüber schüttelt ihn eines Tages sein Gewissen, und er geht hin zum Gericht und gibt sich an: ich bin ein Mörder, ich habe keine Ruhe in meinen Gebeinen, nehmt mich hin und richtet mich, daß ich wieder zu Ruhe und Frieden komme. Eine andre Geschichte ist noch merkwürdiger. In einem dunklen Raum war ein Mensch erschlagen, keiner von denen, welche dabei gewesen waren, wollte es gestehen, der Richter war in Zweifel, was er thun solle. Endlich fand er eine Auskunft. Er trat an die Leute heran, die im Zimmer gewesen waren, und legte sein Ohr an die Brust jedes einzelnen. Das Herz des ersten schlug ruhig, das des zweiten auch, ebenso beim dritten; endlich kommt er an einen, deß Herz schlägt fieberhaft laut. Du bist der Mörder, sagt der Richter, und ohne weiteres gesteht der Mann: Ja, ich bin's. Was ist das für eine Gewalt, die den Mann zum Geständnis trieb, die sein Herz nicht ruhig ließ? Wäre das Gewissen sein eignes Werk, er hätte gesagt: Jetzt gilt's ruhig sein, die Pulse anhalten. Aber er konnte es nicht, weil die höhere Macht des Gewissens ihn beherrschte. Soll man darin nicht einen Beweis sehen, daß die Thätigkeit des Gewissens nicht aus dem eignen Leben quillt, sondern aus der ewigen Quelle des Guten und Wahren da droben?

Wie in dem einzelnen Menschen, so ist auch in der ganzen menschlichen Welt eine solche lebendige und sittliche Weltordnung, in welcher das Gute herrschen und das Böse untergehen soll. Ich gebe von vornherein zu: wie man in der Natur, wenn etwa ein Ungewitter aufzieht, oder ein Orkan daherbraust, oder ein Hagelwetter herniederprasselt, von der Regelmäßigkeit der Natur einen Augenblick nichts sieht, so gibt

es auch Katastrophen im Menschen- und Völkerleben, bei denen man kaum etwas von den heiligen Zielen Gottes erblickt, wenigstens wir nicht mit unsern blöden Augen. Aber zuweilen greift die Hand Gottes so sichtbar in die Geschichte hinein, daß man sie gleichsam mit Augen sehen und mit Händen greifen kann. Ich erinnere an das Jahr 1870. Klar senkte sich damals die Führung — die Vergeltung — Gottes auf die Völker herab. Frankreich beginnt den Krieg, um sein Kaisertum zu festigen — und sein Kaisertum zerschellt, das deutsche Kaisertum taucht auf. Es führt den Krieg, um uns in unsrer Einheit zu stören — und gerade dieser Krieg muß unsre Einigkeit schaffen. Frankreich will in dem Kriege Schlachten gewinnen, Siege erfechten — und es gewinnt keinen einzigen Sieg. Es will das linke Rheinufer erobern — und es verliert das linke Rheinufer. Eine Promenade nach Berlin, so hatte man in Paris gerufen — und der Krieg wurde ein bewaffneter Spaziergang nach Paris. Dort war Thiers, ein Mann, der dreißig Jahre lang sein Volk immer zum Kriege gegen Deutschland aufgereizt hatte — dieser Mann muß den Frieden schließen mit dem siegreichen Deutschland. Er hat Paris mit Forts umgeben gegen auswärtige Feinde — und als der Krieg zu Ende ist, sitzen in diesen Forts die Preußen, und Thiers muß mit den französischen Soldaten die Mauern von Paris erobern, dieselben Mauern, die er in Eroberungsgedanken gebaut hat. Wem geht da nicht eine Ahnung auf davon, daß es eine Vergeltung gibt? Aber ich will es nicht bloß an dem Feind klar machen, sondern auch an uns. Ich will, um eine kriegerische Thatsache anzuführen, an Jena erinnern. Noch lieber an die Zeit nach dem letzten Kriege, wo die Vergeltung uns traf, als wir aus dem Kriege zurückkehrten und unsre deutsche Ehre, Arbeitsamkeit, Tüchtigkeit an den Mammon preisgaben. Die Schlachten, die wir auf dem Felde des Kampfes in Frankreich gewonnen hatten, verloren wir auf dem Felde der Industrie und des Gewerbes hier in Deutschland, weil uns die Tüchtigkeit, die Strebsamkeit, die alte deutsche Treue und Rechtschaffenheit abhanden zu kommen drohten. Gott sei Dank, die Vergeltung hat uns ein wenig ernüchtert, es wird allmählich anders in Deutschland, zu der Erneuerung des sittlichen Geistes kommt hier und da bei manchen, die sonst Zweifler und Leugner gewesen sind, die Ahnung, ja der Glaube: es gibt einen Gott. Denken Sie an ein wundervolles Wort des Professors von Treitschke, er sagt: In den großen Geschicken meines Hauses und meines Vaterlandes habe ich meine Kniee beugen gelernt vor dem lebendigen Gott. Und er ist weiter gekommen; Sie wissen, wie er offen vor den Gegnern sich bekannt hat zu dem Gottessohn Jesus Christus, bewogen durch die inneren Geschicke seines Volkes. Es gibt eine sittliche Weltordnung, in unsern Herzen lebt der Gedanke: einst wird sie klar und sichtbar allen Menschen vor Augen stehen.

Aber freilich, man erinnert sich unwillkürlich an zwei Dinge, welche diese Ordnung zu stören scheinen: das Böse und das Leiden. Beides scheint in die Harmonie einer göttlichen Weltordnung nicht hineinzupassen.

Und doch ist beides nur eine Mahnung mehr zu Gott. Woher kommen die Leiden? Aus dem Bösen! Nicht so, als ob jeder einzelne Mensch so viel Leiden hätte als er Böses thut. Diesen Gedanken weist Christus vollkommen von sich ab. Man führte ihm einmal einen blinden Mann vor und seine Jünger, welche in falsche Gedanken verstrickt waren, fragten ihn: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern? Weder dieser, noch seine Eltern, sagte Jesus, sondern daß die Werke Gottes an ihm offenbar würden. Merken Sie etwas von dem Zweck, den Gott auch bei Leiden hat? Er will allerdings auch eine Gegenwirkung üben gegen das Böse. Gott regiert seine Welt durch Gesetze, er schreibt in die Natur sein Naturgesetz, er schreibt in das Gewissen und auf die Blätter der Bibel sein Sittengesetz. Wenn das Sittengesetz auf Erden so befolgt würde, wie die Harmonie der Sphären im Himmel, dann wäre Gottes Regierung ungestört. Aber Gott hat uns die Freiheit gegeben, dies Palladium des menschlichen Geistes; er hat, als er die Geister schuf, ihnen das Recht gegeben, auch gegen Gott zu handeln, auch zu sündigen und von ihm abzufallen. Und nun besteht darin die Größe seiner Regierung, daß er trotz des Ungehorsams, trotz des Unglaubens, trotz der Empörung der Menschen doch regiert. Wie setzt er denn sein Regiment durch? Er straft und bringt dadurch sein Gesetz zu Ehren. So ungern das manche Menschen auch hören und glauben, so sicher ist es doch: gäbe es keine Sünde auf der Welt, so gäbe es auch kein Leiden. Ein großer Philosoph unsrer Zeit hat ungefähr gesagt: Wenn man die furchtbare Masse von Greueln auf Erden sieht, so kann man sich darüber nur beruhigen, wenn man auch die furchtbare Menge der Leiden sieht; sieht man auf die Masse von Elend, so kann man es nur begreifen, wenn man auch die furchtbare Macht der Sünde bedenkt. Dieser Denker war ein Pessimist, ein Vertreter der Philosophie, welche die Menschen in den Abgrund führt, aber sie nicht aus der Nacht erlösen kann. Das Christentum hat mehr als Nacht. Leiden — so lehrt es — sind ein Gericht über die Welt; aber der Vater droben, der ein Herz hat für seine Kinder, läßt uns nicht ohne Trost. So lieblich kann kein Buch der Erde trösten, wie die heilige Schrift mit dem Gedanken Gottes: Deine Leiden sind kein blinder Zufall, sie kommen von dem Vater in der Höhe, der weiß, wozu er sie sendet. Er ist allmächtig und kann helfen, wenn die Stunde sich gefunden, bricht die Hilf' mit Macht herein, unser Grämen zu beschämen, wird es unversehens sein; er will dich stärken und festigen, er schickt seinen eingebornen Sohn, den vollkommnen und sündlosen, vom Himmel hernieder, der lebt und stirbt für dich, geht leidend vor dir her, daß du an ihm ein Beispiel haben sollst. Gottes Liebe ist nicht zu Ende, weil du leidest, sie ist desto größer, und der Geist kommt aus seinem Herzen, ein Geist des Trostes und der Kindschaft und der Kraft. Der Geist senkt sich beim Leiden in unser Herz. Und wenn wir nur tapfer kämpfen, so wird aus dem Leiden eine innere Herrlichkeit, aus Leid wird Freud, die dauert in Ewigkeit, da wird jede

Thräne von den Augen abgewischt, es ist da kein Geschrei, kein Schmerz, kein Tod mehr. Das sind die mächtigen Tröstungen, welche die Schrift den Leidenden zuruft. Aber warum dürfen so viele Schlechte, die sich um Gott nicht kümmern und keine Tugend haben, warum dürfen sie im Glück leben, und so viele fromme, tüchtige, rechtschaffene Menschen müssen so viel leiden? O, dies Leben hier ist ja nur ein Anfang, und die Ewigkeit ist unermeßlich reich; dem, der hier viel hat kämpfen müssen, wird in der Ewigkeit gelohnt, und dem, der hier schlecht war und es doch gut hatte, wird droben seine Missethat vergolten. Ich denke, wenn ich manchmal Herzen von unbeschreiblicher Güte dennoch leidend und geplagt sehe, ich denke so: für Gott ist die Menschenwelt wie ein Garten mit mancherlei Blumen, und keine Blume erfreut Gott so, als wenn ein Mensch im Leiden steht, unverzagt kämpft, mit der Kraft Gottes das Leiden besiegt und sich durchringt zur innern Herrlichkeit. Etwas Größeres gibt es nicht, als das; es ist die Nachfolge Christi, der gelitten hat, gekreuzigt, gestorben, begraben, auferstanden und gen Himmel gefahren ist. Begreifen wir aber so den Zusammenhang von Sünde und Leiden, daß wir durch alle Trübsale hindurch zur Herrlichkeit geführt werden sollen, dann schwindet das Rätsel, dann vergehn die Nebel, und die Sonne des Willens Gottes leuchtet uns von oben her entgegen. Gott regiert auch durch das Böse hindurch; es ist wohl die größte Regierungskunst Gottes, daß er das Böse mit seiner weisen Hand zum Guten dienen läßt. Sie alle kennen die Geschichte Josephs in dem alten Testament. Was kann schlechter sein, als der Neid, als die Mordgedanken der Brüder, als die Thatsache, daß sie ihren Bruder in die Gefangenschaft verkauften? Und was macht Gott aus diesen Bosheiten? Er läßt den unschuldigen Joseph zum Kanzler in Ägypten werden, er erhält durch Joseph nicht bloß das Volk von Ägypten, sondern das Volk von Israel, sein eignes Haus, und führt die Brüder in jener unvergeßlichen Szene vor den Bruder, den sie verkauft haben, daß, als er sich offenbart: ich bin Joseph, euer Bruder, — ihm und seinen Brüdern die Augen und Herzen übergehn vor Freude und Dank und Bewunderung der Wege Gottes. So wirkt Gott, und so wirkt er auch unter uns allen. Niemand ist vollkommen, wir sind alle Sünder, sagt die Schrift; aber wenn wir unsre Unvollkommenheit fühlen, treibt uns das zur besseren Erkenntnis, zur Reue, zu guten Vorsätzen der Besserung, führt uns hin zu den Füßen dessen, der die Sünde vergibt und in einen gewissen Frieden hineinbringt. So kann auch bei uns die Sünde zum Guten dienen; auch dies ein Akt der großen, wundervollen Majestät des lebendigen Gottes, ein Beweis der sittlichen Weltordnung.

Noch ein Beweis ist uns übrig, vielleicht für viele der unverständlichste; er folgert so: wenn Gott das allervollkommenste Wesen ist, so muß er auch wirklich da sein; sonst würde ihm zur Vollkommenheit das Dasein fehlen. Sie alle begreifen wohl, daß dieser Gedanke nichts durchaus Bindendes hat; er bewegt sich ja in unserm eignen Geist. Aber

das liegt doch in diesem Beweis, daß der Menschengeist von einem unwiderstehlichen Drang beseelt ist, das Dasein eines lebendigen Gottes anzunehmen. Insofern ist auch dieser Beweis ein Faden, der von der Erde hinaufführt nach oben.

Und nun, nachdem wir uns die Beweise für das Dasein Gottes klar gemacht haben, ihre Bedeutung, ihre Kraft, auch ihre Schwächen, fragen wir: was resultiert nun daraus? Doch die Überzeugung, daß die Annahme eines Gottes das Welträtsel am besten löst, freilich nur die eines lebendigen Gottes. Ist Gott der Schöpfer, Erhalter, Regierer, Vergelter, Erlöser, so muß er durchaus ein lebendiger Gott sein, so kann er seine Geschöpfe nicht, wie etwa ein Fabrikant seine Produkte, in die Welt hineinstreuen, ohne sich weiter um sie zu kümmern; er muß, wie ein Vater seine Kinder, die Kreaturen in seiner Hand, in seinem Herzen behalten. Nur ein solcher Gottesbegriff genügt unsrer Sehnsucht und unserm Verlangen. Man nennt die Vorstellung von einem lebendigen Gott Theismus, im Unterschied vom Deismus, der Anschauung von einem unlebendigen Gott. Beiden entgegen ist der in unsrer Zeit sehr verbreitete Pantheismus, eine Richtung, welche sagt: das All ist Gott und Gott ist das All, Gott ist die Kraft, welche alles Irdische durchdringt und welche in dem Menschen selber zum Bewußtsein kommt über sich selbst. Diese Anschauung wird viel bewundert, trotzdem ist sie grundfalsch. Ein doppeltes Gesicht hat dieser Pantheismus. Entweder er verlegt das Wesen Gottes in die einzelnen Dinge und macht jedes einzelne Ding zu einem Gott für sich: das Feuer, das Meer und alle Kreaturen; oder er legt den Nachdruck mehr auf die wirkende Kraft im All und macht diese Lebenskraft zum Gott. Aber das ist Nebel und Rauch, wobei sich nichts Klares und Gewisses denken läßt. Stellen Sie sich dagegen vor, was über Gottes Dasein die Offenbarung sagt: Gott ist ein Geist. Das ist die erste große Aussage. Denken wir an unsern eignen Geist, und es wird uns an diesem tiefen Ausspruch etwas aufdämmern von dem Wesen Gottes. Wie unser Geist unsichtbar ist und doch das ganze Leben eines Menschen durchdringt, jedes Gefühl, jede Bewegung beherrscht, so ist Gott der persönliche Geist im Weltall. Aber wie in unserm Körper keine Empfindung sein kann, ohne daß sie dem Geist zuströmt, so kann in der ganzen Welt nichts geschehen, ohne daß es nicht ins Zentrum geht zu Gott, in Gottes Geist. Leiblich ist Gott nicht. Wir Menschen können nicht leicht anders als ihn uns menschlich vorstellen, aber vergessen wir nie, daß Gott ein Geist ist, wohl persönlich, aber unsichtbar und allgegenwärtig. — Gott ist das Leben, das ist die zweite Schriftaussage von ihm. Gott ist die Quelle des Lebens für sich und für andre. Er ist der Ewige und Allmächtige, welcher den Kreaturen erst das Leben gibt. — Gott ist ein Licht! sagt drittens die Schrift; ein tiefsinniges Wort! Das Licht ist fleckenlos, erleuchtet und verzehrt, so ist Gottes Wesen heilig; wo es in die Finsternis hineintritt, erleuchtet es alles, es ist allwissend; es verzehrt, was wider den göttlichen Willen

ist, Gott ist gerecht. — Am lieblichsten aber klingt das Loblied Johannis: Gott ist die Liebe; es klingt auch manchem Zweifler warm und voll ins Herz. Manch einer, der abgekommen ist von dem lebendigen Gott und hört diesen Spruch: Gott ist die Liebe, der kann sich dem Zauber desselben nicht entziehen. Nie ist Gott mit einem lieblicheren Namen bezeichnet, als mit diesem. Er ist der Gütige für alle Geschöpfe, der Barmherzige für die Notleidenden, der Gnädige für die Sünder. Er will seligmachen. So steht der Gedanke Gottes, den wir vorher nur mit unserm eignen Geist zu fassen versucht haben, in aller Herrlichkeit der Offenbarung vor uns, gleichsam eine Sonne, die ihr volles Licht uns in die Augen und Seelen hineinstrahlt. Und nun frage ich noch einmal: Warum wollen wir diesen tröstenden, erhebenden, das Menschenherz so befriedigenden Gedanken nicht annehmen? warum gefällt es uns besser, steuerlos durch die Zeit ohne Ewigkeit hindurchzuschweben? Wir sind Kinder eines Vaters, Brüder einer großen Familie, wir sind nicht wie die Zähne an dem Triebrad in einer Fabrik, sondern Wesen mit der Unsterblichkeit und Ewigkeit in der Brust, ist das nicht schöner?

Oh, ich weiß wohl, man sagt: ich kann Gott nicht sehen; könnte ich ihn sehen, dann wollte ich an ihn glauben. So sagt auch ein berühmter Astronom: „Ich habe so vielfach in die Sternenwelt geschaut und nie einen Gott gefunden.“ Das klingt nach was, ist aber nichts. Gott ist seinem Wesen nach unsichtbar; wie man ihn nicht mit den Augen sehen kann, so kann man auch nicht mit Fernrohren die unsichtbare Geistigkeit seines Wesens schauen. Irgend jemand machte diesen Einwand: „Ich sehe Gott nicht und kann also nicht glauben.“ Da antwortete ein anderer: „Haben Sie Verstand?“ „Ja,“ sagte er. „Ich sehe aber Ihren Verstand nicht.“ Das ist wirklich zutreffend. Vieles, was da ist, kann man nicht sehen: Liebe, Treue, Freundschaft, alles Beste und Größte im Menschenherzen und Menschenleben, ist unsichtbar. Also dieser Einwand zieht nicht. Es ist die Bedeutung des Wesens Gottes, daß es in der Unsichtbarkeit thront; es ist die Kraft des Glaubens, daß wir aus dieser sündigen Welt mit all dem Elend und Jammer, mit all den Bösen und Frevlern, über alle Nebel und Wolken der Erde in das Sonnenlicht der Unsichtbarkeit hinausgehoben werden, daß ein Menschengeist, wenn ihm auf Erden in schweren Stunden nicht heimisch ist, jetzt schon Flügel des Geistes nehmen kann und hinaufgehen in diese Welt da droben, wo keine Störung ist, sondern Friede, wo eine ewige Heimat ihn aufnimmt.

Es mögen wohl viele unter Ihnen sein, die zweifeln, denen in unsrer unruhigen Zeit, in dieser Welt des Materialismus, der Gedanke des lebendigen Gottes aus dem Herzen geschwunden ist. Ich möchte Sie bitten, zweifeln Sie wenigstens nicht mit Absicht, verschließen Sie sich nicht dem Eindruck der Wahrheit, der so mächtig aus der überirdischen Welt und aus der Offenbarung an unser Herz herandringt. Des bin ich gewiß, daß, wer wirklich ehrlich sucht, auch finden muß. Jesus

Christus sagt: „So jemand will den Willen thun meines himmlischen Vaters, der wird erkennen, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.“ Er meint, mit dem bloßen Verstand wird Gott überhaupt nicht begriffen, er ist kein Gegenstand bloß für das Denken, sondern mit unserm ganzen Leben und Wandel, mit unserm innersten Menschen, mit unserm Thun und Leiden müssen wir versuchen, den Willen Gottes, wie er uns offenbart ist, zu erfüllen, wir müssen nach Vollkommenheit trachten. Versuchen wir das, so kann es nicht fehlen, daß wir erkennen: wir sind nicht vollkommen, und doch treibt uns unser Gewissen zur Vollkommenheit; wir sind nicht vollkommen, aber es muß etwas Vollkommenes geben. Es muß einen Weg geben, wo die Forderung des Gewissens und unsre Unvollkommenheit sich ausgleichen. In uns liegt diese Ausgleichung nicht. Wenn wir uns noch so viel bemühen, wir alle fehlen immer wieder, die Werke haben weder Vollkommenheit noch Frieden in sich. Aber es bietet sich der Weg des Glaubens, der Versöhnung und des göttlichen Friedens. Nicht durch uns und nicht in uns ist die Vollkommenheit und Gerechtigkeit. Aber sie ist in dem, der, ob er wohl reich war, arm ward um unsretwillen, auf daß wir durch seine Armut reich würden; der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, während doch die Füchse Gruben und die Vögel Nester haben; der hier auf Erden nur ein Gast war und für uns starb, um uns den Weg zu bahnen in die Ewigkeit. Gott ist unsichtbar, sagt man, könnt' ich ihn sehen, wollt' ich an ihn glauben. Gott ist die Liebe, antworte ich; in Christo hat er Gestalt und Person angenommen. Wer mich sieht, sagt Christus, der sieht den Vater. In der Gemeinschaft des Erlösers geht klar und leuchtend der Gedanke Gottes auf. Das ist das Größte an dem Leben Jesu Christi, daß alle Menschen, die in Berührung mit ihm kamen, unmittelbar an Gott glauben lernten, daß die Sünder kamen und weinten zu seinen Füßen, die Zöllner und Pharisäer kamen und wurden von ihm überwältigt, die Kranken und Leidenden kamen, und er machte sie gesund. Oder glauben Sie nicht an Wunder? Bedenken Sie eins. Wenn Gott vom Himmel herniederkam auf Erden, um uns sein Angesicht zu zeigen, es wäre ja wunderbar, wenn er nicht Wunder gethan hätte. Warum auch nicht? Gott hat die Gesetze der Natur gegeben, aber wenn es der höheren Welt dient, greift er hinein in die Naturordnung und stellt ihr die höhere himmlische Ordnung der Gnade zur Seite. Lassen Sie uns nur zu dem gehen, der sagte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Der Weg führt uns zum Ziel; die Wahrheit, wenn wir sie nur unbefangen prüfen, befriedigt unsern innersten Menschen; das Leben Christi ist nicht bloß für einen Tag oder für ein Zeitalter, er ist das ewige Leben und gibt es auch uns. Ich lebe, spricht er, und ihr sollt auch leben. —

Ist die Bibel Wahrheit?

„Ist die Bibel Wahrheit?“ So lautet das Thema des heutigen Abends. Für die christliche Kirche kann es keine wichtigere Frage geben, als diese. Denn die Kirche muß der Welt Wahrheit geben und zwar bestimmte, positive, unzweifelhafte Wahrheit, auf die ein Mensch leben und sterben kann. Hätte sie bloß Fragen, Zweifel, Probleme, dann wäre sie auf Erden überflüssig, dann wäre die Schule oder die Universität viel geeigneter dazu, die Menschen zu belehren. Aber die Kirche hat an der Bibel wirklich göttliche Wahrheit. Im guten Vertrauen darauf tritt sie vor die Menschen und bittet: Laßt euch versöhnen mit Gott, ringt nach dem Glauben, der die Welt überwindet. Für unsre evangelische Kirche ist das Thema ganz besonders wichtig, denn wir haben kein anderes Fundament als die Schrift und den Glauben an ihre Wahrheit. Ist die Bibel nicht Wahrheit, dann ist es mit unsrer Kirche aus, noch mehr als mit der katholischen, welche ja die Tradition als Quell der Wahrheit in Anspruch nimmt. — Aber nicht bloß die Kirche muß ein festes Fundament haben, auch für die Menschen, für unsern nach Wahrheit suchenden und dürstenden Geist ist es notwendig festzustellen, ob an irgend einem Punkt der geistigen Welt volle, gewisse Wahrheit ist. Freilich gibt es eine Klasse von Menschen, denen an der Wahrheit gar nichts zu liegen scheint. Viele von Ihnen kennen das stolze Wort des großen Lessing: Wenn Gott in seiner rechten Hand alle Wahrheit hielte und in seiner linken den Zweifel, den Trieb nach Wahrheit und mir die Wahl ließe auch auf den Fall hin, immer und ewig zu irren, würde ich in seine Linke fallen und sprechen: die reine Wahrheit ist nur für Dich allein. Das klingt sehr schön, sehr geistreich, sehr großartig und doch erlaube ich mir gegenüber dem großen Lessing zu sagen, daß dieser viel bewunderte Ausspruch eine Thorheit ist. Sollte das wirklich unsern Geist befriedigen können: immer arbeiten und keinen Lohn haben, immer suchen und nicht finden, immer forschen und nicht ergründen? ein ewiger Hunger und nie das Gefühl, daß die Seele satt wird, gleichsam eine Nacht des Geistes ohne Morgenrot und Sonnenaufgang? sollte dies das Höchste sein, was die Menschenwelt kennt? Ich glaube das nicht; ich glaube vielmehr, jede Menschenseele würde, recht geführt und wahrhaft erleuchtet, nach voller Wahrheit streben und sich freuen, Wahrheit zu finden. Aber jene Gedanken haben in unserm grübelnden, forschenden Volke eine große Kraft. Die deutsche Atmosphäre ist nicht bloß durch Lessing, sondern durch viele gleichartige Naturen mit Zweifeln vollkommen angefüllt. Wer das nicht selbst erfahren hat, der kann sich gar nicht vorstellen, bis zu welchem Grade die Wahrheit der Schrift, diese Grundlage der Kirche, in den Gemütern unsrer deutschen Zeitgenossen erschüttert ist. Ich habe davon manche Probe in den Briefen, welche ich bekomme, nicht bloß von Feinden, sondern

auch von Freunden. Wie oft muß ich lesen: „Ja, Ihre Bestrebungen sind ganz gut; soziale Reformen müssen sein; daß Sie sich der jüdischen Übermacht widersetzen, ist vortrefflich, aber mit Ihren christlichen Überzeugungen richten Sie nichts aus, es glaubt niemand mehr an die Geschichten der Bibel." Eben darum treten wir Christlich-Sozialen vor das Volk, vor unser geliebtes deutsches Volk, um die Geister wieder heranzurufen zur Wahrheit der Bibel. In unsrem Vereine mit der Inschrift: Christlich-sozial möchte ich das erste Wort um keinen Preis gestrichen wissen; denn eben weil wir auf christlich-sozialem Boden stehen, weil wir die Bibel für Wahrheit halten, weil wir die Bibelgedanken hineinrufen in Staat und Gesellschaft, in Arbeit und Verkehr, gerade darum sind wir so freudig, so begeistert. Aber freilich, das fordert Kampf. Immer von neuem geschehen in unsrer Gegenwart, die an sich schon ungläubig genug ist, Angriffe gegen die Bibel. Schmerzlicherweise sind die Angreifer, die Bekämpfer der Bibel oft evangelische Geistliche. Erst kürzlich hat man in Bremen einen solchen jammervollen Streit von neuem erlebt. Da ist ein Prediger Namens Schwalb, von den Ungläubigen einer der Ungläubigsten. Der hielt einen Vortrag über den Grund unsers Glaubens und redete darin nach den Zeitungen folgendermaßen:

Sowie nicht alles Gold sei, was glänze — so begann der Redner — sei auch nicht alles Glaube, was als Glaube verkündet und angesehen werde. Das Wort Glaube bedeute eine unbedingte Gewißheit, eine felsenfeste Überzeugung; ein Glaube, der noch einen Zweifel enthalte, sei kein rechter Glaube. Einen ganz zweifellosen Glauben finde man bei den Propheten des alten Bundes, in den ersten Tagen des Christentums, in einigen großen Begebenheiten des Mittelalters, wie an der Schwelle der Reformation; — man finde ihn in den Tagen der Kindheit eines jeden Menschen. Das sei der Autoritäts-Glaube, wie ihn die katholischen Christen noch hätten, der aber dem protestantischen Christen nicht genügen dürfe und solle; denn die Kirche lehre manches, was der gesunden Vernunft zuwiderlaufe. Auch die Bibel könne für uns die Grundlage des Glaubens nicht sein. „Sie tauge dazu so wenig, als ein lebendiger Mensch zur Grundlage eines Gebäudes; man müsse diesen erst töten, ehe man ihn dazu benutzen könne. So auch sei es mit der Bibel, man müsse sie erst totschlagen, bevor sie die Grundlage unsers Glaubens werden könne." Ich mache die geehrte Versammlung auf den Unsinn aufmerksam, der in diesem Vergleich liegt und frage die Maurer- und Zimmergesellen unter uns, ob schon jemand einen lebendigen oder toten Menschen zum Fundament eines Hauses genommen hat. Aber so sind diese Menschen: Zuerst verdrehen sie ihren eignen Kopf und darauf die Bibel. — Ebenso unmöglich sei es, die gottbegeisterten Männer der Bibel zur Grundlage unsers Glaubens zu machen; nicht Paulus, nicht Jesus, der größte unter ihnen, sei dazu geschickt. In Jesu Worten befinde sich manches, das Redner nicht für wahr halten, nicht glauben könne. Auf die Frage, worauf die großen Propheten der Vor-

zeit ihren Glauben begründet hätten, ergebe sich die Antwort: es war Gottes Offenbarung. Die Wahrheiten, die sie mit kräftigem Behagen als ihr Eigentum, als Ergebnisse ihres Nachdenkens fanden, waren ihnen göttliche Offenbarungen. Warum sollte nun Gott nicht auch uns noch erleuchten? Die Propheten waren Menschen, wir sind Menschen, ihre Geisteskräfte waren unsern Geisteskräften gleich. Wenn wir unsern Verstand gebrauchen, so finden wir Gottes Offenbarung; aber wenn wir ihn zu sehr (so?) gebrauchen, so leiden wir Schiffbruch. Neben dem Verstande seien Gemüt und Gewissen die Grundlagen unsers Glaubens. Was daher das Gemüt befriedige und der Vernunft und dem Gewissen nicht widerspreche, das sei Offenbarung Gottes, die Grundlage unseres Glaubens. Eine andre Offenbarung gebe es nicht. Das war denn doch den lieben Bremern, die übrigens eine gute Portion Unglauben vertragen können, zu viel; es traten Geistliche und Laien dagegen auf und faßten die Resolution, daß dieser grundstürzende Irrtum nicht geduldet werden dürfe. Dagegen richtete sich Dr. Schwalb mit einem Briefe und warf seinem Gegner, Pastor Funcke, vor: „Du glaubst ja auch nicht alles. Glaubst Du denn an die Rede der Schlange im Paradiese und an die Rede des Esels Bileams, glaubst Du wirklich alles Einzelne, was Christus gesagt hat?" Darauf antwortete Pastor Funcke folgendermaßen: „Sie führen — nach dem Brauch von Leuten, über die Sie doch sonst hoch erhaben sind — ‚den Esel‘ und ‚die Schlange‘ in Parade vor und fordern von mir die Erklärung, ob ich die damit angedeuteten Vorgänge für historisch halte? Sie setzen voraus, daß ich ‚Nein‘ sage, und schließen daraus triumphierend: ‚Also stehen sie prinzipiell geradeso zur Schrift wie ich auch.‘ Nun, ich sage gar nicht so schlankweg ‚Nein‘, aber, wenn ich es thäte, würde es mir nicht von ferne einfallen, Ihrer Folgerung Beifall zu geben. Wissen Sie denn nicht, daß es Millionen von Christen gegeben hat und gibt, die nicht an die buchstäbliche Inspiration der heiligen Schriften glauben und dennoch darin die untrügliche und ewig unveränderliche Grundlage ihres Glaubens, die einzige Quelle aller absoluten religiösen Wahrheit gefunden haben? Die ehrliche Frage ist doch nicht die, ob dieses oder jenes Wunder der Schrift genugsam bezeugt ist, sondern ob man überall glaubt, daß Gott Wunder thut und Gebete erhört."

Diese Korrespondenz führt Sie mitten hinein in den Streit, der uns heut abend beschäftigen soll: Ist die Bibel Wahrheit oder nicht? Wir brauchen nur an bekannte Vorgänge in Berlin zu denken, so haben wir die Thatsache vor Augen, daß auch hier, wenn auch in weniger wilder Weise wie in Bremen, der Kampf um die Wahrheit der heiligen Schrift geführt wird. Ist die Bibel Wahrheit? Das ist die Frage. Man vergißt bei derselben leicht, um was für eine Wahrheit es sich handelt. Manche Menschen kommen triumphierend und sagen: Ist die Schöpfungsgeschichte genau so geschehen? Ist es mit den naturwissenschaftlichen Thatsachen genau so, wie es in der Bibel steht? — Zunächst

ist die Bibel gar kein naturwissenschaftliches, sondern ein religiöses Buch und wir müssen die Frage von vornherein so stellen: Ist die Bibel in religiösen Dingen absolute Wahrheit? Nur so können wir das heilige Buch recht schätzen und recht würdigen. Weiter: Die Bibel ist ja nicht ein vom Himmel gefallener Katechismus, wo alles genau formuliert wäre nach Hauptstück und Artikel, nach Frage und Antwort, sondern ein Buch, das Jahrtausende umfaßt. Sie enthält ein altes und ein neues Testament, sie besteht aus einzelnen Geschichtsperioden, der Urgeschichte, Erzvätergeschichte, Geschichte unter dem Gesetz, prophetischer Geschichte, der Zeit Christi, wo Gott der Sohn selber vom Himmel kam und der Zeit der Apostel, sie umfaßt Jahrtausende. Altes und Neues Testament sind in gewissem Sinne eins, unter einem andern Gesichtspunkte verschieden; es kann im alten Testamente vieles vorkommen, was auf der höheren Stufe des neuen Testamentes nicht mehr gilt. Also die zweite Frage ist die: Ist die Bibel ein Organismus, der uns in allen seinen Teilen zusammengenommen die Wahrheit finden läßt? Es sind ja Menschen, freilich gottbegeisterte Menschen, welche die heilige Schrift geschrieben haben, sehr verschieden nach Geist und Talent; Gottes Geist, als er diese Menschen ergriff, hat ihre Eigentümlichkeiten nicht etwa vernichtet, Jesaias schreibt anders als Jeremias, Paulus sieht den Glauben in andrem Licht als Jakobus, jeder in seiner Eigentümlichkeit. Wir haben eben die Wahrheit durch die ganze Schrift verteilt. Das Reich Gottes mit seiner ewigen Wahrheit ist wie die Sonne mit tausend Strahlen. Ein einziger Strahl ist noch nicht die Sonne. Aber wenn wir in einem großen Glase die Sonnenstrahlen auffangen, dann kommen sie in einem Brennpunkt zusammen, und dieser Brennpunkt, der alle Sonnenstrahlen der göttlichen Wahrheit zusammenfaßt, ist die heilige Schrift. Legen wir uns in diesem Sinne die Frage vor: Ist die Bibel Wahrheit? so antworte ich darauf mit gutem Gewissen, aus meiner vollsten persönlichen Überzeugung, für die ich eintrete mit meinem ganzen Sein, auf die ich leben und sterben will: die Bibel ist volle göttliche Wahrheit! Warum sind denn nun so viele Menschen, die das nicht glauben können? Sie stoßen sich an dem Inhalt der Bibel, an den Wundern und Offenbarungen; sie meinen: heute geschehen keine Wunder mehr, die Bibel ist voll von Wundern, also kann sie doch nicht wahr sein. Oft sind das Leute, welche gar nicht in der Bibel lesen. Fragt man sie nach den Wundern, so machen sie es wie Dr. Schwalb, bringen die Schlange im Paradiese und den Esel Bileams vor, die man doch endlich einmal ruhen lassen sollte, wenn von der Bibel die Rede ist. Damit ist ihre Weisheit erschöpft. Daß in der Bibel sehr viele Wunder sehr verschieden verteilt sind, daß ganze Jahrhunderte der heiligen Geschichte ohne Wunder verlaufen, weil Gott es nicht für notwendig hielt Wunder zu thun, das sagen sie nicht, wollen es auch nicht sagen; sie behaupten nur: Gott kann überhaupt keine Wunder thun. Ich sage so: Wenn Gott keine Wunder thun könnte,

wäre er kein Gott, sondern ein elender Götze. So denke nicht bloß ich; sehr freisinnige und sehr kritische Menschen haben an Wunder geglaubt, ehe diese Pest des Materialismus und des Unglaubens unser Volk vergiftet hat. Rousseau, ein Franzose, der Vater der französischen Revolution, ein Mensch so demokratisch gesinnt, wie vielleicht keine von allen Autoritäten der Fortschrittspartei in Berlin, dieser Mann schreibt — ich bitte sehr, festzuhalten, daß Rousseau es ist, der es sagt —: „Die Frage, ob Gott Wunder thun könne, wäre, ernstlich genommen, gottlos, wäre sie nicht schon an sich absurd, und dem, der sie verneint, würde man zu viel Ehre anthun, wollte man ihn bestrafen; es würde genug sein, ihn in Gewahrsam zu bringen. Aber wer hat denn auch je geleugnet, daß Gott Wunder thun kann?" So stand es vor einem Jahrhundert, daß man die Existenz der persönlichen Allmacht Gottes, daß man die Möglichkeit der Wunder nicht bestritt. Aber die Toten reiten schnell. Gegen die heutigen Zweifler, die nichts glauben, ist Rousseau ein wahres Kind. — Ein andrer Schriftsteller, einer der gelehrtesten Geschichtsforscher, die wir haben, Niebuhr, der die Sagennacht von Rom zuerst mit kritischem Licht beleuchtet hat, schreibt folgendermaßen: Was ein Wunder im strengen Sinne betrifft, so bedarf es wahrhaft nur einer unbefangenen, scharfblickenden Naturforschung, damit wir einsehn, daß die erzählten nichts weniger als widersinnig sind, und einer Vergleichung mit Legendenmärchen oder den angeblichen Wundern andrer Religionen, um wahrzunehmen, welch ein andrer Geist in ihnen lebt. Vergleichen Sie nur die Wunder der heiligen Schrift, diese Wunder, durch welche Gott sein Volk rettet und seine heilige Allmacht beweist, diese Wunder, durch welche Christus den Kranken hilft, die Toten auferweckt, mit den Wundern der griechischen und römischen Mythologie. In der Bibel haben alle Wunder einen religiösen, sittlichen, göttlichen Zweck; bei den Heiden sind sie nur oft ein Spiel der Phantasie, oft unsittlichen, irreligiösen Charakters, oft ohne Sinn und Gedanken. Aber, so wird mancher sagen, zugegeben, daß das so ist, warum geschehen heute keine Wunder mehr? So ganz richtig ist das nicht; es geschehen heute noch Wunder. Wer in sein Leben mit Augen der Andacht hineinschaut, der findet in seinem eignen Leben Wunder genug. Aber Wunder, die zur Offenbarung gehören, wie sie sich in der Bibel finden, geschehen allerdings nicht mehr. Warum wundert man sich nur darüber? Es geschehen auch in der Natur keine Wunder mehr. Es kommt kein neuer Baum, kein neues Tier zum Vorschein, sondern alles geht jetzt in der Natur regelmäßig zu, nur aus Keimen werden lebendige Organismen. Aber ein nur geringer Verstand gehört dazu, um zu bekennen, es hat einmal eine Zeit der Wunder gegeben, als die Bäume und Tiere geschaffen wurden. Auch wenn man Darwinianer ist und die ganze Natur als aus wenigen Zellen entsprungen betrachtet, so liegt doch ein Wunder in den wenigen Zellen, aus denen die ganze Welt und der Mensch geworden ist. Da stehen Sie vor absoluten Wundern. Sie

können die allerungläubigsten Professoren fragen, ob sie diese Wunder der Natur erklären können; sie müssen bekennen: nein, das können wir nicht. Wenn in der Natur, die vor unsern Augen liegt, es eine Periode der Wunder gegeben hat und heute ist die Periode der stillen, gesetzmäßigen Entfaltung, warum sollte es nicht in dem Reich Gottes eine schöpferische Periode voller Wunder und Offenbarungen gegeben haben und heute nur noch ein stilles, regelmäßiges Walten des heiligen Geistes sein? Also dieser Einwurf wird uns im Glauben an die Schrift nicht irre machen können, es müßte denn geradezu einer sagen: in der Bibel sind Widersprüche, bei derselben Sache finden sich verschiedene Zahlenangaben, unvereinbare, abweichende Darstellungen. Nun, ich will zugeben, in solchen thatsächlichen Notizen sind Widersprüche vorhanden. Macht denn das die Wahrheit der Schrift zunichte, oder zeigt das nicht vielmehr, daß die Schriftsteller der Bibel ganz arglos und natürlich an ihre Aufgabe gegangen sind? Wenn Sie die Nachrichten über die Leipziger Schlacht nachlesen, werden Sie in einem Bericht lesen: so viele Tote und Verwundete, in einem andern Bericht eine andre Zahl. Nun, was machen die Geschichtschreiber? Sie sagen, es wird wohl das mittlere richtig sein. Wissen Sie, wie es die Zweifler an der Bibel machen? Weil in Kleinigkeiten abweichende Notizen da sind, leugnen sie die ganze Thatsche. Da könnte man historische Ereignisse ebenso leugnen. Ich bin eine Zeit lang Militärpfarrer in Metz gewesen, habe manches Denkmal einweihen müssen, kam dazu mit Offizieren und Adjutanten zusammen und fragte sie, wie der Lauf eines Gefechts war. Sie glauben gar nicht, wie schwer es ist, noch ganz genau hier die einzelnen Thatsachen, welche doch erst ein paar Jahre zurückliegen, festzustellen. Der eine machte diese Angabe, der andre jene. Ich schließe aber daraus nicht, daß die Thatsache nicht geschehen, sondern nur, daß sie von verschiednen Gesichtspunkten aufgefaßt ist. Jeder gab es, so gut er konnte. — Wie arglos und unbefangen die heilige Schrift zu Werke geht, mögen Sie aus folgendem erkennen. Das Vaterunser findet sich bei dem einen Evangelisten mit Schluß, beim andren ohne Schluß; ist es darum nicht gebetet worden? Die Bergpredigt ist uns in andrer Form überliefert bei Matthäus, in andrer bei Lukas; ist sie darum nicht gehalten worden? Kein Schluß wäre falscher als dieser. Selbst in den heiligen zehn Geboten, in den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahls sind Verschiedenheiten. Also zugegeben, wir haben verschiedene Notizen und Angaben, das berührt die Frage, ob wir religiöse Wahrheit in der Bibel haben gar nicht. Aber die Gegner gehen tiefer, sie sagen: wir finden in der Bibel Anschauungen, die mit den Resultaten der heutigen Wissenschaft nicht bestehen können. Die Bibel erzählt, daß die Schöpfung in sechs Tagen geschehen sei; die Geologie beweist, daß das unmöglich ist, es haben viele Jahrtausende dazu gehört. Da haben Sie einen solchen Fall. Sie finden unter den allergläubigsten Theologen Männer genug, gewiß die überwiegende Mehrzahl, welche ganz unbefangen sagen: die Tage der Schöpfungsgeschichte

bedeuten Perioden. An Tage von 24 Stunden ist überdies nicht zu denken. Denn es wird in der Bibel von Erschaffung der Sonne erst am vierten Tage gesprochen und nach der Sonne reguliert sich der Tag. Wie sollten drei Tage gleich den heutigen schon vorhergehen? Das Wesentliche an der Schöpfungsurkunde ist gar nicht der Bericht von sechs Tagen und vierundzwanzig Stunden, sondern daß der lebendige Gott durch sein Wort die Welt geschaffen hat, daß das Schaffen stufenweise vom niederen zum höheren emporsteigend erfolgt ist und daß die Krone der Mensch ist, den Gott nach seinem Bilde geschaffen und dem er von seinem Geiste gegeben hat. Ich frage Sie: Welche Religion kann an Stelle dieses majestätischen Berichts irgend etwas setzen, was nur annähernd diesen Geist nicht bloß der Herrlichkeit, sondern auch der Wahrheit atmet? Es ist ein großer Naturforscher von Baer, der vor ein paar Jahren gestorben ist, also keiner aus den frühern Jahrhunderten, sondern ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und eins der berühmtesten, der sagt:

„Wenn man die mosaischen Urkunden nicht streng wörtlich, sondern nur dem Wesen nach nehmen will, muß man gestehen, daß eine erhabnere aus alter Zeit uns nicht überkommen ist und kaum gegeben werden kann. Setzt man beim ersten Auftreten des Menschen den Erdenstaub um in irdischen Stoff, so würde es heißen, daß der Mensch aus belebtem, irdischem Stoffe aufgebaut ist, und über diese Wahrheit ist die Naturwissenschaft noch nicht hinausgekommen.“ Die bekannten neueren Angriffe von bibelfeindlicher Seite auf die Urkunde nennt derselbe Forscher „komische Anachronismen, da schon längst die neuere Naturwissenschaft sich mit derselben zurechtgefunden.“ So urteilt ein Naturforscher, der ein Auge hat für den Geist. —

Mit der Erhaltung und Regierung der Welt ist es ähnlich. Wir führen die Erhaltung und Regierung der Welt auf einen persönlichen Gott zurück, und schwerlich wird irgend ein Denker eine Erklärung finden, die uns über die Erscheinungen in der Natur und über die Entwickelungen in der Geschichte besser belehrt als die Vorstellung von einer persönlichen Allmacht des liebreichen Gottes. — Wir gehen weiter. Die Bibel hat Lehren, welche den Kindern unsrer Zeit ganz unglaublich vorkommen, z. B. die Lehre vom Teufel, die Lehre von der Versöhnung, daß im Alten Testament die Menschen durch Opfer von der Sünde gereinigt werden, im Neuen Testament durch das Opfer Jesu Christi, daß wir nicht bloß eine blasse Unsterblichkeit der Seele haben, sondern daß der Leib auferstehen wird, daß es einen jüngsten Tag gibt und ein Weltgericht. Das sind Lehren, von denen Tausende sagen: „Sie gehen in meinen Kopf nicht hinein, meine Zeitgenossen glauben sie nicht, was sollen wir aber mit einer solchen Bibel, deren Hauptlehren wir nicht anerkennen können?“ Gewiß liegen da Schwierigkeiten des Denkens, aber man muß sich nur in den Geist der Schrift hineinsetzen.

Nicht wahr, wenn Professor Zoellner in Leipzig den Spiritismus

auf dem Wege des Experiments untersucht, ein wissenschaftliches Buch schreibt und darin sagt: „Ich habe einen Griffel zwischen zwei Tafeln gelegt und nachher die Tafeln beschrieben gefunden“, das glaubt man? Dieser Professor ist ein Naturforscher, und doch sagt er: Ich kann die Thatsache nicht anders erklären, als daß ich eine neue Art von Geistern annehme, welche ohne die bisherigen räumlichen Beziehungen eine Wirkung ausüben können. So handelt ein Naturforscher; er findet, wenn die Thatsache nur richtig ist, an dem Wunderbaren nichts auszusetzen. Ich begreife nicht, wie man darüber absprechen kann, daß es außer uns nicht noch andre Geister geben soll in andern Räumen der Welt, daß diese Geister sündig sein, daß sie in Sünde fallen können, wie wir Menschen, daß sie sich gegen Gott empört haben und wie alle Geister in der Welt auf Erden ihre Kraft und Wirksamkeit ausüben. Was darin gegen die Logik, gegen die gesunde Vernunft sein soll, habe ich niemals begriffen. Man soll freilich den Teufel nicht zu einem zweiten bösen Gott machen, sondern zu einem gefallenen Geist. Warum soll das nicht denkbar sein? Allerdings mit Augen können wir es nicht sehen. — Es ist, um über die Versöhnung, deren Betrachtung uns heute zu weit führt, hinwegzugehen, mit der Auferstehung des Leibes nicht anders. Man kann sie freilich mit Augen nicht sehen, und doch zeigt uns ein geringes Nachdenken, daß die bloße Unsterblichkeit der Seele eigentlich gar nichts ist. Wir Menschen sind Leib und Seele zusammen, und wir sind es so sehr, daß wir uns ein Fortleben bloß der Seele ohne den Leib auf die Dauer gar nicht denken können. Unser Leib, unsre Augen, unsre Lippen, unsre Hände gehören zum ganzen Wesen mit, es darf nichts fehlen. Wenn also Christus aus der Majestät seiner überirdischen Kenntnis heraus das Geheimnis ausspricht, daß wir auferstehen, warum soll das nicht geschehen können? Es steht doch jedes Samenkorn aus der Erde auf. Daß unser Leib nicht völlig vernichtet wird, daß er mehr ist als Spreu vor dem Winde, daß er zum geistlichen Leibe verklärt wird, das sollte den denkenden Menschen nicht zurückstoßen, sondern befriedigen. Es kommt nur darauf an, sich in diese Grundanschauung tiefer hinein zu versenken, so wird die Dunkelheit zu Licht.

Sind das Einwendungen, welche man gegen die Wahrheit der religiösen Offenbarung macht, so gibt es andre gegen die sittlichen Grundsätze der heiligen Schrift. Man begreift es nicht, wie Gott im Alten Testament hat Befehl geben können, alle Völker in Kanaan auszurotten. Ich gebe zu, daß, wenn man mit der Idee des neutestamentlichen Gottes der absoluten Liebe an diese Geschichten herantritt, sie große Schwierigkeiten haben. Aber soll Gott — und vergessen Sie nicht, daß er der allmächtige Gott ist, der das Todesurteil für den einzelnen Menschen festgesetzt hat — soll dieser nicht auch Todesurteile ausrichten können für ganze Völker? Wir müßten mit Augen sehen können, in welchen Abgrund von Immoralität diese Völker gesunken waren, um darüber zu streiten, ob dieser Befehl, sie zu vernichten, so unbegreiflich ist. Was

wir von den Unsittlichkeiten der Kanaaniter wissen, macht es uns glaublich, daß sie untergehen mußten, um einer neuen Generation Platz zu machen. — Man führt ferner aus dem Alten Testament die Vielweiberei an. Man fragt — und ich erkläre, daß das vielleicht der schwierigste Punkt ist in der Betrachtung des ganzen Alten Testaments — man fragt: Warum hat Gott nur im Gesetz so viele Kleinigkeiten so schwer bestraft, aber auf diese Zerrüttung des Hauses, des Familienlebens gar keine Strafe gesetzt, warum seine Propheten, denen er den heiligen Geist gab, nicht angetrieben, dagegen zu zeugen, da doch oft, auch zur Zeit Salomos, durch die Vielweiberei so viel Trübsal über Israel kam? Jesus Christus hat von diesem Geheimnis ein wenig den Schleier genommen; Moses hat es um der Herzenshärtigkeit willen erlaubt, euch von dem Weibe zu scheiden, sagt er. Die Vielweiberei gehört in dieselbe Kategorie. Ich möchte es so darstellen: Im Morgenland bei diesen Völkern des heißen Ostens war die Schätzung des Weibes, die Anerkennung der Familie, die ganze Naturanschauung dem Geiste Gottes so entgegen, daß derselbe in diesem Punkte geradezu nicht durchdringen konnte. Erst mußte eine neue Generation von Völkern emporkommen; diese neue Generation war die germanische. In ihr hat sich die Forderung der Bibel mit dem Volkscharakter völlig vereint; seitdem hat man nicht mehr daran gedacht, etwas andres für sittlich zu halten, als die Monogamie. Aber daß Gott die Vielweiberei nicht gewollt hat, zeigt sich klar in der Schöpfung *eines* Mannes und *eines* Weibes, wie Christus ausdrücklich betont. — Ich füge ein drittes hinzu. Mancher von Ihnen kennt die Psalmen, welche man die Rachepsalmen nennt, weil sie von einem wahren Rachegefühl gegen die Sünder erfüllt sind; darin kommt wohl vor, daß der Sänger Gott bittet, dem Feind die Sünde nicht zu vergeben, sein Weib und seine Kinder an einem Stein zu zerschmettern. Solche Äußerungen sind überaus schrecklich für uns, die wir unter dem Kreuz Christi stehen und die Bitte hören: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Es ist fast unbegreiflich und doch ist es Thatsache, daß die Bibel solche Dinge enthalten kann. Aber sie gehören zum alttestamentlichen Charakter. Das Alte Testament hat seine Eigentümlichkeit darin, daß es die menschliche Sünde unter die strengste Zucht und Strafe, unter den gewaltigen Zorn und Fluch Gottes stellt. Dieser Zug prägt sich auch in den Rachepsalmen aus. Daß auch sie eine sittliche Wirkung ausüben können, mögen Sie aus folgendem erkennen. Ich sprach einmal mit dem Professor *Tholuck* über diesen Punkt. Da erzählte er: Auch ich habe nicht gewußt, warum diese Psalmen in der Schrift stehen; aber ich kam einmal mit einem Studenten zusammen und fragte ihn, auf welche Weise er von seiner Sünde losgekommen wäre und Gott gefunden hätte. Da bekannte dieser Jüngling, als er eines Tages einen solchen Rachepsalm gelesen, habe ihn eine solche Furcht vor der Sünde und eine solche Ahnung von der Heiligkeit Gottes überkommen, daß von dem Lesen dieses Psalms an seine Bekehrung datiere. Vergessen Sie nur

nicht, daß die Bibel nicht bloß für feine Naturen, zarte Geister, nicht bloß für das kultivierte 19. Jahrhundert, nicht bloß für die Bildung einer Nation wie Deutschland, England, Frankreich, Italien u. s. w. geschrieben ist, sondern auch für die unzivilisierten grausamen Heiden, auch für die Buschmänner und Zulukaffern gilt. Man muß sich in die heilige Schrift nur hineinversetzen mit der Erkenntnis, daß sie nicht für eine Zeit, sondern für alle Völker und Jahrhunderte gemacht ist; vieles, was uns aufstößt als unmöglich und unglaublich, kann an andrer Stelle, in andrer Zeit voll und ganz dem Reich Gottes dienen. So viel über die Einwendungen.

Nun aber will ich nicht vergessen, eins zu sagen: Wenn uns Zweifel aus dem Munde ehrlicher Männer entgegentreten, wenn Menschen mit uns streiten, welche die Bibel wahrhaft studiert haben mit dem Suchen nach Licht, dann streitet man gern und ich habe noch nie gefunden, daß ich mit solchen ehrlichen Zweiflern nicht weiter gekommen wäre. Aber es gibt Menschen, die kennen die Bibel nicht, die haben in gottlosen Zeitungen und schlechten Journalen von diesen Dingen gelesen, sich in den Geist der Bibel gar nicht vertieft, sie lesen die Schrift nicht, gehen nicht in die Kirche, wissen von Christus nichts, und ohne den Geist Gottes auch nur zu ahnen, verwerfen sie die Wunder und Offenbarungen. Das ist freilich sehr leicht, aber dazu ist die Bibel zu groß und zu gewaltig. Man erlaubt doch sonst keinem Menschen in Deutschland über griechische Litteratur zu schreiben, der sie nicht kennt, keinem Menschen, über Cicero als Redner zu schreiben, der seine Schriften nicht gelesen hat. Fragen Sie die Zweifler an der Bibel, ob sie mit Gründlichkeit, mit dem Trieb nach Wahrheit, mit der Ehrfurcht, welche dieses Buch in Anspruch nehmen darf, gelesen haben, und viele werden sagen: Ich weiß wohl dies und das aus der Bibel, aber daß ich die Tiefen derselben erforscht habe, kann ich nicht sagen. Nun bitte ich Sie, ehe Sie dies Buch göttlicher Wahrheit verwerfen, ehe Sie Ihre Zweifel auf den Markt tragen oder andre Leute durch Ihre Zweifel unsicher machen, setzen Sie sich ernsthaft an das Buch, nehmen Sie sich eine Erklärung dazu, und versenken Sie sich mit Ihrem Geist und Ihrer Liebe in die Gedanken Gottes. Ich bin überzeugt, wenn Sie das gethan und ein halbes Jahr fortgesetzt haben, dann sind Ihnen vielleicht noch nicht alle Zweifel gelöst, aber das weiß ich, Sie werden von dem Buche nicht aufstehen, ohne zu sagen: Ja, es ist ein großartiges Buch, und es weht durch das Buch ein Geist, der nicht von dieser Welt, nicht von der Erde und nicht allein von Menschen ist; es ist ein andrer, ein heiliger, göttlicher Geist in der Bibel!

Sagen Sie nicht: Ich kann aber doch mit meinem Verstand die Dinge nicht begreifen. Wir begreifen sehr vieles nicht, absolut nicht, was wir mit Augen sehen, die Wunder der Natur sind uns gerade so unbegreiflich, wie die Wunder der Gnade. Wenn ich Sie frage: Was ist denn eher gewesen, das Korn oder der Halm mit der Ähre? Hier ist niemand, der darauf eine Antwort geben kann. Was ist eher gewesen,

das Ei oder der Vogel? Es ist niemand hier, keiner der irgendwie eine Erklärung weiß, wie aus dem Samenkorn große Pflanzen, wie aus dem kleinen Ei durch das Brüten lebendige Tiere hervorkommen. Das kann niemand begreifen und wenn er noch so viel Naturwissenschaften studiert hat. Wenn wir aber von Unbegreiflichkeiten in der sichtbaren Schöpfung umgeben sind, ist es geradezu Tollheit, zu fordern, daß unsichtbare Dinge unserm platten Verstand verständlich sein sollen. Unsichtbare jenseitige Dinge sind noch schwerer zu verstehen als diesseitige. Trotzdem sind sie wahr; nur ein Thor bezweifelt sie. So sehr ist die heilige Schrift davon überzeugt, daß ein vernünftiger Mensch an der Existenz des lebendigen Gottes nicht zweifeln kann, daß sie sagt, die Thoren sprechen: es ist kein Gott. Lassen Sie uns nur den Respekt vor dem Unglauben aufgeben; diese Dummheit verdient gar keinen Respekt. Mit dem ehrlichen Zweifler wollen wir ein herzliches Mitleiden haben, aber über den frechen Unglauben, der ohne geforscht zu haben, die göttlichen Dinge in den Kot zieht, dürfen wir das schwerste Gericht aussprechen. Frivole Menschen sind Frevler an dem Heile des Volkes und an der Seele der Menschheit.

Und nun komme ich zurück zum Thema: Ist nun wirklich, was in der Bibel steht, Wahrheit? Ich will Ihnen von neuem ein Wort des Geschichtsforschers Niebuhr vorlegen, um Ihnen zu zeigen, daß mancher kritische Historiker zur Schrift steht, wie ich selbst.

Niebuhr sagt, indem er die Quellen der von ihm beschriebenen assyrisch-babylonischen Geschichte charakterisiert: „Ganz allein das Alte Testament macht von der patriotischen Unwahrheit eine Ausnahme; nie verhüllt und verschweigt es ein Unglück des Volks, dessen Geschichte in ihm dargestellt ist. Seine Wahrhaftigkeit ist das Höchste in der Geschichtschreibung auch für den, der an keine göttliche Inspiration glaubt. Zugleich aber muß ich für das Alte Testament wie die unbedingte Wahrhaftigkeit, so auch die genaueste Richtigkeit unter allen Geschichtsquellen in Anspruch nehmen. Diese Erkenntnis ist in unsrer Zeit sichtbar durchgedrungen, und diejenigen, welche das Wegwerfen der Bücher des alten Bundes noch nicht als Frevel betrachten, verurteilen es wenigstens als altmodische Geschmacklosigkeit." Und damit will ich mich an Ihr eignes Gewissen wenden. Mir ist in der letzten Zeit oft die Frage entgegengetreten: Warum hat die christliche Kirche das Alte Testament beibehalten? Wie kann man sich an solchen Leuten wie Abraham, von dem wir erfahren, daß er gelogen hat, an Jakob, von dem die Bibel uns viel Lug und Trug erzählt, an David, von dem Ehebruch und Mord berichtet wird, an Salomo, der schreckliche Vielweiberei trieb, wie kann man sich an solchen Personen erbauen wollen? Ich habe den Einwurf niemals verstanden. Ist es nicht der beste Beweis für die Wahrheit der Bibel, daß sie an ihren größten Helden, an den Erzvätern, Propheten ganz ebenso wie im Neuen Testament an den Aposteln jede Sünde rückhaltslos anerkennt und jeden einzelnen Sünder als Sünder hinstellt? Nur Christum erhebt sie aus der Schar der Sünder. Ist es nicht das großartigste und majestätischste

Wahrheitsbewußtsein, das durch die Schrift hindurchgeht? Daß ein Mann wie Jakob Sünde gethan hat, daß David in schwere Frevel gefallen ist, das kann nur daran erinnern, daß wir allzumal Sünder sind. Erleben wir nicht täglich, daß dieselbe Sünde die Menschen ergreift? Aber daß ein Jakob sich hindurchringt zur Vollkommenheit, daß König David öffentlich seinen Bußpsalm singt vor dem Volke, das ist sittlich so großartig, daß keine Litteratur irgend eines Volkes auf Erden Ähnliches aufzuweisen hat. In diesem Sinne bitte ich Sie, das Alte Testament durchzulesen, voller Bewunderung für die göttliche Wahrheit, die an niemand Sünde verschweigt.

Ich komme nun zu dem positiven Beweis, daß wir es in der Bibel nicht mit einem bloß menschlichen Buch zu thun haben, sondern mit einem Buch, in dem der Geist Gottes ist. Es ist nicht Sache des Menschen, Dinge vorauszusehen und vorauszusagen. Man kann ja wohl hier und dort etwas ahnen; wenn aber in der Bibel ganz bestimmte Dinge, ganz bestimmte Nebenumstände vorausgesagt werden, Jahrhunderte, Jahrtausende vorher, so daß sie heute noch eintreffen, da muß man in der That verblendet sein, wenn man nicht sagt: Das Buch ist göttliche Wahrheit. Gott sagt zu Abraham: In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden. Christus ist ein Abkömmling Abrahams nach seiner menschlichen Natur, in ihm werden alle Völker gesegnet, werden es noch heute, werden es bis an das Ende der Tage. Der Prophet Hosea sagt von Israel, es werde zerstreut werden unter alle Völker, ohne König, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Heiligtum. Das ist bis heute erfüllt. Israel ist das einzige Volk in der ganzen Weltgeschichte, das unter die Völker zerstreut ist und noch in seinem Volkstum existiert; die Schrift hat es vor mehr als zweitausend Jahren buchstäblich vorausgesagt. Jesaias sieht Babel in seiner Macht und weissagt: diese Stadt wird zu einer wüsten Einöde werden, wo wilde Tiere hausen. Nun kann man wohl sagen, eine solche große Stadt wird einmal verschwinden, aber solche Einzelheiten hinzuzufügen und diese sich erfüllen zu lassen, das ist Sache Gottes. Babel ist in der That eine vollkommen verwüstete Stadt, wo wilde Tiere hausen; Reisende wagen nicht, in den Ruinen der Stadt zu nächtigen, weil Schlangen und andre Tiere die Höhlen belagern, genau so wie Jesaias es dargestellt hat. Etwas Ähnliches gilt von Tyrus; damals war Tyrus eine große, blühende Handelsstadt, wundervoll gelegen auf einem Felsen im Mittelmeer. Zwei Propheten sagen: diese Stadt wird zu einem kahlen Felsen werden, auf welchem Fischer ihre Netze ausbreiten. Tyrus ist heute ein kahler Felsen. Vor Jahren hat ein englischer Reisender die Insel besucht und ohne daß er diese Weissagung kannte, beschreibt er dieselbe so: Tyrus ist ein kahler Felsen, auf dem ich einige Fischer fand, welche ihre Netze ausbreiteten. Ist das nicht merkwürdig, daß buchstäblich diese Stadt zerstört ist, wie es die Propheten geweissagt haben. Ich gehe auf das Neue Testament über. Jesus hat die Zerstörung von Jerusalem klar vorausgesagt, so wie sie in Erfüllung gegangen ist. Er sagt: das Evangelium vom Reich Gottes wird ver=

kündigt werden in aller Welt zum Zeugnis über alle Völker, dann wird das Ende kommen. Dies Wort erfüllt sich beständig. St. Johannes in der Offenbarung schildert die Zukunft der Gemeinde zu Smyrna; diese Weissagung ist erfüllt. Von Ephesus wird gesagt: dein Leuchter wird von der Stelle genommen werden; Ephesus ist zerstört. Es wird von Philadelphia verkündigt, daß es von Gott wird erhalten werden. Kleinasien ward geplündert; Philadelphia wurde gehütet und bewahrt und behielt seine christliche Bevölkerung. Laodicea ist der Offenbarung gemäß untergegangen. M. H. Man muß sich gegen die Wahrheit geradezu verblenden, wenn man nicht sagen will, in diesen Verkündigungen ist ein Geist, der über unsern Verstand hinausgeht, ein übernatürliches Wissen, also auch ein übernatürlicher göttlicher Geist, der die Zukunft vorwegnimmt.

Aber das ist für mich nicht einmal das Wichtigste; ich lege noch viel mehr Wert auf das, was die heilige Schrift an den Herzen der Menschen beweist, daß sie den Geplagten und Mühsamen ihren Trost aufschließt, daß sie den Kämpfern Kraft gibt, daß sie die Sterbenden, welche sonst verzagen müßten, erfüllt mit Mut zum letzten Kampf und mit Hoffnung auf ein ewiges Leben. Wir Geistlichen haben Gelegenheit genug, dies zu erkennen. Ich kann Sie versichern, ich habe noch nie bei einem Kranken die Bibel gelesen, mit ihm über der heiligen Schrift gebetet, ohne daß in geringerem oder stärkerem Maße diese Kraft aus ihr entsprang, die Kraft des Friedens und des Trostes, die da überwindet. Vor einigen Jahren war ich auf einer Taufe. Ein naturwissenschaftlicher Professor saß neben mir und das Gespräch kam auf denselben Gegenstand, der uns heute beschäftigt. Was wollen Sie? sagte er, Sie können die Menschen nicht mehr in der Kirche zusammenhalten; man glaubt ja doch nicht mehr. Warum nicht? fragte ich. Weil Ihr Glaube nicht wahr ist! erwiderte er. Ich warf ein, die Erfahrung bestätige das nicht. Haben Sie denn Erfahrungen? sagte er. Ich erwiderte: Wenn ich Sie an ein Krankenbett führe und zeige Ihnen, wie durch das Wort Gottes verzagte Menschen getröstet wurden, wenn ich mit einem Säufer zu thun habe, der im tiefsten Elend der Sünde durch das Evangelium ergriffen und gebessert wird, ist das keine Erfahrung? Sind Ihre Experimente mehr als solche Erfahrungen an Menschenseelen? Und er gestand, ja das sei allerdings erfahrungsmäßige Wahrheit. — Man muß die Wahrheit der Schrift mit aufgeschlossenen Sinnen an sich selbst erleben, dann läßt sie niemand im Stich und ermutigt jeden. Vielleicht sind manche hier, die noch nicht glauben können. Aber kommen Sie in Not und finden Sie in menschlichen Büchern keinen Trost, so lassen Sie sich die Schrift reichen, sie wird Sie nicht ungestärkt lassen. Der bekannte Schriftsteller Walter Scott lag im Sterben. Er hatte viele Bücher geschrieben; damals sagte er: Gebt mir das Buch. Man fragt ihn: Welches Buch? Da erwiderte er: Kann ich ein andres Buch meinen, als das eine, die Bibel? Der Mann war einer der ersten Schriftsteller; aber er hatte die Macht des

einzigen Buches göttlicher Wahrheit an seinem Herzen erfahren und darum glaubte er an die Bibel. — Ich habe vorher die Grundlehren der Schrift, gegen Einwürfe verteidigt. Ich muß sagen, gerade diese übernatürlichen Dinge zeigen mir, daß die Bibel Wahrheit ist. Wenn in der Bibel nur Gedanken wären, die jedermann selbst finden könnte, so wäre sie keine Offenbarung. Sie muß Dinge enthalten, die über unsern Horizont hinausgehen, wie die Schöpfung durch das Wort Gottes, die Erlösung durch den Tod des Sohnes Gottes, die Auferstehung, das Weltgericht in majestätischer Pracht. Eben daran wird mir's klar: hier ist ein Geist, der in die Tiefen der Dinge hineindringt und uns armen Menschen mit blöden Augen ein Licht gibt, das wir sonst nicht finden können. Gerade weil solche Dinge in der Schrift stehen, glaube ich, daß sie Wahrheit ist. Wenn nur Dinge darin wären, die leicht zu begreifen sind, dann würde ich sagen: das ist ein Buch wie alle andern. So aber ist es ein Buch aller Bücher.

Wie es das geworden, ist so schwer nicht zu erkennen. Gott thut sich den Menschen kund und er hat mancherlei Mittel und Wege, um sich wahrhaft zu offenbaren. Stufenweise hat er das gethan. Gott spricht zu den Menschen, schickt seine Engel, gibt sich kund in Träumen; die Propheten hören seine Worte, sehen Visionen, die Apostel empfangen den heiligen Geist Christus steht in ihrer Mitte als die Vollendung und Bestätigung aller Wahrheit. Aber es genügt uns noch nicht, daß die Männer Gottes begeistert und gottbeseelt die Wahrheit sagen konnten und wollten, es liegt in dem besondern Glauben an die göttliche Vorsehung und Weltregierung, daß die heilige Schrift uns die Wahrheit überliefert. Gott hat vom Himmel seinen Geist herniedergesendet, dafür zu sorgen, daß wir seine Offenbarungen richtig empfangen. Der das Größere thut, sich zu offenbaren, thut auch das Geringere, die Offenbarung zu hüten. Es kommt immer nur auf die Frage an, ob wir uns einen lebendigen Gott denken können, ob wir an einen Gott glauben, der Wunder thut. Der Glaube an die Bibel und an die Wahrheit derselben steigt und fällt in der That mit dem Glauben an den lebendigen Gott. Aber man muß doch geistig tief gesunken sein, wenn man von dem Walten und Weben Gottes nichts mehr findet. Dazu wieder zu erwecken, ist die Bibel das rechte Buch. Keine Schrift wäre unsrer Zeit nötiger, um sie aus ihrem Unglauben und Zweifel herauszubringen, als die heilige Schrift. Aber merken Sie wohl, nicht bloß hier und da hineinschauen muß man, sondern sie wirklich studieren. Wir halten es für groß, daß man auf Gymnasien, an Universitäten die griechische und römische Welt studiert. Dazu hat der schlichte Mann keine Zeit, und es fehlen ihm auch die Mittel. Aber eine tiefere Bildung für jedermann ist enthalten in der heiligen Schrift, in der Geschichte des israelitischen Volkes, dieser in bezug auf Religion und Sittlichkeit unvergleichlichen Geschichte. Wir müssen wieder hinein in den göttlichen Quell und neue Lebenskraft trinken, dann wird es besser werden; die Gespenster des

Unglaubens werden weichen und der Geist der Gottesfurcht wird zurückkehren. Sie brauchen sich nicht zu schämen, wenn Sie an die Wahrheit der Schrift glauben. Sie sind dabei in guter Gesellschaft, ich kann Ihnen Männer nennen aus den höchsten Schichten des Geistes, Männer des größten Ruhms, Männer hervorragender Gelehrsamkeit, die der Schrift Ehre und Preis geben. Und dies soll der Schluß meines Vortrags sein, daß ich Ihnen einige solche Stimmen noch vorführe. Zunächst noch einmal von Rousseau, diesem Vater der französischen Revolution: „Ich gestehe, sagte er, daß die Majestät der Schrift mich mit Erstaunen erfüllt und die Heiligkeit des Evangeliums zu meinem Herzen spricht. Sehet die Bücher der Philosophie mit allem ihrem Pomp an, wie klein sind sie neben der Schrift! Können wir sagen, die evangelische Geschichte sei eine Erfindung? Mein lieber Freund, so erfindet man nicht. Jüdische Schriftsteller würden nie weder diesen Ton noch diese Moral gefunden haben. Das Evangelium trägt große, völlig unnachahmliche Spuren der Wahrheit, daß der Erfinder mehr zu bewundern wäre als der Held."

Neben Rousseau steht Goethe, dieser sagt: „Dieses Werk — die Bibel — verdiente es gegenwärtig, wieder in seinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen benutzt werden können." Und derselbe Goethe über die Evangelien: „Ich halte die Evangelien für durchaus echt; denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, die ist göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist." Ich gebe noch ein Wort von Keppler und Newton. Keppler erklärt: „Ich danke dir, mein Schöpfer und Herr, daß du mir diese Freude an deiner Schöpfung, dies Entzücken über die Werke deiner Hände geschenkt hast. Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menschen kund gethan, so weit mein endlicher Geist deine Unendlichkeit zu fassen vermochte. Wo ich etwas gesagt, was unwürdig ist oder nachgetrachtet haben sollte der eignen Ehre, das vergib mir gnädiglich. Und der Tag ist nah, wo man die reine Wahrheit im Buche der Natur wie in der heiligen Schrift erkennen und über die Harmonie beider sich erfreuen wird." So schreibt einer der größten Naturforscher, die wir kennen, und Newton, auch einer der größten, sagt: „Ich bin nur von zwei Sachen sicher überzeugt; die eine, daß ich ein elender Sünder bin, die andre, daß Jesus Christus mich von aller meiner Sünde erlöst hat. Das ist die Summa aller rettenden Wissenschaft und der ist wohl beraten, der sie sich zu Herzen nimmt."

Diese Männer sind größer als mancher Naturforscher und Naturpfuscher, der heute Schmach und Hohn auf die Bibel wirft. — Noch ein Großer, der nicht zu verachten ist, Napoleon I., als er auf St. Helena saß und über die Vergänglichkeit des Irdischen nachdachte! Man fragte

ob er die Offenbarung für Wahrheit hielte. „Wie, sagte er, ich sollte nicht daran glauben, wenn ich bedenke, welche Mittel ich hatte, mein Reich zu gründen und zu erhalten, und dagegen diejenigen betrachte, welche Christus besaß, der nur einige Fischer und Handwerker zur Aufrichtung seines Reiches hatte? Mein Reich ist in Trümmer gegangen, und das Reich Christi steht seit 1800 Jahren und breitet sich immer weiter aus.“

Mit Goethe, mit Keppler, mit Newton, mit Napoleon dem ersten und vielen andern großen Männern, die an die Göttlichkeit und an die Wahrheit der Bibel glauben, können Sie sich wohl zusammenstellen. Ich sage nicht, daß diese menschlichen Zeugnisse uns genügen sollen. Es muß die Schrift in unser Herz hinein, wir müssen das Zeugnis des heiligen Geistes spüren. Dann werden wir von dem Geschwätz der Zeitungen über Religion und von den Gottlosigkeiten elender Witzblätter uns mit Abscheu hinwegwenden und werden nicht nur in bösen Tagen, sondern auch in guten Tagen, in Freud und Leid, in Not und Tod zur heiligen Schrift greifen und sie lesen zum Heil unsrer Seele.

König Hiskias, die Volksschule und der Berliner Fortschritt.

Nach den Fortschrittsblättern bin ich seit drei Wochen tot. In jener Abendsitzung, in welcher der Abg. Hänel über den König Hiskias lachte und mir das Wort Heuchelei entgegen schleuderte, bin ich getötet. Nie ist ein Mensch eines unnatürlicheren Todes gestorben: — durch die Unwissenheit eines Gelehrten, durch das Lachen über eine heilige Geschichte und durch das Schimpfen eines pathetischen Redners soll ich vernichtet sein. Abgeschlachtet, so sagt das eine Blatt; unter den Keulenschlägen Hänels verendet, so sagt ein andres. Sie sehen mit dem Fortschritt ist nicht zu spaßen; seine Presse wenigstens malt ihn in unglaublich schrecklichen Bildern, vermutlich um furchtsamen Leuten bange zu machen. Nun, ich bin so schreckhaft nicht, ich halte den Fortschritt samt seiner Presse für eine politische Kinderkrankheit der großen Städte, die sich bei dem einen Teil zur Sozialdemokratie entwickelt, bei dem andern allmählich geheilt wird. Es ist schon mancher in Berlin von dieser Krankheit genesen, und unsre Versammlungen haben dabei wie eine Art von Poliklinik mitgewirkt. Das ist natürlich dem Fortschritt sehr unangenehm; und er ergreift jede Gelegenheit, um unsre gute Sache zu beschimpfen. Wenn er könnte, möchte er uns stille machen. Daher das alberne Wort, ich sei moralisch vernichtet. Auf unmoralische Weise kann man niemand moralisch vernichten. Daß aber jene Abend-

szene im Abgeordnetenhause zusammen mit dem Betragen der liberalen Presse unmoralischer Natur war, daran zweifeln heute wohl nicht einmal diejenigen, welche sie veranstaltet haben. Einen politischen und religiösen Gegner der Heuchelei beschuldigen, ist immer eine verächtliche Waffe. Besonders in parlamentarischen Versammlungen hat es mit Recht allezeit für unsittlich gegolten, ohne Grund die Aufrichtigkeit des Gegners zu verdächtigen. Der Abg. Hänel wurde vor Jahren einmal im Reichstage, und zwar ganz leise und privatim, „Schauspieler" genannt; damals war er über die Beleidigung entrüstet, ebenso seine Partei, und ich habe nicht gelesen, daß irgend ein konservatives Blatt jene Beleidigung gebilligt hätte. Sollte die Linke wirklich so tief gesunken sein, daß sie einem Manne, bloß weil er ein orthodoxer Geistlicher ist, keine sittliche Rücksicht schuldig zu sein glaubt? Sollte es mit einem Male eine Heldenthat werden, einem Menschen, bloß weil er zur positiven kirchlichen Richtung gehört, den schimpflichsten Verdacht anzuheften? Ich glaube nicht, und ich bin so sehr von der Schlechtigkeit eines solchen Verfahrens durchdrungen, daß ich glaube, jeder anständige Mensch, wenn er bei kühlem Blute sich sein Urteil bildet, wird zur Ehre des Parlamentes wünschen, daß ein so bedauerlicher Vorgang sich nicht wiederholt. Kurz zuvor hatte der liberale Abg. von Sybel eine thatsächliche Unrichtigkeit behauptet; dennoch war, als dies eine Lüge genannt wurde, einige Tage hindurch die ganze liberale Presse voll der größten Erbitterung. Über die mutwillige, unbegründete Beschimpfung eines Geistlichen hat dieselbe Presse nur Freude geäußert. Diese Thatsache ist sehr traurig. Ich kann es begreifen, daß ein Redner in der Hitze der Debatte sich so weit vergißt, aus Haß gegen die Kirche einen ehrlichen Gegner der Heuchelei anzuklagen; ich kann es zur Not noch erklären, daß die Linke im Fanatismus des Augenblicks sich hinreißen läßt, dazu Bravo zu rufen; aber ich kann es absolut weder begreifen noch erklären, daß die gesamte Presse des Fortschritts und des Liberalismus auf Kommando von Berlin am andern Morgen und die Tage darauf den Beleidiger auf den Schild hebt und als Helden feiert. Man hat mir das Wort übel genommen, das moderne liberale System sei von Gott gerichtet. Ich meine, einen deutlicheren Beweis für die Wahrheit meines Wortes kann die Welt nicht fordern, als dieses unehrliche Benehmen des Liberalismus. Nicht einmal Most hat mich mit solchen Waffen bekämpft. Der Abg. Hänel aber hat ausdrücklich mit einem gewissen Schwung der Rede die sittliche Gemeinschaft betont, welche zwischen den verschiedenen Parteien trotz aller Unterschiede bestehen müsse. Ich finde nur, daß seine Partei, und nicht in diesem einen Falle, die sittliche Gemeinschaft unmöglich macht.

Die Folgen solcher Vorgänge sind natürlich schlimmer als die Vorgänge selbst. In der vergangenen Woche, also in unsrer Passionszeit, hat der Verein „Eulenspiegel" vor einem glänzenden Kreise, der fast nur aus reichen, sogenannten „gebildeten" Juden bestand, eine gemeine Posse aufgeführt. Ein gottvergessener Mensch hat in Talar und Bäffchen

einen evangelischen Geistlichen dargestellt, eine Kapuzinade gehalten, in welcher Worte Christi spöttisch angeführt sein sollen, und dazwischen aus einer Schnapsflasche hin und wieder getrunken. Er hat damit ungeheuren Beifall geerntet. Man sagt freilich, einige Anwesende seien entrüstet gewesen; auch die Judenblätter Berlins fanden den Spaß nicht ganz schicklich. Thatsache ist, daß der Darsteller zu einer zweiten Produktion aufgefordert wurde, daß er dieser Forderung nachkam und niemand sich der Fortsetzung des Skandals widersetzte. Das Tageblatt aber schrieb charakteristischer Weise, die Aufführung sei schon deshalb nicht passend gewesen, weil ja vielleicht auch einige Christen derselben beigewohnt hätten. Also für die anwesenden Juden — meint das Tageblatt — war die Sache ganz unterhaltend. Nicht wahr, eine nette Gesellschaft! Das waren die feinen Juden und Jüdinnen von Berlin. Man hat mir immer entgegengehalten, daß ich ungerechter Weise ein paar nichtswürdige Redakteure als Vertreter des modernen Judentums hinstelle und das ganze Judentum um etlicher schlechter Subjekte willen verurteile. O, ich kenne das Volk besser. Nach jener Eulenspiegelei wird kein Mensch mehr im Zweifel sein, daß ein großer Teil des feinen modernen Judentums noch ordinärer ist als seine Presse. Wenn ich heute meine Reden über das moderne Judentum noch einmal zu halten hätte, so würde ich die Forderungen: ein klein wenig mehr Bescheidenheit, Toleranz, soziale Gleichheit! ganz anders formulieren. In der That, mir graut noch mehr als früher vor der Aussicht, daß solche Menschen in der Presse und Litteratur, in Bezirksvereinen und Stadtverordnetenversammlung die Führung Berlins dauernd in die Hand bekämen. Unsre ideale deutsch-christliche Kultur würde in einem Abgrund sittlicher Roheit untergehen. — Aber mit diesen jüdischen Elementen ist der Fortschritt ein Herz und eine Seele. Der Abgeordnete Hänel hat in der Kammer laut dagegen protestiert, daß man zwischen dem nichtjüdischen und jüdischen Großkapital, Wucher, Litteratentum und Preßwesen irgend einen Unterschied mache; er hat unter dem Beifall der Linken ausgeführt, daß es von mir nicht ethisch, d. h. nicht sittlich sei, jene jüdischen Mächte zu bekämpfen. Nun wird mich freilich weder das Mißfallen der Liberalen noch irgend eine Beschimpfung oder Drohung daran verhindern, diesen Kampf weiter zu führen, den ich nicht leichtfertig, sondern in der Sorge um die höchsten Güter meines Volkes unternommen habe. Im Heinsdorffer Theater spielt man — wie mir geschrieben ist — ein Stück, dessen Held der Vorsteher eines christlichen Jünglingsvereines ist, der einen lüderlichen Wandel führt und Wucher treibt. So versteckt man jüdische Sünden und verleumdet christliche Männer. Das arme Volk aber sitzt dabei, wie eine Schar von Irrsinnigen und klatscht Beifall. Es gibt bei der Übermacht, Verlogenheit und Unredlichkeit der liberalen Presse, die sich in diesen Angelegenheiten jetzt wieder so deutlich offenbart, kein andres Mittel, um unser armes, betrogenes Volk aufzuklären, als solche öffentlichen Versammlungen, in

denen es die Wahrheit hört. Und wenn sich an dieser Bewegung nacheinander die Wut der Sozialdemokratie, die Lästerung der Juden, der Haß des Fortschritts offenbart, so kann mich das in der Überzeugung von der Wahrheit unsrer Sache nur bestärken. Es muß doch etwas daran sein; sonst würden die Feinde uns nicht so heftig verfolgen. Wichtig ist es aber für die Bürger von Berlin zu wissen, daß Judentum und Fortschritt zusammenstehen und daß man das Joch der Juden in industrieller und geistiger Beziehung nur brechen kann, wenn man sich vom Fortschritt losmacht. Diese Erkenntnis ist mehr wert als alles zusammen, was über die Abendsitzung vom 11. Februar gesagt oder geschrieben ist.

Nach dieser notgedrungenen Einleitung komme ich zu dem Thema des heutigen Abends. Sie wissen, daß ich in meiner Antwort an den Abgeordneten Löwe den König Hiskias genannt und die völlige Unkunde in der Geschichte seines Lebens nebenbei als einen Beweis angeführt habe, daß in den Berliner Elementarschulen das religiöse Element nicht gepflegt wird. Ich hätte manche andre Thatsachen, die ich nur im allgemeinen andeutete, genauer ausführen können. Ich hätte berichten können, daß viele Schüler zu uns kommen ohne sichere Kenntnis der heiligen zehn Gebote, ohne die bekanntesten Sprüche genau zu wissen. Aber es schien mir bezeichnend, daß von einer biblischen Geschichte, welche im Bertramschen Lehrbuch für die Oberstufe der Berliner Elementarschulen erzählt ist, kein einziges Kind etwas wußte. Die Geschichte ist an dem Abend des 11., wie Sie wissen, dem Gelächter preisgegeben; — zu meinem großen Bedauern, denn ich halte dieselbe für eine der ernsthaftesten, wichtigsten, majestätischsten Geschichten des ganzen Alten Testaments. Sie ist dreimal berichtet: in dem zweiten Buch der Könige, Kap. 20, in dem zweiten Buch der Chronika, 32, V. 24, in dem Propheten Jesaias, Kap. 38; zweimal ausführlich; und in der That ist sie das gewaltigste Zeugnis von der Macht des Gebets. — Eben ist vor den Thoren Jerusalems die Macht des Königs Sanherib zerschellt; ein Ereignis von welthistorischer Bedeutung. Der König Hiskia, von langem Druck erlöst, atmet frei auf. Zu der Zeit kommt der Prophet Jesaia zu ihm mit der göttlichen Botschaft: Bestelle dein Haus; denn du wirst sterben und nicht lebendig bleiben. Da wendet der König sein Angesicht zur Wand, und unter Beten und Weinen ringt er um sein Leben. Gott schickt den Propheten von neuem und läßt dem König sagen: Ich habe dein Gebet gehört und deine Thränen gesehen; siehe, ich will deinen Tagen noch fünfzehn Jahre zulegen. Und zur Bestätigung der Erhörung läßt Gott den Schatten des Zeigers an der Sonnenuhr zehn Linien zurückgehen. Der genesene König aber in einem tiefsinnigen Lobgesang preist den Herrn über Leben und Tod, der ihm geholfen hat.

Ich frage jeden Menschen von Schicklichkeitsgefühl: ist das eine Geschichte zum Lachen? Wenn man sie kennt, kann man gewiß nicht darüber lachen, ganz abgesehen davon, daß man einer biblischen Ge-

schichte Ehrfurcht schuldig ist. Wenn man sie aber nicht kennt, — ist es nicht geradezu albern, über etwas zu lachen, wovon man nichts weiß? Nun besteht das ganze fortschrittliche Kunststück darin, diese heilige Geschichte als einen Gegenstand des Gelächters der ganzen Welt zu denunzieren. Darüber, daß der Abgeordnete Hänel erklärte, er wisse von der Geschichte nichts, er glaube, daß auch viele andre Abgeordneten davon nichts wüßten, hat man unmäßig gelacht. Dies Lachen ist in der Presse fortgesetzt und hat in sehr vielen thörichten Menschenherzen ein Echo gefunden. Ich habe über diesen Gegenstand eine Menge von Postkarten, Briefen, Telegrammen, voll Spöttereien und Kindereien erhalten, laute Beweise, daß es eine Menge von albernen Menschen in unserm Volke gibt. Daneben habe ich auch die Genugthuung, daß sehr viele diese schöne Geschichte nachgelesen haben, und daß König Hiskia in unserm an Bibelkenntnis so armen Volke wieder bekannter geworden ist. Gleich am folgenden Morgen ging im Abgeordnetenhause die einzige Bibel, welche dort in der Bibliothek ist, von Hand zu Hand. Ich vermute, daß es auch in andern Häusern vielfach so geschehen ist.

Aber, wird man mir einwenden, nicht über die Geschichte selbst, sondern darüber, daß eine so unbekannte Geschichte als ein Beweis für Berliner Schulverhältnisse angeführt, daß sie für wichtiger als die Kenntnis unsrer Klassiker ausgegeben sei, habe eine berechtigte Heiterkeit geherrscht. Eben darüber muß ich zunächst einige Worte sagen. Nur ein der Bibel entwöhntes Geschlecht kann den König Hiskia ignorieren. Das Bildnis dieses kranken Königs schmückte mit den Bildern Christi, Davids, Salomos die alte deutsche Kaiserkrone. — In der göttlichen Komödie Ges. 20, V. 49—51 wird Hiskias genannt als der König, „welcher Aufschub des Todes erhielt durch wahre Buße“. — Von dem Zusammenbruch der assyrischen Macht unter Hiskia, diesem großen Gerichtsakt Gottes, der in der Geschichte von der Krankheit und Genesung des Hiskias noch erwähnt ist und derselben unmittelbar vorangeht, sagt der große Geschichtschreiber Niebuhr, der doch in geschichtlichen Dingen eine ganz andre Autorität ist als Professor Hänel, folgendes: „Für jeden, dem die Plattheit unsrer Tage noch Fähigkeit für die lebendige Anschauung der Vergangenheit aus den einfachen und kurzen Worten der alten Erzählungen gelassen hat, gibt es nichts Ergreifenderes, als die Schilderung des Alten Testaments, wie Sanherib im vollsten Übermute des Eroberers, im Wahne übermenschlicher Gewalt durch einen plötzlichen Schlag unmittelbar aus der Hand Gottes niedergeschmettert wird. Es ist ein Gericht, wie das in Moskau, aber noch plötzlicher und darum noch furchtbarer. Und in der That gibt es wenige größere Wendepunkte in der Geschichte. Die Herrschaft der Semiten neigt sich von nun an unaufhaltsam ihrem Ende zu.“ — Die neueren assyrischen Ausgrabungen haben kaum irgend einen Punkt der Geschichte Assurs mehr aufgeklärt, als die Beziehungen Sanheribs zu Hiskias, so daß hier in der That die Geschichte mit ihrem Zeugnis der Bibel zur Seite tritt.

Unserm Könige Friedrich Wilhelm IV. war die Geschichte der Genesung Hiskias ein ungemeiner Trost. Der Ober-Hofprediger Snethlage schreibt darüber in seinen zwei Predigten nach dem Tode weiland Sr. Majestät Friedrich Wilhelms des Vierten folgendermaßen S. 18: „Anfangs war der Glaube, die Hoffnung, das Gebet des Königs auf Genesung, auf völlige Genesung gerichtet. Sein von Gott ihm anvertrautes Amt, seine Regierung, sein Haus, sein Volk, die Ausführung so vieler großartiger Gedanken für Staat und Kirche, die seine Seele bewegt hatten, und die ihm bei fortschreitender Besserung wieder zum Bewußtsein kamen, ließen ihn voll unruhiger Sehnsucht auf Genesung hoffen. Er hielt sich daran, daß Gott Gebete erhört, daß wir einen Gott haben, der hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Das Beispiel des Königs Hiskias, dem auf sein Gebet der Herr noch 15 Jahre seines Lebens und seiner Regierung zusetzte, war eine der liebsten Geschichten, von denen er sprach."

Aus diesen Thatsachen geht doch so viel hervor, daß auch andre Leute als ich dieser Geschichte eine große Bedeutung beimessen und daß, wenn sie in dem Berliner Lehrbuch der biblischen Geschichte einmal drinsteht, es uns Pfarrer wohl wundern kann, daß von vielen Kindern kein einziges davon auch nur eine Ahnung hat! —

Aber ich muß im Interesse der Schule überhaupt diese Art von Beweisführung ablehnen, daß die Erklärung eines Fortschrittlers, er wisse irgend etwas in der Religion nicht, genügen soll, um die gleiche Unwissenheit in der Volksschule zu entschuldigen. Die Religionskunde ist nicht die starke Seite des Fortschritts, und die religiöse Unwissenheit der sogenannten Gebildeten nicht die Norm des Unterrichts. Gewiß können sehr wenig hervorragende Fortschrittsmänner — ich nehme die Lehrer natürlich aus — das zweite Hauptstück auswendig; soll es deshalb nicht gelernt werden? Mit den Sprüchen und Liedern ist es nicht anders. Jene Worte des Abgeordneten Hänel: „Ich weiß davon kein Wort" können in den Augen des Sachverständigen gar nichts bedeuten; sie beweisen nichts als seine völlige Unkunde auf dem Gebiete der biblischen Geschichte. Aber hat er nicht wenigstens darin recht, daß er die Kenntnis unsrer Klassiker, Herders und Lessings, Schillers und Goethes für nötiger hält, als die Kenntnis der Geschichte Hiskia? Lassen Sie sich doch kein X für ein U machen! Darum handelt es sich ja gar nicht. Sondern es fragt sich, ob Kinder — „mit einer geringen Menge von Wissen, oft sehr unsicher in den Elementen der Religion" — so hatte ich buchstäblich gesagt — ob Kinder, die nach dem Zeugnis des Buchdruckereibesitzer-Vereins in den notdürftigsten Kenntnissen eine trostlose Unwissenheit verraten, ob solche Kinder mit Lessing und Herder in der zweiten Klasse, mit Schiller und Goethe in der ersten Klasse zu beschäftigen sind? Davon lesen Sie in der liberalen Presse kein Wort. Der König Hiskia wird vorgeschoben, um die öffentliche Aufmerksamkeit von dieser außerordentlich wichtigen Frage abzulenken. Diese Frage beant-

worte ich mit einem entschiedenen Nein! Und ich bin sicher, es gibt keinen verständigen Schulmann, der nicht mit mir nein sagte. Die Klassiker gehören nicht in die Volksschule; mag man einmal eine Szene aus Wilhelm Tell, die Glocke oder dergleichen vorlesen; gut, aber mehr verstehen die Kinder nicht. Lessing und Herder sind viel zu schwer für die zweite Klasse einer Elementarschule; jede Minute, die darauf verwandt wird, ist Zeitvergeudung; der Lehrer hat Notwendigeres zu thun als das. Gut lesen, rechnen, schreiben, zeichnen, richtig sprechen, tüchtig in Bibel und Katechismus bewandert sein; das ist das Wichtigste. Nimmt man die Elemente der Geometrie und der Naturkunde noch dazu, so ist dies das Höchste, was sich in einer Volksschule leisten läßt. Zu mehr reicht weder die Zeit noch die Kraft der Kinder aus. Das Leben ist ja lang. Wenn die Kinder nur einen gesunden Geist aus der Schule mitbringen, können sie in ihrem Leben noch viel lesen und lernen. Aber nur nicht überfüttern und überfüllen! Erst das Notwendige, dann das Überflüssige!

Gewiß kann die Volksschulbildung nicht tief, gründlich und reich genug sein; aber jedes Zuviel ist schädlich. Denn das Wichtigste bleibt doch, die Kinder auf dem kleinen Gebiet, das sie durchmessen können, tüchtig auszubilden, ihre Kräfte zu üben, sie lernfähig und lernbegierig zu machen, damit sie später weiter arbeiten. Es ist durchaus ein falsches Ziel, und nicht bloß in der Volksschule, daß möglichst vieles beigebracht werden soll. Damit wird nur das Gedächtnis für eine kurze Zeit angefüllt, aber die Fassungskraft nicht gestählt, der kindliche Geist übersättigt, aber das Gemüt nicht gefördert. Nicht zuviel, aber das Notwendige klar, gründlich, erschöpfend zu lehren, darauf kommt es an. Einsichtige Lehrer klagen, daß sie bei dem Vielerlei, welches sie treiben müssen, nichts Rechtes erreichen, und daß statt unsrer volkstümlichen Bildung ein Bildungsschwindel einzureißen droht, der das Volk in Anschauungen, Wünschen und Begierden seinem eignen Wesen untreu macht. Dagegen ist eine christliche klare Bildung, die Kopf und Herz naturgemäß entwickelt, ein unverlierbarer Schatz. Dazu gehört aber vor allem eine tüchtige Unterweisung in der Religion, ganz besonders in der biblischen Geschichte. Man kann die Bedeutung der Bibelkunde für die Volksschule gar nicht hoch genug anschlagen, und zwar ebenso in religiöser, wie in pädagogischer Beziehung. Die erstere leuchtet von selbst ein; gerade an der Geschichte der Offenbarung mit ihren großen Personen und Ereignissen wird der kindliche Sinn am sichersten zur wahren Gottesfurcht die unsrer Zeit so nötig ist, erzogen. Aber auch für die allgemeine Ausbildung des Geistes ist es von der größten Bedeutung, daß die Kinder die Geschichte eines Volkes, welche abgeschlossen vor uns liegt, die Litteratur eines so großartigen Volksgeistes, wie sie in den biblischen Schriften uns entgegentritt, die Zeugnisse dieser gewaltigen Vergangenheit kennen lernen. In gewisser Weise ist nach dieser Richtung die Bibel für die Volksschule, was das Studium des Griechischen und Lateinischen

für die Gymnasien ist: die Resultate eines großen, klaren, abgeschlossenen Volksgeistes werden dadurch den Kindern vermittelt. Nur daß die Geschichte Israels bei ihrem unermeßlichen Reichtum an sittlich-religiösem Stoff die Bildungselemente viel leichter, freier, anfassender darbietet. Aber eins ist gewiß. Soll diese biblische Bildung wirken, dann muß sie tief gehen, dann darf sie nicht aus ein paar dürftig zusammengelernten Geschichten bestehen, dann kann eine so bedeutende Figur, wie der König Hiskia nicht fehlen. In dem Bertramschen Lesebuch der biblischen Geschichte ist von dem größten Propheten Jesaia nur in Verbindung mit dem König Hiskia die Rede; wenn die Berliner Elementarschulen von diesem nichts wissen, so wissen sie auch nichts von jenem. Steht es aber so, dann sind sie in der That unwissend in biblischer Geschichte; ohne die Kenntnis dieser beiden großen Persönlichkeiten ist ein Verständnis der biblischen Entwickelung unmöglich. Dabei ist dann auch die gleiche Unwissenheit des gelehrten Professor Hänel kein Trost und keine Entschuldigung. Vielmehr gilt, was die Pfälzische Post darüber schreibt: „Ob ein Professor der Hochschule sich mit seiner Unwissenheit noch brüsten darf, ist eine andre Frage. So viel ist gewiß, daß eine ähnliche Unwissenheit bei einem pfälzischen Schulbuben keineswegs als Zeichen geistiger Regsamkeit betrachtet würde. Denn jeder nicht ganz verwahrloste Schüler kann bei uns wissen, daß Hiskia ein frommer König war, der den Götzendienst abschaffte, den Tempel des Herrn wieder öffnete und das Gesetz Mosis treulich hielt.“ Daß aber für ein Kind aus der Volksschule die gründliche Kenntnis der Bibel wichtiger ist, als die oberflächliche Kenntnis unsrer Klassiker, das behaupte ich frei und offen vor jedermann. Die Bibel können zwölf-, dreizehn- und vierzehnjährige Kinder verstehen; da herrscht eine durchgehende, unmittelbar göttliche Weltanschauung, aus einem Geist, da sind natürliche, einfache Verhältnisse, welche über den Horizont des Kindes nicht hinausgehen. Beides muß glücklich und fördernd auf die Bildung des kindlichen Geistes einwirken. Dagegen unsre Klassiker sind in ihrer litterarischen und geistigen Bedeutung für die Kinder in jenem Alter absolut unverständlich. Die Großen unsrer Litteratur, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, sind jeder ein Geist für sich, untereinander sehr verschieden, jeder mit einer besonderen Weltanschauung. Es würde, auch wenn man unreifen Kindern ein Verständnis dieser litterarischen Persönlichkeiten geben könnte, nur Verwirrung stiften, und die einheitliche, klare Weltanschaunng stören; da es aber unmöglich ist, das Verständnis für die Klassiker auf dieser Stufe hervorzurufen, so ist es ein pädagogischer Leichtsinn, die kostbare Zeit auf unnütze Dinge zu verwenden. Ich scheue mich gar nicht, wenn die Frage so steht: soll die Volksschule Jesaia und Hiskia oder Lessing und Herder lehren? — mit der innersten Überzeugung es auszusprechen: die Volksschule soll sich jene biblischen Persönlichkeiten, nicht diese litterarischen aneignen. Jene sind für die Kinder gesundes Brot, diese verderben ihnen den Magen. Die Klassiker soll unsre Jugend

lesen, wenn sie reif geworden ist; sonst frevelt man an den Klassikern, wie an der Jugend.

Nach diesen Ausführungen wird die Vossische Zeitung, welche über König Hiskia einen unglaublich lästerlichen Leitartikel gebracht hat, meine Stellung vielleicht besser verstehen. Vielleicht, sage ich; denn der Schreiber jenes Artikels, wie ich fürchte, ein ungläubiger Theologe, hat in der That ganz andre Vorstellungen von Gott und göttlichem Wirken als ich. Ihm ist der Gedanke, daß Gott wirklich Gebete erhört, Wunder thut, durch das Gebet in seiner Weltregierung sich bestimmen läßt, eine rohe Anschauung, mir höchste Weisheit und Seligkeit. Mit diesem Bekenntnis wird wohl die hier versuchte Fortsetzung der Hänelschen Anklage auf Heuchelei verstummen. Gewiß glaube ich an dies Heilungswunder mit der ganzen Freudigkeit meiner Seele. Ich behaupte sogar, daß jemand, dem sein Standpunkt einen solchen Glauben verbietet, überhaupt gar keinen Glauben hat. Denn der Glaube an einen Gott, der Gebete nicht erhören, Wunder nicht thun kann, ist kein Glaube, sondern eine unwissenschaftliche Einbildung Die Geschichte von Hiskia zeigt aber, sowohl im Abgeordnetenhause wie in der Presse, daß in unserm Volke zwei Anschauungen sich einander gegenüberstehen, durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden, die biblische und die unbiblische, Glaube und Unglaube. So schmerzlich dies ist, so ist es doch eine einfache Thatsache, die anerkannt werden muß. Nur sollten unsre Gegner sich vor der ungeheuren Unverschämtheit hüten, die Meinung zu verbreiten, die biblische Weltanschauung vertrage sich nicht mit der modernen geistigen Bildung. „Ihm bleibt nur die Wahl — schreibt die Vossische von mir —, entweder den ihm gemachten Vorwurf als gerechtfertigt anzuerkennen, oder noch einen Schritt weiterzugehen, und das Gewand der modernen geistigen Bildung gänzlich abzustreifen; zu bekennen, daß er mit seinen Vorstellungen von dem Wesen der Gottheit um zwei Jahrtausende zurückgeblieben ist. Geschieht letzteres, so ist wenigstens Klarheit zwischen ihm und seinen Gesinnungsgenossen einerseits und dem deutschen Volke anderseits geschaffen. Er bekämpft jüdische Anschauungen auf allen Gebieten des Lebens, wo er sie zu entdecken glaubt, will aber selbst die christliche Jugend auf einen Standpunkt zurückschrauben, der weit, weit hinter Christus selbst zurück liegt, also den ganzen Fortschritt leugnet, den die christliche Religion dem Menschengeschlechte gebracht hat. Weder Christus selbst noch später Luther, nachdem er sich hindurchgerungen, haben so rohe Anschauungen vertreten und entschuldigt." Die letztere Behauptung ist eine grobe Unwahrheit. Christus lebt und webt in dem Glauben an die Wunder des Alten Testaments; ja er selber — was der Artikelschreiber nicht zu wissen scheint — hat Wunder gethan und die Macht des Gebets mit seinen Verheißungen gestärkt. Alles, was wir bitten in seinem Namen, will er uns geben; wer Glauben hat, auch nur wie ein Senfkorn, dem spricht Jesus Christus die Macht zu, daß er Berge in das Meer wirft. In diesem Glauben lebt und webt auch Luther. Davon

hat nun freilich so ein moderner Zweifler gar keine Ahnung. Aber er soll sich dann wenigstens hüten, die wirklich Gläubigen zu verleumden und den Glauben zu verhöhnen. Denn anders kann man es doch nicht nennen, was die Zeitung in jenem Artikel thut. Sie sagt freilich, daß sie mit liebevoller Ehrfurcht schreiben und keinen Spott gegen die naiven Anschauungeu längst vergangner Geschlechter üben wolle. Aber es ist doch Hohn, wenn der Verfasser erzählt: „Wir erinnern uns persönlich, daß vor fünfzig Jahren ein sehr bibelgläubiger Geistlicher, der nebenbei ein außerordentlich zart empfindender Musiker war, den Tertianern des Gymnasiums zu Danzig die Geschichte des Königs Hiskias als einen Beleg für die Kraft des Gebetes vortrug. Aber derselbe Mann versuchte auch im felsenfesten Glauben den halberwachsenen Jungen die leibhaftige Existenz des wirklichen Teufels klar zu machen. Dergleichen Absonderlichkeiten sind nun auf den höheren Stufen eines Gymnasiums ganz unschädlich, machen vielmehr unter Umständen einen trocknen Unterricht so weit interessant, daß unter der vielen Spreu auch ein gutes Weizenkorn haften bleibt und keimt. Denn der Schüler einer oberen Gymnasialklasse ist gegen die Einwirkung so roher Vorstellungen bereits gefeit. Wenn aber Herr Stöcker die Ansicht zu verteidigen sucht, daß diese biblische Erzählung dem Gemüt der Jugend in der Volksschule Nahrung für das Herz bieten könne, daß sie geeignet sei, christlich-religiösen Sinn in derselben zn erwecken und zu stärken, wenn er sie, entkleidet des bloß historischen Charakters, für eine geistige Leistung ausgibt, der die Kraft innewohnen soll, dem Kinde die Wirkung des Gebetes klar zu machen und ihm eine richtige Vorstellung von dem Wesen der göttlichen Weltregierung beizubringen — wir brauchen wohl nicht weiter auszuführen, warum und in welchem Sinne und Umfange wir eine aus den rohen und sinnlichen Vorstellungen, welche vor drittehalb Jahrtausenden dem Sinne der Menschen entsprochen haben mögen, für verderblich erklären, wenn sie der heutigen Generation beigebracht werden sollen.“

Das ist Hohn und Frechheit zugleich. Und es ist eine unsittliche Verdächtigung, wenn in demselben Artikel der Glaube an biblische Wunder wie ein Deckmantel herrschsüchtiger Bestrebungen dargestellt wird. Es heißt da: „Wenn man bei solchen Forschungen und Betrachtungen immer auf die Hindernisse stößt, welche diesem geistigen Fortschritte auf allen Stufen der Entwickelung von eigennützigen Priesterkasten in den Weg gelegt worden sind; wenn man sieht, mit welcher raffinierten Schlauheit zu allen Zeiten daran gearbeitet worden ist, den Geist der Menschen zu umnachten, einer bevorzugten Kaste ein gutes, bequemes Leben auf Kosten der übrigen zu sichern, und die Gewissen der Menschen durch das Vorgeben eines unmittelbaren Verkehrs mit der göttlichen Macht und einer gewissen Gewalt über dieselbe zu schrecken, so wird heutzutage diese Wahrnehmung das Blut gebildeter Männer nicht mehr in Wallung bringen. Wohl aber trifft ein gerechtfertigter Zorn die Bestrebungen solcher Leute, welche die rohen Anschauungen eines Volkes, welches

700 Jahre vor Christi Geburt dieselben schriftlich niederlegte, heute noch unsrer Jugend zu imputieren versuchen, und dagegen die Leistungen unsrer eignen geistigen Helden herabsetzen."

Man merke wohl, viermal werden die biblischen Anschauungen der Roheit beschuldigt;*) das ist die liebevolle Ehrfurcht, welche die Vossische Zeitung für den christlichen Glauben hegt. Sonst wird wohl die Orthodoxie, die Hierarchie angegriffen und geschmäht. Man meint ja das Christentum, aber man scheut sich doch, es offen zu beschimpfen. Diesmal aber ist es die Bibel selbst, die heilige Urkunde unsres Glaubens, die in fanatischer Weise mit Haß überschüttet wird. In der That hört hier jede Möglichkeit der Verständigung auf. Solche Worte schreibt nur ein pietätsloser Mensch, der am Glauben Schiffbruch gelitten hat und die Kirche haßt. Es ist nicht lange her, daß dasselbe Blatt in noch boshafterer Weise die Gläubigen verleumdete; es schrieb am 3. September folgendes: „Wenn nun unsre protestantischen Zionswächter rund heraus erklären, daß Wissenschaft überhaupt nur ein eitler Einfall menschlicher Weisheit, in religiöser Beziehung also nicht bloß wertlos, sondern sogar verderblich sei; ferner, daß das Denken über Göttliches insbesondere zum Unglauben führe, der Verzicht auf das Denken daher eine Gott wohlgefällige Handlung sei, genau wie es die römische Papstkirche geradezu vorschreibt, so wird man sagen müssen, daß Satan diese Herren schon fest in die Faust gefaßt hat. Was hülfe es, wenn ich die halbe Welt gewönne und nehme doch Schaden an meiner Seele, sagt die Schrift." Dieser ganze Abschnitt ist eine Lüge; nie hat irgend ein protestantischer Theolog so geredet. Der falschcitierte Spruch aber beweist unmittelbar in der komischsten Weise die fabelhafte Unwissenheit dieser Herren, die uns Mangel an Denken und Wissen vorwerfen und selber nicht einmal die Bibelsprüche kennen, über die sie schreiben. — Aber nicht wahr, wenn ich in meiner Rede in jener Abendsitzung mich beschwerte, daß der Chefredakteur der Vossischen Zeitung in dem Bohmschen Lesebuch als geistlicher Liederdichter figuriere, so habe ich recht gethan. Der Chefredakteur ist für den Inhalt und Geist der Leitartikel verantwortlich; man kann die Bibel nicht roh nennen und für christliche Kinder geistliche Lieder abfassen.

Es ist mir sehr weh ums Herz, indem ich dies sage. Was soll aus unserm Volke werden, wenn die liberale Presse, und nicht bloß die politische, Glauben und Sitte mit Füßen tritt? Was soll man dazu sagen, daß die protestantenvereinliche Schlesische Kirchenzeitung das Betragen Hänels eine „edle Entrüstung" nennt? Wohin geraten wir, wenn Dinge, die jeder redliche Mensch für unanständig hält, aus Parteihaß

---

*) Anm. In einem zweiten Artikel versucht die Vossische Zeitung ihr Urteil ein wenig abzuschwächen; leider hat sie damit wenig Glück, sie nennt den Glauben an die Gebetserhörung nicht mehr roh, aber kindisch. Das Urteil ist noch schlimmer als das erste.

von Kirchenzeitungen für sittliche Großthaten ausgegeben werden? Es ist das größte Unglück unsrer Nation, daß politische und religiöse Richtungen bei uns, wie es scheint, unentwirrbar miteinander verknüpft sind. Die religiöse Stellung sollte von der politischen Anschauung nicht abhängen; vielmehr sollte der Glaube jede politische Überzeugung durchdringen und sie charaktervoll und gewissenhaft machen. Anstatt dessen ist der politische Liberalismus dem positiven Christentum feind und verschließt demselben die Aufnahme in seinem Kreise. Und dennoch ist zur Erneuerung unsres Volkes nichts notwendiger als positives lebendiges Christentum. Wir treiben dem Ruin entgegen, wenn die Freigeisterei mit dem Liberalismus, der Kirchenhaß mit dem Fortschritt verquickt bleibt. In derselben Nummer der Vossischen Zeitung, welche jenen schmachvollen Artikel über König Hiskias brachte, lag als Extrablatt die Schreckensnachricht von der Explosion im Winterpalast zu Petersburg. Wir wissen wohl, bei uns in Deutschland ist noch kein Nihilismus; auch die Sozialdemokratie hat bei uns die Attentate auf unsern geliebten Kaiser vor zwei Jahren ausdrücklich verurteilt. Aber wenn die Fortschrittsblätter die Grundlage unsers Lebens zerstören, wenn die Vossische Zeitung am 18. März 1878 die Erinnerung an die Revolution ein dem Gottesdienst verwandtes Gefühl nannte, wenn jetzt der Börsenkurier die Nihilisten mit den christlichen Märtyrern vergleicht; wenn Gottesdienst Roheit und Revolution Gottesdienst genannt, wenn die ekelhafte Vermischung von Frevel und Glauben durch jüdische Federn vor die Augen unsres Geschlechts gemalt wird, dann sind die inneren Bedingungen des Nihilismus schon da. In furchtbar neuer Beleuchtung leuchtet im Osten das alte Wort: aut Caesar aut nihil — Kaiser oder Nihilismus. Nihilismus heißt: nichts glauben, nichts lieben, nichts hoffen. Die Losung lautet überall in Europa: Entweder der volle biblische Glaube an den König der Könige — oder Nihilismus, religiöser und politischer Unglaube!

Der Eid.

Ein eigentümlicher Vorgang hat vor wenigen Wochen unser Volk in lebhaftes Erstaunen und schmerzlichen Unwillen versetzt. In einer Prozeßsache soll ein evangelischer Pfarrer schwören; der Richter ist ein Jude. Der Pfarrer leistet den Schwur und fügt, was er darf, den konfessionellen Schluß hinzu: „So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum zum ewigen Leben." Der jüdische Richter — unglaublich, aber wahr! — findet nun den Eid ungültig und fordert den Geistlichen auf, noch einmal zu schwören. Dieser weigert sich selbstverständlich und wird bestraft, appelliert und wird freigesprochen. Die höhere Instanz und der Justizminister, der sich über diesen wichtigen Fall äußerte, führten aus,

daß der Schwur durch den Zusatz nur verstärkt, also nicht ungültig würde. Jeder Mensch sieht das ein; der Jude in seinem Widerstreit mit unserm christlich-nationalen Gefühl begreift das nicht. Man sagt immer, die Juden seien klüger als die Deutschen. Ich habe das nie gefunden; ich halte sie für viel unbegabter; bis zu der hohen christlichen Weltanschauung und bis in die Tiefe deutscher Ideen dringt ihr Geist überhaupt nicht. Gewiß war es nicht klug von jenem jüdischen Richter, in diesen Tagen der Petition vor unserm ganzen Volk den Beweis zu liefern, daß das Judentum in der Justiz unerträglich ist. Aber unsrer Bewegung dient dieser Beweis zur Stärkung.

Die verlogene Presse hat dann, um diese Geschichte wieder gut zu machen, berichtet, ein christlich-deutscher Referendar habe, als ein Jude nach seiner Sitte mit bedecktem Haupte schwören wollte, dies verboten und sei darüber von dem Präsidenten des Gerichts zurechtgewiesen. Aber diese Geschichte ist erlogen; sie soll eine spanische Wand sein, hinter welcher jener obige wahre Fall verschwindet und ist nur eine Anklage mehr gegen die böse Macht des Judentums.

In dem christlichen Volke können solche Dinge nur dazu dienen, den Widerwillen gegen das Judentum in der Justiz zu nähren, die Forderung zu verstärken, daß kein Jude einem Christen den Eid abnehme und das Verständnis des Eides zu beleben. Diesem letzteren Zweck gilt auch unser Vortrag.

Der Eid ist ein Gegenstand, dessen Behandlung das allergrößte Interesse bietet, weil hier die überirdische Welt und das Rechtsleben sich berühren. Die Gegenwart ist so stolz darauf, daß unser Staatsleben nicht mehr christlich, nicht mehr religiös sein solle, aber an dem Eide haben wir eine Einrichtung, die ist überirdisch und irdisch zugleich. Der Staat kann ihn nicht entbehren und muß damit bekennen, daß das Fundament des öffentlichen Lebens tief gegründet ist in christlicher Ordnung. Stellen Sie Sich einmal vor, daß der Geist des Unglaubens, welcher bereits anfing allmächtig zu werden, weite Kreise dauernd ergriffen hätte! Wie gefährlich wäre es, wenn man die Rekruten vor der Fahne, die Beamten beim Amtseid darauf ansehen müßte, ob sie noch an Gott glauben oder nicht. In der Aufforderung zum Eide liegt das Zutrauen, daß man den Schwörenden noch für einen gottesfürchtigen Menschen hält, der sich vor Gottes Allwissenheit scheut. Aber Gottesleugner können nicht bei Gott schwören, das ist Heuchelei. Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte gelingen Wege zu finden, um Gottesleugner nicht zur Heuchelei zu zwingen. Wenn jedoch in weiteren Volkskreisen die Gottesleugnung sich einwurzelte, dann wüßte ich nicht, was aus dem Eid werden sollte. Aber ich habe das Zutrauen zu der Macht des großen Gottes und zu der Empfänglichkeit des deutschen Gemüts für die unsichtbare Welt, daß ich glaube, unsre Mitbürger werden sich zum Christentum wieder zurückfinden. Man wird sich schämen, daß wir Jahrzehnte solchen Unglaubens erlebt haben, und wieder erkennen, zum Deutsch-

tum gehört Christentum. Nur so können wir unser Volksleben blühend, groß und stark erhalten. Wir müssen auch den Eid festhalten als unveräußerliche Ordnung des staatlichen Lebens.

Schwören kann man nur da, wo man eine religiöse Wahrheit hat; es gibt einen wirklichen Eid nur auf dem Gebiete der Offenbarung, unter den Völkern, welche entweder dem alten oder neuen Testamente anhangen. Gott ist der erste Schwörende, indem er Noah seine Gnade versichert und die Todesstrafe anbefiehlt. Sehr fein, recht aus göttlichen Gedanken hervorgegangen, ist diese Verbindung des Eides mit dem Auftauchen weltlicher Obrigkeit: Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden. „Hier wird das weltliche Schwert eingesetzt" sagt Martin Luther; hier findet sich der Eid. — Der erste Mensch, welcher in der Schrift schwört, ist Abraham; zwei Schwüre werden von ihm berichtet, das eine Mal, wo er vor Melchisedek mit reicher Beute steht: „Ich hebe meine Hände auf zu dem Herrn, dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzet, daß ich von allem, das dein ist, nicht einen Faden noch einen Schuhriemen nehmen will." Ein ander Mal, als der Philisterkönig dem Abraham sagte: „Gott ist mit dir in allem, was du thust; so schwöre mir nun bei Gott, daß du mir noch meinen Kindern noch meinen Neffen keine Untreue erzeigen wolltest"; da sprach Abraham: „Ich will schwören."

Dann wird der Schwur in den mosaischen Gesetzen besonders als Reinigungseid, aber nur selten angeordnet. Eigentlich ist er nur dreimal befohlen: über anvertrautes Gut, dann um den Vorwurf abzuweisen, daß man Gefundenes behalten habe, und da, wo eine Frau sich von dem Verdacht des Ehebruchs reinigen muß. Vielfach kommt aber später im alten Testament der Schwur vor. Bei dem Propheten Amos schwört Gott der Herr einmal bei seiner Heiligkeit, das andre Mal bei seiner Seele, das dritte Mal bei der Herrlichkeit Jakobs. Der Eid geht hervor aus dem Gedanken des Bundes; eine Eidgenossenschaft findet statt zwischen Gott und seinem Volke. Bei diesem Bunde schwört auch das Volk. Der Eid weist hin auf Gott, als auf den, der die Gedanken kennt und die Worte hört; er bezieht sich auf die menschliche Sünde, die dadurch abgewehrt werden soll, und dient der Verherrlichung Gottes, der seine Ehre davon hat; auch ist er ein Zeugnis des Glaubens der Menschen und dient zur Überwindung des Mißtrauens. Man soll den Eid schwören ohne Heuchelei, recht und heilig. Gott ist ein Zeuge der Wahrheit, ein Helfer, daß man in dem innern Ringen die Wahrheit finde; Gott ist auch ein Rächer über das Unrecht. Noch hat der Eid keine bestimmte Formel. „So wahr ich lebe," schwört Gott, und Israel: „So wahr Gott lebt." Den äußern Gebrauch finden wir bereits, daß die Schwörenden die Hand gen Himmel heben, zum Throne der Wahrheit, wo der sitzt, welcher das Unrecht rächen kann.

Im neuen Testament tritt uns eine andre Behandlung des Eides entgegen. Ihnen allen ist die Stelle in der Bergpredigt bekannt: „Ihr sollt allerdinge nicht schwören, weder bei dem Himmel, noch bei der

Erde, noch bei Jerusalem, auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören. Eure Rede aber sei: ja, ja, nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel.“ Dies Verbot wird in dem Brief Jakobi wiederholt. Die Auslegung dieser Stelle ist sehr verschieden. Einige christliche Theologen und Laien haben gesagt, das Wort sei ganz klar: unser Heiland wolle sagen, der Eid muß aufhören; ja und nein sei völlig genügend, und in der christlichen Kirche müsse man es so halten. Andre sagen, Jesus spreche ja gar nicht von dem Schwören im Gespräch, er wolle nur diese Eidesformeln verwerfen; habe er doch selbst geschworen, als ihn der Hohepriester fragte im Namen des lebendigen Gottes, und ja geantwortet! Es ist nicht ganz leicht zu entscheiden, wohin das Gewicht fallen muß. Das eine geben uns auch die ersten Ausleger zu, daß mit dieser Stellung Christi zum Eide für unsre bürgerliche Gesellschaft der Eid nicht abgewiesen werden könne. Jedenfalls sagt Christus seine Meinung für das innere Leben des Reiches Gottes, nicht für die bürgerliche und staatliche Gesellschaft. Wenigstens der Gebrauch in der apostolischen Zeit ist ein andrer. Lesen wir die Briefe Pauli, so finden wir häufig die Worte: Gott weiß, Gott ist mein Zeuge; die Christen haben am Eide keinen Anstoß genommen. Später findet sich häufig die Meinung, Christen dürften nicht schwören; diese Meinung hat ein großer Theologe, Augustinus abgewiesen und manche brauchbare Gewissensregel dazu gegeben. Man soll nach ihm niemand zum Eide drängen; und wenn man wisse, daß ein andrer einen Meineid schwören will und man lasse ihn doch schwören, so sei das schlimmer, als Totschlag. Die katholische Kirche ist ihrem großen Lehrer gefolgt. Christliche Sekten haben oft die Gültigkeit eines Eides bestritten; die Albigenser, Waldenser und andre haben den Eid verweigert. Die Kirche hat es nie gethan, weil sie die Gemeinschaft des christlichen Volkslebens ist. Aus dem Mittelalter stammen drei Vorschriften für den Eid; der Schwörende soll wissen, daß sich's so verhält, wie er versichert; es soll die Möglichkeit vorhanden sein, den Eid zu halten, was Urteilsfähigkeit voraussetzt; im Herzen soll Wahrhaftigkeit sein. Ein Meineidiger wurde deshalb nicht von neuem zum Schwure zugelassen. Durch die Reformation wurde hierin nichts geändert. Die ersten Stürmer und Dränger wollten zwar den Eid abschaffen, sich stützend auf das nicht richtig ausgelegte Wort Christi. Dr. Martin Luther aber mit dem feinen Takt, der ihn beseelte, und mit dem tiefen Verständnis für das Volksleben, warf die Dränger beiseite. Er hat nicht gezweifelt, daß es recht sei, den Eid zu schwören. So ist es über zweihundert Jahre lang hingegangen, bis die ersten Vorboten der Aufklärung kamen, und in vielen Fällen die Menschen anfingen, es mit dem Eid leicht zu nehmen. Voltaire sagt einmal in seiner leichtfertigen Art: Ich habe es versprochen; ob Gott, darauf kommt es nicht an. Diesen Ton schlug man vielfach an. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Neigung den Eid aufzuheben allgemein: Philosophen, Theologen, Juristen begegneten sich darin; die einen sagten: es ist nicht nötig; andre: es ist

Heuchelei, der Staat kann sich doch nicht darauf verlassen. Es war die Zeit, wo in Berlin 1786 ein Aufklärer sagte: in zwanzig Jahren wird man von Christo nicht mehr sprechen. Zwanzig Jahre darauf kam die Schlacht von Jena. Als da unser Volk und Vaterland zusammenbrach und der gigantische Mensch seinen Fuß auf unsern Nacken setzte, lernte man wieder beten und — schwören. In den Nachwirkungen dieses Geistes leben wir noch heute. Damals kam eine Reaktion im guten Sinne gegen den Unglauben überhaupt, besonders in der Auffassung des Eides. Philosophen, Juristen, Theologen schrieben Bücher, hielten Vorträge, machten Vorschläge, den Eid in seiner Kraft und Majestät wieder einzuführen in die Anschauungen unsres Volkes. Damals erklärte eine Pfarrkonferenz: der Eid sei eine göttliche Ordnung, eine Pflicht des Bürgers, ein feierliches Bekenntnis zu Gott und darum Gottesdienst. Beim Zeugnis der Wahrheit besinne man sich auf Gott den Herrn, das könne nicht schlecht, nicht verboten sein, das sei ein Gottesdienst, — so schloß man wieder. Man begriff auch, daß der Eid eine konfessionelle Form haben, die Kirche daran teilnehmen muß. Das hat die Kirche auch gethan. Von dem Ende des vorigen Jahrhunderts an bis vor kurzem hat sie den Dienst geleistet, daß, wenn die eine Partei von der andern einen Meineid erwartete, sie veranlassen konnte, daß die letztere von dem Geistlichen ermahnt wurde. Dieses stille Arbeiten der Kirche hat der Wahrheit gut gethan; wenn einmal die Annalen der Menschenherzen aufgeschlagen werden, dann wird man finden, daß durch manche solcher stillen Besprechungen im Pfarrhause der Meineide weniger und der geretteten unsterblichen Seelen mehr geworden sind. Oft genug bekamen die Geistlichen auf ihre Frage die Antwort: ich weiß nicht, was ein Eid ist; ich weiß nicht, was ich damit thue. Dann fingen sie an, oft in großer Geduld, solche Menschen zu unterrichten. Es hat einmal ein Pfarrer sechzehn Stunden gebraucht, um einem armen Menschen, der in einem Prozeß einen Eid schwören sollte, die Elemente der Unterweisung über Gott beizubringen, um ihm die Größe der Sünde klar zu machen, die er durch einen Meineid begehen würde. Endlich rief der Mann aus: ich kann nicht mehr schwören, ich will lieber den Prozeß verlieren. Das ist hundertfach vorgekommen, und es wäre doch schon etwas Großes, wenn auch nur *eine* Seele dadurch gerettet wäre.

O, es ist etwas Majestätisches, Ernstes, Gewaltiges, sich hinzustellen vor den gewaltigen Gott. Ein Bauersmann stand einst vor dem Gerichtsgebäude, weinte bitterlich und wollte sich nicht trösten lassen. Warum weinen Sie denn so? fragte man ihn. Ach, ich soll schwören und habe noch nie geschworen! Ein Zeugnis, ein Versprechen bei dem allwissenden Gott ist etwas mächtig Ernstes. Wenn ein König die Verfassung beschwört, wenn das Volk den Huldigungseid leistet, wenn ein Beamter verspricht, treu, rechtschaffen, gewissenhaft seines Amtes zu warten, wenn unsre Jugend zur Fahne zieht und sechs- bis siebenhundert Rekruten in der Kirche versammelt sind — wie ich es zuweilen erlebt

habe — und man spricht den Eid der Treue bis in den Tod, dann klingt das aus dem jugendlichen Herzen so tief heraus, daß es jeden ergreift.

Für diesen feierlichen Eid gilt es nun, die rechte Form zu finden; die, welche wir heute haben ist die: Ich schwöre zu Gott, dem allmächtigen Gott .... so wahr mir Gott helfe. Diese Formel ist erst vor kurzem im Reichstage festgestellt. In dem Entwurfe des Gesetzes stand, daß konfessionelle Zusätze erlaubt sein sollten. Auf die bezüglichen Anfragen ist damals vom Bundesrats-Kommissarius die Antwort geworden: es stehe dem nichts entgegen. Diese Zusätze sind verschiedenartig. Im Mittelalter schwur man bei Gott, dem Evangelium und allen lieben Heiligen; als die Reformation kam, wurde dies so geändert: so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium. Diese Form haben die katholischen Christen beibehalten; die Evangelischen schwören seit dem vorigen Jahrhundert: so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum zur ewigen Seligkeit.

Bei den Verhandlungen im Reichstage ist viel in ernster Weise gesprochen: die einen wollten den Zusatz nicht fallen lassen, andre wollten für die, welche an Gott nicht glauben oder nicht Lust hätten, einen Gewissenseid zu schwören, einen moralischen Eid gestatten. Es wurde das damals mit Recht abgelehnt. Windthorst meinte, man müßte dann wenigstens hinzufügen: ich schwöre bei Strafe des Zuchthauses. Aber diese Formel gefiel den Antragstellern selbst nicht! — Schließlich hat man die Form „So wahr mir Gott helfe“ genommen, weil man glaubte, sie gebe das Gemeinsame. Es ist die allgemeine, nicht die christliche Form des Eides. Und selbst das ist noch zu viel für manche. Ich erinnere an die beiden Fälle in England und Dänemark. Bradlaugh und Brandes wollten den Eid als Abgeordnete nicht schwören. Nun ist es ein eigenes Ding ums Schwören; Männer ohne Glauben sollten lieber von diesen Stellungen zurücktreten, als einen leichtfertigen Eid schwören. Aber das kann man wieder dem Staate nicht zumuten, daß er Parlamente und Ratsversammlungen wegen des Unglaubens von dem Eide dispensiere. — Wie soll denn die Kirche zu diesen Dingen stehen? Soll die Kirche ihren Gliedern einschärfen, daß sie den Eid verstärken? Ich meine: Jeder Christ muß den Schwur seiner persönlichen Überzeugung gemäß gestalten; es ist für einen Christen gewiß nötig, dem Eid hinzuzufügen: durch Jesum Christum. Weniger möchte ich fordern, den Eid durch die Schlußworte: „zur ewigen Seligkeit“ zu verstärken, da in diesen Worten, im Falle eines falschen Eides, ein Selbstverfluchen, ein Selbstverdammen liegt. Wir sollen den Eid nicht ohne Not verschärfen, da es doch nicht in der Bibel geboten ist. Denn es ist ein erschütternder Satz: „So wahr mir Gott helfe zur ewigen Seligkeit?“ Diese Worte besagen: Was ich sage, das ist so wahr, daß ich nicht selig werden will, wenn es nicht wahr ist. Sie begreifen das furchtbar Strenge, das in dieser Formel liegt. Einige haben gemeint, es liege dadurch in dem Meineid die Sünde wider den

heiligen Geist, und wer seine Seligkeit abgeschworen habe, der finde den Weg zur Buße nie zurück. Das ist freilich ein Irrtum. Auch aus dem Frevel des Meineides heraus gibt es eine Rettung, daß man den Meineid bekennt und den Frevel bereut. Aber gewiß ist der Meineid das schwerste Brandmal des Gewissens.

Es wird in unsern Tagen viel über den Mißbrauch des Eides geredet; den Richtern blutet oft das Herz darüber. Eine Zunahme der falschen Eide ist zu konstatieren; sogar Banden von Meineidigen haben sich zusammengethan, die für ein Geringes beschworen, was man haben wollte. In solchen Zuständen erblicken wir die Notwendigkeit der Gottesfurcht für das bürgerliche Leben; daß auch der Eid wieder recht heilig gehalten werde, muß aller Bestreben sein. Was ist dafür zu thun? Es kann durch die Heiligkeit der Eidesabnahme viel gewirkt werden. Ich schließe mich den dahin zielenden Wünschen an. Vor allen Dingen sollte man den Gebrauch des Eides verringern. Es kommen Fälle vor, wo bei Bagatellen zehn, zwölf Eide zu schwören sind. Warum führt man nicht bei Gericht das einfache Zeugnis ein und bestraft die Lüge? Für bestimmte Sachen könnte ja der Eid bleiben. Der Eid vor dem Zeugenverhör muß abgeschafft und darf erst nach der Vorlesung des Zeugnisses abgefordert werden. Der Amtseid des Beamten muß wieder für alle seine Aussagen gelten. — Im Religionsunterricht muß mehr auf den Eid Rücksicht genommen werden. Man hat Menschen gefragt, die wegen Meineides verurteilt waren: Haben Sie denn keine Erinnerung an den Eid aus dem Schulunterricht oder dem Konfirmandenunterricht? Und sie haben gesagt: Nein, wir erinnern uns nicht, daß uns darüber etwas Besonderes gesagt ist. Lehrer und Geistliche mögen doch bei dem Unterrichte über das zweite Gebot die Sache recht ernsthaft vornehmen. Besonders im Konfirmandenunterricht muß der lieben Jugend die ganze Heiligkeit des Eides eingeprägt werden. Ein Meineid ist furchtbar; wer es einmal erlebt hat, dem graust davor. Ein Meineid frißt im Gewissen wie ein Wurm, der nicht stirbt, wie ein Feuer, das nicht erlischt.

Ein Bauersmann leistete aus Gewinnsucht einen Meineid. Man sagte ihm vor dem Verhör: der Eid ist nicht recht; schwöre nicht falsch; besinne dich, noch ist es Zeit! Ich weiß, was ich zu thun habe, war seine Antwort. Wie nun der Eid gethan war, kam er als gebrochner Mensch zurück, verstört, finster, unselig! In die Kirche konnte er keinen Fuß hineinsetzen. Wenn die Glocken läuteten, ging er aufs Feld; endlich kam's zum Sterben. Da ging der Pfarrer hin: Ich weiß, was Euch drückt; Christus ist gnädig, er kann auch Euch vergeben! Für mich — lautete die Antwort — ist keine Rettung! Greifen Sie — erwiderte der Pfarrer — in Ihrer letzten Not nach dem Heiland, er wird Sie erhören. Da wandte sich der Mann um zur Wand und rief: Für alle mag Heil und Seligkeit sein, für mich nicht! Zwischen mir und meiner Seligkeit steht eine Mauer von neun Steinen. Diese neun Steine

heißen: So wahr mir Gott helfe zur ewigen Seligkeit! Amen! So ist der Mann hinübergegangen.

Freilich für alle Sünden ist Erlösung, auch für die schwerste ist noch ein Heil; kein Mörder, kein Meineidiger darf verzagen, wenn er seinen Heiland ergreift. Aber kaum eine Sünde hindert so an der Buße, wie diese Felsenlast eines Meineides auf dem Gewissen; eben darin liegt für unser ganzes Volk ein heiliger Antrieb, daß wir's wieder ernsthaft nehmen mit dem Eide, ihn ansehen als Bekenntnis zu Gott und Gottesdienst. Mit voller Bereitschaft und Andacht müssen die Schwörenden diesen Akt vollziehen, in Wahrhaftigkeit der Seele, im Aufblick zum Herrn und im Glauben an das ewige Leben. Das irdische Leben ruht auf überirdischen Ordnungen; zerstört man die letzten, so fallen auch die ersten dahin. Wir haben keinen christlichen Staat mehr, sagt man mit Stolz und Triumph. Der Eid zeigt, daß wir doch noch ein Staat sind, in welchem die religiösen Dinge eine öffentliche Bedeutung haben. Und wenn nach unsrer Verfassung denjenigen Staatseinrichtungen, welche mit der Religion zusammenhängen, die christliche Religion zu Grunde liegen soll, so ist das ein Charakterzug des christlichen Staates. Wohl ist der moderne Staat ein Rechtsstaat, aber die Unterthanen sind in überwiegender Masse eine christliche Gesellschaft, und auch das Recht soll auf christlicher Grundlage beruhen. Eben deshalb muß der Eid der Christen dem christlichen Bekenntnis entsprechen, darf kein Christ gezwungen sein, vor einem Juden, dem Todfeind unsres Glaubens, den Eid abzulegen. Hoffen wir, daß das Rauschen des Geistes wieder über unser Volk kommt, daß wir mehr als bisher die christlichen Prinzipien zu Grunde legen, daß der Glaube erst wieder als beherrschende Macht unser Volksleben durchdringt, daß wir erst wieder mit Freude sagen: wir wollen ein christliches Volk sein, und der Staat soll ein christlicher Staat sein! Das wäre eine wundervolle Zukunft, eine Wiederherstellung einer großen Vergangenheit. Lassen Sie uns in allen Stücken an unsrer Erneuerung mit Treue arbeiten und auch den Eid betrachten als ein Vermächtnis vergangner Tage an die Gegenwart, als eine Brücke vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel. Und über diese Brücke gehe jeder, der schwören muß, in Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit. Gott hört, was wir reden, Gott sieht, Gott richtet. —

Der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, der Charakter und die Aufgabe der Gegenwart.

Vortrag, gehalten in der christlich-sozialen Arbeiterpartei am 3. Dezember 1880.

So lautet das Thema des heutigen Abends. Es ist in Übereinstimmung mit der Kirchenzeit, in welcher wir stehen. Wir sind in die ersten Wochen der Adventszeit eingetreten, und Advent ist eine Zeit des Lichtes. „Die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeigekommen, lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichtes," so empfängt uns bei dem Anbruch des neuen Kirchenjahres der schneidende Gegensatz: Nacht und Tag, Finsternis und Licht! Wer den Gegensatz kennt, wer ihn in seinem eignen Herzen und Hause erfahren hat, wer sich in seinem Innern zum Licht durchgerungen hat, der kann Advent feiern, und für den einzelnen Menschen wie für eine ganze Nation ist keine Frage wichtiger als die: Hat der Mensch, hat das Volk einen Advent und hält es ihn in Ehren? Ich meine, daß diesmal um die Adventszeit ganz etwas Besonderes sich regt und bewegt in unserm deutschen Volke. Es ist noch nicht klar, es gärt noch, aber es ringt sich durch zur Klarheit. Stimmen kommen von überall, von Ost und West, von Nord und Süd, daß man das alte Joch des Unglaubens, des undeutschen Wesens, des Unchristentums, das auf unserm Volke in weiten Schichten lastet, abwerfen will. Vor zehn Jahren war ein Kampf um die Freiheit des deutschen Vaterlandes, in der Gegenwart ist ein Kampf um die Wahrheit entbrannt. Galt es damals, um mit einem alten Volksmärchen zu reden, das deutsche Aschenbrödel unsrer Nation wieder zur Königstochter zu machen, so gilt es heute, das schlafende Dornröschen, den schlafenden deutschen Geist wieder wachzurufen, daß er in seiner Schönheit dastehe vor dem Volke und die Liebe desselben wiedergewinne. Daß dies Erwachen nicht bloß ein Aufschlagen der Augen und Wiedereinschlafen, nicht bloß ein Morgenrot, sondern ein wirklicher Tag werde, darauf kommt es an. Dahin müssen wir alle arbeiten, darum müssen wir alle kämpfen!

Nicht zu einer akademischen Vorlesung habe ich Sie heute abend eingeladen, sondern zu einer ernsten inneren Arbeit, zum begeisterten Kampf und Sieg. Und eins ist gewiß: Nur wenn wir das rechte Licht haben, nämlich das Licht aus der Höhe, nur dann wird die Bewegung, welche jetzt im Werden und Wachsen ist, zu einem guten und rechtschaffenen Ziele führen. Dann wird sie unserm Volke bei allem Geisterstreit auch das rechte Maß geben, die heilige Liebe in allem Kampfe, den Frieden in dem Herzen. Und das ist es, was wir alle wünschen müssen. Nicht auf den Kampf kommt es an, da der Kampf selber nicht der Preis ist, sondern auf das Durchringen deutschen Charakters.

Also Licht! Wahrhaftiges helles, klares Licht, wo ist das? Nicht bloß im menschlichen Geist, so kühn er denkt, so weit er schweift, so tief er sich versenkt. Ohne das höhere Licht findet unser Geist die volle Wahrheit nie! Aber wenn jenes Licht aufgegangen ist, das von sich selber zeugt: „Ich bin das Licht der Welt“ und in die Menschen die Gedanken einer höheren Welt hineinstrahlt, wenn das Unsichtbare uns doch nicht fern und das Unbegreifliche fühlbar nahe ist in unserm eignen Leben, dann wird die Menschenvernunft erleuchtet, dann ist Licht im Geist. Und das Licht aus der Höhe, Wort und Offenbarung Gottes, erleuchtet nicht bloß den Verstand!

Es gibt in unsern Tagen eine falsche Bildung, — man nennt sie Aufklärung, — die den Kopf füllt mit Verstandeszweifeln, die den Menschen lehrt, die Sonde an alles zu legen, alle Dinge, auch die heiligsten, in das Scheidewasser der Kritik zu tauchen. Und zuletzt, wenn ein Mensch alles durchgezweifelt hat und fragt sich: „was ist das Resultat?“ so steht er vor dem Nichts. Eine solche Aufklärung kann ich niemand empfehlen. Das ist kein Sonnenlicht, das ist noch nicht einmal blasses Mondlicht, sondern ein Irrlicht, welches auf den Sümpfen tanzt und den verirrten Wanderer nur verlocken kann, hineinzusinken in die Tiefe. Das Licht, das aus dem Geist Gottes kommt, erleuchtet den Kopf und stärkt den Willen. Nichts fehlt unsrer Gegenwart so sehr, als der ernste, heilige, begeisterte Wille zum Guten. Daß man das Böse, wo es sich findet, nicht bloß draußen bei andern, sondern zuerst in der eignen Brust, im eignen Beruf, im eignen Hause bekämpfen will, darauf kommt es an. Das Licht in der Vernunft muß zugleich Licht im Willen sein; dann ist auch Licht im Gemüte.

Gemüt, dies tiefsinnige Wort sagt am allermeisten, was dem deutschen Volke unter den übrigen Nationen der Welt besonders eigen ist. Gemüt, diese Gabe, das Überirdische zu erfassen und dann alle die irdischen Dinge im Lichte des Ewigen zu sehen, diese friedliche, fröhliche, liebreiche, barmherzige Stimmung des Herzens ist deutsches Wesen und Leben. Wo in dieses Gemüt der Lichtstrahl aus der Höhe fällt, da ist Trost in Trübsal, da ist Zufriedenheit auch bei saurer Arbeit. Da ist Liebe zu Verwandten und Freunden; auch in das dunkelste Kämmerlein, in eine Kellerwohnung auf dem Hinterhof einer Berliner Mietskaserne können aus einem reichen Gemüt Lichtstrahlen über Mann, Weib und Kinder fallen.

Das Licht ist aber nicht bloß in den Einzelnen. Es leuchtet uns entgegen aus der deutschen Bibel, welche uns in der großen Zeit unsrer Reformation gegeben ist; es hat seine Stätte, gleichsam seinen Lichtherd in der christlichen Kirche; wer sie kennt und liebt diese Kirche, die irdisch und manchmal unvollkommen, aber doch auch eine Darstellung des Reiches Gottes auf Erden ist, der holt sich aus seiner lieben Kirche Licht um Licht, Trost um Trost, Kraft um Kraft, auch die Kraft des Charakters, den bösen Willen zu überwinden und den guten Willen zu hegen und zu pflegen.

Ist Licht Glaube, Finsternis ist Unglaube. Daß ein Mensch nichts hat, worauf er leben und sterben kann, daß er hineinsieht in das Dunkel des Entstehens und Vergehens ohne Erkenntnis und hat keinen König und Meister in der unsichtbaren Welt, das ist Finsternis. — Keine irdische Aufklärung kann dafür entschädigen, daß ein Mensch der Sünde dient und keine Freiheit findet, daß er ein Knecht niedriger Lüste, der Unwahrheit und der Unredlichkeit ist, daß er den guten Willen nicht thun kann, oft nicht einmal thun will, sondern daß er sich dem bösen Willen hingibt: und eben das ist Finsternis. — Daß das deutsche Gemüt, sonst so zart und fein und tief, umgarnt wird von den Netzen des Spottes, der Ironie, des Spottes auch über das Heilige; daß aus diesem reichen Gemüt allmählich die Liebe schwindet und Egoismus, Geldgier und Genußsucht ihren Einzug halten, das ist Finsternis. — Und diese Nacht wirft ihren Schatten ins deutsche Haus. Nichts war sonst geehrter, bewunderter, als das deutsche christliche Haus und Familienleben; ein Haus gebaut auf den Grund der Treue, eine Burg festen gegenseitigen Zutrauens, vielfach ein Tempel der Andacht, in welchem Vater, Mutter, Kind und Gesinde sich verbanden. Ach, wo sind diese Zeiten hin, wie ist der Odem des Gebets, des Morgensegens, des Tischgebets, des Abendsegens so vielfach gewichen! Die Folgen bleiben nicht aus. Es wird so viel geklagt, daß die Pietät schwinde. Kindesliebe nennt man Pietät, und Pietät heißt Frömmigkeit; wer den Vater droben nicht ehrt, ehrt zuletzt Vater und Mutter hier unten nicht. Auch die ernste Erziehung ist nicht mehr; wenn man die Kinder nicht hineinführt in das Wort des lebendigen Gottes, sie nicht hinführt an das Vorbild Jesu Christi, sie nicht erzieht in Gottesfurcht und Ermahnung, wo soll heiliger Sinn in ihnen entstehen? Und wenn zwischen Herrschaft und Gesinde, zwischen Meister und Gesellen nichts andres mehr herrscht als der Kontrakt, wenn sie nicht mehr zusammen beten und in der Gemeinschaft des Herrn stehen, wie soll da die rechte Brücke gefunden werden von einem Stande zum andern? Es geht viel verloren, wenn das deutsche Haus die Frömmigkeit verliert; bloß irdische Gedanken ersetzen das heilige Feuer nicht, das auf dem Herde der Familie erlischt. Aber wo es erloschen ist, wo statt Treue Untreue, statt Pietät Frechheit, statt rechter Erziehung Zuchtlosigkeit eingerissen sind, da ist im Hause Finsternis und Nacht, und die großen Zahlen der geschiedenen Ehen zeigen, wie in vielen Familien die Finsternis groß und undurchdringlich ist.

Gehen wir von der Familie in die Schule. Auch sie ist ein deutsches Kleinod. Wenn durch alle die Gegenstände des Wissens das Licht der Religion hindurchleuchtet, dann kann man nicht zu viel wissen, nicht zu viel lernen. Aber es muß alles von dem Geiste Gottes beherrscht sein. Schwindet aus der Schule der Geist der Gottesfurcht, will man einen Glauben ohne Energie in die Kinderherzen bringen, ein verschwommenes Ding, das niemand ergreift und begeistert, dann weicht der rechte Geist aus den Schulen. Ein Kind hat ein feines Gefühl für

Frömmigkeit und wahre Andacht. Wo es die merkt, wird es leicht bewegt. Aber wenn man Lied, Bibelspruch und Katechismus bleiern auf die Lippen nimmt, dringen sie ihm nicht ins Herz. Da liegt für unser Schulleben eine große Aufgabe. Soll aus unserm Volke die Finsternis weichen, so muß auch diese Nacht des bloß äußerlichen Religionsunterrichtes dem Tage weichen, dem Tage wahrer, überzeugter, persönlicher Frömmigkeit.

Treten wir hinein ins öffentliche Leben. Zuerst in diese Anstalt, die ich vorher den Lichtherd genannt habe, die Kirche! Von ihr sollen tausend Strahlen in viele Herzen ausgehen. Überall soll dasselbe Licht sein, nicht Menschenwitz und eigne Erfindung, sondern das Licht aus der Schrift, — Glaube, nicht Zweifel. Dringt die Kirche nicht mit der Kraft gesammelter Überzeugung auf die Herzen ein, dann kann auch die Kirche mitschuldig sein, daß das Licht dämmerig wird und statt des vollen Tages nur ein trüber, wolkiger Tag erscheint. Was uns not thut, ist ein volles, freudiges, klares Bekenntnis zum unverfälschten Evangelium, zum Geheimnis vom Kreuz. Ich bin überzeugt, wenn man unserm Volke wieder klar und stark den Wein des Evangeliums einschenken würde, es würde nicht sagen: weg damit, ich mag diesen Kelch nicht trinken. Es würde sich besinnen auf Vergangenheit und Gegenwart und würde dem Evangelium gehorchen wie sonst.

Neben der Kirche steht, eine Ordnung Gottes, der Staat, das organisierte Volk, das Vaterland, das wir lieb haben mit der ganzen Kraft unsrer Seele. In vielen Kämpfen ist unser Volk bewährt; vor zehn Jahren ist viel Blut geflossen, viel Leben geopfert, um unsrem Vaterlande seine Freiheit und Einheit zurückzugewinnen; man kann nicht groß genug denken vom Vaterlande, und begeisternd ist's immer, wenn Männer und Jünglinge das Vaterland mehr lieben als sich selbst und geben Blut und Leben fürs Vaterland. Aber wenn man aus dem irdischen Vaterlande einen Götzen macht, wenn über dem irdischen Vaterlande kein himmlisches Vaterland ist, dann kann auch der vaterländische Gedanke zum Dunkel werden; in vielen Geistern lebt heute eine Idee vom Vaterlande und Staat, die dem Lichte nicht dient. Will der Staat die göttliche Ordnung nicht anerkennen, sondern auflösen, will er sich an die Stelle des Reiches Gottes setzen, dann ist er keine Ordnung, die dem Licht dient. Die Staatsordnung soll Vorbereitung, Schutz und Schirm sein für die heiligen göttlichen Gedanken, die in jedem einzelnen Menschen leben und die in der Kirche zum Ausdruck kommen. In zwei Polen gleichsam bewegt sich das Leben des Staates, Freiheit und Autorität heißen sie, einer ist nicht ohne den andern. Wir haben es erlebt und merken es noch immer, daß viele Geister nur nach Freiheit verlangen und zwar nach einer falschen Freiheit, daß sie sich die Autorität, welche der Schutz der Freiheit aller andern ist, nicht wollen gefallen lassen, daß die Massen mit jener Freiheit falsche Wege gehen. Was sie Freiheit nennen, stammt aus der heutigen Kultur, aus diesem Blutstrom, der durch unser staat=

liches und vaterländisches Leben hindurchgeht. — Gewiß denken wir nicht daran, unsre Kultur, dies ganze reiche Leben unsres neunzehnten Jahrhunderts, den Wetteifer von Erfinden und Entdecken, dies großartige Schaffen und Drängen und Treiben, das freilich seine Krisen hat und manches Menschenglück in den Abgrund stürzt, — wir denken nicht daran, es einfach verurteilen zu wollen. Köstlich, wenn mit all dem Schaffen und Wirken der rechte Geist sich paart! Aber wenn der Mensch angesichts dieser Kultur, die er aus seinem Geist ohne Gott ableitet, kulturselig wird, vernunftstolz vor seinen Werken steht und spricht: Das habe ich gethan mit meiner großen Kunst und Macht, ich brauche nichts Unsichtbares mehr, weil das Sichtbare so groß, so reich, so schön ist; — dann wird auch die viel bewunderte Kultur keine Lichtquelle, sondern eine Quelle der Finsternis. Viele, die vor lauter Kultur Glauben und Gott über Bord geworfen haben, denken wohl, ihre Götter seien Wissenschaft und Kunst. Ach, es kommen Stunden im Leben, Tage des Kampfes, Wochen des Leidens, Perioden, in denen das ganze Volk zu ringen und zu kämpfen hat, wo Kunst und Wissenschaft nicht genügen, wo man sich schmerzlich besinnt auf die Quellen des Glaubens, welche nicht mehr sprudeln, sondern beinahe versiegt sind. Was gäbe man darum, wenn man sie wieder aufschließen könnte! „Schaffe er mir Religion ins Land, oder schere er sich zum Teufel!“ sagte einst ein großer König zu seinem Minister. Darauf kommt es zuletzt an, daß alle großen Menschenangelegenheiten, Vaterland, Kunst, Wissenschaft, Kultur gebaut sind auf einem göttlichen Grunde; was darauf nicht steht, bricht zuletzt zusammen.

Wir erfahren, wie groß die Gefahren einer Bildung ohne Gott sind, in der sozialen Frage. Nicht daß diese Frage diskutiert wird, überhaupt nicht darin, daß verschiedene Parteien verschiedener Richtungen sind, mit mancherlei Interessen, — nicht darin liegt die Not der Zeit, sondern daß Richtungen auftauchen, welche mit klarem Bewußtsein statt des Lichtes die Finsternis erwählen. Da sagen die einen: Wir wollen nicht beherrscht sein von Gott, wir wollen uns selbst beherrschen. Die andern: die Bibel ist kindisch, dies Licht ist Thorheit; sie machen das Licht zur Finsternis. Wieder andre haben einen wahren Glaubenshaß und wollen in ihren Umsturzgedanken Thron und Altar umreißen. Daß sie diesen Haß haben, ich begreife es nicht. Gott meint es gut mit allen; die Bibel ist freundlich zu den Armen und Notleidenden; Jesus ist so sanftmütig und barmherzig, wie nie ein Mensch auf Erden war. Es muß doch eine tiefe Verkehrung des Lichtes in Finsternis sein, daß man keinen Sinn hat für diese Liebe. Woher ein gut Teil dieses Hasses kommt, das wissen wir. Der natürliche Mensch in jedes Menschen Brust ist gern geneigt, auf die Zauberworte der Schlange zu hören, welche spricht: das Wort Gottes ist nicht wahr. Und die Finsternis, welche das Wort Gottes bezweifelt oder Lügen straft, hat eine furchtbare Macht in der Presse von heute. Was wollen die einzelnen Lichtstrahlen und Feuerfunken frommer Predigt und Lehre, wenn über das christliche Volk die

Finsternis einer gottentfremdeten Presse herniedersinkt. Haben wir nicht das Schlimmste erlebt, daß das Heilige öffentlich in den Kot gezogen wurde? Die Presse ist ein Mittel der Bildung, für unsre Zeit unentbehrlich, aber jeder, der an der Presse steht, sollte sich ansehen als Diener des Lichtes. Wenn er zweifelt, mag er seinen Zweifel bringen, — wir haben nichts dagegen, — aber nicht Haß, Hohn, Spott, Lästerung. Das ist Frevel an dem Leben der Nation! Und in der wachsenden Sünde zeigt sich die Ernte, welche aus der Saat einer schlechten Presse aufschießt.

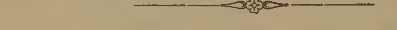
Aus dem neuesten Verzeichnis der Verbrechen, das mir vor wenigen Tagen zugegangen ist, möchte ich Zahlen bringen, welche Ihnen sagen sollen, wie dick die Finsternis ist. In den Jahren 1871 bis 1878 haben nach den Untersuchungen die Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung um 67 % zugenommen, die gegen die Sittlichkeit um 148 %, die gegen das Leben um 45 %, darunter Mord und Totschlag um 118 %, Körperverletzung um 143 %, Verbrechen aus Eigennutz um 49 %, die gemeingefährlichen Verbrechen um 67 % und vielleicht das schmerzlichste, weil es die Kinder angeht, die Verbrechen der jugendlichen Personen um 101 %. Das ist in acht Jahren geschehen! Woher kommt das? Meiner Überzeugung nach fehlt die Antwort nicht, sie lautet: Weil an vielen Orten das Licht des göttlichen Wortes fürs Menschenherz ausgelöscht ist und die Finsternis, die Nacht des religiösen Geistes an die Stelle des Lichtes getreten ist.

Wenn diese göttlichen Quellen nicht mehr fließen, dann vertrocknet alles. Daß sie wieder fließen in den Herzen, im Volksleben, in Wissenschaft und Kunst, Gott mag es geben, auch in der Presse, das ist die Aufgabe in dem Kampfe des Lichtes gegen die Finsternis. Der Charakter unsrer Zeit ist der, daß die Finsternis ganz schwarz ist, ganz selbstbewußt, ganz gewillt zu sagen: ich bin finster und will finster sein, und daß sie mit ungeheurer Energie sich aufrafft gegen alles, was wir Licht nennen. Das Licht ist leider nicht überall so hell, daß es der Finsternis bewußt entgegen leuchtete; darauf aber kommt es jetzt an, daß alle die Menschen, welche das Licht noch wollen, in deren Seele noch eine Ahnung des Göttlichen ist, daß die, welche das Evangelium, den Schutz und Hort unsres Volkes, noch lieb haben, daß die, welche klar sind in den Fragen der Ewigkeit, daß sie alle, die schwachen und die starken Christen, zusammenstehen, ein Herz, eine Seele, eine große Schar und den Kampf des Lichtes gegen die Finsternis führen. Wo sind die Kämpfer und die Truppen?

Da sehe ich zuerst auf die Jugend. Wenn ein Krieg ist, dann treten auch die Jünglinge, welche kaum erst ihr militärpflichtiges Alter erreicht haben, als Freiwillige hinein in den Kampf. Wir wissen es aus unsern Versammlungen, Kampfesversammlungen wie Friedensverhandlungen, wie unter uns die Jugend sich wohl fühlt. Sie scheut den Namen „christlich“ nicht, auch der Name „sozial“ schreckt sie nicht; sie will christlich-sozial heißen und mit uns arbeiten. Ich möchte

der lieben Jugend zurufen: Nichts freut mich mehr, als daß man hier und dort die schlechte Presse der Finsternis abwirft. Aber ich möchte ihr auch sagen: Ordnung, Achtung vor der Autorität, nicht Unruhe und Beunruhigung, sondern ein ernstes, begeistertes Kämpfen um die Wahrheit! — Zu der Jugend kommen die Männer. Wir sind ja ein Verein von Männern. An die Arbeiter richtete sich unser Ruf zuerst, sie sind gekommen; gerade aus ihrer Mitte ist die Bewegung hervorgegangen; daran haben sich die Handwerker angeschlossen. Im Druck der Zeit suchten sie Trost und Zufriedenheit und Gemeinschaft. Dazu kamen Fabrikanten, Beamte und Studierte, ich glaube, es ist heute kein Stand unvertreten bei uns. Liebe Brüder, sehen wir uns an nicht bloß als Zuhörer und Mitglieder, sondern als Kämpfer des Lichtes gegen die Finsternis! Haben wir alle den ernsten heiligen Willen, das Böse zu bekämpfen, zuerst bei uns selbst, um nachher den Kampf zu führen auch gegen die Welt! „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat," nicht erst überwindet, sondern überwunden hat. Nur unter diesem Zeichen können wir siegen. Lassen Sie uns treu zusammen halten und uns vor dem Kampf, der auf uns wartet, nicht fürchten! Der Kampf zwischen Licht und Finsternis wird nicht an einem Abend oder in Jahren gekämpft, er dauert so lange, bis wir einmal die müden Augen zur Ruhe senken; wer ein tapferer Kämpfer sein will, der muß sich geloben, getreu zu sein bis in den Tod, den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen, bis ihm beigelegt wird die Krone der Gerechtigkeit. Für das Licht kämpfen ist nicht leicht, denn die Finsternis ist schlecht, aber schon das Bewußtsein, für die gute Sache zu streiten und hin und wieder doch einen Sieg zu gewinnen, erhebt und begeistert. Stellen wir uns in die Front gegen die Finsternis offen und ehrlich; darauf kommt es an, daß man den Gegner tapfer aufsucht, daß man ihn nicht verkleinert, verleumdet, beschimpft. Überlassen wir das der Finsternis. Das Licht muß gute Waffen haben; aber die Front gegen den Gegner gerichtet und dann unverzagt, unermüdlich, mit einer Begeisterung, welche sich nicht lähmen läßt, mit Vertrauen, nicht auf Menschenkraft, sondern auf Gotteskraft, energisch an den Feind, — so siegt man. Ergreifen wir den Schild des Glaubens, halten wir in unsern Versammlungen dieses Panier hoch, lernen wir Zusammenhalten und Einmütigkeit auch von den Gegnern. Streiten wir nicht um Kleinigkeiten, sondern halten wir an der Hauptsache fest und stehe jeder an seinem Posten, wie jener Steuermann im Sturm, als das Schiff brannte. Die Flamme kam ihm an den Fuß, die Wellen tobten, er aber stand und stand fest und brachte das Schiff zuletzt doch in den Hafen. So ausdauernd, so anhaltend, so fest entschlossen, nicht zu weichen, müssen auch wir unsern Kampf führen. Die Anhänger und Kinder des Lichtes haben der Finsternis viel zu viel Raum gegeben; nun haben diese die Schanzen besetzt; es ist nicht ein gleicher Kampf auf flacher Erde, sondern ein Sturm auf Schanzen, die fußbreit, schrittbreit erobert werden müssen. Fürchten wir

uns nicht, seien wir eine tapfere Schar, treu zusammenhaltend, herzlich in der Brüderlichkeit, halten wir im Glauben an Gott fest, besinnen wir uns auf alles, was groß, gut und edel in der deutsch-christlichen Menschheit ist, und dann haben wir keine Sorge. Mag die Finsternis noch so dunkel sein; auch nach der dunkelsten Nacht geht die Sonne auf. Licht, weil es Licht ist, muß die Nacht bezwingen. Wo Licht ist, da ist Wärme, Wärme der Liebe, des Erbarmens; ich bin überzeugt, das Grollen des Hasses in vielen Schichten wird schwinden, wenn dieses Licht und diese Wärme wieder hineinscheint in unser Volk. Das walte Gott!



Das Aufwachen der deutschen Jugend.

Vortrag, gehalten am 4. März 1881 in der christlich-sozialen Partei.

Die nationale Bewegung, welche gegenwärtig gegen die Übermacht des Judentums in unserm Volksleben gerichtet ist, hat unser ganzes Volk in Bewegung gebracht, und mit der gesamten Nation auch unsre Jugend, besonders die studierende Jugend. In den jungen Herzen auf allen Universitäten hat es angefangen zu gären; sie haben erkannt, daß man die Ketten brechen und die Stricke zerreißen muß, welche unser Volk an das Judentum binden. Freilich sagt man, die Jugend soll sich um Parteistreitigkeiten nicht kümmern. Aber bei einer Frage, die so tief in unser nationales Leben eingreift, ist es ganz unmöglich, daß sich die studierende Jugend neutral hält; was wir von ihr fordern dürfen, ist nur, daß sie maßvoll, ruhig, besonnen in diesen Kampf eintritt. Ihr den Kampf untersagen, wenn die Freiwilligen sich melden, sie zurückweisen, das geht nimmermehr an, und ich meine auch, die akademische Jugend hat ein Recht dazu, sich zu rühren. Kürzlich hat jemand, der über die jüdische Bewegung schrieb, naiver Weise folgendes gesagt: „Wenn die Juden sehen, daß sie im Handel allein keine Verwendung mehr finden können, bleibt ihnen nichts andres übrig, als die akademischen Fächer zu ergreifen!“ Bemerken Sie wohl, welche falsche Auffassung in diesem Satz liegt: also entweder Handelsleute, Börsenmänner, Bankiers, oder Juristen, Mediziner, Philologen! Man fragt unwillkürlich: warum denn nicht Handwerker, warum denn nicht Arbeiter, warum denn nicht auch einmal Sackträger? Wenn die Juden behaupten — und sie sagen dies immer —, daß sie mit uns eine Nation ausmachen, so mögen sie doch auch an all den Lasten und Pflichten, an der Arbeitslast und Arbeitspflicht des Volkes teilnehmen. Es ist ein ganz unleidlicher Zustand, daß sie sich in den Besitz der Lebensadern unsres Volkes setzen, des Geldes, der Presse, der Wissenschaften, und uns das übrig lassen, was ihnen nicht gefällt. Wenn es wahr ist, was so oft unwidersprochen in den Zeitungen

gestanden hat, daß in Berlin ein Drittel der Studentenschaft jüdischen Glaubens ist, so liegt darin für unser geistiges Leben eine große Gefahr: wir können und wollen das Hereindrängen des jüdischen Elements in die Wissenschaften, in die Kreise unsrer Kultur in dieser Übermacht absolut nicht vertragen. Wenn Wissenschaft nichts weiter wäre, als daß man sich den Kopf anfüllt mit toten Kenntnissen, dann wäre es ja ganz gleichgültig, ob ein Christ studiert oder ein Jude, ob Christen unsre akademischen Fächer besetzen oder die Söhne unsrer israelitischen Mitbürger. Aber das ist ja der furchtbare Irrtum, unter dem unsre Epoche leidet, daß man glaubt, das Wissen, die Gelehrsamkeit, die Bildung habe mit Herz und Charakter nichts zu thun! Meines Erachtens hat ein Wissen ohne Beteiligung des Gemütslebens, des Charakters keinen Wert. Wir sind nun einmal eine christliche deutsche Nation, wir haben nun einmal die sittlichen Anschauungen, welche uns aus dem Evangelium eingeprägt sind, seit Jahrtausenden. Wir haben ein Recht das zu fordern, daß unsre Wissenschaft, und zwar in allen Fakultäten, durchdrungen sei von christlichem und nationalem Geiste, weil wir glauben, daß eine bloße Kopfwissenschaft eine Gefahr ist für die besten Güter unsres Volkes. Lessing hat wohl einmal gesagt, Weltbürgertum sei das einzig Wahre, Nationalitätsgefühl eine Schwachheit. Ich halte diesen Ausspruch für eine der mancherlei Schwachheiten des großen Lessing. Wir sind in dem Jahrhundert, das uns von ihm trennt, ein Stück weiter gekommen; ich rechne es zu den größten Errungenschaften unsres letzten Jahrzehnts, daß wir uns wieder auf unsre Nationalität, auf die Eigentümlichkeiten unsres Volkstums, auch auf die christlichen, besonnen haben. Ich glaube, daß jedes Volk von Gott mit einer eigentümlichen Anlage, mit besondern Gaben, ausgestattet ist und daß es diese Eigentümlichkeiten festhalten muß, weil sie zu seiner Existenz gehören. Hat nun ein Volk, wie das deutsche, seit einem Jahrtausend die Lebensluft christlicher Kultur geatmet, so kann es diese nicht aufgeben ohne zu sterben, wie ein Mensch stirbt, wenn er die rechte Luft zum Atmen nicht hat. Das ist die große Aufgabe für den einzelnen, wie für ein ganzes Volk, sich auf die Persönlichkeit zu besinnen, die in ihm liegt, und daran zu arbeiten mit ganzer Kraft, Treue und Begeisterung. Stellen wir uns einmal klar vor Augen, was es bedeuten würde, wenn Israeliten in großer Anzahl in die Studien hineindrängen. Ich will von der Theologie nichts sagen, weil die jüdische Theologie für das Volksleben durchaus unbedeutend ist, sie gleicht einem verdorrten Baum. Aber das Hineindrängen in die Justiz! Ich denke noch gar nicht an die richterlichen und obrigkeitlichen Stellen, von denen so viel die Rede gewesen ist; — auch der Rechtswissenschaft ist es nicht günstig, wenn sich die Meinung festsetzt, das Recht habe mit dem nationalen Leben und dem Christentum nichts zu thun. Das Recht ist nicht eine Wolke, die bloß über unsern Häuptern schwebt; das Recht, wenn es unbestritten gelten soll, muß zusammenhängen mit dem Gerechtigkeitsgefühl eines Volkes; unser Recht, als das einer christlichen Nation, muß durchdrungen sein vom

Geiste des Christentums. Und wenn heute an vielen Punkten unser Volk die Rechtsformen und Rechtsnormen nicht mehr befriedigend findet, nun es ist bereits eine Schule da, welche sagt, es liege daran, daß wir von dem germanischen Recht, von der christlichen Rechtsidee zu weit abgekommen sind. Und bei dem Kampfe um diese Rechtsidee können uns die israelitischen Juristen gewiß nichts helfen, sie sind keine Deutsche, sind keine Christen. — Man meint vielleicht, in der medizinischen Fakultät sei eher eine Stätte für jüdische Studenten. Wir wollen gewiß den Israeliten dies Studium nicht verschließen, aber wir müssen doch wünschen, daß die Ärzte im großen und ganzen christlicher Konfession — ich füge aus reicher Erfahrung an Kranken- und Sterbebetten hinzu — christlichen Glaubens sind. Seien Sie überzeugt, daß ein Arzt, der mit dem persönlichen und dem Familienleben so innig vertraut ist, ungemein viel thun kann, um die sittlich-religiöse Entwickelung zu hindern, oder auch zu fördern. Ärzte, welche von Herzen Christen sind, welche ihren Kranken nicht bloß Arznei, sondern auch die Kraft aus der Höhe, Trost aus Gottes Wort vermitteln können, sind bessere Ärzte als die, welche nur den Leib pflegen. Jüdische Ärzte sind aber mit Naturnotwendigkeit unter dem christlichen Gesichtspunkte Ungläubige. — Gehen wir in die philosophische Fakultät hinein, in das Studium der Weltweisheit; da ertönt die Klage — und sie ist wohl begründet —, daß die heutigen Juden für das Reich der Ideen wenig Begabung haben. Viel Verstand, aber wenig Vernunft, das ist ihre Eigentümlichkeit, die sie in Presse und Litteratur, im wissenschaftlichen und öffentlichen Leben beweisen! Sehr talentvoll in allem, was das Begreifen betrifft, haben sie wenig Lust, den Flug der Gedanken zu unternehmen, den die Weltweisheit, das Forschen in den Tiefen und Höhen der Dinge erfordert. Sie haben ja in der neueren Zeit einen großen Philosophen gehabt, Spinoza; aber dieser Gelehrte war einer der gefährlichsten Gegner christlicher Weltanschauung. Auch ein Jude war er nicht; die Synagoge hat ihn ausgestoßen; einige haben sogar vermutet, er sei zuletzt in die christliche Kirche übergetreten. — Sollen die Juden alte Sprachen, Geschichte studieren? Das müßten sie doch thun, um Lehrer an unsern Gymnasien und Universitäten zu werden? Da sind sie wirklich nicht zu brauchen! Wer die alten Sprachen lehrt, wer Griechisch und Lateinisch unterrichten will, der muß die christliche Weltanschauung inne haben, um die jungen Geister, welche an dem Altertum genährt sind, auch damit bekannt zu machen, daß wir, die wir Christen sind, etwas Besseres haben! Es ist das vielfach an höhern Schulen ein großer Mangel, daß der Fülle von Stoffen des Altertums nicht ein Gleichgewicht entgegensteht in den Lehren christlicher Kulturanschauung. Und wenn von unsern höhern Schulen so viele abgehen, welche mit dem Christentum vollkommen gebrochen haben, es liegt zum Teil daran, daß die christliche Weltanschauung zu wenig gepflegt wird, auch da, wo der religiöse Unterricht in guten Händen liegt. Aus der gesamten Nation, von der Volksschule des letzten Dorfes bis in die Universitäten hinein, ertönt ein Notschrei um die Erneuerung christlicher

Weltanschauung; wir suchen wieder solche Lehrer, solche Professoren, welche unsre Jugend mit den christlichen, germanischen Idealen begeistern. Dazu sind aber die israelitischen Gelehrten absolut unbrauchbar. Ich will damit die Juden weder beleidigen noch schmähen, ich will damit nur sagen: an der großen Geistesarbeit, welche unser Volk thun muß, wenn es nicht verderben will, verhindert sie ihre Nationalität und ihre Religion, wodurch sie abgehalten sind, den Strom christlichen deutschen Lebens mit uns zu durchmessen. Das fühlt die Jugend auf unsern Universitäten, mit dem raschen Griffe, der der Jugend eigen ist, nicht immer überlegend wie ein kühler Verstand, sondern mehr im Aufwallen jugendlicher Begeisterung. Darüber wollen wir sie nicht schelten, wir wollen uns dieses Aufwachens unsrer deutschen Jugend von Herzen freuen und ihnen nur zurufen: Liebe deutsche Jünglinge, bleibt auf dem rechten Wege, werdet lebendige Christen, schließt euer Vaterland in euer Herz ein, habt alles lieb, was groß, gut, edel und göttlich ist; aber denkt nicht, daß es genug ist, Juden zu hassen und sich antisemitisch zu nennen. Deutschtum und Christentum sind innig mit einander verbunden! Meine jungen Freunde, ich gebe auf eine bloße antijüdische Bewegung gar nichts, wenn sie nicht durchdrungen ist von einer herzlichen Liebe zum Evangelium in unsrem deutschen Volke. Seien Sie gewiß, nur das wird nachhaltig wirken, was aus diesem ewigen Quell der Jugend fließt. Und je länger, je mehr werden die, welche in dieser Bewegung stehen, das auch einsehen. Damit will ich zwischen uns und den andern Führern der antijüdischen Bewegung keine Zwietracht säen, sondern ich will es hier nur aussprechen, daß auch die verwandten Bestrebungen dieser Art von dem Gefühl durchdrungen sein sollen: Deutschland muß wieder christlich werden. Und es ist meine persönliche Gewißheit, daß die ganzen Ströme dieser antijüdischen Bewegung zuletzt zusammenfließen werden in ein breites, tiefes Bett und uns hintragen in den Ozean christlicher Weltanschauung und deutscher Gesinnung. Das ist nötig, das ist auch für unsre deutschen Jünglinge nötig. Nicht früh genug können sie sich mit diesem Gedanken vertraut machen.

Wir haben in unserm Jahrhundert schon einmal unter der deutschen Jugend eine Bewegung erlebt, wirklich eine erfrischende Bewegung, die leider nur kurze Lebensgeschichte der deutschen Burschenschaft. Es war zum 18. Oktober 1817, da hatte man an alle Hochschulen ähnlich wie in den letzten Monaten Zirkulare geschickt. Wir wollen — so hieß es — an dem Tage der Schlacht bei Leipzig in dem Jahre der 300jährigen Wiederkehr der Reformationsfeier an der heiligen Stätte der Wartburg zusammenkommen und zu den beiden Thatsachen die dritte fügen: die allgemeine Vereinigung der deutschen Burschenschaften aus den besten Kräften der Studentenschaft heraus. Unendlich verheißungsvoll und prophetisch war diese Bewegung; mit Ausnahme einer einzigen Universität fand dieser Aufruf an allen Akademien begeisterte Zustimmung. Berlin schrieb damals zurück: „Unsern Gruß zuvor, liebe Brüder! Zur Feier

des 18. Oktober werden wir nach unsern Kräften gern das Unsrige beitragen. Wir werden einige Deputierte nach der Wartburg schicken und es allen hier Studierenden bekannt machen. Ein Gedicht wird so bald als möglich überschickt werden. Damit Gott befohlen!" Das schönste Wort kam aus Tübingen aus Schwaben, aus demselben Land, dessen Vertreter uns heute vor acht Tagen die ergreifende Geschichte vom Schlachtfeld erzählt hat, das Wort des sterbenden, jungen deutschen Kriegers: wir sind nicht schlechter als unsre Väter! Ja, lassen Sie uns, wenn wir die Geschichte der deutschen Burschenschaft heute abend in kurzen Zügen an unsern Augen vorübergehen sehen, lassen Sie uns an das Wort gedenken: „Wir sind nicht schlechter, wir wollen nicht schlechter sein als unsre Vorfahren." Und wenn es bei dem studentischen Landesvater heißt: „Jeder sei der Väter wert", dann wollen auch wir heute der Vergangenheit gedenken. Aus Tübingen also kam folgende Antwort: „Euren Gruß, liebe deutsche Brüder, erwidern wir, und danken Euch für Euer freundschaftliches Schreiben vom 11. August. Euer Vorschlag, auf der Wartburg am 18. Oktober mit Burschen von allen deutschen Hochschulen zusammenzukommen, wurde mit allgemeinem Beifall, als ein recht schöner und passender Gedanke, dieses Reformationsfest zu feiern, angenommen, und wem von uns es nur möglich ist, wird sich zur festgesetzten Zeit einfinden; doch können dieses, durch Umstände verhindert, nicht so viele, als zu wünschen wäre.

„Wer sollte auch nicht wünschen, einem solchen Feste beizuwohnen, welches eine herrliche Veranlassung, einen so schönen Zweck und einen so geheiligten Ort hat, einem Feste, wie noch keins gefeiert wurde und vielleicht so bald keins wieder gefeiert wird. Wohl mag da die Blüte der deutschen Jugend sich freuen und jubeln im gerechten Stolze auf die Kraft und den heiligen Sinn ihrer Väter, die durch ihre Kraft und Hochsinn der Welt das Schönste und Herrlichste wieder erkämpfte, Gewissensfreiheit, und der von Finsternis und Aberglauben beschatteten Menschheit das lange geraubte Licht wieder verschaffte, wozu besonders der erste Streiter unter ihnen, der unsterbliche Luther, an diesem Orte den Grund legte durch die Übersetzung der heiligen Schrift. Sollten deutsche Söhne sich solcher Väter nicht freuen, wenn in ihrem Herzen nur der Gedanke lebt: ich will meiner Väter nicht unwürdig bleiben?

„Und nicht weniger kann und soll der deutsche Bursche sich dieses schönen Tages freuen, wo für die Erhaltung und Selbständigkeit unsres lieben deutschen Volkes gestritten und gesiegt wurde, unter denen doch so viele sind, die an diesem Tage Leib und Leben dafür wagten; — mag auch immerhin mancher mit tiefer Traurigkeit sehen, wie so manche schöne Hoffnung vereitelt und so manche gerechte Erwartung des braven deutschen Volkes nicht erfüllt wurde. Den Jüngling muß die Hoffnung beleben, und das Gefühl, für die Zukunft sich mit Mut und Kraft dem Guten zu widmen, ihn mit Freude erfüllen. — Und die solches fühlen, die müssen an diesem Tage, an diesem heiligen Orte zusammenkommen, um

sich brüderlich die Hand zu reichen und sich einander zu geloben, für das Wohl des Vaterlandes zu wirken. Denn durch Einigkeit und inniges, festes Zusammenhalten siegt das Gute über das Böse, wie unsre Zeit bewiesen hat, aber durch Trennung und Uneinigkeit wird der einzelne zu Boden gedrückt.

„Und so wird es für Deutschland nicht ohne Segen sein, wenn viele brave Jünglinge zusammenkommen und sich einander geloben: ich will einst für das Wohl und für die Freiheit meines Vaterlandes mit aller Kraft und unüberwindlichem Mute wirken. Da lernen sich viele kennen als solche, die mit zu diesem Ziele streben, und wirken fortan gemeinschaftlich; oder wenigstens der Gedanke: noch viele wirken mit zu diesem Ziele, wird schon den Mut des einzelnen erhöhen. Und diese Vereinigung, dieses Festhalten an einander, ist nicht nur für die Freiheit und das Wohl unsres Volkes, sondern auch jedes einzelnen Standes und besonders des deutschen Burschenstandes durchaus notwendig.

„Gehabt Euch wohl, und bleibt uns mit deutscher Liebe und Treue stets zugethan."

Man fragt mit Recht, woher nahm die Jugend von damals diese tiefen Gedanken und diesen prophetischen Blick? Nun das war die Jugend aus den Tagen der Freiheitskriege, zum Teil geschmückt mit dem eisernen Kreuz; ein Sturmwind aus der Höhe hatte sie ergriffen. Sie haben noch heute, studentische Brüder, in Ihrem Kommersbuch das Lied, und an schönen Abenden wird es gesungen: „Sind wir vereint zur guten Stunde", das hat Ernst Moritz Arndt, neben Luther einer der deutschesten Männer, damals aus dem Herzen der Jugend heraus gesungen. Vergessen Sie nicht, daß in diesem Liede der eine Vers lautet:

„Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war;
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft so schön erneut
Und über Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Solche Töne waren es, die der deutschen Jugend in die Brust fuhren und einen hellen Widerhall fanden bei diesem Wartburgfeste. Es war ein schönes Fest am 18. Oktober 1817. Da zogen sie hinauf in den großen Rittersaal, der wohl tausend Menschen faßt, in heiliger Begeisterung; sie begannen mit dem Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott" und sangen es durch bis zum letzten Verse. Dann trat ein Student der Theologie auf, ein Mann, der sich bei Waterloo das eiserne Kreuz verdient hatte, und begann mit einem feurigen Gebet und hielt an seine jungen Brüder eine gewaltige Anrede: „An dem", so schloß er, „wollen wir halten, solange ein Tropfen Blutes in unsern Adern rinnt. Der Geist, der uns hier zusammenführte, der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, soll uns leiten durch unser ganzes Leben,

daß wir, alle Brüder, alle Söhne eines und desselben Vaterlandes, eine eherne Mauer bilden gegen jegliche äußere und innere Feinde dieses Vaterlandes; daß uns in offener Schlacht der brüllende Tod nicht schrecken soll, den heißen Kampf zu bestehen, wenn der Eroberer droht; daß uns nicht blenden soll der Glanz des Herrscherthrones, zu reden das starke, freie Wort, wenn es Wahrheit und Recht gilt; — daß nimmer in uns erlösche das Streben nach jeglicher menschlichen und vaterländischen Tugend; dazu gebe Gott seinen Beistand und Segen.“ Es lag tiefe Andacht auf jener studentischen Versammlung, bis sich aus ihrer Mitte das Lied erhob: „Nun danket alle Gott.“ Damit haben sie geschlossen. Am Abend ging es hinauf auf Bergeshöhen, da loderte ein Feuer, gemäß dem Worte Ernst Moritz Arndts: so solle man die Leipziger Schlacht feiern, und diejenigen, die jene Tage mit erlebt hätten, sollten denen, die nicht dabei gewesen, erzählen von dem Heldenmut und Gottes Hilfe in den Freiheitskriegen. Das geschah denn auch in großer Freudigkeit. Aber es geschah leider noch etwas andres; in jugendlichem Übermut hatte man einen Haufen Bücher herbeigebracht, darunter manche reaktionäre Schriften, die warf man in das Feuer, dazu einen Schnürleib, einen Zopf und einen Korporalstock zum Zeichen, daß man brechen wolle mit der alten Zeit. Dieses Verbrennen war nicht verabredet, es war nur ein jugendlicher Einfall, aus dem Moment geboren. Aber dieser eine unglückliche Einfall hat die Kraft der burschenschaftlichen Bewegung gebrochen, die Regierungen und die Fürsten mißtrauisch gemacht, viel Lebenskraft zerstört. Und als Sand Kotzebue ermordete, als die Bewegung in den Ruf der Demagogie, des Umsturzes und der Revolution kam, da war es mit ihr vorbei, sie wurde niedergehalten und niedergeschlagen. Es ist ja wahr, manche Unbesonnenheit hat sich hineingemischt, manches Lied wurde damals gesungen, dessen Tragweite die Jugend nicht übersah. Aber der, der die wildesten Lieder damals gesungen hat, ein Student Follen (cf. v. Raumer S. 169) dichtete doch auch das Lied:

„Du rufst, o Gott!
Dein ewig Flammenbild steht uns erneuet
Im stolzen Herzen, das Dein Aug' nicht scheuet.
O Gnadenmeer!
Als Damm und Wehr
Erschufst uns Du, als einen festen Turm
Drein es in Nöten läuten soll zum Sturm.

In Not und Tod
In Lust und trübem Harm steht ewig offen
Dein Freiheitsdom; und wie wir gläubig hoffen
Daß Deine Macht
Noch niederkracht
Des Herrentumes Burg; so laß geschehen,
Daß wir entrollt der Freiheit Fahnen sehen!

O Jesu Christ!
Dein klares Wort ist: gleiche Freiheit allen!
Von Gottes Lieb' und Einheit ist gefallen,

Wer dieses Wort,
Den Gnadenhort
Den er erkannt, nicht fest im Herzen hält:
Nicht ihm sein Leben lebt und für ihn fällt.

Mein Herz, wie bist
Demütiglich vor Gott Du hingesunken,
Seit Dir zum Brand erwuchs der Freiheitsfunken!
Das ist die Kraft,
Die Liebe schafft,
Das ist des Heilands ewig klare Lehr'
Und ist erfunden als die beste Wehr.

O Gotteslicht!
Wie auch Dich Herrn und Knechte wild umschnauben
Mit Neid und Haß: mein Wollen steht, mein Glauben
In Mut und Stolz
Am Kreuzesholz,
Wo Du besiegelt Deiner Worte Kraft,
Die neu Dein Volk zu reiner Freiheit schafft.

Und du, mein Volk!
Dir ruf ich's zu in freudgem Todesbeben:
Dein Heiland kommt! wach auf zu neuem Leben!
Der Spott zergeht:
Herrndunst verweht!
Die Fahne steigt, das Sieg'skreuz hoch empor!
Hinan! geöffnet ist der Freiheit Thor!"

Und in einem Flugblatt, das damals in Form einer Zwiesprache ausging, hatte die Studentenschaft klar bekannt: wir wollen zwar Freiheit, ein einiges Deutschland, ein großes Vaterland, aber anderseits auch Glauben und Tugend haben. Was für Jünglinge unter ihnen waren, das zeigt keiner mehr als die Heldengestalt des jungen Friesen, eine Gestalt, die unvergeßlich auf die Nachwelt übergehen muß. Wenn Sie auf den Seiten Ihres Kommersbuches ein Lied von Friesen finden und lesen, dann überschlagen Sie die Anmerkung nicht, in welcher Vater Jahn das Bild Friesens zeichnet: „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den jung und alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwertes auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm ward nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von welscher Tücke fiel er bei düstrer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefällt, keinem zu Liebe und keinem zu Leide —: aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen." Liebe deutsche Jugend! Stelle diesen Jüngling vor deine Augen und bemühe dich zu werden wie er.

Aus diesen Wurzeln, aus solchen vaterländischen und religiösen Ge-

danken, aus Not und Angst um des Vaterlandes Freiheit, aus Kämpfen, die von Gott mit Sieg und Ehre und Freiheiten gesegnet waren, wuchs die Bewegung von damals hervor, und nur weil sie nicht Maß hielt, weil in ihr ein einziger Fehler gemacht wurde, weil sie mit ihrem jugendlichen Übermut nicht zurückhalten konnte, darum ist sie zusammengebrochen. Wohl sang man bei der Auflösung der Burschenschaft die Verse:

„Das Haus mag zerfallen!
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott!"

Man sang so, aber man konnte den Geist doch nicht festhalten; ein jeder Geist, der hier auf Erden wachsen will, braucht ein festes Haus, und das Haus wurde damals zertrümmert. Ein andrer Geist, viel klarer und praktischer, ist es ja auch, der heute durch die Welt zieht und durch die Herzen der Jugend geht. Man denkt nicht mehr daran, Bücher und Broschüren konservativer Schriftsteller zu verbrennen. Man hat freilich auch ein Feuer angezündet und wirft alle die nichtswürdigen Berliner Juden- und Heidenblätter hinein; dawider kann niemand etwas haben. Wirft die Jugend dazu noch den Schnürleib der Menschenfurcht, den Fortschrittszopf und den Korporalsstock der Phrase, wir sind nicht dagegen, und kein guter Deutscher kann dagegen sein. Aber daß das alles in rechter Weise geschehe, darauf kommt es in unsern Tagen an. Es ist ganz nötig, daß die Jugend mit den besten Gaben sich erfülle, mit einem heiligen Patriotismus und mit dem Gedanken biblischer Weltanschauungen. Universitas heißt die Allgemeinheit, die Ganzheit der Bildung. Von dieser Ganzheit sind wir weit abgekommen; es gibt Gelehrte, die in Einzelheiten unendlich Großes leisten und von dem, was den Schatz des Menschenlebens ausmacht, von religiösen Mächten und sittlichen Gedanken blutwenig wissen. Wer auf der Universität ist, wer in diese Ganzheit der Bildung einen Blick thut, der darf an der Religion nicht vorübergehen. In dem alttestamentlichen Buch, das man mit dem Faust verglichen hat, weil es über die tiefsten Fragen der Menschheit nachsinnt, im Buch Hiob steht: „Ach daß ich wäre, wie in den vorigen Monaten, in den Tagen, da mich Gott behütete, da seine Leuchte über meinem Haupte schien und ich bei seinem Licht in der Finsternis ging, wo ich war zu der Zeit meiner Jugend, da Gottes Geheimnis über meiner Hütte war." Darf ich fragen, ob über der Hütte unsrer deutschen Jugend das Geheimnis Gottes ist? Im Neuen Testament schreibt St. Johannes an die Jünglinge: „Ich habe euch Jünglingen geschrieben, daß ihr stark seid und das Wort Gottes bei euch bleibt und ihr den Bösewicht überwunden habt." Ich frage wieder: „Leben diese Kräfte des Neuen Testaments in unsrer Jugend, daß sie stark ist gegen das Böse, und das Wort Gottes in ihrem Herzen bleibt, und daß sie den Bösewicht, der die heiße Jugend so manchmal anficht, überwindet? Das ist doch zuletzt die Frage, ob Sie gewillt sind, in dem wissenschaftlichen Wettkampf mit den israelitischen Studenten mehr zu

leisten als sie, besser, fleißiger, strebsamer zu sein als sie, ob in dem sittlichen Ringen, ohne das eine rechte deutsche Jugend nicht zu denken ist, auch unsre akademische Jugend aufstehen und siegen will. Wenn sie zuweilen die Klinge kreuzt und Blutige austeilt, — kennt sie auch den innern Kampf, das stille Schlachtfeld der Seele, wo der Gegner viel gefährlicher ist und die Wunde viel tiefer und der Sieg viel schöner? Das Aufwachen der Jugend muß von diesem idealen Geist durchzogen sein, nur dann ist es rechter Art. Lassen Sie sich von den vielen Verführungen und Versuchungen, welche die studentische Luft durchziehen, nicht in den Abgrund locken, sondern halten Sie fest an dem, was der Jugend bestes Erbteil ist, an dem Idealen! Es ist eine wunderbare Zeit, die Jugendzeit; heilig hat man sie genannt, da ist einem das Herz so voll, die Welt der Zukunft liegt so reich vor einem, da schwärmt man und begeistert sich. Es fragt sich woran und wofür. Wie schön, wenn ein Jüngling mit hellen Augen und frischem Blut, mit Kraft im Gemüt und in den unentweihten Gliedern, dasteht wie ein Abbild von jenem Friesen, wenn er in seiner Jugend so lebt, daß er in seinem Alter sagen kann: Mein Alter ist wie die Jugend. Sie singen so manches Lied aus Ihrem Liederbuch; vergessen Sie's nicht, daß auch darin steht:

„Wer ist ein Mann?
Der beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut.
Er zaget nicht,
Wenn alles bricht,
Den Frommen nimmer graut.
Wer ist ein Mann?
Der glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei,
Denn diese Wehr
Trügt nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entzwei."

Singen Sie mit Zustimmung das Lied:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang' erlesen
Dir die deutsche Art."

Denken Sie daran, daß der Wahlspruch der echten Jugend lautet: Frisch, fromm, fröhlich, frei. Frisch, weil in der Jugend rasches Blut strömt. Fromm, weil die Jugend ganz besonders auf Idealität gebaut sein muß. Fröhlich, weil, wer frisch und fromm ist, sich auch freuen kann über alles Gute und Edle. Und frei, frei für alles Große, frei von allem Schlechten! Wo dieser Wahlspruch nicht gilt, wird das Herz verschlossen gegen das Licht, und es zieht das Dunkle, das Böse ein. Echte Jugend ist hell wie Morgenrot. Vergessen Sie's nicht, wenn in diesen Tagen

manchmal an das Lied gedacht und gesungen ist: „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, daß der eine Vers in diesem Freiheitsliede lautet:

„Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertraun.
Ohne Furcht, es wird dein Nachen
Auch trotz Sturm den Hafen schaun.“

Solche Stimmen aus Ihren Liedern rufen Sie sich einer dem andern zu, grüßen Sie sich mit diesen echt studentischen Grüßen. Und wollen Sie mitkämpfen für das Heil des Vaterlandes, wollen Sie teilnehmen an der so notwendigen Erneuerung unsrer Nation, wollen Sie wirklich zu der Jugend gehören, der die Zukunft und die Ewigkeit gehört, dann lassen Sie Ihre Brust durchklingen, wie die der Burschenschaftler von der Liebe zu allem Edlen. — Trägheit, Trunk, Spiel, Leichtsinn, Unzucht, das sind die Gefahren der studierenden Jugend. Es heißt in einem Ihrer Lieder: „Ich hab' den ganzen Vormittag in einem fort studiert, drum sei auch nun der Nachmittag dem Bierstoff dediziert“; ich meine, es ist zu viel, wenn der ganze Nachmittag dem Biere geweiht ist. Lautet dann gar noch der Endschluß: „Ich geh' nicht eher vom Platze heim, als bis die Wächter zwölfe schrein“, so ist das der Ruin. Und doch wie viele sind, die auch den Vormittag nicht studieren, und Student sein heißt doch studieren! Mag die Jugend einmal überschäumen, aber die Liebe zum Wissen, der Trieb, vorwärts zu kommen und die Geisteskräfte zu bilden, muß das Beherrschende bleiben. In dem Programm der alten Burschenschaften stand: Ausbildung jeder geistigen und leiblichen Kraft zum Dienst des Vaterlandes. Ich wüßte keine schönere Devise für die Studentenschaft von heute. — Singen Sie: Gaudeamus igitur, jevenes dum sumus, mögen wir uns freuen, solange wir Jünglinge sind, aber denken Sie auch des andern Liedes: Integer vitae scelerisque purus, lauter im Leben und frei von Sünde. — Denken Sie daran, daß Sie dem ehrlichen, reinen, keuschen deutschen Mädchen in so manchem Liede ein Hoch ausbringen und verachten Sie die Unzucht, die an dem Mark der Jugend frißt. Sind Sie patriotisch von ganzem Herzen, wollen Sie nach dem Höchsten trachten, dann weist Sie alles, Ihre Eltern, Ihr Vaterland, Ihre Kirche, Ihre Zukunft auf die Bahn der Tugend, der Ehre und der Pflicht. Und „der große Weltenmeister, der die Herzen, der die Geister für ein heilig Wirken schuf“, der stärke Ihren Sinn, mögen Sie einer Fakultät angehören, welcher Sie wollen, Gott und dem Vaterlande zu dienen. Die Königin Luise sagte: „Das Gute wird nur bewirkt durch die Guten.“ So, deutsche Jugend, und nicht bloß du studierende Jugend, werde gut; begeistere dich für die große Sache der Erneuerung unsres Volkes. Und wir Männer wollen uns mit einschließen; raffen wir uns auf aus dem Schlafe, steigen wir empor aus dem Abgrund, stellen wir uns in dieser großen und schweren Kampfeszeit auf die Zinne des Vaterlandes und der Kirche, fechten wir mit einem reinen, blanken Schwert, und dann mit Gott einwärts, aufwärts, vorwärts! Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Die kaiserliche Botschaft.

Rede gehalten im Eiskeller zu Berlin am 2. Dezember 1881.

Die kaiserliche Botschaft ist ein Wort von weltgeschichtlicher Bedeutung, nicht bloß ein landesväterliches Wort aus treuem Herzen, sondern auch ein königliches Wort mit großen, weittragenden Gedanken. Es würde immer etwas Ergreifendes und Bedeutendes haben, wenn eine Regierung durch den Mund des Trägers der Krone sich so unmittelbar und warm an die Seele des Volkes wendet, und zwar mit dem Gedanken der Fürsorge für das Wohl derer, die am wenigsten gesichert sind. Ein solches Wort kann nur aus herzlicher Liebe zum Volk stammen; das fühlt jeder, der es mit der gebührenden Ehrfurcht liest. Hier aber ist es nicht bloß eine Regierung, wie es ihrer viele gibt, nicht ein Fürst, wie so manche auf den Thronen sitzen, hier ist eine Regierung, hervorragend durch die größten politischen Erfolge, welche jemals im Laufe der Weltgeschichte errungen sind, und ein Kaiser, der, nachdem er durch staunenswerte Siege die Welt in Bewunderung versetzt hat, in seinem hohen Greisenalter die letzte Arbeit seines Lebens daran wendet, das soziale Problem mit Ernst anzufassen und die Lösung desselben anzubahnen. Man hat oft von unserm Kaiser gesagt, er sei vorzugsweise ein Kriegsherr und Kriegsheld. Und gewiß für die deutsche Einheit, die nicht anders als mit Blut und Eisen gewonnen werden konnte, für die Kämpfe, welche nötig waren, all die losgerissenen Glieder des deutschen Reiches wieder mit unserm Volkskörper zu verbinden, die Söhne der Nordmark und der Westmark wieder zu gewinnen, war ein Soldat der von Gott gewiesene und gegebene Fürst. Aber derselbe Monarch, der mit Energie und Besonnenheit die großen Kämpfe der Nation auf dem Schlachtfelde geführt hat, derselbe Monarch hat ein volles Verständnis für die inneren Fragen des Volkslebens, und nach allen Kämpfen und Siegen spricht er es offen aus, was niemand ohne Begeisterung hören kann: „Wir halten es für unsre kaiserliche Pflicht, dem Reichstag diese Aufgabe — die soziale — von neuem an das Herz zu legen, und würden wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsre Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterland neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen."

Mit dem Rückblick auf die siegreichen Schlachtfelder, das geeinigte Deutschland, die eroberten Provinzen, verbindet die Botschaft den Ausblick in die friedliche Entwickelung der Zukunft, in die soziale Reformation, die uns not thut. Groß sind die Heldenthaten und Erfolge

unsrer Politik, größer sind die Schwierigkeiten und Errungenschaften der Staatskunst auf dem Gebiete des inneren Staatslebens; groß ist es, den äußern Feind besiegen, größer, den inneren Feind zu überwinden. Das ist das erhabene Gepräge des Kaiserwortes, an dem man nicht drehn noch deuteln soll.

Überall, wo man helle Augen hat, zu sehen, was die Gegenwart fordert, wo man Ehrfurcht fühlt für den majestätischen Herzton eines greisen Helden, hat man diesem Wort die größte Verehrung entgegengebracht. Selbst in den liberalen Kreisen des Auslandes hat man die Bedeutung der Botschaft erkannt, hat den herzlichen Klang derselben gerühmt, hat es ausgesprochen, daß sie die entscheidende Frage der Gegenwart und der Zukunft stellt. Der deutsche Kaiser setzt damit die soziale Frage auf die Tagesordnung nicht bloß der deutschen Sozialpolitik, sondern der universalen Kulturarbeit. Deutschland weckt mit einem Schlage die Aufmerksamkeit der ganzen Welt. — Nur bei uns hat der Radikalismus das kaiserliche Wort gemißachtet; er hat es nicht bloß kritisiert, was ihm ja zustand, da der Fürst Reichskanzler es gegengezeichnet hatte, er hat es mißverstanden und mißgedeutet. Ja er hat dem Kaiser geradezu das Recht bestritten, so zu reden. Der Fürst — hat man gesagt — soll nicht in den Kampf der Parteien hineinsteigen, nicht mit seinem Schild die Regierung decken. Ich frage: ist das die deutsche Vorstellung von einem Fürsten, daß er der einzige Mann im Reiche ist, der dem Volke nicht seine Meinung, seinen Willen sagen darf? Sollte wirklich ein Monarch von Gottes Gnaden so abhängig sein, daß er niemals mit dem Blitz seines Wortes hineinfahren dürfte in die Dunkelheiten und die Finsternis verscheuchen? Wir danken unserm Kaiser, daß er zu seinem Volke geredet hat. Treue um Treue, so lautete bei dem Beginn des französischen Krieges das Gelöbnis zwischen Fürst und Volk. So klingt es jetzt wieder in den sozialen Kampf hinein: und auch in diesem Streit wird die Treue siegen.

Nur selten sind Worte Thaten. Das königliche Wort ist eine That von weit reichender Kraft, ein Vermächtnis des wieder erstandenen deutschen Kaisers, nicht bloß an sein Volk, sondern für sein Volk. So entspricht es der Geschichte der Hohenzollern und Preußens.

Wer an eine göttliche Leitung der Völkergeschichte glaubt, der kann nicht anders als in der preußischen Geschichte den Finger Gottes sehen, der unserm Volke große soziale Aufgaben gestellt. Seit jener erste Friedrich in die Mark kam, in ein ungeordnetes Land, mit den schwierigsten Verhältnissen, hatten die brandenburgischen Fürsten starke soziale Kämpfe zu bestehen, schwere wirtschaftliche Aufgaben zu lösen. Aus den Kurfürsten wurden Könige, aus dem preußischen König der deutsche Kaiser; in jedem Wendepunkte dieser aufstrebenden Geschichte finden wir die lebhafteste Fürsorge des Fürsten für des Volkes Wohl. Der große Kurfürst war auch der große Schützer der brandenburgischen Arbeit. Er hob die einheimische Manufaktur, gründete selbst Fabriken und ge-

dachte Brandenburg durch die Afrikanische Gesellschaft Kolonialbesitz zu verschaffen. Sein Auge traf das Große wie das Kleine; wer sich verheiraten wollte, mußte sechs Obstbäume und sechs Eichen pflanzen; er selbst hielt einen Garten in Berlin. Friedrich Wilhelm I. der königliche Nationalökonom, war das größte wirtschaftliche Genie des vorigen Jahrhunderts. Er hielt auf Königsrecht; die Souveränität stabilierte er und setzte die Krone fest wie einen rocher de bronce. Aber er war immer im Dienst, seine Fürsorge für den Wohlstand von Stadt und Land unermüdlich. Auf unredliche Fabrikation konnte er Todesstrafe setzen, aber auch für eine einzige Provinz sechs Millionen Thaler verwenden, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. — In den Spuren, die der Vater betreten hatte, ging der große Sohn weiter. Und als unter dem Erdbeben der französischen Revolution, unter den Fußtritten Napoleons das alte Preußen zusammenbrach, waren es vorzugsweise soziale Mittel, durch die der Geist des preußischen Volkes wieder belebt wurde. Daß der große Umsturz Preußen verschont hatte, war die Frucht der Politik seiner Könige; schon früher waren durch sie die Bauern vor Mißhandlungen geschützt, vor Vertreibung von der Scholle behütet, — nun erhielten sie überall das Recht auf Grundeigentum und wurden vom Frondienste frei. Auch den Städten war gleiches Recht und gerechte Besteuerung zu teil geworden; die Hebung der kleinen Leute war immer Staatsgrundsatz gewesen, manchen Gewerken war aus Staatskassen Kredit gewährt, mit Staatshilfe Absatz verschafft. Millionen waren für diese Zwecke verwandt. Es ist nur eine Fortsetzung der alten Traditionen der preußischen Krone, daß bei dem Beginn der neuesten Epoche unsrer preußischen Geschichte, die von nun ab mit der deutschen eng vermählt ist, vom Thron her die soziale Hilfe so nahe an uns herangerückt wird. Gesegnet sei der Monarch, der die sozialen Gefahren von heute erkannte, und nachdem er unter den Freveln sozialistischer Umsturzmänner gelitten hatte, doch nicht müde ward, auf die Wunden des Volkslebens zu schauen und mit freundlicher, landesväterlicher Hand einen Heilungsversuch zu wagen.

Für unser deutsches Volk ist es eine große Ehre, in dem sozialen Ringen vornanzustehen. Deutschland ist immer die Stätte der schwersten Geisteskämpfe gewesen; im Staatsleben, wie im kirchlichen, auf dem Gebiete des Denkens, wie der sozialen Arbeit. Es liegt im Herzen Europas und hat von dem Blutstrom aller Nationen etwas an sich. Empfänglich für alles, was jenseit seiner Grenze geschieht, läßt es das Blut andrer Nationen leicht, oft allzuleicht in sich einströmen. Und was es errungen und erarbeitet hat, das strömt in starken Pulsen hinaus in die Welt. Vor meinen Geistesaugen steht die Zeit der Reformation. Ich denke, daß wir gegenwärtig in der sozialen Frage eine ähnliche Aufgabe haben, wie auf kirchlichem Gebiet in der Zeit Luthers.

In andern Ländern ist die soziale Frage in ihrer modernen Form heftiger aufgetreten. In Frankreich hat sie in alle Revolutionen hinein=

gespielt und in der Kommune von 1871 wieder eine Eruption erlebt, trotzdem ist bei uns in Deutschland der sozialistische Gedanke stärker, steckt die soziale Frage tiefer im Blut, als in Frankreich, wo sie sich auf Paris und ein paar große Städte konzentriert. —

Auch in Rußland ist die soziale Bewegung im Grunde weniger stark als bei uns. Was dort geschehen, sind mehr nur wüste Explosionen wahnsinniger Leidenschaft. So erschreckend diese Katastrophen sind, so erstrecken sich doch ihre Zuckungen auf kleinere Kreise als bei uns. In Deutschland ist die soziale Frage die gewichtige Frage des gesamten industriellen Arbeiterstandes. Wie der Deutsche alles ernsthaft nimmt, so hat er auch die soziale Frage mit einer gewissen Gründlichkeit ergriffen. In so weite Kreise verbreitet ist das soziale Studium nirgend wie bei uns. In keinem andern Lande hat eine Agitation, die anderthalb Jahrzehnte dauerte, solche Spuren hinterlassen, wie hier. Wir sind ein Volk, das lesen kann, das gern nachdenkt, über die Gründe der Dinge forscht, auch wohl in ferne Zukunft hinausträumt: alle diese Züge sind bei der Entstehung der sozialdemokratischen Bewegung sehr stark zur Geltung gekommen. Als Lassalle mit seiner gewaltigen Agitationskraft die Schlagworte in das deutsche Volk hineinwarf, war für die soziale Bewegung ein breites Strombett vorhanden. Jahrelang hat die Flut in mächtigen Wellen geströmt; an den Attentaten hat sie sich gebrochen, an dem Sozialistengesetz einen Damm gefunden. Aber der irrt, der, weil der starke hohe Damm den Strom verbirgt, die wilden Wasser nicht bemerkt. Dahinter rauschen sie weiter. Noch hält der Damm, aber wie lange? Daß neben den unterdrückenden Maßregeln heilsame Einrichtungen getroffen werden müssen, ist jedem Einsichtigen klar. Die gegenwärtige Kulturwelt steht unter der Drohung des sozialen Umsturzes. Nur die teilnehmende, barmherzige Arbeit an des Volkes leiblichem und geistigem Wohl kann die Gefahr beschwören. Die kaiserliche Botschaft spricht es offen aus: „Daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozial-demokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde.“ Mit Sicherheit bestimmen diese Worte die Methode, durch welche die soziale Frage gelöst werden muß!

Die soziale Frage stammt in ihrer neueren Gestalt aus der französischen Revolution. Als Untersuchung über die beste Form der menschlichen Gesellschaft ist sie so alt wie die Menschheit selbst. Daß der vierte Stand die soziale Frage als Waffe benutzt, um seine Forderungen durchzusetzen, ist neu. Die Revolution von 1789 und ihre Nachfolgerinnen haben diese Forderungen nicht erfüllt, sondern vereitelt. Wohl stand auf der Fahne der französischen Revolution das Wort geschrieben: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; recht verstanden, im Sinne des Evangeliums ausgelegt, ein wundervolles Losungswort. Freiheit von allem unberechtigten Zwang; Freiheit, die guten Kräfte der Persönlichkeit im

guten Sinne zu entwickeln; Freiheit für alle, an dem nationalen Leben sich lebendig zu beteiligen. Wird diese Freiheit verbunden mit der Freiheit von der Sünde, dem Egoismus, dann wird sie zu jener göttlichen Unabhängigkeit, von welcher Christus sagt: Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei. Freilich wie die Freiheit, kann auch die Gleichheit falsch gedeutet werden; wie man die Freiheit auffaßt als Zügellosigkeit, als das Recht, das Gesetz zu brechen, die Traditionen des Volkes zu verachten, die sozialen Ordnungen zu zerstören, die Korporationen aufzulösen, das Familienleben zu lockern, so kann auch die Gleichheit ein schlimmes Wort werden. Wenn man glaubt, daß jeder mit dem andern gleich viel haben, gleich viel sein soll, dann wird der Gedanke der Gleichheit zur Gefahr.

Die Welt beruht auf Unterschieden: Mann und Weib, Eltern und Kind, Bevölkerungen des Nordens und Südens, reiche und arme Länder, begabte und unbegabte Menschen, fröhliche und bedrückte Gemüter, kranke und gesunde, vornehm und gering: welche Fülle von Unterschieden und wer will sie aus der Welt schaffen! Es ist der schlimmste Fehler eines falschen Sozialismus, daß er sich einbildet, durch Nivellierung von Reichtum und Armut ein allgemeines Glück herzustellen, während doch die Zufriedenheit noch auf ganz andern Momenten beruht, als auf der Verteilung des Vermögens. Die Weltordnung ruht geradezu auf den Unterschieden und wird durch sie nicht gehindert. Aber wenn die Gleichheit in dieser Welt der Unterschiede, der Überordnung und Unterordnung, den einen Punkt bedeutet, an dem wir alle gleich sind, weil wir alle unsterbliche Seelen haben, gleich vor Gott als sein Ebenbild und zum ewigen Leben geschaffen, darum auch in den irdischen Verhältnissen zu gleichem Recht berechtigt, so ist Gleichheit ein tiefsinniger Begriff, gleichsam die Versöhnung der Unterschiede, die Brücke über die Spalten, die unsre soziale Welt zerreißen.

Diese Gleichheit wächst nicht auf dem vulkanischen Boden der Revolution, die französische Revolution hat ebensowenig die wahre Gleichheit, wie die wahre Freiheit geschaffen. Von der Brüderlichkeit, diesem dritten Losungswort, war überhaupt niemals ernsthaft die Rede! Warum nicht? Brüderlichkeit hat nur einen Sinn auf dem Boden des Christentums; wir können nur Brüder unter einander sein, wenn wir uns als Kinder eines Vaters im Himmel fühlen. Hat die Menschheit Gott verloren, die Kindschaft verloren, so fällt auch die Brüderlichkeit dahin.

In dem Jahrhundert, das seit der französischen Revolution verflossen ist, hat der dritte Stand, der damals zur Herrschaft gelangte, seine Brüderlichkeit offenbart. Was in unserm Erwerbsleben, in dem sauern Ringen der Arbeit mit der Geldmacht aus dieser Art Brüderlichkeit geworden ist, liegt vor aller Augen. Freie Konkurrenz der Kräfte, unbeschränkter Kampf ums Dasein, das kalte Gesetz von Angebot und Nachfrage, der schnöde Grundsatz, daß Arbeit eine Ware ist: das sind die brüderlichen Ideen, mit welchen ein falscher Liberalismus das Wirt-

schaftsleben entseelt, die soziale Gemeinschaft vernichtet hat. Reich werden auf Kosten der andern; über das Glück des Nächsten zum Besitz emporsteigen; die Arbeit des andern ausbeuten und den letzten Blutstropfen aus ihm herauspressen; den Einfältigen auf gesetzlichem Wege um das Seine bringen und nicht danach fragen, ob man mit dem Ärmel das Zuchthaus streift: das ist der Zustand, der infolge jener falschen Ideen in den Kreisen des Mammondienstes sich eingebürgert hat und der als Gegensatz die ebenso falschen Ideen des sozialen Umsturzes unter den Nichtbesitzenden erzeugt. Die Gottlosigkeit, welche die sittlichen Grundsätze verwirrt, hat auch den religiösen Halt zerstört.

„Ihr habt uns den Himmel genommen," so rief ein sozialdemokratisches Blatt den gottlosen Besitzenden zu, „nun gebt uns die Erde." Darin ist durchaus Logik. Wer an den lebendigen Gott glaubt, an die Ewigkeit glaubt, der kann sein mühevolles Leben als eine Vorschule ansehen für den Himmel, kann auch durch ein bitteres Dasein sich durchkämpfen zur ewigen Vollendung. Er weiß: es kommt eine Zeit, da „Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein." — Aber nehmen Sie dem Menschen den Himmel mit seinem Ausgleich, das Jenseits mit dem großen Tag der Vergeltung, so bleibt nichts weiter übrig, als die Erde mit ihren Gaben und Genüssen. Die Philosophen mögen ja sagen: der Mensch muß das Gute erstreben um des Guten willen, er muß auch Armut, Not, Elend, Hunger ertragen um der großen Zwecke eines irdischen Daseins willen — man wird es niemals der Menschheit begreiflich machen, daß die einen hier auf der Erde dazu bestimmt sind, in Glanz und Herrlichkeit zu leben, die andern, zu schwitzen und zu leiden, damit jene ein Leben des Luxus führen können. Nein! So soll es überhaupt nicht sein, das ist der Sinn der göttlichen Weltordnung nicht, daß die einen im Übermaß schwelgen und die andern im Mangel verkommen, daß die einen überreich werden, reicher als es einem Menschen gut ist, oft ohne jede soziale Verpflichtung und daß die andern an den Thüren umherlaufen und um einen Groschen, um Arbeit, um ein Stück Brot flehen. Berlin kennt diesen Jammer aus eigner Erfahrung. Noch heute gibt es eine Menge von unsichern, ungenügenden Existenzen.

Aus diesen Schwierigkeiten materieller und geistlicher Natur ist die soziale Frage in ihrer finsteren Gestalt emporgestiegen. Unzufriedenheit mit dem oft kargen Lohn, größere Unzufriedenheit mit der Unsicherheit der Lage ist es, was die Arbeiter in großen Scharen der sozialen Bewegung zugeführt hat. Die Berechtigung zur Unzufriedenheit ist früher nicht anerkannt; heute wird sie ausgesprochen, und schon darin liegt eine Kraft der Beruhigung. Wir haben es ja in Berlin erlebt, daß bei dem ersten Auftauchen einer sozialen Bewegung im christlichen Geiste eine Menge von Mitbürgern, die früher der Sozialdemokratie anhingen, sich mit uns auf den friedlichen Weg der sozialen Reform begaben. Ist

das nicht ein Beweis, daß die Nichtbesitzenden eine Hand vermißten, die sich ihnen darböte? Nun bietet die Regierung des deutschen Reiches, ja unser Kaiser selbst, den bedrängten Klassen die Hand mit dem treuen, ernsten Wort: „Wir wollen helfen;“ — so ist das ein Wort, das in allen Herzen einen lebendigen Widerhall finden muß. In den Schwierigkeiten der Gegenwart trifft uns die kaiserliche Botschaft, wie wenn aus trüben Nebeln ein klares Licht aufgeht. Die majestätischen Wahrheiten derselben sind dazu angethan, das rechte Gleichgewicht, das in den Wahlkämpfen verschwunden war, wiederherzustellen; all den Fortschrittsphrasen stehen sie in großartiger Schönheit gegenüber. Es gehört zu der Weisheit der Botschaft, daß sie nicht alles auf einmal zu heilen verspricht, nicht die ganzen sozialen Nöte berührt, sondern die größte Not herausgreift; die Unsicherheit der Arbeiterexistenz, Unfallversicherung, besseres Krankenkassenwesen und staatliche Fürsorge für Invalidität und Alter, das sind die positiven Reformen, welche die Botschaft in Aussicht stellt. Eins ist von durchschlagender Wichtigkeit. Frank und frei wird mit königlicher Offenheit anerkannt, daß das bloße Unterdrücken der Sozialdemokratie, das Vernichten der Parteiorganisation, das Verbieten der Presse nicht genügt.

Menschen, die nichts von diesen Dingen verstehen, haben gemeint, die Sozialdemokratie sei nichts als Thorheit, Gottlosigkeit, Neid und Haß. Und gewiß ist in den sozialdemokratischen Plänen sowohl Thorheit, wie Gottlosigkeit, eine Aufhetzung des armen Volkes, die nur mit der Revolution enden könnte; aber wer ein durch Liebe geschärftes Ohr hat, hört aus dem Grollen des Hasses doch den Ton der Klage heraus über Zustände, welche den Arbeiter nicht zum Frieden kommen lassen. Am allermeisten ist es die Unsicherheit, welche den Arbeiter drückt, die Hilflosigkeit der Gegenwart und die Hoffnungslosigkeit der Zukunft.

Ein Arbeiter, der einen Unfall in seinem Beruf erlitten hat, ist nur zu oft der Not preisgegeben, oder an die Armenbehörde, an das Almosen gewiesen. Ein Haftpflichtgesetz ist ja vorhanden; aber es ist für den Arbeiter ungünstig. Er muß nachweisen, daß den Arbeitgeber oder seinen Beauftragten bei dem Unfall eine Schuld trifft. Oft macht der Nachweis einen Prozeß notwendig, einen zweiten Unfall nach dem ersten. Bis zur Entscheidung hat der Arbeiter keinen Anspruch und kann darüber zu Grunde gehen. Hat er aber ein Versehen begangen, — und wer begeht nicht einmal ein Versehen! — so hat er keinen Anspruch auf Entschädigung. Dabei sind viele Berufsarten gänzlich von dem Haftpflichtgesetz ausgeschlossen, so die Baugewerke mit ihren zahlreichen Gefahren und Verunglückungen. Wie ganz anders, wenn jeder Arbeiter, der ohne Absicht von einem Unfall betroffen wird, ein Anrecht auf Versorgung hat. Da sagt sich der einzelne: dieser Kreis von Arbeitern, in dem ich gestanden habe, übernimmt etwas von der Sorge für die Zukunft, der Staat, für den du gelitten, gearbeitet, im Kriege dein Blut vergossen hast, der Staat denkt an dich, nicht bloß, wenn du als In=

valide vom Schlachtfeld kommst, sondern auch, wenn ein Rad in der Fabrik dich ergriffen und arbeitsunfähig gemacht hat. Es ist ein großer Gedanke, diese Fürsorge zu organisieren.

In Krankheitsfällen sind ähnliche Mängel der gegenwärtigen Zustände. Wir haben ja Krankenkassen und ein Gesetz, das sie anordnet. Trotzdem ist es Thatsache, daß eine Menge von Arbeitern sich finden, die nicht gesichert und bei Krankheiten ohne Hilfe und Rat sind. Eine bessere Einrichtung ist unabweislich.

Der schwierigste Punkt ist die Versorgung im Alter und bei eintretender Invalidität. Es ist schwer, wenn ein Arbeiter 30, 40 Jahre hindurch, oft um geringen Lohn gearbeitet hat, und dann einem trostlosen Alter entgegensieht. Er soll sparen — sagen die Leute; das sage ich auch. Ohne Sparsamkeit wird die Lösung der sozialen Schwierigkeiten niemals auf richtige Bahnen gebracht werden können. Sparen, sich genügen lassen, keine Ansprüche über seinen Stand machen: das alles gehört zu den persönlichen Momenten der Hilfe, welche unentbehrlich sind, zu der Selbsthilfe, die der Staatshilfe an die Seite treten muß. Aber ich frage: sind wirklich die Lohnverhältnisse so, daß ein Mann, der eine starke Familie hat, genug sparen kann, um im Alter nicht zu darben? Gewiß, es kann Umstände geben, unter denen es möglich ist, daß ein fleißiger und ordentlicher Arbeiter ein Häuschen, ein Gärtchen erwirbt, ein paar tausend Mark spart. Aber wer sagt, daß das überall und immer sein kann, der kennt die Verhältnisse nicht. Ich will einmal annehmen, ein tüchtiger Arbeiter hat ein paar hundert, tausend Mark gespart, und es kommt nun solche Krisis wie wir sie hier in Berlin erlebt haben, was sind dann hundert, tausend Mark? Die Summe ist bald aufgezehrt, wenn sich keine Beschäftigung findet, und was dann? Glaubt man wirklich, die Sparsamkeit reiche aus, die Arbeiter gegen Zeiten der Krisis, gegen Alter und Invalidität zu sichern?

Wer die soziale Frage anrührt, kann gar nicht anders, als seinen Finger auf solche Wunden legen. Er muß es fühlen: in der Unsicherheit der Arbeiterexistenz liegt in der That die allergrößte Not der Arbeiterwelt. Und wenn nun die Regierung mit kundigem Auge aus dem großen Gebiet, diesen einen Punkt besonders feststellt, und nicht bloß die Sonde des Arztes braucht, sondern zugleich das Heilmittel bezeichnet, so müssen wir anerkennen: die Weisheit in der Erkenntnis des Schadens ist eben so groß, wie die Liebe, die diese Schäden bessern will.

„Weitgreifende und schwierige Aufgaben — nennt die Botschaft diese Mittel der Fürsorge —, deren Lösung in der kurzen Frist einer Session nicht zu bewältigen ist, zu deren Anregung Wir Uns aber vor Gott und Menschen, ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg derselben, verpflichtet halten.“

Darin liegt zweierlei: Unser Kaiser erkennt diese Aufgabe als eine Pflicht vor Gott und Menschen. Vor Gott! Es ist eine ernste Stunde,

wenn ein Monarch, der über so viele Millionen das Regiment führt, am Abschluß seines langen, gesegneten Lebens vor Gott steht und sich fragt: „Welche Pflicht hast du noch?!“ Jenes Wort: „Königtum von Gottes Gnaden“ ist eben keine Redensart, sondern eine Thatsache. Wir sehen hier, daß es eine eminent praktische Bedeutung hat, daß ein König, der seine Verantwortung vor Gottes Thron fühlt, es nicht unterlassen kann, an die soziale Not seines Volkes zu denken. Der Schrei aus den Arbeiterkreisen, Handwerkerkreisen, aus den nicht besitzenden Klassen überhaupt ist an das Ohr der Regierung gedrungen, die Regierung hat es vor Gott und Menschen als ihre Pflicht erkannt, den Schrei zu beruhigen; dafür dürfen wir ihr dankbar sein. Aber die Regierung erkennt — und das ist der andre bemerkenswerte Punkt —, daß die Erfüllung der erkannten Pflicht nicht in kurzer Frist geschehen kann. Sie verspricht nicht, was sie zu halten nicht im stande wäre. Aber sie gelobt, daß sie auch ohne unmittelbaren Erfolg zu haben, nicht ablassen will, die große Angelegenheit zu einem glücklichen Ziel zu führen.

In diesem Sinne wird zunächst der von den verbündeten Regierungen in der vorigen Session vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebs-Unfälle mit Rücksicht auf die im Reichstag stattgehabten Verhandlungen über denselben einer Umarbeitung unterzogen, um die erneute Beratung desselben vorzubereiten. Ergänzend wird ihm eine Vorlage zur Seite treten, welche sich eine gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens zur Aufgabe stellt. Aber auch diejenigen, welche durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesamtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu teil werden können.

Ich mache besonders auf die Stelle aufmerksam, in welcher den Arbeitern ein „begründeter Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge“ zugesprochen wird. Nicht eine Pension aus Staatsmitteln, ausreichend, um ein behagliches Alter zu führen — wie die Gegner der sozialen Reform die Gedanken der Regierung verdrehen —, sondern ein höheres Maß von Fürsorge wird ihnen verheißen. Jene ist unmöglich; diese ist möglich. Die Verpflichtung der Pietät, welche Kinder ihren Eltern gegenüber haben, soll durch eine allgemeine Pensionierung nicht etwa beseitigt, sondern durch eine Teilnahme der Gesellschaft an der Fürsorge erleichtert werden. Auf diese eben soll der Arbeiter ein begründetes Recht haben; nicht als Almosen der Kommune oder der Armenverbände, sondern als einen erworbnen Anspruch soll er die Rente, welche an die Stelle des Armengeldes tritt, empfangen, darin liegt der ungeheure Fortschritt gegen früher. Es leuchtet ein, wie hierdurch unsre gesamte staatliche Armenpflege auf ein höheres Niveau erhoben werden kann, während die kirchliche Pflege unberührt bleibt, ja wesentlich gefördert wird.

Gewiß sind das einschneidende Maßregeln. Wenn aber in einer Nation Spaltungen hervortreten, welche die Besorgnis nahelegen, daß sich in ihr zwei Heere bilden; wenn die Unzufriedenen die Faust ballen gegen die Glücklicheren und mit ihren Phantasien auf Umsturz und Revolution sinnen, wie es vor wenigen Jahren fast noch allgemein war, dann drängt es dazu, Wandel zu schaffen und alles zu versuchen, was nur geschehen kann.

Sehr schwierig allerdings ist es, die Mittel zu finden, mit denen man den großen Zweck erreicht; die Wege zu finden, auf denen man zum erwünschten Ziel gelangt; aber ich frage: ist es nicht aus dem Herzen von uns allen, aus dem Herzen aller Sozialreformer gesprochen, wenn es in der kaiserlichen Botschaft heißt:

Für diese Fürsorge, die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde.

Oft genug ist in unsern Versammlungen die Bedeutung, die Notwendigkeit der Korporation für das Erwerbsleben betont. Diese Gemeinschaftsform steht zwischen der Freiheit des einzelnen und dem staatlichen Zwang in der Mitte, beide ausgleichend und verbessernd. Es ist ein Irrtum zu meinen, nachdem die Selbsthilfe bei uns Bankrott gemacht hat, der Staat könne alles leisten. Eine vierfache Hilfe ist es, die wir brauchen: Selbsthilfe, Genossenschaftshilfe, Staatshilfe, Gotteshilfe! Diese vierfache Hilfe finde ich in jenem Abschnitt, und es erscheint mir ganz besonders ein glücklicher Griff in das ganze Arbeitsleben hinein, daß als Lösung des sozialen Rätsels die Bildung von korporativen Genossenschaften hingestellt wird. Die Atome, die heute zerstreut sind und sich von selber nicht zusammenfinden, wieder in die rechte Verbindung zu bringen, Innungen, Fabrikgenossenschaften zu gründen, die Arbeit im gesunden Sinne zu organisieren, ist das Problem der Gegenwart. Verbindung macht stark, schützt nach außen, stärkt nach innen; nur durch Verbindung wird die Arbeit sich schirmen können gegen die Angriffe des Kapitals. Eine Korporation ist ein erweiterter Leib und beseelt wie dieser. In Genossenschaften, die auf Tüchtigkeit und Ehre jedes einzelnen Genossen halten, wird der Geist wieder lebendig werden können, persönliche sittliche Haltung, gesundes Familienleben, christlich-deutscher Arbeitsgeist. Ich glaube nicht, daß es dem Staate allein auf dem Wege büreaukratischer Maßregeln gelungen wäre, seine Reformpläne in gesunder Weise durchzuführen. Seitdem die Gedanken sich dahin geklärt haben, die Arbeiter in Genossenschaften für sich sorgen zu lassen,

von Staats wegen an der Begründung derselben durch die Gesetzgebung auch wohl durch Zuschüsse stark zu helfen, seitdem können wir Hoffnung haben, daß die tragende Basis für den Aufbau der Hilfe gefunden ist. Und Hilfe ist nötig, schnelle, energische Hilfe, denn unsre Zeit geht schnell. Wir stehen unter dem vollen Eindruck der Gefahr, welche in den sozialistischen Umsturzbestrebungen aller Kulturländer liegt. Ob wir dieselbe beseitigen, durch Reform überwinden, ist die wichtigste Frage der Zeit. Nach Äußerungen aus den Kreisen der Sozialdemokratie zu urteilen, ist die Möglichkeit jetzt größer als früher. Derselbe Liebknecht, welcher vor zehn Jahren den Vertretern der heutigen Gesellschaftsordnung zurief: „Ihr kommt um die Revolution nicht herum“, hat vor Jahresfrist unter dem Einfluß der Reformpolitik erklärt, er glaube, daß durch die Reform die Revolution vermieden werden könne. Unsre Erfahrungen in den Kreisen des Berliner Sozialismus sind dieselben. Der Gedanke der Revolution erbleicht; die Hoffnung der Reform wird heller und heller. Der Gedanke der Gerechtigkeit, in das Wirtschaftsleben zurückgeführt, hat beruhigende Wirkung und begeisternde Kraft. Als eine verteilende Gerechtigkeit, welche durch Gesetz den Ertrag der Produktion zwischen Kapital und Arbeit gleich verteilt, denken sie die einen; als eine ausgleichende Gerechtigkeit, welche die Härten der gegenwärtigen Ordnung mildert und aufhebt, erstreben sie die andern. Die Sicherheitsmaßregeln der Regierung gehören unter den Gesichtspunkt der ausgleichenden Gerechtigkeit, welche die tiefe Kluft zwischen Besitz und Nichtbesitz, zwischen reich und arm nicht ausfüllen, aber überbrücken will. Das Evangelium kommt diesem Bestreben zu Hilfe. Die Botschaft erkennt das; mit voller Klarheit erinnert sie an die „sittlichen Fundamente des christlichen Volkslebens“.

Es ist nicht Willkür und Zufall, daß das Wort „christlich“ sich in der Politik und im Volksleben wieder so mächtig in den Vordergrund drängt. Nachdem wir wieder ein Volk geworden sind, können wir gar nicht anders als uns auf das innere Wesen unsres Volkstums zu besinnen. In einer Zeit der Schwächung und Spaltung haben wir vergessen, was eigentlich deutsch ist; jetzt müssen wir daran gedenken, daß das Erbe einer tausendjährigen Vergangenheit unser christliches Volksleben ist. Und wenn die soziale Erneuerung auf der Tagesordnung der Gegenwart steht und davon ohne starke sittliche Arbeit nicht wieder abgesetzt werden kann, — niemand darf hoffen, daß die Aufgabe gelöst wird ohne Mithilfe des religiösen Gedankens, ohne Christentum und Kirche.

Wir wollen die, welche der christlichen Kirche entfremdet sind, auch die israelitischen Mitbürger, in diesen Kreis der Gerechtigkeit, der Liebe, gern mit hineinziehen; aber unser christliches Volkstum, die christliche Staatsidee, lauter Begriffe, welche seit Jahr und Tag unser Herz erfüllen, wollen wir uns nicht antasten, noch viel weniger uns nehmen lassen. Christliches Volksleben bedeutet, daß alles, was einem Volke groß, wichtig ist, durchdrungen sein muß vom Christentum. Dieser Ge-

danke ergreift nicht bloß die Alten, sondern auch die Jugend, die akademische ebenso wie die kaufmännische und handwerktreibende. Darin liegt eine Hoffnung, die uns belebt.

Stehen die Zweifler abseits und sagen in einem andern Sinne das Wort: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube" — ein neues Geschlecht wächst heran, das dem Kaiser gelobt, seine Hoffnungen zu erfüllen. In einer großen Studentenversammlung wurde neulich der Wunsch laut, auf einen Granitblock die kaiserliche Botschaft einzugraben und das Monument auf den Kyffhäuser zu stellen. Ein Wunsch, dem wir guten Erfolg wünschen. Nicht alles in der Botschaft hat dieselbe dauernde Bedeutung. Manches darin gehört der Tagespolitik. Aber die Gedanken der sozialen Reform, welche darin stehen, sind Leuchtsterne der Zukunft. Die Mitternacht deutschen Lebens ist vorüber, die Sterne sind da; noch liegt auf der Erde der Nebel, aber die Sonne wird aufgehen und alle Nebel verscheuchen.

Wir fühlen es, eine neue Kulturentwickelung bricht an. Das ist ihre Signatur, daß auf Grund christlicher Liebe und Gerechtigkeit die Besitzenden, die Glücklichen, keine größere und ernstere Sorge kennen, als die Fürsorge für die weniger Glücklichen, weniger Besitzenden, welche in Not und Drangsal leben; es ist der Zug der Zeit, der durch das kaiserliche Wort hindurchgeht. Dies Wort kommt aus dem Herzen, und trotz aller Reden, die dagegen gehalten werden, trotz alles Druckpapiers, das dagegengeworfen wird, — was von Herzen kommt, das geht zu Herzen. Das Wort aus dem Herzen des Kaisers wird an das Herz der Nation schlagen, und wenn eine spätere Zeit auf die Entwickelung der sozialen Gedanken zurückschaut, dann wird dies kaiserliche Wort einer der leuchtenden Punkte sein, welche die Weltgeschichte nicht vergessen kann.

Anhang zum ersten Teil.

1. An die Wähler Berlins!

Wahl-Flugblatt der christlich-sozialen Arbeiterpartei. 1878.

Der Reichstag ist aufgelöst, der Wahlkampf beginnt. Zum ersten Male, aber stark im Vertrauen auf ihre gesunden Grundsätze, erscheint die christlich-soziale Arbeiterpartei auf dem politischen Kampfplatz. Sie ist die Partei des arbeitenden Volks; deshalb wendet sie sich zunächst an die Arbeiter und Handwerker, aber zugleich an alle, die für die Not der Besitzlosen ein Herz haben. Sie stellt sich auf den Boden des Christentums und des Patriotismus; ihr Wahlspruch lautet: Mit Gott für König und Vaterland. In diesem Geiste will sie nach Kräften mithelfen, daß der gegenwärtige Notstand beseitigt, der Haß der Klassen getilgt und der Umsturz siegreich bekämpft werde. Ihr Ziel ist, daß der redliche Handwerker und Arbeiter zu einer sichern Existenz gelangen, das Handwerk und die Arbeit in obligatorischen Fachgenossenschaften ihre rechten Ordnungen finden, und das deutsche Volk wieder in Frieden und Wohlfahrt, in Zucht und Ehren lebe. Sie glaubt nicht, daß eine Besserung unsrer Zustände durch das bisherige „Gehenlassen" des Liberalismus zustandekommen kann; sie vertraut vielmehr auf die kräftige Hilfe des Staats, auf die weise Macht der Regierung und auf die starke Hand der Monarchie.

Ungeheure Freventhaten, welche unsre Herzen mit Scham und Zorn, mit Entsetzen und Abscheu erfüllen, haben uns gezeigt, an welchem Abgrunde wir stehen. Der greise Heldenkaiser, den wir innig lieben und verehren, der Begründer der deutschen Einheit, der Vater seines Volks und seiner Armee, ist binnen drei Wochen — unerhört in der Weltgeschichte! — zweimal das Ziel von Meuchelmördern gewesen; das rote Gespenst des Umsturzes hat Fleisch und Blut angenommen, es hat Königsblut vergossen. Und hinter den beiden Frevlern, welche den Königsmord geplant haben, steht eine ganze Partei, welche offen die blutige Revolution verkündigt. Wir meinen die Sozialdemokratie; ihr gilt besonders unser Kampf. Weil wir ihre drohenden Gefahren kannten, sind wir ihr mit der Begründung der christlich-sozialen Arbeiterpartei entgegengetreten, um sie innerlich mit den Waffen des Geistes zu überwinden. Wir klagen die Berliner Sozialdemokraten nicht an, daß sie

die Mordversuche angestiftet oder darum gewußt haben; aber wir klagen die ganze sozialdemokratische Presse und Litteratur an, daß sie solche Unthaten erzeugt. Hier sind die Beweise:

In dem sozialdemokratischen Liederbuch von Franz (Zürich. Verlags-Magazin. Mai 1872) finden sich auf 56 Seiten drei Stellen, welche vom Fürstenmord handeln und ihn empfehlen; besonders auf Seite 43 ist der Meuchelmord gegen einen König gepriesen; es heißt da:

„Dazwischen knallt ein kurzer Blitz,
Der kam aus Menschenhänden, —
Ein langer Schrei — der König fällt —
Das Mittelalter will enden."

In dem „Wintermärchen", einem Liederkranz, welcher von sozialistischer Seite kolportiert wird, lautet es von der Zukunft der Deutschen also:

„Bis sie mit heiliger Zornesglut
In Fetzen die Throne geschlagen,
Und sie die ganze Tyrannenbrut
Zur Guillotine getragen,
Bis der verpestete deutsche Sumpf
Von Henkern und Heuchlern und Strolchen
Ist ausgerodet zum letzten Stumpf
Mit Knüppeln und Messern und Dolchen." (Ges. XX. S. 25.)

In Nr. 40 der „Neue Welt" vom Jahre 1876, welche Liebknecht redigierte, steht eine Tierfabel, in welcher die Vögel dem Kakadu, ihrem König, die Krone vom Kopf nehmen wollen, aber dies nicht vermögen, weil dieselbe angewachsen ist, bis die „weise Eule" den Rat gibt:

„Ein Mittel gibt es noch:
Wir müssen uns dreist bequemen,
Sie samt dem Kopf herab zu nehmen."

Die Berliner „Freie Presse" vom 22. Januar 1878 schildert in gehässiger Weise die Hinrichtung des Königs Ludwig XVI. von Frankreich und bemerkt dazu:

„Der Mann war übrigens weniger schuldig, als er scheint. Auferzogen in dem Vorurteil, daß ihm der Thron von Frankreich gehöre und die Franzosen ihm gehorchen müßten, konnte er sich gar nicht in den Gedanken finden, daß dies Verhältnis eine Macht-, aber keine *Rechtsfrage* war."

Und bei dem Attentat Hödels schrieb der „Vorwärts":

„Nicht jener unglückliche Hirnkranke ist schuld, der nur das notwendige Produkt dieser wahnsinnigen Zustände ist, sondern ihr, ihr allein, die Verteidiger, die Schöpfer dieser wahnsinnigen Zustände."

Diese Stellen könnte man um viele vermehren, es sei genug mit diesen. Eine Presse, die dergleichen druckt, treibt zum Fürstenmord an; wenn sie das leugnet, so heuchelt sie. Übrigens ist die gesamte sozialdemokratische Litteratur von der Aufreizung zur Gewaltthat, zur blutigen

Revolution durchzogen. „Wir fürchten keinen Gott im Himmel und keine Gewalt auf Erden"; dies schreckliche Wort Mosts, das vor wenigen Monaten ausgesprochen ist und nun durch die letzten Ereignisse eine furchtbare Erklärung gefunden hat, — dies Wort ist das Thema, über welches jede Nummer der sozialistischen Blätter ihre gefährlichen Predigten hält. Hat Lassalle einmal mit Recht von der liberalen Presse gesagt, daß kein Volk dieselbe 25 Jahre lang aushält; — er würde von der gegenwärtigen sozialdemokratischen Presse sagen, daß ein Volk dieselbe nicht 10 Jahre aushalten kann, ohne zu verderben. Von einer Partei, deren Presse solche Greuel schreibt, muß sich ein redlicher Mensch lossagen, eine solche Partei macht ihre Glieder unglücklich und schlecht. Die Sozialdemokratie, welche behauptet, die Arbeiter zu unermeßlichem Glück zu führen, stürzt sie in den Abgrund der Revolution. Deshalb bekämpfen wir dieselbe und fordern die Wähler Berlins auf, ihre Stimmen den sozialdemokratischen Kandidaten nicht zu geben.

Ebensowenig aber dürfen die Wähler, welche den Staat auf dem Fundament göttlicher und menschlicher Ordnung wieder aufbauen wollen, einem Kandidaten der Fortschrittspartei ihre Stimme zu teil werden lassen. Auch die Fortschrittspresse preist die Revolution. Am 18. März 1878, also vor einigen Monaten, schrieb die „Vossische Zeitung" über die Märztage von 1848 folgendes:

> „Wer jene Tage handelnd oder duldend miterlebt hat, dem wird dabei ein dem Gottesdienst verwandtes Gefühl der Pietät durch die Brust ziehen. — Jeder, der auch nur den entferntesten Anteil an dem Umschwung genommen, war sich bewußt, einer Bürgerpflicht nachgekommen zu sein, in welcher ihm keine Wahl mehr übrig geblieben war."

Auch das Tageblatt leitete seinen Artikel über das Andenken an den 18. März mit den Worten ein: Du sollst Vater und Mutter ehren; es umgab die Revolution mit der Autorität der göttlichen Gebote. Also die Revolution Bürgerpflicht und die Erinnerung daran gleichsam ein Gottesdienst!!!

Es ist für jeden Verständigen klar, daß die Fortschrittspresse und die Sozialdemokratie prinzipiell auf demselben Boden stehen. Ob man eine geschehene Revolution verherrlicht oder eine künftige Revolution anpreist, das ist dasselbe. Und wenn die beiden Fortschrittsblätter ihre Umsturzideen mit religiösen Redensarten verzieren, so muß man sagen, daß sie dadurch noch schuldiger werden und zu dem Umsturz die Heuchelei hinzufügen.

Die Wähler mögen entschuldigen, daß wir in diesem ersten Flugblatt so viel aus der Presse unsrer Gegner angeführt haben. Aber wir wollen ihnen schwarz auf weiß die Beweise in die Hand geben, daß sowohl die Sozialdemokratie wie der Fortschritt, welche bisher die Berliner Arbeiter in ihre Netze gezogen haben, Parteien der politischen Unordnung sind, und daß derjenige, welcher das deutsche Volk wieder zur Vernunft

zurückführen will, keiner von beiden sich anschließen darf. Die Sozialdemokratie hat auch immer die Fortschrittspresse als ihre Bahnbrecherin angesehen. So schreibt der „Volksstaat“ 1874, Nr. 81: „Je mehr Zeitungen in einer Gegend gelesen werden und je mehr die dort vertretene Presse nach links neigt, desto günstiger ist das Terrain für uns. Es wäre nicht ratsam, da ein sozialdemokratisches Blatt zu gründen, wo nicht schon seit längerer Zeit mindestens ein der Fortschrittspartei oder der bürgerlichen Demokratie dienendes Blatt verbreitet ist.“

Aus diesen Ratschlägen kann Jedermann ersehen, daß der Fortschritt, die politische Demokratie nichts andres als der Wegbahner für die soziale Demokratie ist. Ein Wähler, der es mit dem Vaterlande wohl meint, wird keiner von beiden zustimmen können.

Auch im Religiösen sind die beiden Parteien sehr nahe verwandt. Die Sozialdemokraten wollen gar keine Religion. Die Fortschrittspresse will den christlichen Glauben, wie er in der Bibel steht, auch nicht; sie spricht wohl manchmal von Religion, aber sie hat keine, wenigstens keine christliche. Während in den Fortschrittsblättern das Judentum, das doch auch auf göttlicher Offenbarung beruht, niemals angegriffen wird, ist das Christentum und der geistliche Stand beständigen Schmähungen und Verleumdungen ausgesetzt. Ja, das „Berliner Tageblatt“ hatte vor kurzem die unglaubliche Frechheit, zu erklären, daß die evangelische Orthodoxie, also die evangelische Rechtgläubigkeit — merkt's euch, Berliner Protestanten! — ebenso wie die Sozialdemokratie auf den Umsturz des Staates hinarbeite. Wer das Evangelium für Wahrheit, Deutschland für ein christliches Land ansieht, das nur durch die Macht des religiösen Lebens wieder zu Kräften kommen kann, der muß ebenso den Fortschritt wie die Sozialdemokratie verwerfen, die eine ist so christusfeindlich wie die andre.

In den wirtschaftlichen Dingen ist freilich zwischen den beiden Parteien ein großer Unterschied, aber beide gereichen dem arbeitenden Volk zum Verderben, beide benutzen dasselbe für politische Zwecke. Die Sozialdemokratie will die Aufhebung des produzierenden Privateigentums und erwartet alles von der Hilfe des Volksstaats, den sie thöricht genug verheißt. Der Fortschritt will die schrankenlose Freiheit und erwartet alles von der Selbsthilfe, während er die durchgreifende Ordnung der Arbeit und des Erwerbs bekämpft. Beide Anschauungen sind falsch. Wenn Most in seiner Lösung der sozialen Frage (Seite 40) nach zehnjähriger Arbeit, vom 18. bis zum 28. Jahre, dem Arbeiter den völligen Ruhestand als möglich verheißt, so muß man ein Kind oder ein Narr sein, um das zu glauben oder zu wünschen. Und wenn Max Hirsch trotz seiner offen ausgesprochenen Feindschaft gegen das Christentum die deutschen Arbeiter durch Gewerkvereine beglücken will, so braucht man nicht viel Verstand zu haben, um zu begreifen, daß zu einem Verein von christlichen Arbeitern ein christlicher Führer und ein christlicher Geist gehört. Wir achten die Juden als unsre Mitbürger und ehren das

Judentum als die untere Stufe der göttlichen Offenbarung. Aber wir glauben fest, daß ein Jude weder in religiöser noch in wirtschaftlicher Hinsicht ein Führer deutscher christlicher Arbeiter sein kann. Die christlich-soziale Arbeiterpartei schreibt das Christentum auf ihre Fahne und nimmt in ihr Programm das Berechtigte sowohl von der Staats- wie von der Selbsthilfe auf. Sie erkennt ebenso den Wert wirtschaftlicher Freiheit, wie die gesunden Forderungen sozialer Anschauung an. Aber sie sagt sich von der Revolution und von dem Unglauben los. Darin liegt ihre Zukunft und ihre Hoffnung.

2. Aufruf an die Arbeiter Berlins und ihre Freunde.

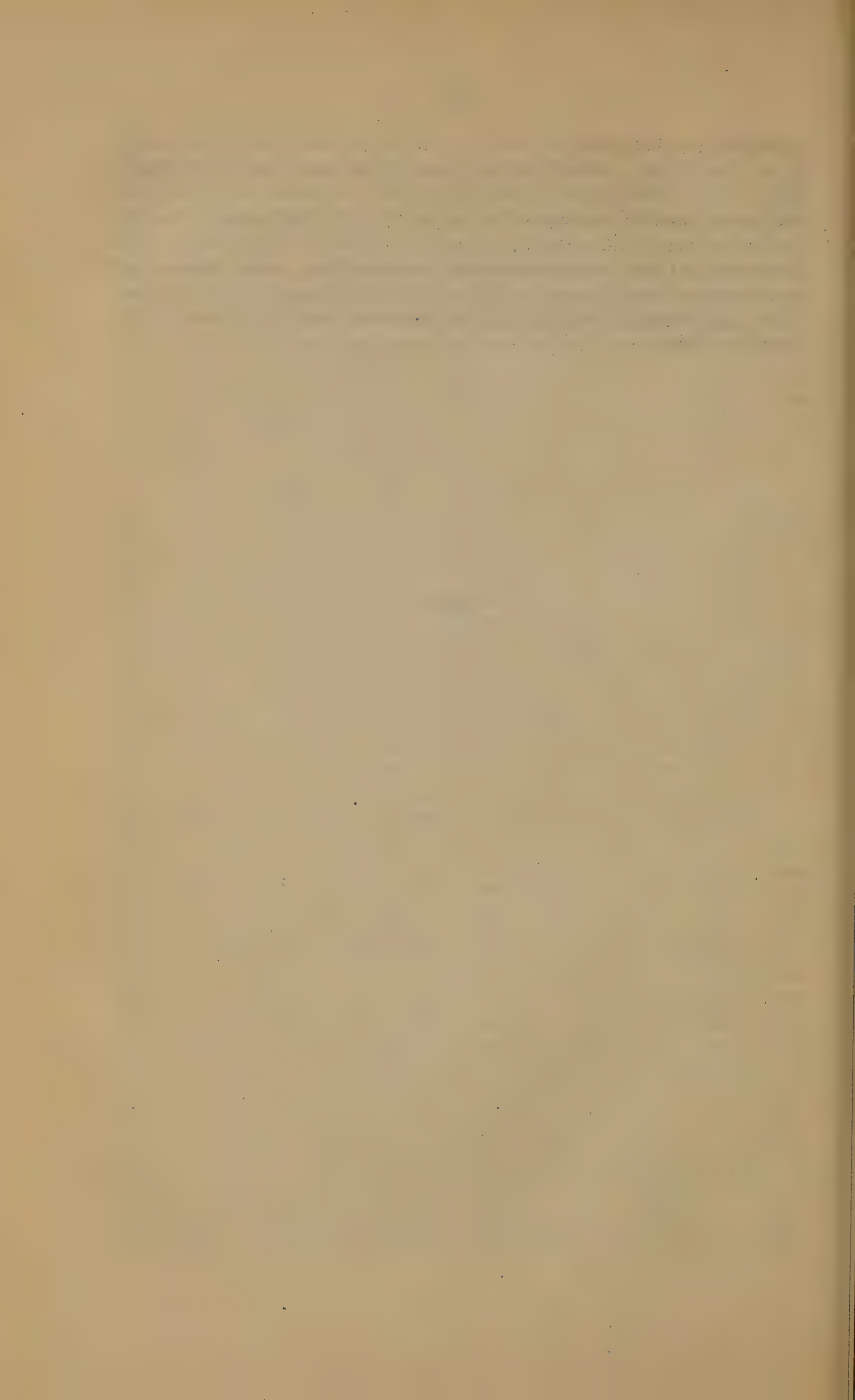
Mitbürger, Brüder, Freunde!

Es ist ein Jahr vergangen, seit in unsrer Residenz der Wahlkampf für den Reichstag ausgefochten wurde, mit dessen Gesetzgebung für die deutsche Sozialpolitik eine neue Zeit beginnt. Dies Jahr vom Sommer 1878 zum Sommer 1879 ist eins der denkwürdigsten und zugleich der schmerzlichsten in der Geschichte unsers Vaterlandes und der Welt. An seiner Schwelle stehen die schändlichen Attentate auf das Leben unsers geliebten Kaisers, der Deutschland einig, frei und groß gemacht hat; meuchelmörderische Versuche auf das Leben der Fürsten folgten in Spanien, Italien und besonders in Rußland, wo die Revolution in der Form des Nihilismus das feige Mittel heimlichen Mordes mit der offenen Gewaltthat verband. Was darauf geschehen würde, war jedem Verständigen von vornherein klar: die Unterdrückung der sozialdemokratischen Organisation, ihrer Presse wie ihrer Versammlungen. Diese Unterdrückung ist vollständig; die sozialistische Partei als öffentlicher Verein existiert nicht mehr; hier in Berlin sind mehr als 50 Anhänger dieser Partei ausgewiesen, zum Teil Familienväter, welche die Ihrigen mit sich ins Unglück gerissen haben. Das ist der Abgrund, in welchen Ihr durch Eure Agitatoren, gegen Staat und Kirche haßerfüllte, gegen Volksfrieden und Christenliebe verbitterte Wühler, geführt seid. Was man Euch versprochen hat, Besserung Eurer Lage durch Umsturzpläne, ein voller Arbeitsertrag anstatt des ehernen Lohngesetzes, Volksstaat anstatt der Monarchie, das erfüllt sich nicht, weil es nicht erfüllt werden kann. Die Projekte der sozialdemokratischen Führer sind unpraktische Träumereien; das Geld, welches Ihr beigesteuert habt, um dieselben verwirklichen zu helfen, ist weggeworfen. Ihr macht Euch nur unglücklich, wenn Ihr denselben noch länger anhängt; ein wirklicher Nutzen kann dabei nicht herauskommen. Nur in Verbindung mit den wohlgesinnten Parteien und mit der Regierung, die gegenwärtig mit Energie sich der

sozialen Aufgaben annimmt, könnt Ihr Eure Lage verbessern. Ihr erinnert Euch, daß wir Euch diese Entwickelung buchstäblich vorausgesagt haben. Von Anfang an, als die christlich-soziale Arbeiterpartei für Eure wahren Interessen das Wort ergriff, haben wir Euch verkündigt, daß Ihr politisch in die Irre, sozial in die Wüste, religiös in das Nichts geführt wurdet. Haben wir nicht recht gehabt? Das politische Vertrauen, welches Euch zum Erringen nützlicher Ziele durchaus notwendig ist, habt Ihr mehr als je verloren; Eure wirtschaftliche Lage hat sich eher verschlechtert als verbessert; mit dem Aufruf zum Massenaustritt aus der Kirche hat sich die Sozialdemokratie blamiert. Selbst die „Zukunft", das rote Organ, hat einen Aufsatz gebracht, der die wüsten Verleumdungen und Agitationen gegen das Christentum verurteilte. Alle diese Dinge sind klar wie der helle Tag. Die Sozialdemokratie hat den Interessen der Arbeiter geschadet und kann ihnen niemals Nutzen bringen.

Was wollt Ihr nun thun? Wollt Ihr Sozialdemokraten bleiben, so bleibt Ihr ohne Einfluß, ohne Frieden, ohne Segen. Ihr müßt Euch einem Verein anschließen, der Euer Interesse in gutem Geiste vertritt! Wir fordern Euch auf, der christlich-sozialen Arbeiterpartei beizutreten. Wir haben in einer Zeit, als es nicht leicht war, das Richtige in den Forderungen der Arbeiter und Handwerker anzuerkennen, uns nicht gefürchtet, den Haß der einen, den Spott der andern auf uns zu laden. Wir sind von der sozialistischen, wie von der jüdischen Presse verleumdet, beschimpft, auch von manchen Wohldenkenden verkannt und gescholten; trotzdem haben wir die Fahne mit der Inschrift „Christlich-sozial" bis heute noch hoch gehalten. Daß nicht der ungläubige Egoismus, sondern die christliche Liebe die Arbeit beherrschen solle, daß nicht in der Vereinzelung oder im Komplottmachen, sondern in der wahrhaft sozialen, d. h. brüderlichen Vereinigung die Kraft der Arbeiter liegt, das sollte der Name unsrer Partei bezeugen. Und die Gegenwart mit ihrer Entwickelung gibt uns durchaus Recht. Die Hauptpunkte unsres Programms stehen schon heute, nachdem wir anderthalb Jahre bestanden haben, auf der Tagesordnung aller gesunden sozialen Bestrebungen. Unsre ersten und hauptsächlichsten Forderungen: obligatorische Genossenschaften oder Innungen, obligatorische Versicherung sind auf dem Wege der Erfüllung, Schutz der nationalen Arbeit, von uns unter dem sozialen Gesichtspunkte erstrebt, ist das Losungswort aller geworden. Wir sind überzeugt, daß noch vieles von dem, was unser Programm enthält, später seine Lebenskraft beweisen wird. Jedenfalls hat noch niemals eine junge Partei so schnell ihre Bestrebungen mit Erfolg gekrönt gesehen; das genügt uns, obwohl andern die Ehre davon zu teil wird. Es mag den Arbeitern und Handwerkern zeigen, daß wir zur rechten Stunde ihre wahren Interessen erkannt und vertreten haben. Darum noch einmal: tretet zu uns, daß unsre Schar gestärkt werde. Eine bereits in Funktion stehende Spar- und Darlehnskasse, mit den Zinsen eines Kapitals von über 2000 Mark unterstützt, bietet den Mitgliedern den Anfang heilsamer

Einrichtungen des Sparens und des kleinen Kredits. Eine Sterbekasse ist in das Leben gerufen worden, wir bitten dazu um Unterstützung. Wenn wir hiermit unsre Freudigkeit zeigen, auch das materielle Wohl des Arbeiterstandes verbessern zu helfen, so gilt doch unsre Thätigkeit ebensosehr der sittlich-religiösen Erneuerung unsers Volkslebens. Im Vertrauen auf den wiedererwachenden gesunden Sinn unsrer Brüder und in der festen Zuversicht zu der Hilfe des Allmächtigen, werden wir fortfahren wie bisher unser Werk zu treiben unter dem Wahlspruch: „Mit Gott für Kaiser und Reich, für König und Vaterland."



Zweite Abteilung.

Zur Judenfrage.



Unsre Forderungen an das moderne Judentum.

Rede, gehalten am 19. September 1879 in der christlich-sozialen Arbeiterpartei.

Die Judenfrage ist schon lange eine brennende Frage; seit einigen Monaten steht sie bei uns in hellen Flammen. Sie zehrt nicht vom religiösen Fanatismus, auch nicht von politischer Leidenschaft. Orthodoxe und Freigeister, Konservative und Liberale reden und schreiben über dieselbe mit gleicher Heftigkeit; sie alle behandeln das Judentum nicht als einen Zankapfel konfessioneller Unduldsamkeit, sondern als einen Gegenstand sozialer Besorgnis. Die soziale Frage ist die Judenfrage, — schreibt Glagau. Wählt keinen Juden! — ruft W. Marr in einer dritten Broschüre, nachdem er in der ersten vom „Sieg des Judentums über das Germanentum", in der zweiten von „dem jüdischen Kriegsschauplatz" berichtet hatte. Finis Germaniae, zu deutsch: Das Ende Deutschlands ist gekommen — schließt er in höchster Erregung seinen Aufruf an unser Volk. Nun, so nahe glauben wir das Sterben des deutschen Geistes noch nicht. Völker können wiedergeboren werden wie einzelne Menschen; auch Deutschland, auch Berlin wird wieder genesen und von dem fremden Geiste sich losmachen. Aber Krankheitssymptome sind da; soziale Übelstände liegen unserm Volkskörper in allen Gliedern und soziale Feindschaft ist nie ohne Grund. Christen wie Juden muß es eine ernstliche Sorge sein, daß aus der Gegnerschaft kein Haß werde. Denn schon zuckt es hier und da wie das Wetterleuchten eines fernen Gewitters. Aber sehr merkwürdig ist, daß die jüdisch-liberalen Blätter nicht den Mut haben, auf die Klagen und Anklagen ihrer Angreifer zu antworten. Sonst erfinden sie den Skandal, wenn es keinen gibt; an den Predigten in unsern Kirchen wie an den Verhandlungen unsrer kirchlichen Versammlungen wetzen sie ihre giftigen Federn; aber die Judenfrage suchen sie totzuschweigen und vermeiden es durchaus, ihre Leser von jenen unangenehmen Stimmen irgend etwas hören zu lassen. Sie hüllen sich in den Schein, als verachteten sie ihre Gegner, als hielten sie dieselben keiner Antwort wert. Es wäre richtiger, von den Feinden zu lernen, die eignen Schäden zu erkennen und gemeinsam an der sozialen Versöhnung zu arbeiten, die uns so notwendig ist. In

dieser Absicht möchte ich die Judenfrage behandeln, in voller christlicher Liebe, aber auch in voller sozialer Wahrheit.

Gelegentliche Äußerungen über dies Thema sind aus den christlich-sozialen Versammlungen oft aus Parteizwecken in das große Publikum getragen; immer entstellt, übertrieben, vergiftet. Die Reporter gewisser Blätter, eine Schande für die Stadt der Intelligenz, sind ebenso unwissend als unwahr; vieles fälschen sie aus Unverstand, das meiste aus Bosheit. Ein Vorgang, der sich im vorigen Jahre zutrug, ist lehrreich und charakteristisch. Während meiner Abwesenheit war in unsern Versammlungen mehr als nötig über die Juden geredet; die Judenpresse schrieb, die Christlich-Sozialen seien vom Judenhaß beseelt und drängen zur Judenverfolgung. Ich kam zurück und ergriff die Gelegenheit öffentlich und feierlich zu erklären: Wir hassen niemand, wir hassen auch die Juden nicht; wir achten sie als unsre Mitbürger und lieben sie als das Volk der Propheten und Apostel, aus welchem unser Erlöser hervorgegangen ist; aber das darf uns nicht abhalten, wenn jüdische Blätter unsern Glauben antasten und jüdischer Mammonsgeist unser Volk verdirbt, diese Gefahr zu kennzeichnen. Diese Erklärung wurde von neuem verdreht; das ganze Elend Deutschlands — sollte ich gesagt haben — komme von den Juden. Eine Flut von Zuschriften hagelte auf mich hernieder. Ein Berliner Jude, dessen Name ich kenne, schrieb an mich, sein Volk sei der Favorit Gottes und wenn Christen ihre Liebe zu dem auserwählten Volke erklärten, so sei das nichts andres, als wenn Buhlerinnen — ich will dies anständigere Wort gebrauchen — vornehmen Edelleuten ihr Herz schenkten. Ein zweiter schickte „verachtungsvoll dem bornierten Judenhetzer“ eine Schrift, in welcher ein ungläubiger getaufter Schriftsteller die Verdienste der Juden um die Wissenschaft im Mittelalter beschreibt und übertreibt. Ein dritter aus Frankfurt a. M. beglückwünschte mich zu dem offnen Aussprechen des deutschen Schadens und unterschrieb sich: leider ein Jude. — Diese an sich unbedeutende Begebenheit ist ein recht deutliches Beispiel der Lüge, der Hochmuts und des Hasses, welche die Judenfrage bei jeder Besprechung derselben verwirren. Menschen, welche mit ihrer ätzenden Kritik Staat und Kirche, Personen und Sachen übergießen, sind höchst erzürnt, wenn ein andrer sich erlaubt, auf das Judentum auch nur einen prüfenden Blick zu werfen. Sie selbst überfallen jedes nicht jüdische Bestreben mit Haß und Hohn; sagt man über sie und ihr Treiben ein leises Wort der Wahrheit, so spielen sie die beleidigte Unschuld, die gekränkte Toleranz, die Märtyrer der Weltgeschichte. Trotzdem will ich es wagen, heute abend über das moderne Judentum offen und frei meine Meinung zu sagen. Auf lügenhafte Berichte bin ich von vornherein gefaßt.

In der That erscheint mir das moderne Judentum als eine große Gefahr für das deutsche Volksleben. Damit meine ich weder die Religion der Altgläubigen, noch die Aufklärung der Reformer. Das orthodoxe Judentum, diese Verknöcherung des Gesetzes, das Alte Testament ohne

Tempel, ohne Priester, ohne Opfer, ohne Messias, hat für die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts weder Anziehungskraft noch Gefahren. Es ist eine im innersten Kern abgestorbene Religionsform, eine untere Stufe der Offenbarung, ein überlebter Geist, noch immer ehrwürdig, aber durch Christum aufgehoben und für die Gegenwart keine Wahrheit mehr. An religiöser Bedeutung ist das Reformjudentum noch geringer. Es ist weder Judentum, noch Christentum, sondern ein dürftiges Überbleibsel der Aufklärungsepoche, dessen Gedanken gar nicht dem jüdischen Boden, sondern einer ärmlichen Zeit der christlichen Kirche entsprungen und in der Kirche selbst überwunden sind. Beide Parteien rühmen freilich, daß die Juden für die Welt und Menschheit Träger der höchsten religiösen und sittlichen Ideen seien, und daß die Mission des Judentums für jetzt und alle Zukunft darin bestehe, jene Ideen festzuhalten, weiter zu entwickeln und auszubreiten. Die jüdische Presse von rechts und links ist darin ganz einig; der Weihrauch, der darüber aus den Synagogen beider Richtungen aufsteigt, ist geradezu sinnberauschend. Als kürzlich die Säkularfeier des edlen Moses Mendelssohn begangen wurde, stand vor der festlichen Versammlung das Wort: „Von Moses bis Moses ist niemand wie dieser.“ Eben auf diesen liebenswürdigen Geist, der aber doch auf die Entwickelung der Menschheit gewiß keinen durchgreifenden Einfluß geübt hat, beruft man sich in besonderer Weise. Bei der Feier seines Todestages im Jahre 1870 sprach der Landesrabbiner Dr. Adler die begeisterten Worte: „Ist auch der jüdische Staat untergegangen, das Judentum lebt, seine Mission besteht noch, sein Dasein ist noch ein wichtiger Faktor in der Entwickelungsgeschichte des Menschentums, der fortschreitenden Menschenbildung. Unsre Mission war und ist und bleibt: der Sieg des fortschreitenden Menschengeistes, der Sieg des Menschentums. Auch der untergegangene jüdische Staat ist für uns kein toter. Das Untergegangene war auch nur die Hülle des unvergänglichen Lebens, eines mit einer großen, weltgeschichtlichen Mission betrauten Volksstammes. Da sehen Sie zugleich, wie die Menschheit doch eigentlich nur das Postament ist, um den unvergänglichen Volksstamm der Juden darauf zu stellen. So machen es fast alle, die als Israeliten über ihr Volk Betrachtungen anstellen. Philippson schreibt, indem er in der Ausbreitung des Monotheismus, in der Vermittelung des Weltverkehrs, in dem Erringen der religiösen Gleichheit und Freiheit die große Mission Israels erblickt, folgendes: „Die Kämpfe auf allen Gebieten sichern dem Judentum eine bedeutende Zukunft, sowohl für seine Bekenner, wie für die gesamte ringende Menschheit, ebenso wie mitten unter allen Wirren schließlich allein das Judentum einen Gedankeninhalt darbietet, der mit der Geschichte der Menschheit, mit dem Verstande und dem Herzen übereinstimmt.“ Und ganz im Einklang mit dieser Einbildung sagt der orthodoxe Israelit: „Der Jude ist ein Inbegriff der ganzen Menschheit, daher geschieht jeder Fortschritt innerhalb der Menschheit für Israel, jede Entdeckung, jede Entwickelung, sie alle vollziehen sich in erster Linie zum Besten unsres Volkes.“ „Israel ist berufen — heißt es im Lager der jüdischen Orthodoxie — der ganzen

Welt das Heil zu bringen, und die Zeit ist nah, denn das Kreuz zerfällt, der Halbmond erlischt, und die heidnischen Völker Asiens und Afrikas sind längst gegen die ererbten Götzen gleichgültig geworden!" „An dem Tage, da der Tempel zerstört ward, wurde der Messias geboren; da begann der Erleuchtungsgang Israels als Erlöser der Welt von Wahn und Irrtum" predigt in aller Naivetät Rabbiner Dr. Levin in Nürnberg bei der Einweihung der Synagoge vor den christlichen Vertretern der Stadt und breitet die Arme aus, um den Versammelten zuzurufen: „Diesen Kuß der ganzen Welt." Das ist doch ein wenig stark.

S. Meyer, Redakteur der „Jüdischen Presse", schreibt: „Wir dürfen die unbestrittene Thatsache, daß alle die hohen Ideen, auf denen die sittliche Weltordnung beruht, die den Intelligenz-Gehalt auch der modernen Kultur und Zivilisation und die Grundlage wahrer Menschenliebe bilden, dem Judentum entstammen, nicht in Frage ziehen lassen." — „Alles Gute in den Evangelien ist nicht neu, sondern stammt aus dem Judentum und alles Neue ist nicht gut."

Ganz ähnlich schreibt Dr. Adler. — „Die Religion Israels ist die ewige unveränderliche Wahrheit; Christentum und Islam sind Vorstufen, welche die Wahrheit erklimmen mußten, ehe ihr die ganze Wahrheit zugänglich werden konnte," nicht der orthodoxe Israelit; und der Reformrabbiner Nascher fällt in den Chorus ein: „Israels Sendung und Begabung ist, ein Leuchtturm zu sein auf dem Gedankenmeer der Menschheit. Ihr seid berufen — sagt der eitle Mann zu seinen eitlen Zuhörern in einer Predigt — wie die Sterne zu leuchten der Gesamtheit eurer Mitmenschen." Meint man, das seien Übertreibungen einzelner, so ist dagegen auf die Resolutionen der Augsburgischen Synode vom Jahre 1871 hinzuweisen; da heißt es: „Der Geist der wahren Gotteserkenntnis und der reinen Sittlichkeit erfüllt immer mehr das Gesamtbewußtsein der Völker. Das Judentum erkennt hierin mit Freuden eine Annäherung an die Ziele, die ihm auf seiner geschichtlichen Bahn zu allen Zeiten vorgeleuchtet haben!"

Hier stellen wir unsre erste Forderung und bitten: ein klein wenig bescheidener! Wir leugnen nicht, daß Israel die Erkenntnis des persönlichen einigen Gottes durch das Altertum wie eine heilige Flamme getragen hat, bis Christus kam und den vollkommneren Glauben, den reicheren Gottesbegriff und die höhere Wahrheit brachte. Aber es ist doch eine historische Thatsache, daß das Volk Israel immer und immer in den gröbsten Götzendienst zurückfiel, daß Gott nur durch die Sendung gewaltiger Persönlichkeiten den Abfall auf kurze Zeit dämpfen konnte. Israels Verdienst ist es wahrlich nicht, daß die Lehre von dem einigen Gott der Welt erhalten blieb, sondern Gottes Gnade. Ebenso ist es unzweifelhaft, daß die Gedanken der Religionsfreiheit, der Toleranz in dem modernen Sinne nicht zu dem Charakter des Alten Testaments gehören. Wer den Sabbat brach, wurde gesteinigt; die Baalspriester wurden geschlachtet. Es gehörte dies zu der Eigentümlichkeit der gesetz-

lichen Anstalt; wir sind fern davon, dem Alten Testament daraus einen Vorwurf zu machen. Aber es ist doch durchaus irrig, wenn die Juden Ideen, die ihrer Religion in der historischen Form gänzlich unbekannt sind, für sich in Anspruch nehmen. Dabei wissen sie, daß sie eine Priesterkaste hatten — gewiß das Gegenteil der Gleichheit, — daß sie die Sklaverei hatten — gewiß das Gegenteil der Freiheit, — daß sie die Vielweiberei pflegten — gewiß das Gegenteil idealen Familienlebens. Erst das germanisch-christliche Leben hat diesen Mißständen abgeholfen. Es ist wahr, Israel hatte eine erleuchtete wirtschaftliche Gesetzgebung: soziale Eigentumsformen, Verbot des Zinses, höchste Barmherzigkeit gegen die Armen. Aber wir brauchen diese Dinge nur zu nennen, um den furchtbaren Abstand zwischen dem Alten Testament und dem modernen Judentum zu fühlen. Nur das deutsche Recht hat den Begriff des gemeinschaftlichen Besitzes geschirmt, nur die christliche Kirche hat das Zinsverbot ausgesprochen; gerade hier liegen die Fehler und Sünden des modernen Judentums vor aller Augen.

Und zugegeben einmal, daß jene hohe Mission wirklich Israels dauernde Aufgabe ist, wer sind denn die vom Geiste Gottes glühenden Denker und Dichter, welche den lebendigen Gott verkünden, preisen, zu Ehren bringen? Etwa die Redakteure des Tageblattes? Oder die Gelehrten des Kladderadatsch? Wo ist die Prophetenschule heiligen Geistes, in welcher die Jünglinge gebildet werden zu jener Weltmission? Wo sind die Stationen? Wo sind die Missionare? Etwa an den Börsen in Berlin, Wien und Paris? O nein, solche Thorheiten muß man den Juden nicht sagen. Eben das ist ihr Verhängnis, daß sie, an Christo gescheitert, ihren göttlichen Kurs verloren, ihre hohe Mission preisgegeben haben und nach dem schneidigen Entweder — Oder des Herrn Jesu: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ — den Götzen des Goldes nachlaufen, weil sie die Wege Gottes versäumt haben. Ergreifend sind die alten Gebete, in denen das Judentum nach Gott und Zion zurückverlangt. „Wegen unsrer Sünden sind wir aus unserm Lande vertrieben und verbannt von unserm Boden, wir können unsre Pflichten nicht erfüllen, in deiner auserkornen Wohnung und deinem großen und heiligen Tempel, worüber dein Name angerufen ist . . . . Laß uns Zerstreute aus allen Völkern zusammenkommen und vereinige uns Zersprengte von den Enden der Erde. Führe uns nach Zion, deiner Stadt, mit Jubel und nach Jerusalem, deinem heiligen Tempel, mit immerwährender Freude.“ Aber davon wissen die nichts, die im modernen Judentum eine Rolle spielen; sie wohnen lieber in der Jerusalemerstraße als in den Straßen von Jerusalem. Ein gläubiger Christ bedauerte einmal einen jüdischen Bruder, weil derselbe keinen Hohenpriester und keinen Tempel habe. O, ward ihm zur Antwort, unser Tempel ist die Synagoge und unser Hoherpriester der Herr Oberrabbiner. — Aber die alttestamentliche Religion erfordert Opferkultus und Tempeldienst. Ohne diese ist dies Judentum ein trockner Brunnen und ein verdorrter Baum. Und

unfruchtbar ist es wirklich, überall nur der Schatten der christlichen Kirche, in deren Bereich es sich findet: in Deutschland aufgeklärt und in Parteien zerrissen, in den romanischen Ländern zwischen dem strengsten Talmudismus und dem Unglauben geteilt, bei den slavischen Nationen in Formeln erstarrt und wieder von wilder Begeisterung ergriffen, unter dem Halbmond entgeistet und verwesend wie der Islam selbst. Das ist das Bild des Judentums auf Erden. Ohne jede religiöse Schöpferkraft lebt es nur von seinen Einbildungen.

Zuweilen kommt ein Strahl der Erkenntnis von der eignen Misere auch über die jüdischen Schriftsteller selbst; es heißt dann wohl in ihren Zeitschriften: „Die religiöse Belebung ist im gegenwärtigen und im aufwachsenden Geschlecht im Abnehmen. Die Symptome thätigen Anteils an den Interessen der Judenheit und des Judentums dürfen uns hierüber nicht täuschen; denn es ist nicht immer gerade die religiöse Überzeugung, welche die Männer antreibt, und man hat dabei mehr äußere Dinge als die Steigerung des innern Lebens im Auge.“ — Und aus Wien klagt ein edler Jude: „Das moderne Kreditwesen pflanzt eine tiefe Unruhe, ethische Frivolität, religiöse Gleichgültigkeit; die Lehrer und Sprecher unsrer Religion sind aber nicht mutig genug, diese Dinge beim rechten Namen zu nennen!“ Wenn sie einmal nüchtern werden, urteilen auch solche Leute wie Philippson: „Eine Zweifelsucht hat sich der Jugend bemächtigt, daß die Wahrheit, daß eine feste Überzeugung für den Menschen bestehe und zu erreichen sei, geschwunden ist, wo alles Ideale sich verflüchtigt hat und nichts als greifbar und zuträglich erscheint, als was einen materiellen Nutzen und Reichtum, Ehre, Macht und Genuß verspricht ... Daher dieser wahnsinnige Spekulationsgeist und dieses Streben, schnell reich zu werden auf Kosten andrer. In allen Gebieten der Kunst ist Ebbe. Wir haben weder Dichter noch Maler, weder Bildhauer noch Musiker, noch Schauspieler von origineller und bleibender Bedeutung; was noch davon übrig ist, stirbt allmählich hin ohne ersetzt zu werden. Woher sollten sie kommen in einer materialistischen, des geistigen Schwungs beraubten Welt? Das sind die Folgen des Atheismus und Materialismus, wie sie unbestreitbare Geschichte und Erfahrung uns erweisen!“

Die reformerische israelitische Wochenschrift findet es doch der Mühe wert, ihren Lesern den Vers vorzulegen:

> Überall, wo es gilt zu sehn und zu hören,
> Scheint die Zahl der Juden sich täglich zu mehren
> In Promenaden, Theatern, Konzerten und Bällen,
> Siehst du meist Juden in allen Fällen.
> Willst du wo mehr Christen als Juden sehn,
> Mußt du Freitag abend in die neue Synagoge gehn.

„Ganz sicher ist es, daß in Berlin nicht ein Viertel, wahrscheinlich, daß kaum ein Zehntel der jüdischen Gymnasiasten und Realschüler, wenn sie über 13 Jahre alt sind, ein Wort von Religionslehre hören.“ „Die Moralität bleibt auf den Satz beschränkt: was das Strafgesetz nicht

verbietet oder der Strafrichter nicht erreichen kann, ist erlaubt, nützlich, klug." Diese jüdischen Stimmen datieren vom Jahre 1871; es ist heute noch viel schlechter geworden. Die Juden bekämpfen unsern Glauben, aber sie wissen ganz gut, daß der Mensch ohne Religion nicht sein kann. „Es wird so — heißt es bei einem Reformer — jenes ekle Geschlecht erzogen, welches schon in den Kinderschuhen nach Lust und Geld, Geld und Lust lechzt und dann vom Jünglingsalter an dem goldnen Kalbe dienet, buchstäblich als einzigen Gott den Mammon hat — Israels Namen und Gedächtnis dem Spotte, dem einzig verdienten Spott und Haß, preisgibt. Erziehet weiter Juden ohne Judentum, und Ihr werdet Juden haben in der Bedeutung, die der fanatische Haß diesem Namen unterlegt."

Und trotz dieser Wahrheit, trotz jeder Abwesenheit religiöser Produktivität die beständige Illusion, daß man eine religiöse Macht sei. Eine irreligiöse Macht ist das moderne Judentum allerdings; eine Macht, welche überall das Christentum bitter bekämpft, in den Völkern den christlichen Glauben ebenso wie das nationale Gefühl entwurzelt und als Ersatz nichts bietet als die abgöttische Verehrung des Judentums so wie es ist, das keinen andern Inhalt hat als seine Schwärmerei für sich selbst. Berthold Auerbach sagt im Roman Waldfried sehr richtig: „Die gebildeten Juden sind nicht sowohl Juden als vielmehr Nichtchristen." Daher schwärmen sie für Konfessionslosigkeit; ihr Bekenntnis steht auf dem leeren Blatte zwischen dem Alten und Neuen Testament. Aber sie denken nicht daran, einfach ihre Armut zu bekennen, sondern drapieren sich aus den Bettellumpen des Unglaubens einen Königsmantel und wissen damit der unkritischen Lesermasse zu imponieren. Denn es kommt nun einmal darauf an, dem Juden eine welthistorische Aufgabe auch heute noch zuzuschreiben. Auch der liberalste Reformer will Jude bleiben. „Daß unser Judentum uns werde und unsern Kindern und Kindeskindern bleibe, was es den Vätern war, ein liebes teures Kleinod, daß wir Tag für Tag uns begeistert fühlen als Juden, als Anhänger einer Religion, die Ausgangspunkt und Endziel der Humanität in sich vereinigt," schrieb vor Jahren der Gemeindevorsteher in Dresden an die jüdischen Gemeinden. Man will eben durchaus Jude bleiben. Aber es leuchtet ein, daß es nicht angeht, nichts Jüdisches zu glauben und doch Jude zu sein, Jude im engsten Geist zu bleiben und dabei mit Menschheitsbeglückungsideen um sich zu werfen. Es kann gar nicht fehlen, daß die Lächerlichkeit eines solchen Treibens für den Kundigen überall sichtbar wird. Geradezu komisch ist es, wenn ein Dr. Berliner in den Jahren des französischen Krieges die Weltgeschichte unter der jüdischen Brille sieht. „Als Ausgangspunkt des Mittelalters gilt mir das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts, in welchem die jüdische Presse ihre Thätigkeit begann und ein Jude, Tipsiles in Augsburg, das Pulver erfunden haben soll, mit dem endlich begonnen werden konnte, in die noch immer hochragende Feste des Mittelalters Bresche zu schießen." Kennt einer von Ihnen den Tipsiles, der das Pulver erfunden hat? Glaubt wirklich jemand, daß nicht die Re-

naissance, die Entdeckung von Amerika und die Reformation, sondern die jüdische Presse die neue Zeit begonnen hat? O, man begreift bei einer solchen Betrachtung der Vergangenheit die ähnlichen Anschauungen für die Zukunft, die darin gipfeln, daß den Juden die Welt gehört. Crémieux sagte auf einer Versammlung der israelitischen Verbindung in Paris: „Ein neues messianisches Reich, ein neues Jerusalem muß entstehen anstatt der Kaiser und Päpste.“ Und ein Dr. Rosenzweig machte kürzlich im Ernst den Vorschlag, man solle die Beschneidung überall zum Gesetz machen.

Alles dies hat wohl zusammengewirkt, um die Juden, besonders die jüdischen Zeitungsschreiber, auf einen Grad von Intoleranz zu heben, der nachgerade unerträglich wird. In vollem Ernste lautet unsre zweite Bitte an die jüdische Presse: ein klein wenig toleranter! Wir wollen nicht wie viele andre, die über dies Thema geschrieben haben, den Talmud mit seiner Verachtung fremder Völker, mit seinem Haß gegen jedes Menschenrecht citieren. Wir glauben, daß man die heutige Judenschaft in ihrer Gesamtheit nicht für Bücher verantwortlich machen kann, die vor Jahrtausenden geschrieben sind. Wir müßten ebenso den Katholiken alle Ketzerverfolgungen und Inquisitionsprozesse anrechnen, die doch auch von keinem Papste jemals als ein Unrecht widerrufen sind. Auch ist darin in der That eine Änderung eingetreten. Obwohl die strengen Juden noch heute den Talmud als ebenso unfehlbar wie das Gesetz annehmen, obwohl einige unbesonnenerweise erklären, daß ihnen der ganze Talmud, also auch die vielen rachsüchtigen und wilden Stellen desselben, heilig sei, so ist doch offenbar durch das langjährige Zusammenwohnen mit den Christen, durch die mancherlei geschäftlichen Beziehungen, durch den milderen Geist der Zeit in der Synagoge der Christenhaß mehr und mehr gewichen.

Der offizielle Haß hat aufgehört; die erste jüdische Synode beschloß sogar: „In den zu überarbeitenden und neuen Gebetstücken sollen alle Äußerungen, die irgendwie als Ausdruck der Erbitterung oder des Rachegeistes gedeutet werden könnten, gemieden werden.“ Aber in der Judenpresse atmet ein Haß gegen das Christliche, der den tiefsten Abscheu verdient. Da in unsern Zeitungen und Journalen die Artikel nicht unterzeichnet werden, so könnte man uns erwidern, es sei gar nicht zu konstatieren, daß die christentumsfeindlichen Aufsätze von Juden herrühren. Wir wissen sogar, daß genug getaufte Schreiber in den Redaktionen sich finden, welche das traurige Amt üben, ihre Kirche zu schmähen. Aber es ist eine Thatsache, daß die schlimmsten Berliner Zeitungen in den Händen von Juden sind und daß in dem Redaktionspersonal das jüdische Element eine alles beherrschende Rolle spielt. Vollkommen beweisend aber ist der Umstand, daß die religiösen Streitigkeiten der jüdischen Parteien kaum je erwähnt, die Härten der jüdischen Altgläubigkeit nie berührt, die litterarischen Angriffe gegen die Juden nie besprochen werden. Nie wird das orthodoxe Judentum angegriffen, es kann die konfessionslose Schule

verwerfen und den ungetrauten Ehepaaren die Exkommunikation androhen: — kein liberales Blatt nimmt davon Notiz. Kommt dergleichen in christlichen Versammlungen vor, so fällt die Preßmeute mit scheinbarem Wutgeheul darüber her. Unsre Heiligtümer werden beständig in den Staub gezogen, die Synagoge ist durch das stille Einverständnis aller liberalen Zeitungsschreiber geschützt. Man zeige uns in der liberalen Presse auch nur einen einzigen Artikel, der das Versöhnungsfest oder den Talmudverein in der unwürdigen Weise behandelte, wie das Tageblatt den diesjährigen Bußtag, einen unsrer heiligsten Tage, verspottet, wie die Berliner Judenpresse die Augustkonferenz heruntergerissen hat. Nur das Christentum muß sich die Nichtswürdigkeiten gefallen lassen. Der jüdische Stadtverordnetenvorsteher von Berlin hat sich kürzlich über die Angelegenheiten unsrer Kirche, die ihn nichts angehen, öffentlich ausgesprochen und dabei von „wirklichen Ketzerrichtern, die am liebsten die Andersgläubigen auf Scheiterhaufen verbrennen möchten," geredet. Wer gibt ihm das Recht, unter der christlichen Bevölkerung Zwietracht zu säen und Haß zu schüren? Diese Intoleranz ist unerträglich.

Schon im Jahre 1873 schrieb die Zeitung der Reformer: „Die jüdische Presse wird allzusehr durch Geschmacklosigkeit und Gehässigkeit entstellt. Ein schmähsüchtiger, bitterer und schneidender Ton hat sich in derselben und zwar auf jeder Seite geltend gemacht. Dieser Fehler hat verbildend auf das Publikum gewirkt, so daß es hauptsächlich an gewürzten Pikanterien Gefallen findet." Wieviel hat sich seitdem die jüdische Presse noch verschlimmert! Wo findet sich in der evangelischen, der konservativen Presse auch nur eine Spur von dieser Rücksichtslosigkeit? Wo ist je über ein jüdisches Fest, wo über die Speise- und Reinigungsgesetze gespottet? Das einfachste Anstandsgefühl müßte verbieten, sich an den Heiligtümern eines Volkes zu vergreifen. Eben diese beständigen Versuche, die Fundamente des Glaubens, der Sitte, der nationalen Ehre einer Nation zu untergraben, sind frevelhaft und schändlich. Die sozialdemokratische Presse ist hin und wieder noch unflätiger gewesen; verderblicher, weil weniger grob, und giftiger ist die Wirksamkeit einiger Organe, die in Berlin zu den gelesensten gehören. Ehe diese Giftquellen nicht gereinigt sind, ist an eine Besserung unsrer Zustände nicht zu denken. Benzenburg schrieb schon 1816: „Vielleicht geht die Herrlichkeit Deutschlands in den Juden unter." Wenn die Christen fortfahren, sich den Einwirkungen des jüdischen Geistes, der sie entdeutscht und entchristlicht, dauernd hinzugeben, so wird diese Weissagung sich gewiß erfüllen. Vielleicht aber — das ist unsre Hoffnung — geht die Herrlichkeit Deutschlands nach dieser Periode des Niederganges wieder auf. Wir müßten in der That eine Nation ohne Ehrgefühl sein, wenn wir diese Ketten eines fremden Geistes nicht brächen, sondern wirklich verjudeten.

Es ist ja doch jedem Einsichtigen klar genug, daß die Herrschaft des semitischen Geistes über uns nicht bloß unsre geistige, sondern auch

unsre wirtschaftliche Verarmung bedeutet. Der Deutsche ist ein starker Idealist; ein Zeitlang erträgt er es schon, daß man seinen Hang zu den Ideen benutzt, um dahinter ein Geschäft zu machen. Aber zuletzt wird doch die Figur Nathans des Weisen, die Lessing in christlicher Menschenliebe erfunden hat, hinter der Shylocks verschwinden und das warnende Urteil über das Judentum, das unsre besten Männer: Kant, Fichte, Herder, gehabt haben, seine Kraft beweisen. Die Juden sind und bleiben ein Volk im Volke, ein Staat im Staat, ein Stamm für sich unter einer fremden Rasse. Alle Einwanderer gehen zuletzt in dem Volke auf, unter welchem sie wohnen; die Juden nicht. Dem germanischen Wesen setzen sie ihr ungebrochenes Semitentum, dem Christentum ihren starren Gesetzeskultus oder ihre Christenfeindschaft entgegen. Wir können sie darum nicht verurteilen; so lange sie Juden sind, können sie gar nicht anders. Aber wir müssen uns mit klarer Erkenntnis vor den Gefahren schützen, die in einer solchen Vermischung liegen. Allein in Berlin wohnen 45 000 Juden, soviel wie in ganz Frankreich, wie in ganz England. Das ist zu viel. Wenn sie wirklich mit uns verbunden wären, hätte die Zahl nichts Bedenkliches. Aber da jenes halbe Hunderttausend eine in sich geschlossene Gemeinschaft bildet, in guten Verhältnissen, in steigender Macht, mit einer sehr profitablen Verstandeskraft ausgerüstet, ohne Teilnahme für unsre christlich-germanischen Interessen, so liegt darin eine wirkliche Gefahr. Wir nähern uns dem polnischen Mischungsverhältnis. Nur daß die Berliner Juden viel reicher, klüger, einflußreicher sind, als die polnischen Israeliten. In ihrem Besitz sind die Geldadern, Bank und Handel; in ihren Händen ist die Presse und unverhältnismäßig drängen sie sich zu den höhern Bildungsanstalten. Das letzte ist gewiß ein schöner Zug; mir ist es oft rührend gewesen, wie arme Juden Hab und Gut hingaben, um ihren Kindern eine gute Bildung zu geben. Aber diese Entwickelung ist doch durchaus unheilvoll. Wir sind auf dem Wege, daß die öffentliche Meinung von den Juden völlig beherrscht, die Arbeit von ihnen völlig ausgebeutet wird. Der Auflösungsprozeß ist im Gange; nichts hält uns davon zurück, wenn wir nicht umkehren und Israel zur Umkehr veranlassen. Und hier stellen wir unsre dritte Forderung. Das moderne Judentum muß an der produktiven Arbeit teilnehmen. B i t t e , e t w a s m e h r G l e i c h h e i t !

Früher hieß es, die Emanzipation werde die Juden mehr in die andern Erwerbszweige treiben. Nun sind sie emanzipiert; es ist aber das Gegenteil eingetreten. Noch mehr als früher kultivieren sie die Erwerbszweige, bei denen leicht und viel verdient wird. Seit kurzem drängen sie sich auch, nicht zum Heil der Rechtsprechung, in die Richterkollegien. An der Arbeit der Handwerker sind sie fast gar nicht, an der Fabrikation wenig beteiligt. Daraus folgt, daß sie an der Arbeit keine Freude, für die deutsche Arbeitsehre keine Sympathie haben. Die Devise „billig und schlecht“ kommt zum guten Teil auf ihre Rechnung. Sie sind überall da, wo es Not und Spekulationslust zu benutzen

gilt. Gründen, Wuchern sind Geschäfte, die sie unleugbar mit Vorliebe treiben. Sie ernten gern, wo sie nicht gesäet haben. Wenn die große soziale Frage die Frage ist nach dem rechten Verhältnis zwischen Arbeits- und Kapitalsertrag, dann ist eine Thätigkeit, welche die Arbeit im Interesse des Kapitals maßlos und systematisch ausbeutet, das schlimmste Element dieser Frage. Es ist wahr, die Juden haben durch Marx und Lassalle dafür gesorgt, daß sie auch in der Sozialdemokratie ihre Freunde haben; die Nihilisten in Rußland sind zum Teil Juden. Trotzdem hat ihre einseitige Geldwirtschaft auch für sie drohende Gefahren. Für mich gipfelt die Judenfrage in der Frage, ob die Juden, welche unter uns leben, lernen werden, sich an der gesamten deutschen Arbeit, auch an der harten und sauren Arbeit des Handwerks, der Fabrik, des Landbaues zu beteiligen. Weiter sollen wir von ihnen nichts verlangen.

Die allgemeine Zeitung des Judentums kann nicht umhin, in dieser Hinsicht einige Warnungen zu erlassen. „Daß unter den Börsenspekulanten, Gründern und Schwindlern eine Anzahl Juden waren und zwar in einem das Bevölkerungsverhältnis übersteigenden Maße, wird zugestanden." „Die Neigung zum Handwerk schwindet immer mehr und selbst die Jugend in den Volksschulen und Waisenhäusern wirft sich jetzt fast lediglich auf die Kaufmannschaft. Viele Verfolgungen des Mittelalters — wird mit einem gewissen Durchbruch des Wahrheitsgefühls zugestanden — hatten darin ihren Grund, daß Fürsten, Adel und Bürger einigen Juden verschuldet waren und jene sich davon frei zu machen suchten, indem sie die sämtlichen Juden wenigstens aus ihren Kreisen ausrotteten." Sogar mahnt man, „daß die Flut des Judenhasses um so schneller schwinden werde, je mehr die Juden aus dem Erlernten ernste Lehren ziehen und immer mehr auf solidem Grunde zu arbeiten und aufzubauen sich bestreben werden."

Die Frage ist nur: was soll geschehen? Wir meinen, Juden und Christen müssen daran arbeiten, daß sie in das rechte Verhältnis zu einander kommen. Einen andern Weg gibt es nicht. Schon beginnt hier und da ein Haß gegen die Juden aufzulodern, der dem Evangelium widerstrebt. Fährt das moderne Judentum wie bisher fort, die Kapitalskraft wie die Macht der Presse zum Ruin der Nation zu verwenden, so ist eine Katastrophe zuletzt unausbleiblich. Israel muß den Anspruch aufgeben, der Herr Deutschlands werden zu wollen. Es entsage der Anmaßung, daß das Judentum die Religion der Zukunft sein werde, da dasselbe doch so ganz die der Vergangenheit ist. Möchten thörichte Christen nicht fortfahren, das Volk in seinem Dünkel zu bestärken. Die jüdische Orthodoxie mit ihrer Beschneidung ist verlebt, das Reformjudentum ist gar keine jüdische Religion. Wenn Israel dies erkannt hat, wird es seine vorgebliche Mission hübsch beiseite lassen und aufhören, den Völkern, die ihm Gast- und Bürgerrecht gewähren, das Christentum rauben zu wollen. Die jüdische Presse muß toleranter werden, das ist die erste Bedingung besserer Verhältnisse. Die sozialen Übelstände, welche

das Judentum mit sich bringt, müssen auf dem Wege einer weisen Gesetzgebung geheilt werden. Es wird nicht leicht sein, dem jüdischen Kapital den nötigen Zaum anzulegen. Nur eine organische Gesetzgebung vermag dies zu erreichen. Beseitigung des Hypothekenwesens im Grundbesitz, der unverkäuflich und unverschuldbar gemacht werden muß; eine Änderung des Kreditsystems, welche den Geschäftsmann von der Willkür des großen Kapitals befreit; Änderung des Börsen- und Aktienwesens; Wiedereinführung der konfessionellen Statistik, damit das Mißverhältnis zwischen jüdischem Vermögen und christlicher Arbeit festgestellt werden kann; Einschränkung der Anstellung jüdischer Richter auf die Verhältniszahl der Bevölkerung; Entfernung der jüdischen Lehrer aus unsern Volksschulen, zu dem allen Kräftigung des christlich-germanischen Geistes; das sind die Mittel, um dem Überwuchern des Judentums im germanischen Leben, diesem schlimmsten Wucher, entgegenzutreten. Entweder dies gelingt uns, dann mag der Segen wieder über Deutschland kommen, oder der Krebsschaden, an dem wir leiden, frißt weiter; dann ist unsre Zukunft bedroht, und der deutsche Geist verjudet, das deutsche Wirtschaftsleben verarmt. Rückkehr zu mehr germanischem Rechts- und Wirtschaftsleben, Umkehr zu christlichem Glauben; so wird unsre Losung lauten. Dann thue jeder seine Pflicht und Gott wird helfen.



Notwehr gegen das moderne Judentum.

Rede, gehalten am 26. September 1879.

Gern hätte ich die Aufregung einer zweiten Diskussion über die Judenfrage vermieden, aber ich habe versprochen, daß wir auf den wichtigen Gegenstand noch einmal zurückkommen würden; auch die Israeliten, welche an der ersten Versammlung teilnahmen, haben eine Wiederholung der Verhandlung gewünscht: so komme ich denn heute ihrem Wunsche und meinem Versprechen nach.

Was ich vorausgesehen und angekündigt habe, die lügnerische Entstellung unsrer ersten Versammlung, ist natürlich eingetroffen. Die antichristliche Presse Berlins ist gar nicht mehr fähig, die Wahrheit zu sagen. Auch ein Blatt wie die Nationalzeitung brachte einen wesentlich falschen Bericht, und bis heute hat sie trotz der Aufforderung des Reichsboten denselben nicht berichtigt, obwohl es doch so leicht war, aus der gedruckten Rede die volle Wahrheit mitzuteilen. Von manchen andern Zeitungen erwartet man gar nichts andres, als grobe Unwahrheiten; diesmal hat ein aufrichtiger Israelit, der an der ersten Besprechung

thätigen Anteil genommen hatte, wenigstens das Tageblatt in einem offenen Schreiben*) der Lüge geziehen!

Nach solchen Lügen bildet sich eine leichtgläubige Leserschaft ihr Urteil, die auswärtige Presse druckt die Berliner Erfindungen nach, und in der Welt bildet sich die alberne Meinung, in den christlich-sozialen Versammlungen werde eine Judenhetze veranstaltet. Berliner Fortschrittsmänner behaupten solche Albernheiten in Volksversammlungen; da darf man sich nicht wundern, daß ein Hamburger „Religionsloser" sich über „die gemeinsten und niederträchtigsten Verleumdungen", über den „Schmutz und Kot", womit die Juden beworfen worden, beschwert und mit einem komisch wirkenden Pathos an mich schreibt: „Ist denn ein Mensch zu verdammen, der in seiner Unwissenheit die schändlichen Lehren, welche Sie bestrebt sind ihm beizubringen, in sich einsaugt und so zum Bösewicht wird?" Ich habe Briefe empfangen, die rein im Fieber geschrieben sind. Der eine verwünscht mich als einen zweiten Massenmörder und prophezeit

---

*) Da dies Schreiben für den Wert und Charakter der Berliner Judenpresse so überaus bezeichnend ist, lassen wir es hier folgen:

Berlin, den 21. September 1879.

Geehrte Redaktion des Berliner Tageblatt!

Seit Gründung Ihres Blattes bin ich Ihr Abonnent. — Wenn ich auch seit einem Jahre mit Ihrer Wendung nicht im Innern zufriedengestellt bin, so las ich es doch gern, da ich manches Wissenschaftliche darin fand. Den Lokalnachrichten schenkte ich größtenteils nicht Aufmerksamkeit, da ich mich öfter überzeugte, daß sie größtenteils übertrieben oder dann widerrufen worden, an eine gänzliche Unwahrheit dachte ich nicht, da ich mich vom Gegenteil noch nicht überzeugt hatte. — Heute überzeugte ich mich, wie leichtfertig Sie dem Publikum Ihre Lokalnachrichten auftischen, und wie Sie dieselben benutzen, um Reklame für Ihr Blatt zu machen.

Circa 25 Jahre bin ich Berliner Bürger, jedoch seit dem Jahre 1865 halte ich mich von jeder politischen Versammlung fern, und nur aus Interesse für mein Judentum besuchte ich am 19. d. M. abends die Versammlung, einberufen vom Hofprediger Herrn Stöcker! Eine stattliche Versammlung von circa 700 Personen, nicht wie Sie meinen, daß der größte Teil Provinzialen wären: es waren lauter Berliner Bürger, indem sie sich nach ihren Wahlbezirken eingeteilt und geordnet haben.

Sie sandten heute einen Bericht in die Welt in Ihrer Zeitung, welcher nur die eine Wahrheit enthielt, daß eine Versammlung stattgefunden; alles andre ist gelogen und erdichtet. Ich bin der größte Gegner von Herrn Stöcker, es gelang mir auch, bei der Versammlung teilweise seine Ansichten abzuschwächen, und dennoch werde ich am Ende gezwungen sein, Herrn Stöcker Gerechtigkeit zukommen zu lassen, als er die Behauptung in seinem Vortrage aufstellte, „daß die Reporter gewisser Blätter eine Schande für die Stadt der Intelligenz sind, daß sie ebenso unwissend als unwahr sind. Vieles fälschen sie aus Unverstand, das meiste aus Bosheit." Was soll dieser Popanz in Ihrer heutigen Zeitung? Es wurde nicht Theater gespielt; es wurden Debatten geführt über die heiligsten Rechte zweier Glaubensgenossen, und die Versammlung fand großes Interesse an für und wider, so daß sie einstimmig beschloß, in der nächsten Zeit noch einen Abend diesem Thema zu widmen. Was kümmert sich die Welt um Ihr Tageblatt? Sobald es aber da ist, so muß die Redaktion rein sein wie Gold, und wie ein jeder Richter über jeder Partei steht, so muß dieser Vertreter seiner Zeitung stehen.

mir ein gleiches Ende; der andre erklärt, in England oder Amerika würde ich an den nächsten Laternenpfahl gehängt werden; ein dritter vergleicht mich mit Most und bedroht mich mit Ausweisung; ein vierter, der sich, um größeren Eindruck zu machen, Freund und Amtsgenosse nennt, stellt mir die Schrecken einer Disziplinaruntersuchung und Amtsentsetzung vor Augen und dringt in mich, alles Gesagte zurückzunehmen. Daneben fehlt es nicht an unglaublichen Gemeinheiten, die ich nicht wiedergeben kann. Das sind die Resultate der ordinären Zeitungslügen. Aus der Höhe einer anständigen, friedlichen Diskussion wird die Judenfrage ohne meine Schuld in den Rinnstein gezerrt. Mögen die Redakteure dafür die Verantwortung auf sich nehmen. Denn daß man eine so wichtige, für Wohl und Wehe unsres Volkes so entscheidende Frage gar nicht berühren darf, werden sie höchstens heimlich zu wünschen, nicht öffentlich auszusprechen wagen.

Wer meine Rede wirklich gelesen hat, kann mich vielleicht bekämpfen, wenn er ein Jude oder Judengenosse ist, aber er kann mich nicht anklagen. Nie ist in mehr sachlicher, ruhiger Weise vom Standpunkt christlichen Glaubens das interessante Thema behandelt. Einige Israeliten haben das in ihren Briefen an mich ausdrücklich anerkannt. Um so kläglicher ist der Eindruck, den es macht, wenn Berliner Bezirksvereine unter den Aufreizungen schimpfender Israeliten sich zu der Thorheit verleiten lassen, leidenschaftliche und sinnlose Resolutionen zu fassen. Ja, der Stralauer Bezirksverein hat die Kühnheit gehabt, die Stadtverordnetenversammlung aufzufordern an „maßgebender Stelle sofort Schritte einzuleiten, welche derartige Vorgänge in Zukunft unmöglich machen." Ich

---

Wenn Sie nicht zuverlässige Reporter haben, so unterlassen Sie doch den Bericht; würden Sie für 5 Pfg. den Vortrag von Herrn Stöcker gekauft haben, so würden Sie gewußt haben, daß der Mann die größten Autoritäten des Judentums anführte, sehr mäßig sprach, dadurch einen sehr großen Eindruck bei seinen Anhängern hervorbrachte; fünf sprachen dagegen, und auch da hat ein großer Teil der Versammlung sich den Ausführungen angeschlossen. Und wenn eine Versammlung von 700 Personen ca. 3½ Stunden mit Aufmerksamkeit den Debatten folgt, wollen Sie die ganze Sache ins Lächerliche und in Kasper-Theater umwandeln. Sogar die Bemerkung über Herrn Raup ist falsch! Wohl sagte er: Ich bin weder Sozialdemokrat noch Jude; ich habe drei preußischen Königen treu gedient, habe mit meinen jüdischen Kameraden nur Frieden gehabt; geteilt haben sie mit mir jeden Bissen, habe sie liebgewonnen und schätze die größte Masse der Juden; Spitzbuben gibt es unter Christen ebenfalls die Menge. Den Nachsatz legen Sie ihm zu. Ein andrer, seinen Namen kenne ich nicht, auch ein Christ, sein Auge leuchtete wie Feuerkugeln, der schleuderte Herrn Stöcker die von Ihnen angeführten Worte zu. Der von Ihnen niedergeschriebene letzte Satz ist die größte Lüge; denn Herr Stöcker antwortete auf jeden Vortrag und verteidigte sich, daß wir ihn mißverstanden hätten. — Ist es dann ein Wunder, wenn der Vorstand Ihre Reporter nicht einlassen will? Meinen Gegner kann ich nur bekämpfen, wenn ich ihm Gerechtigkeit zukommen lasse, besonders wo er Anspruch hat, daß wenigstens Wahrheit berichtet wird. Zum Schlusse ersuche ich Sie, als Ehrenmann, in Ihrer nächsten Nummer des Tageblatts, Ihren heutigen Bericht zu widerrufen.... Elias Cohn.

wünsche von Herzen, daß die Stadtverordnetenversammlung diese Vorgänge untersucht. Sie ist allerdings mit jüdischen Elementen weit über das Verhältnis der Bevölkerungszahl durchsetzt; aber ich traue ihr doch die Gerechtigkeit zu, daß sie nach geschehener Untersuchung nur Dr. Straßmann, ihren eignen Vorsteher, tadeln würde. Denn eben die Auslassungen dieses Mannes, eines Juden, über unsre kirchlichen Verhältnisse haben es zur absoluten Notwendigkeit gemacht, den jüdischen Anmaßungen ein energisches Halt zuzurufen. In seiner Stellung als der Präsident einer Körperschaft, welche neben den 45 000 Juden doch auch eine Million Christen zu vertreten hat, durfte er nicht sagen, was er gesagt hat. Ich habe aus Schonung in meiner vorigen Rede nur das weniger Beleidigende seiner Angriffe hervorgehoben, ich muß heute, um jedem Unparteiischen ein Urteil zu ermöglichen, den ganzen Abschnitt citieren. Derselbe lautet folgendermaßen:

> „Die kirchliche Reaktion nimmt einen kühnen Anlauf. Schon erheben sich nicht mehr die Dunkelmänner gewöhnlichen Schlages, sondern die wirklichen Ketzerrichter, die am liebsten die Andersgläubigen auf Scheiterhaufen verbrennen möchten und in Ermangelung dessen statt der Liebe, zu der sie verpflichtet, nur Haß und Zwietracht predigen. Gott möge sie nicht nach ihren Thaten richten und noch weniger nach ihren Worten, denn ihre Zunge ist wie die der giftigen Viper und ihr Atem ist wie der Hauch des Sumpfes, in dessen Miasmen das Leben hinsiecht."

Nicht wahr, es würde einen seltsamen Eindruck machen, wenn Dr. Straßmann nach solchen feindseligen, übrigens geschmacklosen Äußerungen gegen christliche Parteien sich darüber beschweren wollte, daß man dergleichen Schmähungen höflich von sich abweist? Darüber interpelliert, hat er sich auf sein Recht als Wahlkandidat berufen und erklärt, er meine damit nur diejenigen, welche Haß und Zwietracht säen und den Frieden stören. Dem gegenüber berufe ich mich auf das bessere Recht, als ein Diener des Evangeliums von einer Kirche unverdiente Beleidigungen abzuwehren und mein Volk vor der Entchristlichung zu schützen, die es von seiten der jüdischen Presse bedroht. Ich erkenne darin einfach eine Pflicht; da ich dieselbe auf der Kanzel nicht üben darf, bediene ich mich der öffentlichen Versammlung, um die bösen Mächte, welche unser Volk dem Abgrund zutreiben, an das helle Tageslicht zu ziehen und zu züchtigen. Man hat mich aufgefordert, ich solle die Zeitungen beibringen, in denen unsre Heiligtümer verlästert wurden. Wohlan, da sind Zeugnisse aus diesem Jahre; zuerst ein Bußtagsartikel des Tageblatts.

> „Die Glocken läuten — richtig, morgen ist Feiertag. Doch nein, kein Feiertag, kein Tag der Festesfreude, des lärmenden Volksgedränges und der lustigen Tanzweisen, sondern ein Tag innerer Einkehr und ernster Beschaulichkeit, der strenge Tag der Buße ist es . . .

Buße! — Ein hartes rauhes Wort, mit welchem mancher gleich mir nichts Rechtes anzufangen wissen wird. Nichts weniger als ein Verächter der Religion, bin ich doch ein entschiedener Feind jener finsteren Doktrin, welche die Welt nur als ein klägliches Jammerthal und ihre Bewohner als eitel verruchte Sünder ansieht, von denen jeder zerknirscht an die Brust schlagen und ausrufen müßte:

Ach mich stechen im Gewissen
Dornen, und ich soll ein Bissen
Gierger Höllenwölfe sein . . .

Nein, solcher düsteren Weltanschauung kann ich nicht Raum geben. Freilich sind wir Menschen eitle, eigensüchtige Kreaturen, die einander oft neiden und befehden, und es gibt unter uns Wesen, in denen diese Fehler zu absoluter Unnatur entartet sind; aber diese bilden doch glücklicherweise nur die Ausnahmen, und im allgemeinen halte ich uns Menschen für lange nicht so schlecht, als wir selbst gewöhnlich uns zu machen pflegen.

Bei dieser günstigen Meinung von mir und meinen Mitmenschen soll ich nun Buße thun — gut, ich will's versuchen, obwohl ich von vornherein überzeugt bin, daß es mir nicht glücken wird, zu jener tiefen Zerknirschung zu gelangen, wie sie die Donnerworte der Kanzel erheischen. Aber bei einigem guten Willen gelingt es mir vielleicht doch noch, mich etlicher Sünden zu überführen . . .

Nun teilt es die Sünden in Begehungs- und Unterlassungssünden und stellt in Beziehung auf erstere folgende Betrachtung an:

Ach, von vornherein erhebt sich eine große Schwierigkeit: Ich sinne, sinne — sinne Tag und Nacht zurück und kann absolut nicht finden, wo und wie ich gesündigt hätte. Ich bin eben ein harmloser Mensch, der mit aller Welt in Frieden lebt, des Tages seine ernste Arbeit verrichtet, des Abends sein bescheidenes Schöpplein trinkt und nach dem zweiten, höchstens dritten fromm nach Hause geht . . . . Am besten wird es schon sein, ich klammere mich an einen bestimmten Tag an, und so nehm' ich denn den gestrigen. Gleich nach dem Aufstehen hab' ich zum Mokka die Zeitung gelesen — ja, allerdings, das war eine große Begehungssünde, daß ich durch die ewigen Zolltarifs-Artikel und Debatten mir die Laune verderben ließ. Nun wird's ein Ende haben mit dem starken Mokka und der Havanna-Zigarre wie auch mit dem Bordeauxwein und allen andern Freuden, welche einen mitteljährigen Junggesellen über die Einsamkeit seines Daseins zu trösten vermögen. An Mehreinnahmen kann bei diesen Zeiten nur ein Bismarck denken, und so wird man denn schon die Zahl der Schöpplein heruntersetzen und zu Uckermärker mit Pfälzer Deckblatt greifen müssen. In der sichern Aussicht dieser trostlosen Zustände

hab' ich dann den Tag über, ganz gegen meine Gewohnheit, mir noch einmal recht gütlich gethan in den Genüssen, die nächstens unerschwinglich teuer sein werden, und des Abends bin ich voll düsterer Bitterkeit ins Theater gegangen. Wehe, welcher Berg von Begehungssünden fällt mir da ein! Ich bin ein Theaterfreund und lasse selten ein neues Stück oder einen fremden Gast aus, und wie schmählich hab' ich nun den vergangenen Winter hindurch in mehr als 20 schlechten Stücken und mindestens einem Dutzend grausamlicher Maria Stuarts die schöne kostbare Zeit vergeudet! Ja, das waren Sünden, welche abzubüßen die Pönitenz der persönlichen Gegenwart lange nicht ausgereicht hat.

Nun geht es zu den Unterlassungssünden über, die es lediglich in unterlassenen Vergnügen und Genüssen findet. Es schreibt:

Das Vergeuden der Zeit, ja, darin sind wir allzumal Sünder, die jeglichen Ruhmes ermangeln. Und neben der Vergeudung das Versäumen und Verpassen der Zeit — ein Thema, bei dessen Erwägung dem Nachsinnenden sich eine wahrhaft unendliche Perspektive eröffnet. Wie viele herrliche Frühlings- und Sommertage hast du in der gemeinen Sucht nach Erwerb hinter dumpfen Mauern verbracht! Indessen du in staubiger Luft deine Rechnung machtest und Pfennig legtest, stieg draußen die Lerche hoch, brauste der Strom dahin und rauschte der Wald sein Lied . . . du meinst, das könntest du immer noch haben? O nein, wie in jenen versäumten Tagen singt nimmer wieder die Lerche dir, rauscht niemals dir der Wald, denn du bist seit damals wieder um eine Spanne älter und stumpfer geworden . . . .

Und indem du so nachsinnst der verlornen Zeit, tauchen vor deinem Blicke aus dem Nebel der Erinnerung nicht auch allerlei Sterne auf, dunkle und helle, in sanftem Licht wie in funkelndem Glanz? Augensterne sind es, die einen in schüchterner Bitte auf dich gerichtet, die andren wie in trotziger Frage, welche der Antwort gewiß ist . . . . Ach, heute verstehst du so Bitte und Frage, die du einst in thörichter Lässigkeit nicht vernommen, und wärest gern zu Antwort und Gewährung bereit, aber deine Arme, die du sehnsüchtig ausstreckst, greifen ins Wesenlose. Sowenig wir nach den Lehren der Forschung wissen, ob die Sterne, welche vom Himmel zu uns hernieder leuchten, wirklich noch am Firmamente existieren und nicht längst untergegangen sind, so wenig weißt du, ob und wo jene Sterne noch strahlen, die einst dir gelächelt, aber durch Monde und Jahre, durch weit entlegene Ferne dringt ihr Glanz zu dir, eine höhnende Lockung des Unmöglichen, eine vorwurfsvolle Anklage unsühnbarer Schuld."

Also die Unterlassung von Buhlereien, denn das bedeutet doch die Spielerei mit den schüchternen und trotzigen Augen, ist die Unterlassungs-

sünde, welche der frivole Schreiber als unsühnbare Schuld bezeichnet. Und dieser Bußtag war der erste nach den Attentaten; der erste, nachdem in furchtbaren Freveln die Wunde unsers Volkes aufgebrochen war. Ist solch ein Artikel nicht selber ein Attentat auf die Sittlichkeit und Religion?

Im August d. J. war hier in Berlin die lutherische Konferenz versammelt; die Art, wie das Berliner Tageblatt darüber redete, war durchaus ordinär und gehässig.

> „Nun saß die erlesene Streitschar des Himmels auf den Rohrstühlen — eine stattliche Zahl, sie ging in die Hunderte. Welche Fülle salbungsvoller, scheindemütiger, kampflustsprühender theologischer Gesichter! Neben der ländlich zugeschnittenen Figur des simplen Dorfpastors der schlankgebaute „Streber" mit dem elegant gestutzten Backenbart, neben dem korpulenten, gutmütig dreinschauenden Superintendenten aus Hinterpommern der finsterblickende Zelot vom „Generalstabe", außerdem ein kleines Kontingent von der heiligen Sache zugethanen Laien."

Noch dem „Originalbericht des Berliner Tageblatts" sei hier ein Platz eingeräumt:

> „Duster im Innern und duster im Äußern — das war die Signatur der Verhandlungen der August-Konferenz am Mittwoch nachmittag. Während des larmoyanten Vortrages des Pastors Tauscher über „die lutherische Kirche, ein Salz und Licht für die Zukunft unsers deutschen Volkes" senkte sich eine ägyptische Finsternis auf die Häupter der frommen Herren, und es hatte etwas Gespensterhaftes, inmitten dieser Finsternis die Umrisse des eifernden Pastors von St. Lukas hervorragen zu sehen. Der schöne Saal der Reichshallen, der immer mehr einen interkonfessionellen Charakter annimmt und heute der Dr. Kalthoffschen Gemeinde, morgen der August-Konferenz und übermorgen den Juden Gelegenheit zur Andacht bietet, hatte nämlich die Eigentümlichkeit, daß seine Lüsters den Dienst versagten. Und wie schön paßte diese Lichtentziehung zu dem Charakter der ganzen Versammlung!"

Noch schlimmer waren die Auslassungen des Börsen-Kurier:

> „Die Hundstage bringen uns Jahr für Jahr seltsame Gäste. Es ist natürlich eine Zufälligkeit, daß es gerade die Zeit der glühenden Sonnenhitze (?!) ist, in der sich die Blüte unsrer Orthodoxie in den Mauern unsrer sündigen Stadt zusammenfindet, um über das zu beraten, was zum ewigen Heile in dieser sündenbelasteten Zeit not thut .... Zur Zeit, in der der Schneiderkongreß, der Kongreß der Schornsteinfeger und der Kongreß der Zitherschläger zusammentritt, pflegt sich in Berlin auch die August-Konferenz zu versammeln. In der Periode, in der in den Theatern nur wenig Novitäten aufgeführt werden, in der die Witzblätter

meist etwas matt sind unter dem Einflusse der erschlaffenden Hitze, beginnt sich die preußische Orthodoxie dem verehrlichen Publikum zu präsentieren. Zunächst werden dabei fromme Lieder gesungen und alsdann ebenso endlose wie salbungsvolle Reden gehalten. Aber mitunter wird das den Herren ein wenig zu langweilig und dann steht einer von den frommen 400 auf, und zum Ergötzen der, durch all die Salbung und all die Frömmigkeit herzlich ermüdeten übrigen 399 beginnt er eine lustige Kapuzinerpredigt zu halten mit ‚Heißa, Juchheißa, Dudeldumdei‘, mit allerlei lustigen Sprüngen und ergötzlichen Scherzen."

Dasselbe Blatt leistete das Äußerste von Zuchtlosigkeit in einem Aufsatz, der Gegenstand gerichtlicher Verfolgung geworden ist.

In demselben fingiert der Schreiber einen Traum. Es träumt ihm in der Weltausstellung, daß ein Maler wegen der Ausstellung eines Bildes vom 12jährigen Jesus im Tempel angeklagt worden sei. Das Bild des Jesusknaben wird nun folgendermaßen beschrieben:

„Es stellt einen jüdischen Israelitenknaben mosaischen Antlitzes in einem weißen, nicht ganz reinlichen Kittel dar. Selbiger Israelitenknabe hat rotes Haar und wahrscheinlich Sommersprossen. Darüber, ob er schielt, sind die Ansichten geteilt. Besagter mosaischer Israelitenknabe scheint mehreren älteren Gentlemen von mehr hebräischem als respektablem Äußern irgend etwas zu erklären. Er bewegt die Hände — so was man etwa im Berliner Jargon „er mauschelt mit den Händen" nennt.

Man hat ferner den vagen Eindruck, als ob sie [nämlich die Umgebung des Knaben, von der es heißt: „Der Gesichtsausdruck der Herren in den Röcken und Gebetmänteln schwankt zwischen drei Jahren Zuchthaus bis zu vier Monaten Gefängnis"] Schmeie, Jekend, Jizchek, Awrohim, Szimche und Leibel hießen, während der kleine rothaarige Knabe, der nur um ein weniges weniger schlecht zu riechen scheint, als seine Umgebung, sich ohne Frage in den offiziellen Geburtsregistern „Leiser" nennt, in der holden Intimität des Privatlebens aber sicher „Leiserche", oder auch „Leiserleben" gerufen wird. Seine Beschäftigung auf dem Bilde ist er, sichtlich die, den alten Gentlemen zu erklären, auf welche Art er-der kleine Tausendsasa mit den roten Haaren einen Profit zu machen gedenke. Ein Teil der alten Herren scheint recht erfreut, während einer augenscheinlich zu sich selber sagt: „Mah, heißt e Marrischkeit!" und ein andrer die geflügelten Worte zu sprechen scheint: „Will der Jung schon schmußen vons Geschäft" . . . . ."

Zu seiner Rechtfertigung sagt dann der Maler, er sei ein moderner Maler:

„Christus ist der Sohn Josephs, nicht wahr? Er ist also ein jüdischer Knabe gewesen. Da wir modernen Menschen an Wunder

nicht glauben, kann ich mir nicht helfen, — er wird jüdisch ausgesehen haben. Jüdische Knaben haben häufig rote Haare. Warum soll Christus nicht rote Haare gehabt haben? Israelitenknaben tragen manchmal etwas schmutzige Kittel. Warum soll Christus einen ganz reinen angehabt haben? Jüdische Knaben mauscheln häufig mit den Händen; warum soll Christus, als er im Tempel mit den Priestern — die doch auch gewiß die Hände nicht still gehalten haben, nicht mit den vorderen Extremitäten gemauschelt haben? Hoher Gerichtshof, ich weiß nicht, ob es ein wahres Bild ist, denn ich bin nicht dabei gewesen. Aber ein realistisch wahrscheinliches Bild ist es und darum bitte ich um Freisprechung von der Anklage.*)

Bedenken Sie, meine Herren von Israel, daß uns Christus gerade so heilig ist, wie Ihnen Jehovah, und Sie müssen unsern Zorn, anstatt zu verdammen, ehren und anerkennen.

Wie aber die Berliner Witzblätter, lauter jüdisches Giftgeschmeiß, die christlichen Dinge verhöhnen und verspotten, oft in einer einzigen Nummer drei, vier Mal, weiß jeder, der diese verderblichen Blätter liest. Ebenso wie sie, sind auch die jüdisch-liberalen Zeitungen völlig in Haß gegen das Christentum eingetaucht; die Artikel, welche wir oben abgedruckt haben, sind nur das Schlimmste von vielem Schlimmen seit einem halben Jahr. Bei diesem Zustand der Dinge von Judenhetze, Judenverfolgung zu reden, ist ein barer Unsinn. Jene Blätter treiben das ganze Jahr Kirchenschändung, Christentumshetze, Pastorenverfolgung; sie thun dies in der Hauptstadt der größten protestantischen Macht der Welt. Und wenn dann zuletzt, um das Volk diesen Niederträchtigkeiten nicht zum Opfer werden zu lassen, zur Notwehr gerufen wird, wenn ein Geistlicher in der nobelsten Weise sich diesen Gemeinheiten widersetzt, dann ruft dieselbe Presse nach dem Staatsanwalt, nach der kirchlichen Obrigkeit. Christen aber, die für solche schimpflichen Gegner ihrer Glaubensgenossen unter die Waffen treten, wissen nicht was sie thun. Die Blätter, die ich citiert habe, sind in jüdischem Besitz; die Eigentümer sind für den Inhalt derselben moralisch verantwortlich.

Ich bin von einem anständigen Juden gefragt, was ich eigentlich

---

*) Zur Vergleichung, mit welcher Parteilichkeit jüdische Vereine behandelt werden, diene eine Korrespondenz über den Talmudverein vom 26. Septbr. 1875: „Der Talmudverein, welcher seit seiner vor 23 Jahren erfolgten Begründung allabendlich seine Mitglieder zum Studium des Talmud versammelt, beging am Sonntag das Fest der Einweihung seiner neuen Lehrräume im eignen Hause. Nach dem Vortrag mehrerer Gesänge hielt der Vorsteher und Schriftführer des Vereins, Dr. A. Berliner, eine Anrede an das zahlreich versammelte Publikum, in welcher er den Dank aussprach allen den Männern, welche durch ihren Eifer in der Verwaltung oder durch Fundationen dazu beigetragen haben, daß der Verein nunmehr sein eignes Haus beziehen könne." Der Talmud aber leistet, wie bekannt, in Aberglauben und Intoleranz das Äußerste; trotzdem nur freundliche Worte!

mit meinem Angriff gegen das moderne Judentum bezwecke. Meine Antwort ist die, daß ich in dem zügellosen Kapitalismus das Unheil unsrer Epoche sehe und deshalb naturgemäß auch durch meine sozial-politischen Anschauungen ein Gegner des modernen Judentums bin, in welchem jene Richtung ihre hauptsächlichsten Vertreter hat. Aber nie würde ich daran gedacht haben, gegen bloß volkswirtschaftliche Irrtümer aufzutreten, wenn nicht mit denselben diese frivole Hetzjagd gegen alle christlichen Elemente unsers Volkslebens verbunden wäre. Der Jammer um mein Volk, das dabei sittlich und religiös zu Grunde geht, treibt mich, diese Bosheit in die Öffentlichkeit zu ziehen und den Kampf gegen dieselbe aufzunehmen. Was hilft es, das Schlechte auf der Kanzel zu bekämpfen, unter welcher die Schreiber und Leser jener Presse sich nicht versammeln, oder in konservativen Zeitungen einen Schmerzensschrei aus-zustoßen, welche jene Seelenmörder belachen, ihre Opfer nicht hören! Dagegen ist eine Volksversammlung noch immer die geeignete Walstatt, um den Kampf mit den Volksverderbern aufzunehmen. Daß ich dazu ein gutes Recht habe, sagt mir mein Gewissen; daß es dazu die höchste Zeit ist, vielleicht noch nicht zu spät, aber wirklich die letzte Stunde, sagt mir die sittlich-religiöse Verwirrung der Gegenwart. Unrecht möchte ich niemand thun; die, welche mir vorwerfen, daß ich als Geistlicher, als Hofprediger Zwietracht säe, möchte ich fragen, ob Abwehr der Schande Aussaat von Zwietracht ist. Jene Artikelschreiber und Possenreißer sind die Säeleute des Hasses, nicht wir, die wir ohne Haß im Herzen — das weiß Gott! — vor ihnen unsre Kirche schützen möchten. „Das sind entartete Juden — sagt man — und es ist ein Unrecht, das ganze Judentum für diesen Abschaum verantwortlich zu machen.“ Aber wer denkt daran? Was ich vom modernen Judentum sage, will ich wahrlich nicht auf die einzelnen Individuen angewandt wissen. Es gibt viele Juden, die Respekt vor unserm Glauben, Achtung vor dem germanischen Charakter, Teilnahme an unserm Volkswohl haben; es gibt viele Juden, die wahr im Wort, treu im Versprechen, redlich im Geschäft, gar keinen Anlaß zur Anklage bieten, — ich selbst kenne solche, achte und liebe sie. Aber der Begriff „modernes Judentum“ bedeutet eben die Summe der hervorstechenden Züge, nicht die Vorzüge einzelner Persönlichkeiten; es ist mir unverständlich, wie man jenes Wort anders hat auffassen können. Man redet doch von „Germanentum“ und weiß, daß manche Germanen keine Spur davon an sich tragen; man spricht von dem „heutigen Christen-tum“ und denkt nicht an alle einzelnen Christen. Nur in diesem Sinne habe ich das moderne Judentum verstanden; aber in diesem Sinne ist es in der That jene Erscheinung, wie ich sie gezeichnet habe, ohne Be-scheidenheit, ohne Toleranz, ohne soziale Gleichheit. Auch betriebsam, nüchtern, intelligent, bildungsdurstig ist es; durch das Festhalten an der Familienpietät und der alten religiösen Tradition eng verbunden. Gern will ich diese Tugenden hervorheben; aber ich kann es nicht leugnen, daß bei der Verehrung der eignen Religion diese Zerstörung der fremden

einen doppelt schauerlichen Eindruck macht. Man wird mir einwenden, daß es nicht bloß jüdische Schriftsteller sind, die Gift und Galle gegen das Christentum speien, daß die elendesten Skribenten vielleicht unter den verlornen Söhnen unserer Kirche gesucht werden müssen. Ich gebe dies zu. Trotzdem bleibt es richtig, daß die Eigentümer aller jener Blätter, welche Christentum, Kirche und Geistliche lästern, Juden sind. Aber wie ein schlechter Kuppler vor Gott und Gewissen für alles Verderben verantwortlich ist, das unter seinen Augen sich vollendet, so trägt auch der Eigentümer einer Zeitung die moralische Rechenschaft für alle Unzucht der Sprache, die in seinem Blatte ihre Schande treibt. Mögen die edlen Juden ihren unedlen Glaubensgenossen zu verstehen geben, daß es sich nicht schicke, die Heiligtümer einer Nation zu verachten, unter deren Flügeln sie Schutz und Recht genießen. Wenn ein Freund, der aus israelitischem Blut stammt und jetzt ein gläubiger Christ ist, mir schreibt, daß die Hauptschuld an diesem Überhandnehmen der gottlosen Presse der elende Zustand der Christenheit selbst trage, ihre Gott- und Kraftlosigkeit, ihr Aber- und Unglaube — so ist das unzweifelhaft richtig, und ich habe gerade dies oft genug in den Versammlungen der christlich-sozialen Arbeiterpartei ausgesprochen.

Nur erleichtert dies das Schuldkonto der jüdischen Zeitungsbesitzer nicht; es ist meines Erachtens ein satanischer Zug, auf den vorhandenen Mangel an kirchlichem Ehr- und Schamgefühl zu spekulieren, um unser Volk noch tiefer in den Abgrund des Nihilismus zu stoßen. Ich finde dafür keine andre Erklärung als den wilden Haß gegen das Christentum, einen Haß, der gewiß ein Überrest talmudischer Grundsätze und eine Frucht jahrhundertlanger Unterdrückung ist, durch welche sich die Christen an Israel versündigt haben. Ein junger jüdischer Studiosus der Theologie, der sich in einer vermeintlichen Widerlegung meiner Rede die Sporen verdienen wollte, hat freilich die Stirn zu behaupten, der Talmud enthalte keine einzige inhumane Stelle. Ich scheue mich aufrichtig, den Talmud in die Debatte zu ziehen, aber es ist doch eine Thatsache, daß derselbe erklärt: „Wie die Menschen über den Tieren stehen, so die Juden über den Völkern der Erde.“ Ich mag die einzelnen Tierarten nicht wiederholen, mit denen der Talmud die nichtjüdische Menschheit zu vergleichen die Unart hat; ich kann nur sagen, daß es nicht die edelsten Tiere sind, welche zum Vergleich herangezogen werden. Aber es sei der Gerechtigkeit wegen bemerkt, daß der Talmud auch wieder Worte der Nächstenliebe enthält.

Wie jene talmudistische Auffassung fremder Völker an der Intoleranz der Juden unbestrittenen Anteil hat, so auch an ihrer Einbildung. Ein wenig bescheidener! hatte ich gebeten und die Unbescheidenheit mit einer Menge von unwiderlegbaren Aussprüchen der Juden bewiesen. Ich habe in den Zeitungsreferaten, in den Broschüren und in den Briefen, die an mich gerichtet sind, nichts entdeckt, was mich veranlassen könnte, mein Urteil auch nur zu beschränken. Vielmehr ist mir in der Schrift jenes

obenerwähnten Studenten eine geradezu lächerliche Überhebung entgegengetreten, die gewiß um so bezeichnender ist, als der junge Schriftsteller nur wieder sagt, was er von seinen Lehrern hat sagen hören: Er schreibt:

„Ja, ein Religionsgesetz ist für das ganze Judentum, alle jüdische Herzen durchgeistigt ein Sehnen, alle jüdische Geister beseelt ein Gedanke, alle jüdische Seelen verknüpft ein Ziel: die menschenmögliche Vollkommenheit, die wahre Aufklärung, die innige Menschenliebe, den ungetrübten, ungestörten, beglückenden Frieden, in und zwischen sich, sowie zwischen seinem Nebenmenschen zu erringen und endlich zu erreichen. . . . .

Also ganz Israel, auf dem ganzen großen Erdenrunde weilend, hat ein Religionsgesetz, ein gleich gesinntes Herz, einen gleich beseelten Geist, eine gleich heilige Seele! Nicht zerrissen, nicht zerteilt, nicht erstarrt wie Ew. Hochw. verleumderisch und vorurteilsvoll es ausposaunen."

Und wie sehr nun diese Anschauung auf die jüdische Vorstellung von der Handarbeit einwirkt, zeigt die folgende Stelle aus derselben Feder:

„Wir fragen aber, wo in aller Welt hat man noch solche abgeschmackte Absurditäten gehört, Menschen, welche der Menschheit im höheren Sinne nützen können und nützen; Menschen, welche von Natur glücklich beanlagt sind, das Menschentum der Realisierung hehrer Ideale entgegenzuführen; ein Volk, das zum Heile aller im geistigen Schaffen und Wirken sein Element hat; wer hat es noch gehört, ein solches Volk, solche Menschen aus den Thürangeln ihrer Weltmission heben zu wollen? Wäre es nicht ganz verroht und abgestumpft von Eltern gehandelt, wenn sie ihr Kind, das mit Riesenfleiß seinen Schulpflichten obliegt, die Wissenschaft mit Heißhunger in sich aufnimmt oder zum tüchtigen Kaufmann sich eignet aus den Tempeln der Musen, aus dem Paradiese seiner Berufsneigung rissen, um es einem Lebensberuf zu opfern, der Gemüt und Geist verödet, brach liegen zu lassen zwingt? Nein, solche Thorheiten muß man Juden nicht zumuten! Solche geistige Morde zu vollbringen, lassen sich Juden von Ihnen, Herr Stöcker, nicht verleiten! Das wäre Verbrechen an Vaterland und Menschengeschlecht; ihm die besten Kräfte zu entziehen, wäre nicht zu sühnen."

Man beachte wohl, daß der sonderbare Schwärmer nicht von begabten Juden redet, gegen deren Studium selbstverständlich niemand etwas einwenden könnte, sondern von dem ganzen Volke, dessen Weltmission es nicht gestatte, seine Mitglieder der Handarbeit zuzuführen, welche den Geist veröde, ja morde. Die Christen sind also gut genug, den Juden die Schuhe zu flicken; die Juden sind dazu zu edel. Nur vergißt der naive Jüngling, oder wahrscheinlich weiß er es nicht, daß nur wir Deutsche einfältig genug sind, die Juden diese Rolle spielen zu lassen und unsre Nation aus kosmopolitischem Enthusiasmus für die Emanzipation der Juden zu ruinieren. In Rußland und Polen, sowie

in den deutschen Ostseeprovinzen, die ich aus eigner Anschauung kenne, sind viele Juden Handwerker; — von der geträumten Weltmission sieht man ihnen wahrlich nichts an.

Warum kann es in Deutschland, in Berlin nicht ähnlich sein? Es ist doch wahrlich kein Frevel, zu wünschen, die Juden möchten, soweit es ihre körperliche Beschaffenheit erlaubt, dieselbe Arbeit thun, wie ein Deutscher, möchten Schneider und Schuhmacher, Fabrikarbeiter und Diener, Mägde und Arbeiterinnen werden. Ihre Zahl ist in Berlin zu groß, als daß sie sich von der groben Arbeit fernhalten könnten. Sonst kommt es dahin, daß sie je länger, je mehr Arbeitgeber werden, dagegen die Christen in ihrem Dienste arbeiten und von ihnen ausgebeutet werden; ein Zustand, der unsrer nationalen wie geistigen Stellung nicht würdig ist. Heutzutage ist Geld Macht. Ich gönne den Israeliten jedes Maß von redlich erworbenem Reichtum, aber ich finde ihren Einfluß auf unser öffentliches Leben unberechtigt. Sie gebrauchen ihre Macht zur Zerstörung des christlichen Volksbewußtseins. Schon jetzt sitzen sie übermächtig in den Bezirksvereinen, in der Stadtverordnetenversammlung; wie soll das werden, wenn es so weiter geht? Ich glaube in der That, daß das beste Teil des deutschen Geistes verwelkte, wenn die Israeliten durch ihr Geld gleichsam die neue Aristokratie eines verjudeten Berlins, eines verjudeten Deutschland würden. Nur die Furcht vor dieser Perspektive drängt mich zum offenen Aussprechen des sozialen Mißverhältnisses, in welchem Israel und Deutschland stehen. Es ist natürlich den Juden sehr unangenehm, wenn diese Dinge zur Sprache kommen; merkwürdigerweise sind auch viele Getaufte in Berlin schon so verjudet, daß sie das Aufdecken unsres Schadens wie eine Gewaltthat beklagen. Trotzdem ist nur auf diesem Wege eine Besserung möglich.

Bleiben wir zuerst bei einer Statistik von Berlin. Es ist Thatsache, daß Berlin 45 000 Juden*) hat und daß es ebensoviel hat wie ganz England, ganz Frankreich. Die Ignoranten der Magdeburgischen Zeitung haben freilich behauptet, das sei eine lächerliche Übertreibung; sie wissen es eben nicht und schreien nur. England hat 46 000, Frankreich 51 000 Israeliten; gewiß darf man in einem Vortrag, bei dem es sich nicht um Statistik handelt, sagen, daß Berlin ebensoviel jüdische Bewohner hat. Diese Zahlen müssen doch auch den Stumpfsinnigsten zum Nachdenken bringen, denn jene Tausende sind meist in einer sozial ungemein bevorzugten Lage. Die Volkszählung Berlins vom Jahre 1867 mit 700 000 Einwohnern zeigt 3,9 Prozent jüdischer Bevölkerung, unter ihnen 30 Prozent der Familien, welche in der Lage sind, Erziehungspersonal für ihre Kinder zu halten. Leider findet sich betreffs der sozialen Verhältnisse nichts Weiteres.

Der Bericht über die Volkszählung von 1871 gibt mehr Daten. Danach sind unter 100 Juden 71,3 Prozent Arbeitgeber, unter 100

*) Heute weit über 50 000.

Protestanten 38,7 Prozent; unter 10000 Juden 1132 Direktoren, 259 Direktricen, unter 10000 Protestanten 509 dirigirende Männer, 188 dirigierende Frauen; an dem Handel sind die Juden mit 55 Prozent ihrer Bevölkerung, die Protestanten mit 12 Prozent beteiligt. Diese Zahlen sind interessant, sie beweisen das soziale Übergewicht. Daß daraus ein Übergewicht der Bildung folgen muß, ist klar; es zeigt sich in stärkster Weise. Auf den Berliner Gymnasien sind 1488 Israeliten bei 4764 protestantischen Schülern; also 5 Prozent der Bevölkerung, aber 30 Prozent der Besucher höherer Schulen. Ein solcher Trieb nach sozialer Bevorzugung, nach höherer Ausbildung verdient an sich die höchste Anerkennung; nur bedeutet er für uns einen Kampf um das Dasein in der intensivsten Form. Wächst Israel in dieser Richtung weiter, so wächst es uns völlig über den Kopf. Denn man täusche sich nicht; auf diesem Boden steht Rasse gegen Rasse und führt, nicht im Sinne des Hasses, aber im Sinne des Wettbewerbes einen Rassestreit. Dagegen verwahrt sich freilich das Judentum mit allen Kräften; es will als völlig deutsch gelten und weist von allen Gedanken meiner ersten Rede am meisten den zurück, daß es ein Volk im Volke, ein Staat im Staate, ein Stamm in einer fremden Rasse sei. Dennoch ist dies der Ausdruck thatsächlicher Verhältnisse. Ist Israel durch die „Alliance Israelite“ auf der ganzen Erde zu sozial-politischem Wirken verbunden, so ist es ein Staat im Staate, international innerhalb der Nation. Ist Israel in seinem Erwerbsleben isoliert, nimmt es an unsrem Landbau fast gar nicht, an unsrem Handwerk wenig Anteil, so ist es ein Volk im Volke. Israel hat noch heute religiöse Satzungen, die es von den andern Völkern absondern; die orthodoxen Israeliten glauben sich zu verunreinigen, wenn sie mit Christen zusammen essen, sie haben ihre besonderen Schlächter und ihre Speisegesetze. Nun, aber dann sind sie doch gewiß eine fremde Rasse, wenn sie die christlichen Deutschen und ihre Mahlzeiten für unrein achten. Ich glaube, daß man bei der Judenfrage gerade diesen letzteren Punkt allzusehr übersieht; derselbe beweist, daß Israel in der That ein fremdes Volk ist und nie mit uns eins werden kann, außer wenn es sich zum Christentum bekehrt. Die paar Mischehen von Reformjuden wollen dagegen nichts bedeuten. Und eben deshalb liegt in der bevorzugten, glänzenden Stellung der Israeliten eine Gefahr. Es ist unausbleiblich: der große, alles beherrschende Einfluß, der gegenwärtig mit dem Besitz verbunden ist, macht die Juden zu Herren in unsrer materiell gerichteten Zeit. Daß sie vielfach unbarmherzige Herren sind, offenbart der Wucher, daß sie leicht übermütige Tyrannen werden, beweist ihre Presse; daß daneben viel treffliche Menschen unter ihnen gefunden werden, ist selbstverständlich.

Die große Frage ist, wie wir die Gefahr dieses modernen Judentums beseitigen oder verkleinern. Die Gesetzgebung, wenn sie die Herrschaft des Kapitals einschränkt und damit den Juden ihre Domäne einengt, kann einiges thun. Das beste muß aus dem Wiedererwachen des

lebendigen Christentums kommen. Wenn das deutsche Volk wieder ein christliches Volk wird, gläubig an Jesum Christum, frei von Geldgier, voll Ehrfurcht für seine Kirche, dann wird das moderne Judentum mit seinem Mammonsgeist, seiner schnöden Presse, seinem Haß gegen die Kirche nichts ausrichten. Vielmehr wird das lebendige Christentum eine mächtige und unwiderstehliche Mission treiben an dem altgläubigen wie an dem modernen Judentum.

Die Selbstverteidigung des modernen Judentums in dem Geisterkampf der Gegenwart.

Rede in der Versammlung der christlich-sozialen Arbeiterpartei am 5. Januar 1880.

Da steht nun die so viel behandelte und so viel verschrieene Judenfrage wieder auf der Tagesordnung einer unsrer Versammlungen. Man hat schon gesagt, wir würden von der Sache nicht wieder reden. Das „Montagsblatt“ brachte in seiner letzten Nummer Verse: „Herr Stöcker ist schon abgethan, ein stiller Mann geworden, erhält zum wohlverdienten Lohn den Antisemiten-Orden“ u. s. w., als diese Versammlung bereits angesetzt war. Ich glaube, daß es durchaus notwendig ist, diese Frage auf der Tagesordnung zu halten, bis in den betreffenden Verhältnissen selbst eine dauernde Besserung eingetreten ist. Und ich versichere, daß ich nicht aufhören werde, die Judenfrage zu behandeln, als bis der Bann, unter dem unsre Residenzstadt liegt, gebrochen ist. Nun sagt man freilich: es gibt gar keine Judenfrage. Es ist eigentümlich, wie manche trotz all der Reden, die darüber gehalten worden, trotz all der Broschüren, die darüber erschienen sind, so hartnäckig dabei bleiben, zu sagen: die Judenfrage ist pure Einbildung. In der That: es gibt eine Judenfrage, es gibt auch Judenantworten, und von diesen will ich reden. Wenn es keine Frage gäbe, gäbe es auch keine Antworten. Ich möchte aber zuerst von einem Abwege sprechen, den diese Frage genommen hat. Sie wissen, wie eifrig ich bestrebt gewesen bin, dieser Frage den religiösen Charakter zu nehmen. Mag die Judenmission die Israeliten von ihrem alttestamentlichen Wege abbringen und mit dem Evangelium vor sie treten; als Christen sollen wir treulich daran helfen. Aber die Judenfrage, wie sie gegenwärtig im öffentlichen Leben von uns an die Juden gestellt wird, ist keine religiöse Frage, sie ist eine soziale Frage im geistigen und wirtschaftlichen Sinne. Und wenn „gute Leute, aber schlechte Musikanten“ die Frage auf das religiöse Gebiet zerren, so thun sie durchaus unrecht. Ich erkläre hier feierlich, daß mir in den christlich-sozialen Versammlungen nichts ferner liegt, als die Juden in ihrer religiösen Überzeugung anzugreifen. Ich kann versichern, keiner unter den orthodoxen Juden unsrer

Stadt hat das alte Testament lieber als ich. Wie sollte mir einfallen, die Religion des alten Testaments anzugreifen?

Bei dieser Darlegung ist man in einen Irrtum geraten, der noch bedauerlicher ist als der Abweg selbst. Man hat nämlich das Christentum, um uns entgegenzutreten, ein Produkt des Semitentums genannt, Christus ein Semitenkind, Weihnacht ein semitisches Fest. Und man hat die Sache so dargestellt, als ob unser Glaube ein Produkt des semitischen Geistes sei. Dagegen muß ich auf das energischste protestieren. Zu den Semiten gehören bekanntlich die assyrischen, babylonischen, phönizischen, syrischen Völker. Und man muß sagen: die semitischen Kulte und Religionen, abgesehen von dem Volke Israel, sind so ziemlich das grausamste und unmoralischste, was die Religionsgeschichte kennt. Wenn nun das Volk Israel eine so glänzende Ausnahme macht, so ist das ganz gewiß nicht die Schuld des Semitismus, sondern die Hand des lebendigen heiligen Gottes, der dies Volk aus dem Semitentum ausgewählt hat, um an ihm seine Wahrheit zu offenbaren und seine Herrlichkeit kundzuthun. Die Bibel ist kein Semitenbuch, sondern Gottes Wort. Christus ist der Menschensohn und Gottessohn. Das Christentum ist kein Produkt des semitischen, sondern des heiligen Geistes. Wohin würden wir geraten, wenn wir unsern christlichen Glauben als ein Produkt semitischen Geistes ansehn! Ich möchte weiter gehn: Nicht durch den Semitismus, sage ich, sondern trotz des Semitismus hat sich Gott an Israel offenbart. Es heißt 5. Mose 7, 7: Nicht hat euch der Herr erwählet, daß euer mehr wäre, denn alle Völker; denn du bist das wenigste unter allen Völkern. Und 5. Mose 9, 6 sagt Gott wiederum: So wisse nun, daß der Herr, dein Gott, dir nicht um deiner Gerechtigkeit willen dies gute Land gibt einzunehmen, sintemal du ein halsstarrig Volk bist. Aus der Geschichte Israels leuchten wie hohe Bergesgipfel aus den Alpen wunderbar große Persönlichkeiten hervor, die Patriarchen, Richter, Könige, Propheten. Sie sind uns nicht fremd, sondern uns allen von Jugend auf vertraut. Ihr Leben ist wie verwachsen mit unserm Leben. Das sind die Höhepunkte der israelitischen Geschichte. Doch was dazwischen liegt, ist meist eine Geschichte von Ungehorsam und Hartnäckigkeit, Trotz gegen Gottes Willen und Unglauben gegen Gottes Verheißungen. In der Geschichte keines einzigen Volkes ist solch ein Gegensatz zwischen dem gewöhnlichen wirklichen Leben des Volkes und dem göttlichen Charakter, der dem Volke aufgedrückt ist. Wir brauchen gegen den semitischen Geist in Israel kein Wort zu sagen. Wir brauchen nur die Bibel zu nehmen und vom Anfang bis zum Ende durchzusehen, überall, wo von der Geschichte des gesamten Volkes die Rede ist, von diesem Volke „mit eisernen Adern und eherner Stirn“, wird Israel gemahnt, bedroht, gestraft. Ich sehe, daß es ein halsstarriges Volk ist, heißt es 2. Moses 32, 9; 33, 3. 5; 34, 9 und 5. Moses 32, 5. 6. Die verkehrte und böse Art fällt von ihm ab: sie sind Schandflecken und nicht seine Kinder. Dankest du also dem Herrn, du toll und thörichtes Volk? Josua 22, 18: Ihr

seid abtrünnig geworden von dem Herrn. — Sie fielen nicht von ihrem vornehmen, noch von ihrem halsstarrigen Wesen. Richter 2, 19. — Sie thun dir (Samuel), wie sie immer gethan von dem Tage an, da ich sie aus Ägypten führte, bis auf diesen Tag, und haben mich verlassen und andern Göttern gedient. 1. Samuel 8, 8. — Die Kinder Israel haben deinen Bund verlassen, deine Altäre zerbrochen. 1. Könige 19, 10. — So seid nun nicht halsstarrig, wie eure Väter. 2. Chronika 30, 8. — Von der Zeit unsrer Väter an sind wir in großer Schuld gewesen, bis auf diesen Tag. Esra 9, 7. — Unsre Väter wurden stolz und halsstarrig, daß sie deinen Geboten nicht gehorchten. Nehemia 9, 16. — Aber mein Volk gehorcht nicht meiner Stimme und Israel will meiner nicht. Psalm 81, 12. — Jesaias (1, 3) beginnt mit dem Mark und Bein durchdringenden Spruch: „Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht.“ „Ihr Herz ist ferne von mir“ (29, 13). „Ich recke meine Hand aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist“ (65, 2). Und Jeremias (12, 13): „Mein Volk thut eine zwiefache Sünde: mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen ihnen hier und da ausgehauene Brunnen, die doch löcherig sind und kein Wasser geben.“ Und was sagen Ezechiel und die andern Propheten von den Wegen Israels, von seiner Verstocktheit und Halsstarrigkeit! Schlagen Sie auf, welches Buch Sie wollen. Immer finden Sie diesen hartnäckigen, götzendienerischen, semitischen Geist. Doch in dem Dunkel leuchtet immer wieder das Licht aus der Höhe. Im neuen Testamente ist es nicht anders. Johannes der Täufer wehklagt über sein Volk: Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch geweiset, daß ihr den zukünftigen Herrn erkennen werdet. Der Herr erhebt dieselbe Klage wider das Volk. „Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, — ruft er den Abrahamssöhnen, die sich ihrer Abkunft rühmen, entgegen, — und nach eures Vaters Lust wollt ihr thun.“ Johannes 8, 44. — Ich sage das nicht, um auf Israel Steine zu werfen. Ich sage das nur, um die durchaus falsche Position zu bekämpfen, als ob das Göttliche in der Schrift und im Christentum hervorgerufen sei durch den Semitismus, als ob die Wahrheit der Offenbarung ein Produkt des semitischen Geistes sei. Dies ist der eine Abweg.

Der andre Abweg, der gleichfalls beschritten wird, ist der, daß man sagt: den Juden ist nichts so unangenehm als die Judenmission, man darf die Juden durch die Judenmission „nicht stören“, sondern die Christen müssen lediglich durch sich selbst Mission an den Juden treiben. Ich habe es oft gesagt und thue es heute abend in dieser Versammlung von christlichen Männern wieder: Wir haben an dem Volke, das unter uns wandelt, Mission zu treiben durch eine volle Begeisterung für unsern Glauben und unsre Kirche, durch Tüchtigkeit und redlichen Wandel, durch aufrichtige Bruderliebe gegen jede Konfession, auch gegen das Judenvolk.

Aber daraus folgt nicht, daß wir die spezielle Judenmission aufgeben müßten. Wollten wir das Kreuz Christi nicht verkündigen, um Ärgernis zu vermeiden, so würden wir abfallen von dem großen Standpunkte des Apostels Paulus: „Wir predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Thorheit, denen aber, die berufen sind, beiden, Juden und Griechen, predigen wir Christentum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit.“ (1. Korinther 1, 23. 24.) Wohin würde die Kirche kommen, wenn sie das nicht thun wollte? Thun wir beides! Treiben wir Mission! Aber vergessen wir nicht, daß die Mission ihren Haupterfolg haben wird dadurch, daß wir ein deutsches, christliches, für seine Heiligtümer begeistertes Volk werden! Das ist die Mission, die ich am meisten wünsche. Aber freilich, wenn die Verhältnisse so bleiben, wie sie jetzt sind, wenn Israel seine glänzende soziale Position, um die ich es nicht beneide, wenn Israel in der Presse diese Bedeutung behält, die es nicht behalten darf, wenn Israel in unserm politischen und kommunalen Leben die große Rolle weiterspielt, die man ihm gibt, so wird wohl darin wenig Antrieb zur Bekehrung liegen. Wenn wir Deutschen uns vergewaltigen lassen durch die Gedanken des „Tageblattes“, des „Börsen-Kurier“, der „Berliner Zeitung“, wenn wir deren Erzeugnisse hinnehmen und zu unsrer Nahrung machen, darin liegt keine Kräftigung eines christlichen Volkes. Gewiß, die Judenfrage muß hauptsächlich durch uns Christen gelöst werden. Lassen Sie uns alle so viel Ehr- und Schamgefühl zeigen, daß wir Zeitungen, welche unsern Glauben bespötteln und beschimpfen, nicht halten, und seien Sie überzeugt: es wird besser mit der Presse. Ich kann sagen, daß seit acht bis zehn Wochen es schon ein ganz Teil stiller und ruhiger in dieser Beziehung geworden ist, nachdem wir die Verleger und Redakteure, die Eigentümer und Mietlinge der gottlosen Presse in unsern Versammlungen vor die Frage gestellt haben: Wie wollt ihr es verantworten, daß ihr gegen die Heiligtümer des christlichen Volkes so losgeht? Das habe ich in erster Linie beabsichtigt. Ein erster Erfolg ist nicht ausgeblieben, auch Bundesgenossen sind gekommen. Ich halte es für etwas Großes, daß ein Mann von dem publizistischen Rufe des liberalen Professors von Treitschke in diese Frage hineingetreten ist. Eigentlich unter denselben Gesichtspunkten wie wir hat er den modernen Juden zugerufen: Laßt ab von eurer geistigen Anmaßung, seid nicht so intolerant in eurer Presse, bedrängt uns nicht mit eurem sozialen Übergewicht. Daß er das gethan, nicht bloß in klarer, sondern in christlicher Weise, ist ein großer Gewinn. Von ganzem Herzen rufe ich von hier dem Professor von Treitschke unsern Dank zu.

Ich wollte freilich, daß diese ganze Bewegung auf das moderne Judentum selbst einen größern Einfluß ausübte. Aber so schnell kann das nicht kommen. Geistige Produkte wachsen nicht von heute auf morgen empor. In den Broschüren, die gegen uns veröffentlicht sind, kann man leider sehen, daß die Bewegung zunächst bei dem modernen

Judentum keine Umkehr bewirkt hat. Ich schweige von unflätigen Pamphleten, von schamlosen Zuschriften, von Postkarten mit einem Inhalt, daß man von demselben nicht vor irgend einem Menschen reden könnte. Gar vieles ist der Art, daß das moderne Judentum über diese seine Freunde mit ihrer Verteidigung zu klagen alle Ursache hätte. Hier ist z. B. eine Broschüre gegen mich: „Hepp, hepp" aus dem saubern Verlag von Max Marcus. Auf dem Titelblatt sitzen an dem Redaktionstische vor dem Tageblatt und dem Kladderadatsch kleine Schweine, die Feder hinter dem Ohr. Was soll das? Ich habe nichts dagegen.

Ich komme zu ernstern Schriften, auch sie sind jammervoll. Sanitätsrat a. D. Doktor Levsohn wählte als Motto das Wort Shylocks: „Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht?" Sagt Goethe: Ein jeder muß sich seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitet: Herr Levsohn wählt den blutgierigen Juden. Er meint, die Judenfrage müßte nicht existieren. Wenn Christlich-soziale sich mit ihr beschäftigen, so sei die Sache an den Staatsanwalt und das Gericht zu verweisen. Das ist der große Geisterkampf, von dem diese Herren reden. Überhaupt ist die Schrift charakteristisch für die Art der Verteidigung des modernen Judentums. Zu Anfang wird die Sache an den Staatsanwalt verwiesen. Zum Schluß wird von dem kalten Strahl der Lächerlichkeit gesprochen, der unsre Sache treffe und beseitige. Was dazwischen steht, ist eben nicht bedeutend. Eine wirkliche Widerlegung ist nicht einmal versucht. Wie gern würde ich es konstatieren, wenn in einer Schrift Selbsterkenntnis und die Mahnung zu finden wäre: „Laßt uns den geistigen Übermut ablegen!" Dagegen liefern die Gegenschriften neue Proben der Überhebung, die ich zu bekämpfen für meine Pflicht gehalten habe. Was sagen Sie zu dieser Stelle aus der Broschüre: „Börne und Treitschke" (Seite 19). „Was haben die Menschen aus dem Christentum gemacht? Ein Blutstrom fließt durch die achtzehn Jahrhunderte, und an seinen Ufern wohnt das Christentum. Wie haben sie das Heiligste geschändet. Religion war eine Waffe in räuberischer oder meuchelmörderischer Hand. Wie haben sie den Gott der Liebe herabgewürdigt und seine Lehre zum Gesetz ihrer Herrschsucht, zum Regulativ ihres habgierigen Krämerrechtes" — nota bene, das schreibt ein Jude, — „mißbraucht! Hat das Christentum je zu etwas anderm gedient, als zum Werkzeug der Verfolgung, wenn nicht zum letzten Trost wehrloser Schlachtopfer? Zerstört seine Sekten, und es wird ohnmächtig, vertilgt das Judentum, und es stirbt." Ich leugne nicht: in Jahrhunderten, denen der Gedanke der Religionsfreiheit und der Toleranz noch nicht aufgegangen war, ist von christlichen Völkern viel Blut vergossen, und ich sage es mit tiefem Bedauern, auch viel jüdisches Blut. Nur darf man nicht sagen: die Christen allein waren der schuldige, Israel allein der unschuldige Teil. Als die Christenheit von den erobernden Mohammedanern verfolgt wurde, haben die Juden mit den Mohammedanern zusammengestanden. So bei dem Zuge des Perserkönigs gegen Jerusalem,

wo die Juden neunzigtausend Christen mit vernichten halfen. Man denke an den Juden Dhu Nowas im sechsten Jahrhundert, der sich zum Herrscher von Yemen aufwarf und gegen die Christen mit unerhörter Grausamkeit wütete. Das war eben ein gemeinsamer Fehler eines ganzen Jahrtausends. Die Menschen thaten das, weil ihnen die Bedeutung des Gleichnisses Christi: „Lasset beides, Weizen und Unkraut, mit einander wachsen bis zum Tage der Ernte!“ noch nicht aufgegangen war. Das darf man also dem Christentum als solchem nicht zuschreiben. Vielmehr ist das Christentum in seinem Prinzip durchaus tolerant. Es gibt jeder unsterblichen Seele einen unermeßlich großen Wert. Und es verkündet: Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal einer in Christo (Galater 3, 28). Da liegt das Fundament aller wahren Achtung.

Eine Schrift des Professor Lazarus, die sich angenehm liest, zeigt wenig von Haß, aber desto mehr Mißverständnis unsers Glaubens. Er spricht von „Schamröte des Deutschen“, die ihn befalle bei der Beschäftigung mit der Judenfrage. Ich finde dazu keine Veranlassung. Wenn eine solche Frage auftaucht, so müssen alle, vor allem ein Professor, sich damit beschäftigen. Das Zutrauen können wir doch zum Geiste unsers Jahrhunderts haben: Was Spreu ist, wird verweht werden. Was schlecht daran ist, sei verflucht. Was Recht und Wahrheit ist, habe Erfolg. — Professor Lazarus ist in demselben Irrtum, wie die, welche das Christentum Semitismus nennen. Die Bibel, Altes und Neues Testament, ist ihm Erzeugnis des semitischen Geistes. „Antisemitentum ist Antichristentum!“ Höher kann man die Verwechselung der Begriffe nicht treiben. Dabei findet sich ein Schönthun mit dem „semitischen Blut“. Das Judentum ist ihm in demselben Sinne deutsch, wie das Christentum. Es gibt für ihn „keine deutsche Religion“. Das erste ist falsch, das zweite nicht richtig. Deutsches Christentum gibt es. — Rabbiner Joel befindet sich in demselben Irrtum. Christentum ist ihm semitischen Ursprungs. „Ein wirklich frommer und kirchlich gesinnter Mann kann nicht wegwerfend über die Semiten reden. Er erinnert sich, daß beide Bibeln semitischen Ursprungs sind, daß die höchsten Lehrer der Christenheit Semiten waren.“ „Worte der Wahrheit und des Friedens“ hat R. Caro veröffentlicht, in denen er gegen mich persönlich die unwahrsten Beschuldigungen und die feindseligsten Behauptungen vorbringt, er fragt, ob sich von zelotischen Priestern — wie ich — nicht mit Abscheu und Empörung jener Mann abgewandt hätte, der jüdisch geboren, jüdisch erzogen, jüdisch gedacht und jüdisch gewirkt hat bis ans Ende. — Eine Probe geistiger Überhebung des modernen Judentums ist ferner, wenn in einer Predigt des Rabbiners Rothschild gesagt wird: Israel hatte kein Mittelalter. Unter dem Druck strebte es „für die Freiheit aller“. Die Auswüchse desselben sind meistenteils „nicht durch dasselbe verschuldet, sondern von außen“ ihm angewöhnt und aufgezwängt. Es geht durch diese Aussprüche der Sinn, als ob Israel jetzt die wahre Gotteserkenntnis

und das Heil der ganzen Menschheit noch zu bringen habe. Eine ähnliche Sprache, amerikanisch vergröbert und verzerrt, wird in Newyork und Chicago geredet. Ein amerikanischer Doktor Herzberg beschuldigt die Christen des gröbsten Götzendienstes, des Blutkultus; „das Christentum," sagt er, „ist Abwesenheit von Christlichkeit mit Heuchelei als Zugabe." Ein dänischer Ästhetiker, der jüdische Doktor Brandes, erklärt bei Gelegenheit seiner Auffassung des gotischen Stils und seiner Dome: der gotische Stil sei gekommen, als man auf dem Standpunkte angelangt war, der dem der Kannibalen nicht unähnlich ist, und man genötigt war, gegen das Hereinbrechen der Menschenfresserei Anstalten zu treffen, als — mit einem Worte — die Menschheit in den grauenvollen Kloak des Mittelalters so tief versunken war, daß ein weiteres Sinken unmöglich. Der Kruzifixus, die Kreuzgestalt der Dome, alles darin ist ihm menschenquälerisch. — Aus all dem geht hervor, daß von der ersten Forderung an das moderne Judentum: „ein wenig bescheidener", noch viel aussteht.

Auch von Toleranz ist in diesen Broschüren nicht viel zu merken. Es wird freilich die Intoleranz der jüdischen Presse darin bestritten; aber sie selber sind ein Beweis größter Gehässigkeit. Doktor Levsohn erklärt die Intoleranz der jüdischen Presse gegen die christliche Orthodoxie deshalb für berechtigt, weil diese die Mitbürger bürgerlich „vernichten" (!) wolle. Wenn ein jüdischer Stadtverordnetenvorsteher von „Ketzerrichtern" in bekannter Weise rede, so wolle er nicht als Jude, sondern als Vertreter der gesamten Bürgerschaft von einzelnen Schmach abwenden. Bekanntlich aber wird man wegen Freigeisterei gegenwärtig durchaus nicht bürgerlich vernichtet, vielmehr ist diese Gesinnung der beste Weg, um in Berlin Stadtverordneter zu werden. — Professor Breslau zeigt sich in bezug auf Preßverhältnisse, wenn auch nicht unterrichtet, doch ein wenig gerechter, was ich gern hervorhebe. Es entrüstet ihn, wenn jüdische Redakteure in wegwerfender Weise über christliche Dinge schreiben, und er vermißt den Takt. Die Schriftsteller des Börsenkurier und andre Preßhelden rückt er in eine bedenkliche Nähe mit catilinarischen Existenzen; aber wenn er die Vossische Zeitung, Post und Nationalzeitung nennt, um die Abwesenheit des Judentums aus der Berliner Presse zu beweisen, so zeigt dies doch einen Mangel an Kenntnis der Verhältnisse. Die Berliner Judenpresse besteht aus ganz andern Blättern. Herr Joel meint sogar, wenn Juden im Unglauben lebten, so stamme derselbe aus dem Christentum. Dem gegenüber kann man wohl sagen, daß die jüdische Nation nicht mehr produktiv ist, auch gegenwärtig keinen originellen Unglauben schafft. Aber wenn ungläubige Geister unter uns das Christentum bekämpft haben, dann verarbeiten diese kleinen jüdischen Schriftsteller diese Produkte für das Volk und verkaufen es ihm in ihren Aufsätzen von Tag zu Tag. Erst durch dies geistige Hausieren wird die Sache recht schädlich. Solange alles in den dicken Büchern steckt, ist es nicht so gefährlich. Allerdings thun dergleichen nicht nur jüdische Schriftsteller, sondern auch Ungläubige aus der Christenheit. Beide sind eng verbunden,

die Heiligtümer unserm Volke zu rauben. Aber namentlich von Israeliten besessene und beeinflußte Blätter sind viele Jahre hindurch die Ablagerungsstätten der Feindschaft gegen alles gewesen, was christlich ist. Daß diese Feindschaft an der herrschenden Verderbnis den größten Anteil hat, wird jetzt von vielen Seiten anerkannt. Glaube und Unglaube kämpfen die Entscheidungsschlacht. Und daß Glaube für das Volk eine sittliche Macht bedeutet und Unglaube im großen und ganzen ein Volk herunterbringen muß, das weiß heut jedermann. Wenn wir also gegen die unsre Heiligtümer gefährdende Waffe der Presse ankämpfen, so ist das unsre Pflicht, unser Recht. Da kann von Judenhetze keine Rede sein. Wir möchten so gern unsre Feder niederlegen, wenn unser Volk von den unheilvollen Mächten errettet wäre. Aber eher kann das nicht geschehen.

Auch der Wucher innerhalb des Judentums ist eine von diesen Unheilsmächten. Gewiß gibt es auch getaufte Wucherer; aber gewiß nicht der Zahl nach, und nur selten der Bösartigkeit nach läßt sich der Wucher getaufter Menschen mit dem jüdischen vergleichen. Dies leugnen heißt: die Wahrheit leugnen. Man muß völlig taub sein, wenn man den Seufzer nicht hört, der von Osten und Westen über den Wucher zu uns dringt. Die Debatten über den Notstand in Oberschlesien haben diesen Schaden ans Licht gestellt. Es hat sich herausgestellt: der Wucher dort ist viel mehr semitisch, als das Christentum semitisch ist. Leise Mahnungen, daß von der jüdischen Gesamtheit nur einzelne wenige ihre Erwerbsart zu ändern hätten und dies und das lassen sollten — werden nicht helfen. Man muß es offen eingestehen, daß das Judentum nicht in die volle Arbeit des Volkes eintritt, allzusehr Handel treibt und unser Volk ausbeutet. R. Joel erwidert freilich, daß mehr soziale Gleichheit in der Arbeit herzustellen sei: „Wir würden gern Präsidenten, Stabsoffiziere u. s. w. werden, wenn man uns in diese Karriere nur hineinließe." Darin liegt ein unwillkürliches, naives Eingeständnis der Rolle, welche die modernen Juden spielen wollen. Vom Handwerk und Handarbeit ist nach Joels Ansicht für Israel gar nicht die Rede; ihm kommen die leitenden und gewinnbringenden Lebensstellungen zu. Aber hierin liegt eben mein Vorwurf, der bisher unwiderlegt geblieben ist. Wenn eine fremde Nationalität unter uns besteht, welche nur in die höheren Regionen des Geschäftslebens und des akademischen Studiums hinein treten will, — wohin soll das führen? Dann wird das Judentum der Herr, das Deutschtum der Sklave.

Das schwierigste bleibt die Beantwortung der Frage: Was ist im einzelnen gegen diese Übelstände zu thun? Ich weiß noch heute keine andern Vorschläge zu machen, als die, welche ich in meiner ersten Rede aufgestellt habe. Für die Städte erwarte ich das meiste von obligatorischen Innungen, welche ihre Glieder mit Kredit versorgen und vor der Ausbeutung ungelernter Magazininhaber und Kapitalisten bewahren. Dabei muß freilich eine Erneuerung unsers ganzen Volkslebens stattfinden. Viel mehr als es geschehen, müssen wir uns auf unser Deutschtum und

Christentum besinnen. Damit wäre die Gefahr zum großen Teil beseitigt, für uns und für die Juden. Das aber will ich wiederholen, daß jeder von uns wünschen muß, die Judenfrage möge ihren bedrohlichen Charakter verlieren und eine friedliche Gestalt annehmen. Dazu wollen auch wir durch unsre Verhandlung dieser Frage mithelfen.



Das unzweifelhaft Berechtigte, Edle und Notwendige der gegenwärtigen antijüdischen Bewegung.

Vortrag in der christlich-sozialen Partei, gehalten den 4. Februar 1880.

Meine Herren! Die interessante Judenfrage hat ihre alte Zugkraft wieder bewährt. Dreitausend Menschen sind heute in diesem Saale versammelt; wenn wir Platz hätten für zehntausend, würden auch so viel da sein. Die Gegner rühmen sich immer, daß sie volle Säle hätten; das haben wir auch. Sie spotten über uns, daß wir Eintrittsgeld nehmen. Wenn sie es thäten, würden ihre Säle leer sein. — Es sind denkwürdige Tage, in denen wir stehen, die Tage zwischen dem Geburtstag und Todestag Lessings. Bald feiern wir die hundertjährige Wiederkehr seines Sterbetages. Sie haben wohl in den Berliner Zeitungen einen Aufruf gelesen, der zu einer Sammlung von Beiträgen für ein Denkmal Lessings in Berlin auffordert. Zum Teil standen dieselben Namen unter diesem Aufruf und unter einem andern, der zu milden Gaben für die judenfreundliche Bewegung einlud; das ist charakteristisch für die Sache selbst.

Gehört denn Lessing eigentlich auf die andre Seite? Wir rufen ihn mit viel besserem Recht unter unser Panier, als die andern; wir wollen unsern deutschen Lessing nicht zum Judenheiligen werden lassen. Der große Mann hat allerdings Nathan den Weisen geschrieben; aber ist denn dieses Stück alles, was er geleistet hat? Es begehen auch große Leute einmal einen Fehler; wir aber wollen unserm Lessing den Fehler, daß er dies kirchenfeindliche Stück geschrieben hat, um seiner übrigen Verdienste willen gern verzeihen. — Derselbe Mann hat einer schlechten Aufklärung und einem toten Buchstabenglauben gegenüber den Geist wahrhafter Orthodoxie und christlicher Freiheit verteidigt. Er hat den deutschen Geist vertieft, nicht, wie das Judentum, verflacht; mit seinem gewaltigen kritischen Besen hat er die Frivolitäten, welche jüdische Schriftsteller wieder importieren, aus Deutschland weggefegt. Er hat uns freilich die Geschichte von den drei Ringen erzählt, um einmal den Pastoren einen Streich zu spielen. Aber das glaube ich, wenn er den

Berliner Fortschrittsring kennen lernte, würde er sagen: dieser Ring ist gewiß nicht der echte. Hier Lessing, hier Gesindel — hat kürzlich ein dummes Blatt geschrieben. Nun, wir nehmen Lessing für uns in Anspruch; mögen die Redakteure jener Zeitung auf der Gegenseite bleiben. Die Toleranz, die Lessing wollte, lebt auch in unsrer Partei. Wir werden von niemand in ganz Berlin an wahrer Toleranz und Freiheit des Geistes in religiösen Dingen übertroffen. Eben deshalb bekämpfen wir das intolerante, fanatische Judentum, das unsre Heiligtümer verspottet. Nein, meine Herren, so liegt's nicht, wie unsre Gegner thörichte Leute wollen glauben machen; wir kämpfen für Recht, Freiheit und Toleranz, nicht unsre Gegner, obwohl sie diese Worte auf ihre schlechten Fahnen geschrieben haben. Und weil wir mit redlichem Bewußtsein für eine große Sache, für das Wohl und Glück des Vaterlandes, für das Heil unsrer teuren Kirche kämpfen, wird die Judenbewegung noch lange nicht erlöschen, wie die Gegner sagen, aber wohl selber nicht glauben; denn diese Bewegung geht tief. Es ist eine Thorheit, zu meinen, daß der Wille einzelner dieselbe hätte hervorbringen können. Sie glühte seit langer Zeit in den deutschen Gemütern, wie das Feuer tief im Krater. Was wir erlebt haben, ist nichts andres als ein Ausbruch lange verhaltener Gefühle und Empfindungen, die mit unwiderstehlicher Naturgewalt hervorgebrochen sind. Seitdem sind die deutschen Herzen von der Ostsee bis zu den Alpen und von der russischen bis zur französischen Grenze davon erfüllt. Freilich Millionen getrauen sich nicht, offen zu unsrer Sache zu stehen, aber im verborgenen, ich weiß es aus unzähligen Briefen, stehen sie auf unsrer Seite. Diese Frage schweigt nicht, bis sie erledigt ist. Wir haben wirklich nicht daran gedacht, einmal ein großes Feuer zu machen und dann zu löschen, einen Sturmlauf auf unsre jüdischen Mitbürger zu unternehmen und uns dann zurückzuziehen; wir müßten leichtsinnig sein, wenn wir so dächten. Wir wollen vielmehr die Schäden, welche aufgebrochen sind, zum Glück für unser deutsches Volk, offen halten, bis sie geheilt sind, wir wollen die Judenfrage auf der Tagesordnung halten ganz ruhig, besonnen und maßvoll, aber mit der unbeugsamen Energie, welche jeder christliche Deutsche in seinem Innersten trägt, bis wir mit Gottes Hilfe unser Ziel erreicht haben. Aber werden wir es erreichen? Sind unsre Aussichten nicht ungünstig? „Die beiden Lehrer sind verurteilt, der Student muß von der Universität," triumphiren die Juden und Judengenossen. Lassen Sie uns erst abwarten; sagen wir kein Wort über den Spruch der Behörden, wir sind eine Partei der Ordnung und haben das Urteil der Obrigkeit mit der Achtung hinzunehmen, welche ihr gebührt. Lassen Sie uns warten, bis das Urteil gesprochen ist auch über die andern Studenten, welche bei der feierlichen Gelegenheit, als die zehnjährige Dauer des deutschen Reiches gefeiert wurde, ihre Kommilitonen beschimpft, ja in bösem Übermut geschlagen haben. Die beiden Lehrer haben außer dem Amt gethan, wofür sie zur Rechenschaft gezogen sind; lassen Sie uns warten, bis die

Verfehlungen, welche im Amt von andrer Seite geschehen sind, ihre Richter gefunden haben.

Werden Sie nicht bitter, urteilen Sie nicht vorschnell, sondern im Blick auf unsre gute Sache hoffen Sie voll Zuversicht, es wird alles gut werden. Es ist schon viel, was wir in dieser Sache errungen und ersiegt haben; ja es ist von ganz unermeßlicher Bedeutung. Wer hätte gedacht, daß diese Judenfrage ein Jahr, nachdem sie in unsrer christlich-sozialen Partei aufgeworfen ist, vor den Landtag kommt, zwei Tage lang behandelt wird, daß zwei große Parteien die Frage als eine ernste ansehen, sich zu der Judenfrage bekennen und geradeso stehn, wie wir. Sie wollen keine Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte; aber sie erkennen die Notstände, unter denen unser Volk seufzt, mit Schärfe und Klarheit. Alle Versammlungen der Gegner, um diese Thatsache zu maskieren, bedeuten gar nichts. Wenn über Ihr Gemüt vielleicht einmal eine Sorge schleichen sollte, dann schauen Sie zurück auf die Debatten des Abgeordnetenhauses. Da ist ein Grenzpfahl in die liebe deutsche Erde eingeschlagen, von da an wird es besser werden. Die Gegner gebärden sich, als wäre ihnen nichts geschehen, das ist aber bloßer Schein. Der Fortschritt hat sich mit dem Judentum auf Tod und Leben verschworen; aber die beiden werden nicht viel miteinander ausrichten, einer schadet dem andern, lassen Sie sich von diesem Bündnis nicht bange machen. Die Zeit wird schon kommen, wo der Fortschritt wünschen wird, diesen Druck abschütteln zu können; dann wollen wir dafür sorgen, daß das Judentum ihm an den Rockschößen hängen bleibt.

Was ist denn geschehen, um unsre Stellung in dieser Frage zu erschüttern? Ich möchte heute abend vor jedermann, auch vor unsern Gegnern, nachweisen, daß wir eine berechtigte Stellung in dieser Frage eingenommen haben. Alles Unvollkommene an dem Kampfe wollen wir einmal abstreifen, alles Zweifelhafte beiseite schieben und nur auf den Kern der Sache dringen. Wir wollen die Angriffe der Gegner unter diesen Gesichtspunkten betrachten; haben sie uns widerlegt oder nicht? haben wir unerfüllbare Hoffnungen erweckt, unerreichbare Ziele aufgestellt? Mancher will mehr in der Judenfrage als wir und ist mit unsern bescheidenen Forderungen nicht zufrieden. Aber es ist doch vor allem notwendig für die Lösung der Judenfrage, daß sie Billigung finde, nicht nur in einer kleinen Partei, daß auch liberale Kreise sich derselben annehmen, daß das ganze Volk sie ergreife.

So will ich denn zuerst von dem Berechtigten von dieser Bewegung sprechen. Ich muß bekannte Sache wiederholen, um den augenblicklichen Standpunkt ganz klar zu machen. Der Stadtverordneten-Vorsteher Straßmann hatte in öffentlicher Versammlung eine unverantwortliche Äußerung über eine kirchliche Partei gethan, welche er nicht kannte; er hatte nicht geurteilt, sondern in böser Weise geschimpft. Dagegen bin ich aufgetreten. Wir hätten ja aus sozial-politischen Gründen schon früher manche Veranlassung gehabt, die Judenfrage zu behandeln, wir haben

es nicht gethan. Aber diese Anmaßungen, die in einer öffentlichen Versammlung gegen uns geschleudert wurden, konnten wir nicht dulden; wir hätten elende Menschen sein müssen, wenn wir bei dieser Schmähung ruhig geblieben wären. Und nun frage ich Sie, Männer von Berlin, ist diese Sache von dem Stadtverordneten=Vorsteher Straßmann widerrufen, hat er jemals Gelegenheit genommen, sich zu rechtfertigen, hat irgend ein andrer seiner Partei es gewagt, diesen Ausspruch auf seine Verantwortung zu nehmen? Seitdem hat Herr Eugen Richter den wenig beineidenswerten Mut gehabt zu erklären, daß Herr Straßmann fast noch zu milde geurteilt habe. Merk dir das, Christenvolk von Berlin! Die Sache ist beständig in der Presse, im Parlament, in den Volksversammlungen mit Stillschweigen übergangen; es müßte sein, daß Sie etwas darüber gelesen hätten, ich nicht. Lassen Sie sich nicht vom Fortschritt belügen. Nicht mit der Augustkonferenz, sondern mit dieser Äußerung hat unsre Gegnerschaft begonnen, — nicht? (allgemeines Ja!) — das allgemeine Ja in dieser großen Versammlung, wo gewiß viele Gegner sind, beweist mir, daß jene Äußerung unberechtigt war, die Verteidigung dagegen berechtigt. Das ist der Standpunkt, den wir einnehmen. — Der Abgeordnete Löwe, der sich um seine Judenschule kümmern sollte, hatte in einer öffentlichen Versammlung gesagt, unsre Schulen würden unter dem konservativen Regiment eine Stätte der Schlechtigkeit, der Verdummung und Heuchelei werden. Als er zur Rechenschaft gezogen wurde, berief er sich auf Aussprüche des Redakteurs Dietz, die dieser auf der Pastoralkonferenz gethan haben sollte. Es ist aber durch Zeugeneid festgestellt, daß diese Aussprüche nicht gethan sind; das ganze ist Wind; aber ich habe noch nie gehört, daß der Abgeordnete Löwe gesagt hätte, ich habe mich geirrt, die Basis für meine Vorwürfe ist nicht vorhanden, ich muß meine Behauptung zurücknehmen. Ich frage Sie, hat ein Israelit das Recht, in unser christliches Schulwesen giftige Pfeile hineinzuschleudern? Wir würden niemals in die Leitung der Judenschulen hineinreden, noch weniger in die Überzeugung der Rabbiner. So soll denn auch ein Jude, selbst wenn er unpassender Weise zum Abgeordneten gewählt wird, sich hüten, solche Vorwürfe in das Volk zu schleudern, um es zu verbittern. Das ist die zweite Veranlassung unsers Auftretens; auch hier wird jeder billigdenkende Mann uns das Recht zugestehen, daß wir uns gewehrt haben.

Im Abgeordnetenhause, in öffentlichen Versammlungen ist dann sehr viel davon geredet, und zwar mit deutlichen Beweisen, daß die Judenpresse, wie ich sie definiert habe, die in Besitz und Redaktion von Juden ist, unsre Bibel, unsre Heiligtümer, die Generalsynode und ihre Mitglieder nicht bloß angegriffen, sondern mit nichtswürdigem Spott und Hohn begeifert hat. Ich frage Sie nun von neuem, haben Sie gelesen, daß irgend ein israelitischer Mann den Mut gehabt hat, diese Nichtswürdigkeiten zu verdammen und zu verurteilen, haben Sie in einer von den vielen fortschrittlichen Versammlungen ein Wort des Tadels gehört,

daß jüdische Redakteure christliche Heiligtümer beschimpfen? (Rufe: Nein!) Dann haben wir auch die Berechtigung und die Verpflichtung, unsre Kirche dagegen zu verteidigen. Sie wissen, was man gethan hat, um den Eindruck dieser furchtbaren Anklagen abzuschwächen. Man hat in meiner Rede einige kleine Irrtümer entdeckt, die das Wesen der Sache nicht berühren. Ich hatte nur einige Tage Zeit zur Vorbereitung; es war nicht leicht, alle Thatsachen so vollkommen richtig zu stellen, daß nicht ein kleiner Irrtum hätte vorkommen können. Da ist es mir denn in der That geschehen, daß ich die Christen Horwitz und Schleiden für Juden gehalten habe. Aber alles Übrige, was ich gesagt, ist wesentlich richtig und ausreichend, um den ganzen Übermut und die Intoleranz des modernen Judentums festzustellen.

Man hat dann das Ereignis der Gründerliste benutzt, um mit dem Bewußtsein, daß man lügt, die Unwahrheit zu verbreiten. Aber es ist richtig: mehr als ein Viertel der Unterzeichner jener Erklärung waren Gründer und Gründergenossen. Ich habe nie behauptet, daß ich nur schlimme Gründer gemeint hätte. Aber waren etwa keine schlimmen Gründer darunter? Welcher Kundige will diese Frage mit nein beantworten? Aber um zu verleumden, hat man sie verneint.

Diese ganze Geschichte beweist nichts andres, als die Versumpfung und die Verlogenheit in manchen Kreisen unsers öffentlichen Lebens. Freilich man leugnet auch den ungemeinen Druck, den das Judentum auf Handel und Gewerbe ausübt, man leugnet auch die Thatsache, daß ein Wucher, der zum großen Teil jüdischer Art ist, manche Gegenden unsers Vaterlandes unentrinnbar gefangen hat. Aber diese letztere Thatsache ist in amtlichen Berichten festgestellt. Haben Sie gehört, daß in fortschrittlichen Versammlungen diese Berichte anerkannt worden sind? Man hat alle diese schlimmen Dinge zugedeckt, — weshalb? — um auf die Juden nichts kommen zu lassen. Dabei hat man noch über Haß und Intoleranz geklagt. Wir aber wollen uns das Recht nicht nehmen lassen, Schäden, welche auf der Hand liegen und unser Volk ruinieren, offen aufzudecken; wir werden niemals ein Blatt vor den Mund nehmen.

Was wir nun seit den Debatten im Landtag erlebt haben, ist keineswegs geeignet, unsre Stellung zu schwächen. Ich komme da zuerst auf zwei jüdische Versammlungen, unter dem Vorsitz des Professor Lazarus, von denen wenig an die Öffentlichkeit gedrungen ist. Eins daraus kann ich erzählen, nämlich, daß einer der Redner sagte: Wir dürfen bei dieser Gelegenheit uns nicht bloß zufrieden geben mit dem bisherigen Maße von Gleichberechtigung, sondern müssen versuchen die volle Gleichberechtigung zu erlangen auch in der Regierung, im Militär und in der Staatsanwaltschaft! Denken Sie sich eine solche Anmaßung unter dem Eindruck der Parlaments-Debatten! Es ist in der That ein wenig stark, daß man sofort zur Aggressive übergeht und noch viel mehr fordert, als man gehabt hat.

Eine andre Versammlung war die im Verein Waldeck, in welcher Waldeck zum Schutzheiligen des Vereins ernannt wurde. Waldeck war ein frommer Katholik; hätte er erlebt, wie die Berliner Judenpresse über die Heiligtümer des Volkes herzieht, so würde er als strafender Genius vor der Fortschrittspartei gestanden und ihr zugerufen haben: Weh euch, ihr macht euch zur Judenpartei. Es ist da geklagt, daß die Jugend nicht mehr dem Fortschritt gehört; Gott sei Dank, daß es endlich so ist. Es müssen ja auch dem Blödesten die Augen aufgehen, wenn ein getaufter Mensch sagt, was dort gesagt wurde: „Was kümmert uns die Religion? es ist ganz gleichgültig, ob jemand zu Gott oder zu Jehova betet!" Vor einem Verein, der zum größten Teil aus Juden bestehen soll, wurden diese Worte natürlich mit rauschendem Beifall aufgenommen. Ein Jude setzte dann dem Abend die Krone auf, indem er die Versammlung mit unverantwortlichen Schimpfreden erfüllte und erklärte, daß jener Abend eine Sühne sei für die Vorgänge, über welche unser Volk vor Scham erröten müsse. Wenn er unter „unserm Volk" sein Volk gemeint hat, habe ich nichts dagegen. Aber daß er sich als Vertreter der Deutschen hinstellt, ist lächerlich. „Solange Berlin noch imstande ist, ein ideales junges Volk hierherzusenden, — hieß es da — werden wir die schwarzen Scharen vertreiben, die uns zur Schande gereichen." Ja so sind diese fortschrittlichen Staatsmänner. Wenn die jungen Kaufleute den fortschrittlichen Schwindel mitmachen, dann soll das gut sein und von der Intelligenz unsrer Jugend zeugen; wenn aber die studierende Jugend einen andern Ton anschlägt, dann taugt sie gar nichts. Das nenne ich nicht Standpunkt, das nenne ich Kinderei.

Es kam dann die berühmte Arbeiterversammlung in den Reichshallen, deren Wiederholung durch die Polizei gehindert ist, weil sich stark sozialdemokratische Elemente in ihr zeigten. In der That haben in der ersten Versammlung Menschen, die gute Augen haben, das Bestreben gesehen, die Sozialdemokratie und den Fortschritt für die Wahlen zu verbrüdern. Daß aber Arbeiter, die noch einen Funken von Intelligenz haben, die doch wissen, daß der Fortschritt das Gegenteil von dem will, was ihnen nützt, auf den fortschrittlichen Leim gehen sollten, das glaube ich nicht, ehe ich es mit eignen Augen sehe. Ja, wenn das wahr wäre, daß es sich in der Judenfrage bloß um einen Streit zwischen den besitzenden Klassen handelte. Es kann einem leid thun, wenn man liest, daß Arbeiter einstudiert waren zu versichern, daß die Judenfrage sie nichts angehe. In den dort gefaßten Resolutionen spürte man deutlich, woher der Wind kam. Ich frage die armen Bauern in Oberschlesien und Posen, in Hessen und im Elsaß; ich frage die Handwerker in Berlin und überall, ob die Judenfrage wirklich nur eine Frage ist unter den Besitzenden, oder ob nicht gerade die Nichtbesitzenden unter der Judenwirtschaft am meisten leiden. Glücklicherweise ist in jener Versammlung der Schleier zerrissen, der das Manöver verhüllen sollte. „Ich verteidige meine Ansicht, wie es mir vorgeschrieben ist," — sagte der

Hauptredner der Arbeiter, ein Sozialdemokrat, als er heftigen Widerspruch erfuhr. Er habe sagen wollen, berichtigte er sich nachher auf verschiedene laute Zurufe — wie er es für seine Pflicht halte. Diese Übersetzung ist, wie Sie zugeben werden, etwas frei. Wenn derselbe Redner dann sagte, der Arbeiter soll einmal wieder gebraucht werden, und wenn man ihn gebraucht hat, wirft man ihn zur Seite: nun so mag er dies aus seiner eignen Erfahrung wissen. Ein sozialdemokratischer Arbeiter, der für die Juden redet, weiß entweder nicht, was er will, oder er wird gebraucht.

Ich komme jetzt zu der erhebenden, wundervollen, unvergleichlichen, intelligenten Wahlmänner-Versammlung. Sie würde mit den Worten eröffnet: daß die Wahlmänner ohne Ansehen der Partei und des religiösen Bekenntnisses eingeladen seien. Aber wie viele gute Christen, wieviel Wohlgesinnte gekommen sind, das hat man nicht nachgezählt. Ich weiß, daß viele andre Leute, die keine Wahlmänner sind, dort waren. Mir sind zwei oder drei Karten angeboten, ich hätte zehn haben können und bin doch nicht Wahlmann! Die erste Rede hielt Herr Virchow; er fand es für gut, mich ohne jeden Grund anzugreifen. „Herr Stöcker — so sprach er — hat noch nicht zugestanden, daß er in betreff der Masseneinwanderung widerlegt ist, aber er ist ein kluger Mann und hat seitdem nie wieder davon gesprochen. In einer Bewegung, wie der jetzigen, sollte jeder nicht bloß ehrlich sein, sondern auch die Anständigkeit besitzen, daß er in offener Weise seine Irrtümer anerkennt, sobald sie als solche dargethan und von ihm empfunden werden.“ — Nun gut, so fordere ich Herrn Virchow auf, diesen Satz zu widerrufen. Ich habe nämlich viel klüger gehandelt, als er denkt; ich habe weder von Einwanderung, noch von Masseneinwanderung gesprochen. Daß wir sie noch nicht haben, das ist nicht das Verdienst des Fortschritts, sondern das unsrer wachsamen Behörden. Herr Virchow hat mich vielleicht mit Herrn von Treitschke verwechselt. — Auch das ist unrichtig, was Herr Virchow sagt, ich hätte die Judenfrage früher als Rassenfrage behandelt. Sie ist von mir immer als eine sittliche Frage angesehen, die freilich in dem Rassenunterschied mitwurzelt, aber doch von uns als sittliche Frage zu behandeln ist. — Da heißt es weiter: „Es imponiert sehr, wenn man sagt: „„Preußen ist ein christlicher Staat““. Der christliche Staat ist eine Fiktion, d. h. eine Erfindung.“ Ich will Ihnen die Antwort sagen, welche auf dieses Wort gegeben ist. In den Motiven zu dem Unfallversicherungsgesetz heißt es, daß der christliche Staat die Pflicht habe, für die Nichtbesitzenden zu sorgen. Als ich diese Worte las, habe ich mich für unsern dreijährigen Kampf reich belohnt gefühlt. Das Wort „christliche Staatsidee“ in den Motiven ist ein gewaltiges Wort, — der Anfang eines völligen Umschwungs. Der „Reichsbote“ aber berichtete über eine Rede des Herrn Dr. Max Hirsch, worin dieser Mann gesagt haben soll: durch dies Gesetz werde der

Arbeiter zum Tier degradiert. Das sind die Gedanken, welche ein Arbeiterführer dem Volke zu bieten wagt.

Ich komme zur Rede des Abgeordneten Richter. Von jüdischen Geschäften, vom Handel, vom Wucher, von der Presse, von der jüdischen Anmaßung ist hier kaum die Rede; wohl aber von den Kriegsthaten des Jahres 1870 und 71. Meine Herren, wir haben nicht die Tapferkeit der Juden und ihre eisernen Kreuze angegriffen, sondern ihre Kirchenfeindschaft und ihre eisernen Stirnen. Gewiß haben viele Juden auch tapfer gekämpft, aber das gehört hier nicht zur Sache. Ich frage: Haben die katholischen Ordensleute etwa weniger ihre Pflicht gethan? Haben die barmherzigen Schwestern nicht ebensogut gewirkt wie die jüdischen Ärzte? Aber als der Kulturkampf kam, da haben die Fortschrittsleute gar nicht an die eisernen Kreuze, an die Heldenthaten gedacht. — „Wenn die Deutschen wirklich nicht sollten ertragen können, daß jeder 84ste unter ihnen ein Jude ist, — so heißt es denn an einer andern Stelle — und sie sich fürchten, daß gerade dieser eine die übrigen 83 überflügelt, dann heißt das doch wirklich das Deutschtum zur Unehre des deutschen Namens herabdrücken.“ Ja wenn es so wäre, dann wollten wir die Juden einzeln schon zwingen sich nach unsern Wünschen zu richten; aber sie halten zusammen und helfen sich gegenseitig durch; durch Abstammung und Religion unter sich und mit dem Ausland verbunden, bilden sie eine Nation in der Nation. — Es ist dann weiter gesagt, daß diese Bewegung aus den Kreisen der Handwerker und Arbeiter nicht hervorgegangen ist, und das gereiche ihnen zur Ehre. Aber was ist unser ganzes Reden denn anders, als der wiederholte Notschrei der Bauern und Handwerker, die sich unter den Juden krümmen und nicht vorwärts können. Diese Seufzer haben wir in die Öffentlichkeit gebracht! — Diese Bewegung, heißt es weiter, ist ausgegangen von jungen Leuten, die überhaupt noch nichts verdienen, sondern aus den Taschen ihrer Eltern leben, sodann von Leuten, die in amtlicher Vertrauensstellung aus öffentlichen Kassen ihre Gehälter beziehen und oft keine Vorstellung haben können, wie einem um sein tägliches Brot und Aufbringung der nötigen Steuern kämpfenden Gewerbetreibenden manchmal zu Mute ist! Daß Leute, welche Beamte sind, hübsch stille schweigen und sich nicht ins Leben mischen sollen, und den Fortschritt allein walten lassen, das ist wieder so eine von den gerühmten Freiheiten des Fortschritts. Wären es Fortschrittshelden, so würde man nichts dagegen haben. Wenn aber höhnisch über die jungen Leute geredet ist, die in der antijüdischen Bewegung stehen, so will ich Ihnen die Thatsache berichten, daß derselbe Redner, der hier die jungen Leute an den Pranger stellt, Schritte gethan hat, um bei den Studenten eine judenfreundliche Bewegung hervorzurufen. Meine Herren, schlimmer kann man seine Sache nicht verteidigen, als durch solche politische Heuchelei.

Ich habe nun dargelegt, womit man unsre Stellung zu erschüttern suchte; aber das alles ist durchaus nicht geeignet, uns wankend zu

machen. Wir haben nichts gesagt noch gethan, was wir vor Gott und den Menschen nicht verantworten könnten. Wir wollen keine Judenhetze, keine Ausnahmegesetze, aber auch keine dreisten An- und Übergriffe der Juden auf kirchlichem und wirtschaftlichem Gebiet, im kommunalen und politischen Leben, keine Simultanschulen und kein übermäßiges Vordrängen des jüdischen Elements in der Justiz. Ich stehe noch so, wie im Anfang der Bewegung; daß ich abwiegele, ist eine Lüge. Ich habe nie aufgewiegelt und brauche deshalb auch nicht abzuwiegeln. Aber seien Sie überzeugt, ich bleibe in der Bewegung, bis sie zum rechten Ziel gelangt; denn sie hat ihr gutes Recht. Aus dem guten Recht folgt aber eine gute Pflicht. Ist diese Bewegung berechtigt, dann liegt in ihr ein edler Kern. Streifen wir alles Unedle ab, alle persönlichen Kränkungen, alle Beschimpfungen, alle Angriffe auf die Religion, allen schlechten Spott, allen Neid gegen den Besitz an sich. Aber wenn wir dies Unedle von ihr abgestreift haben, dann ist die Judenfrage keine Frage des Fanatismus, des Neides, der Intoleranz, sondern ein Kampf um die höchsten Güter des nationalen und religiösen Lebens. Wir wollen deutsches Leben und lebendiges Christentum in der Kirche wach halten; wir lassen nicht gelten, daß diese Bestrebungen unedel sind. Daß Stadt und Land, Konservative und Liberale in dieser Bewegung zusammenstimmen, das scheint mir eins von den verheißungsvollen Zeichen der Zeit. Es gibt für Nationen und Kirchengemeinschaften nichts Wichtigeres, als daß sie sich von fremden Mächten frei erhalten!

Unter Bewahrung der Achtung, die wir auch dem Gegner schuldig sind, wollen wir weiter streiten. Lassen wir auf diese Bestrebungen, wenn sie sich von Fehlern und Sünden freihalten, keinen Fleck kommen, stehen wir rein und klar, erfüllt von Begeisterung für die höchsten Güter unsrer Nation und Kirche, daß man weder den Versammlungen noch den einzelnen etwas nachsagen kann, was uns zur Unehre gereicht! Daß man uns immer vorhält, das Ausland verurteile uns und unser Volk müsse erröten, das läßt uns ganz kalt. Das Ausland kennt uns nicht und das Inland hat vor allem über die unerträgliche Judenwirtschaft zu erröten, unter der wir seufzen. Hören Sie den Zeitungsbericht (Konitzer Zeitung vom 24. November 1880) über einen kürzlich stattgehabten Prozeß in Preußen.

„Am 19. November brachte die Verhandlung gegen den Kolonisten Seehafer aus Sittno wegen vorsätzlicher Brandstiftung das empörende Treiben einer Gaunerbande an das Tageslicht, wie es zwar häufig vorkommt, das sich jedoch in den meisten Fällen durch die Schlauheit der handelnden Personen dem Strafrichter entzieht. Das Opfer dieser Gauner war diesmal der Angeklagte selbst. In der Nacht zum 22. August c. brannten die sämtlichen Gebäude der Witwe Ristau zu Abbau Sittno nieder. Der Verdacht der Brandstiftung konnte sich möglicherweise gegen den in der Nähe wohnenden Angeklagten lenken, da man ihm Rachsucht gegen die Witwe Ristau nachsagte, weil er vor 18 Jahren um ihre

Hand angehalten, aber zurückgewiesen worden und weil er vor dem Brande aus Veranlassung eines Streites gesagt hatte, das werde er ihr gedenken. Von diesem Verdachtsumstande machte man Gebrauch, indem man dem angeklagten Seehafer einzureden versuchte, daß er wegen Brandstiftung verfolgt und verurteilt werden und somit sein ganzes Vermögen verlieren würde. Der Angeklagte ließ sich denn auch wirklich durch vieles Zureden bestimmen, sein Grundstück zu Sittno schleunigst zu verkaufen und die Flucht nach Amerika zu versuchen. Er wurde jedoch in Hamburg ergriffen und zurückgeführt. Durch diesen Fluchtversuch hatte die königliche Staatsanwaltschaft allerdings Verdachtsmaterial genug, den Seehafer wegen vorsätzlicher Brandstiftung auf die Anklagebank zu bringen. Die Beweisaufnahme, in welcher die Kaufleute Moritz Bernstein, Gutkind Neumann, Moses Arndt, Moses Bernstein und Samuel Weißfeld aus Vandsburg als Zeugen vernommen wurden, entrollte nun das Bild einer nichtswürdigen Gaunerei. Die Überredung des Seehafer zum Verkauf seines Grundstücks und zur Flucht nach Amerika und die Ausführung dieser Handlungen unter Beihilfe der genannten Zeugen mit allen erdenklichen Mitteln und Künsten wurden festgestellt. Die Zeugen hatten dem eingeschüchterten Seehafer sogar eingeredet, daß er auch im Falle einer Freisprechung alle Kosten tragen müßte; sie sind sodann, nachdem er sich ihrem Willen gefügt, mit ihm nach Nakel gefahren, um dort bei einem Notar den Kaufvertrag über sein Grundstück mit ihnen abzuschließen. In Vandsburg vor dem Amtsgericht den Kontrakt zu vereinbaren, haben sie sich nicht getraut. Als sie in Nakel erfuhren, daß der dortige Notar soeben gestorben, schleppten sie ihr Opfer nach Schneidemühl, wo sie dann den Kaufvertrag über dessen Grundstück abschlossen. Während Seehafer dies Grundstück erst am 14. April v. J. für 6900 Mark gekauft hatte, mußte er dasselbe nunmehr an die Kaufleute Gutkind Neumann und Moritz Bernstein für 4593 Mark abtreten. Von dem Kaufgelde erhielt Seehafer 750 Mark ausgezahlt, mit welchem Gelde er nach Hamburg dirigiert wurde. Damit ihnen ihr Opfer ja nicht entschlüpfe, mußte ihn Weißfeld bis nach Hamburg begleiten, um dort seine Abfahrt nach Amerika zu bewerkstelligen. Die Gauner hatten sich aber doch verrechnet, denn als Seehafer bereits das Schiff bestiegen hatte, wurde er auf Grund einer telegraphischen Anordnung verhaftet und nach Vandsburg zurücktransportiert. Die genannten Zeugen belegten ihre Zeugnisse mit dem Eide. Schon während ihrer Vernehmung bemerkte man im Zuschauerraum ihre Genossen, welche regelmäßig den draußen befindlichen Zeugen den Gang der Sache rapportierten, bis einzelne Geschworene darauf aufmerksam wurden und dieses gesetzwidrige Treiben inhibierten. Die Beweisaufnahme ergab nun so wenig Belastendes gegen den Angeklagten Seehafer, daß die königliche Staatsanwaltschaft selbst das Nichtschuldig beantragte; es ergab sich vielmehr, daß das Verdachtsmaterial erst durch das gaunerische Treiben der Zeugen entstanden war. Der

Spruch der Geschworenen lautete auch auf Nichtschuldig. Damit war die Sache aber nicht erledigt, denn auf Antrag der königlichen Staatsanwaltschaft beschloß der Gerichtshof die sofortige Verhaftung des Zeugen Weißfeld und seine Abführung in die Untersuchungshaft. Gegen die übrigen Zeugen ist weiteres vorbehalten geblieben, so daß es nunmehr wohl gelingen dürfte, dem Gaunerwesen in jener Gegend ein Ende zu machen, wonach die Behörden lange schon vergeblich getrachtet hatten."

Warum errötet Herr Löwe, warum schämt sich Herr Richter über solche Dinge nicht; über unsre Bewegung zu spotten, haben diese Leute kein Recht. Ich behaupte, daß wir mit der Art, wie wir die Bewegung geführt, gewiß nicht gefehlt haben. Wir haben ein reines Gewissen und wissen, daß wir unserm Volke einen guten Dienst leisten, die Gefahren zu enthüllen, die seinem Wesen drohen. Das ist nicht bloß edel, das ist notwendig. Nichts ist nötiger, als daß unser Volksgeist gesunde; er ist krank, tief krank, und angesteckt ist er besonders durch den jüdischen Geist, der unsers Volkes Verführer und Verderber ist. Wohl hat Herr Richter gesagt, in der Gründerzeit hätten Juden und Christen um die Wette gegründet; wenn er die Wahrheit sagen wollte, hätte er doch hinzufügen müssen, daß die Juden den Deutschen um mehrere Pferdelängen voraus waren. Von den Deutschen ist dieses Gift nicht ausgegangen, von der Börse ist es ausgegangen, diesem Tempel Mammons, dem Tempel des modernen Judentums.

Man soll nicht verschweigen, was uns not thut; ich klage uns Deutsche und Christen auch an, ich habe unsre Schuld nie beschönigt. Wenn nicht ein abgefallenes deutsches Volk dem Judentum den Finger gereicht hätte, der moderne Jude hätte nie die deutsche Hand so fest ergreifen können. Darum strafen wir uns selbst zuerst; das hindert aber nicht, daß wir in aller Ruhe den Kampf gegen das moderne Judentum weiter führen. Das moderne Judentum ist ein fremder Blutstropfen in unserm Volkskörper; es ist eine verderbliche, nur verderbliche Macht. Darüber müssen wir uns klar werden, damit wir uns davor hüten können, damit wir diese Macht in der Presse vernichten und in dem öffentlichen Leben ihr den großen Spielraum nicht einräumen, den sie hat. Wenn ein falscher Sauerteig gärend durch einen ganzen Volksgeist hindurchgeht, so kann ein Volk daran sterben; der muß heraus! — Allzu lange hat unser Volk unter Bann und Acht gestanden; es ist mir, als schüttelte der alte deutsche Simson seine Ketten, er ist müde sie zu tragen. In diese Bewegung einzugreifen und sie zu Ende zu führen, das ist unsre Aufgabe. Wir müssen wieder die Eigentümlichkeiten des nationalen Genius pflegen, deutsches Gemüt, Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Frömmigkeit, die sonst unser Erbteil waren. Völker und einzelne Menschen können wiedergeboren werden, aber sie können es nur durch die Kraft aus der Höhe. Besinnen wir uns darauf, daß wir ein christliches Volk sind, daß wir eine christliche Obrigkeit haben. Gönnen wir der israelitischen Minorität, was man jeder Minorität schuldig ist, Achtung

und Toleranz, aber keinen Einfluß, auch nicht den geringsten, auf unser inneres und äußeres Leben; das darf nicht sein, wenn wir gesund bleiben wollen. In diesem Sinne wollen wir unsrer Fahne treu bleiben; wir haben gestritten, wir streiten und werden streiten für eine edle, berechtigte und notwendige Sache. Darum werden wir auch siegen.



Prinzipien, Thatsachen und Ziele in der Judenfrage.

Vortrag, gehalten am 27. Mai 1881 in der christlich-sozialen Partei.

Meine Herren! Es ist so oft von unsern Gegnern gesagt, die Judenbewegung werde sich im Sande verlaufen; diese Bewegung sei moralisch tot, sie werde vom Ausland gerichtet, sie habe keine Prinzipien, keine Ziele, es sei damit nichts. Nun, was sich im märkischen Sande verläuft, das quillt immer wieder empor, wenn's nur rechte Art hat; und ich glaube, daß diese gegen das Übergewicht des Judentums gerichtete Bewegung so berechtigt ist, wie irgend eine, die jemals die Herzen eines edlen Volkes in Wallung versetzt hat. Die Bewegung ist nicht tot; unsre Gegner werden das heute selbst nicht mehr sagen, sie brennt ja in hellen Flammen, leider nicht bloß in Geistesflammen, sondern auf russischem Boden auch in wirklichen Flammen. Daß wir das bedauern, daß uns jede Gewaltthat, die gegen Israeliten begangen wird, jede Feuersbrunst, die ein israelitisches Haus verzehrt, jede Roheit, die gegen Juden geübt oder auch nur geplant wird, in tiefster Seele mißfällt, das brauche ich hier, wo christliche Männer versammelt sind, nicht erst zu versichern. Wir verabscheuen solche Thaten und haben die Bewegung darum in die Hand genommen, damit bei uns solche Thaten vermieden werden. Mir kommt dabei eine Parallele in den Sinn. Als wir im Jahre 1878 zuerst den Kampf gegen die Sozialdemokratie aufnahmen, da hieß es geradeso: die Sache wird im Sande verlaufen; unsre Gegner lachten. Wenige Monate darauf, nachdem man unsre wohlgemeinten Warnungen überhört hatte, kamen die Attentate, das Aufwachsen der Sozialdemokratie trat furchtbar zu Tage — heute ist die Sozialdemokratie äußerlich niedergeschlagen, innerlich zersetzt. Hätte man unsre Stimme gehört, hätten die Sozialdemokraten sich warnen lassen, das Berechtigte in unsrer Bewegung anerkannt, andre Wege eingeschlagen, es stände besser mit ihnen und mit der Zukunft. Ich habe genau dasselbe Gefühl betreffs der antijüdischen Bewegung. Wären unsre jüdischen Mitbürger vor anderthalb Jahren der sehr höflichen Mahnung, ein klein wenig bescheidener, toleranter, gerechter zu sein, gefolgt, es wäre besser gewesen. Nun ist die Judenfrage in reißenden Fluß gekommen, bei uns und überall. Daß wir von den russischen Ereignissen irgend etwas auf unsre

Verantwortlichkeit oder auf unser Gewissen nehmen sollten, das weise ich weit ab; ebenso die Gewaltthätigkeiten in Argenau. Sogar die jüdischen Blätter haben zugeben müssen, daß die Christen dort nichts weiter gethan haben, als ein Lied gesungen, das mit dem Refrain schloß: „Wir ziehen nach Jerusalem.“ Ich halte es nicht für gut, solche Verse zu singen, wenn Israeliten dabei sind; aber daraufhin gleich mit Steinen zu schlagen und zu schießen, das scheint mir doch allzu empfindlich. Wir haben uns zwanzig, dreißig Jahre lang von einer infamen Judenpresse ganz andre Dinge sagen lassen müssen; wenn wir da gleich hätten schlagen und schießen wollen, wer weiß, wohin wir gekommen wären! Aber da man sich zwanzig, dreißig Jahre lang in so nichtswürdiger Weise um uns gekümmert hat, ohne eine Recht dazu zu haben, wird es uns wohl erlaubt sein, uns in anständiger Weise um die Angelegenheiten unsrer Gegner zu kümmern. Ich finde den Anspruch nicht richtig, daß es der jüdischen Presse, den jüdischen Volksrednern erlaubt sein soll, gegen alle Welt in der bekannten jüdischen Weise loszugehen, und dann, wenn sich der Angegriffene wehrt, zu thun wie ein gekränktes fünfzehnjähriges Mädchen. Wir wollen bei unsrer Verteidigung der vaterländischen Güter, der kirchlichen Heiligtümer nur das Rechte, das Gute, die Wahrheit.

Wir wollen uns nicht rächen, keine Gewalt üben, nicht einmal persönlich beleidigen. Aber wir werden die Überzeugung nicht aufgeben, daß wir, wenn wir für die Grundlagen unsrer deutschen Kultur einstehen, rechtschaffen handeln; das ist nicht bloß unser Recht, das ist unsre Pflicht. Natürlich heißt es im Ausland wie hier: — daran sind die Berliner schuld, daß in Rußland solche Krawalle entstehen — ich mache mir aus dem Urteil des Auslandes gar nichts. Das Ausland kennt unsre Verhältnisse nicht; die Leute, die über uns dem Ausland berichten, sind mit wenigen Ausnahmen Juden; daß sie unsre Verhältnisse nicht günstig darstellen, finde ich begreiflich.

Es sind nun auch bei uns manche Gemüter sehr geängstigt; ich habe heute — wohl auf die Ankündigung dieses Vortrages hin — einen Brief bekommen, den ich Ihnen vorlesen werde, er ist sehr interessant. Natürlich kommen alle diese tapfern Briefe anonym.

Herrn Hofprediger Stöcker, hier.

Berlin, 19. 5. 81.

Schreiber dieses, Jude von Geburt, seit sehr vielen Jahren getauft, gesteht, nicht aus Überzeugung, jedoch mit der Zeit ein sehr gläubiger und guter Christ geworden. Lese täglich mit immer größerer Entrüstung die Juden-Massakres in Rußland und Ungarn. Mein Herz ist aufs tiefste erschüttert, daß es dahin gekommen und zwar durch Sie und Ihre Henricis, daß ganz unschuldige Menschen, bloß weil sie von jüdischen Eltern geboren, so viel Elend erdulden müssen. Fast muß ich mich schämen Christ zu sein, wenn ein Religionslehrer christlichen Glaubens solch grausige Handlungen anstiftet, direkt oder indirekt, ganz egal.

Mögen Sie daher in schlaflosen Nächten das Hilfsgeschrei der armen Massakrierten vernehmen und dann nicht wieder einschlafen. Denken Sie, ich hab's verschuldet; wenn einer der Ihrigen krank darniederliegt, so sagen Sie sich, ich hab's um die armen Juden verdient. Möge Sie nie dieser Gedanke verlassen, daß Sie der Urheber alle des Unglücks sind, und wenn Sie einst auf dem Sterbebette sich wälzen werden und nicht leben und sterben können, so sagen Sie sich, ich habe es verdient und möge Ihnen dann unser Heiland verzeihen.

Aus diesem Brief spricht, auch wenn der Schreiber ein getaufter Christ ist und nach seiner Art ein guter Christ zu sein glaubt, doch eine furchtbare jüdische Rachsucht, die mich bis in meinen ruhigen Schlaf, ja bis auf mein Sterbebette verfolgen will! Nun kann ich Sie aber versichern, — und ich weiß, daß Gott der Allwissende mich in dieser Stunde hört: ich habe über diese antijüdische Bewegung noch niemals das allergeringste Zittern in meinem Innern, den allergeringsten Vorwurf in meinem Gewissen gefühlt; ich fürchte nicht, daß am jüngsten Gericht Gott mich für das strafen wird, was ich gegen das Judentum geredet oder gethan habe. Wenn ich für die Güter und das Wohl meines Volkes eintrete, wenn ich meine deutschen Brüder vor Wucher und Ausbeutung zu behüten, unsre allerheiligste Religion vor nichtswürdigem Hohn und Spott zu schützen suche, so kann ich das wohl verantworten; eine Selbstanklage darüber wird mich in meinem friedlichen Schlummer niemals stören; ich glaube nicht, daß unsre Gegner ein ebenso reines Gewissen haben können, wie ich. In Rußland selbst beurteilen orthodoxe Juden unser Vorgehen ganz anders. Ich will Ihnen gegenüber diesem unverständigen Berliner Brief einen russischen Brief eines orthodoxen Juden vorlesen. Wissen Sie, was der Mann von mir erbittet? Ich solle das altgläubige Judentum vor dem Reformjudentum schützen. Der Brief ist wirklich ein historisches Dokument. Er lautet:

Friedrichstadt, Rußland.

In Angelegenheit der jüdischen Verhältnisse dort wäre ratsam, eine Kommission von streng religiösen Juden zu bilden, die darauf acht geben, oder vielmehr, daß die Regierung anbefehlen wird, laut dem Talmud:

1. daß am Freitag gegen Abend bis Sonnabend abend sämtliche jüdische Geschäfte geschlossen werden.
2. Die Orgeln von den Synagogen und Tempeln herauszunehmen.
3. Die Prediger auf der Kanzel, sowie Kantor und Chor, während der Gebete, dürfen in keinem andern Ornate erscheinen als in Gebetmänteln.
4. Die Reformen der sogenannten Reformjuden aufzuheben und ihre Gebethäuser zu schließen.

5. Die Vornamen der Juden dürfen nicht geändert werden und verbleiben bei den herkömmlichen Nationalnamen.

Der Jude muß auch Jude sein und verbleiben.

Mit aller Hochachtung.
(Folgt Name.)

Sehen Sie, so urteilen billig denkende Israeliten, welche das gottlose Reformjudentum verachten, über unsre Bewegung. Von dieser Gerechtigkeit sind freilich unsre deutschen Juden noch sehr fern.

Es ist gestern eine Nummer der „Jüdischen Presse“ erschienen, die sich mit der Judenverfolgung in Rußland beschäftigt: daraus geht klar hervor, wie unfähig das Judentum geworden ist, öffentliche Dinge zu beurteilen. Gleich vorn an steht ein Telegramm aus Kiew, dahin lautend:

„Es wurde ein Programm über die von den Nihilisten geplante Aktion vorgefunden. In demselben heißt es, daß die Revolution dadurch herbeigeführt werden solle, daß nacheinander Aufstände zu organisieren seien a) gegen die Juden, b) gegen die Popen, c) gegen die Herren (Adel).“

Nun, man sollte meinen, aus diesem Telegramm ginge so viel hervor, daß die Aktion nicht von Deutschland kommt, und daß sie mit unsrer Bewegung in gar keiner Berührung steht. Ich glaube freilich, das Telegramm ist seinem Inhalt nach nicht wahr, ich halte dafür, daß es nicht auf wirklichen Thatsachen beruht, und glaube vielmehr, daß die Anteilnahme der Juden am Nihilismus, neben dem Wucher, einer der Gründe ist, warum das russische Volk so erbittert ihnen gegenübersteht. Es ist nun sehr leicht, die Schuld der russischen Greuel auf unsre patriotische Bewegung zu wälzen, aber es wird nicht gelingen. Immer noch viel zu wenig wird die Thatsache in den Vordergrund gestellt, wie sehr das Judentum in Rußland bei dem Nihilismus, in Deutschland bei der Sozialdemokratie beteiligt ist. Während auf der einen Seite das jüdische Kapital unserm Volke zum Unheil gereicht, sind auf der andern Seite vom Judentum die Agenten ausgegangen, um unser Volk unzufrieden zu machen. Ich brauche da nur die Namen Marx und Lassalle zu nennen, um Ihnen klar zu machen, daß die Sozialdemokratie ihrem geistigen Ursprung, wie ihrer agitatorischen Kraft nach vom Judentum ausging. Nachdem nun hier gesagt ist, daß der Nihilismus die russische Judenhetze betreibt, steht auf Seite 206 folgende liebenswürdige Insinuation gegen uns: „Das Volk ergibt sich zu sehr dem Trunk — die Juden tragen die Schuld; das Volk kann nicht lesen — abermals die Juden; die Beamten erfüllen nicht ihre Pflicht — ebenfalls die Juden u. s. w. (Meint man nicht die Herren Stöcker, Henrici, Ruppel, Grüneberg, Treitschke u. s. w. zu hören?)“ Ich frage Sie: haben wir jemals solchen Unsinn gesagt, wie ihn hier die „jüdische Presse“ uns sagen läßt? Vorn sind es die Nihilisten, hinten sind wir die Schuldigen. Das Beste kommt aber zuletzt. Als Beilage zur jüdischen Presse

erscheint der „Israelitische Lehrer und Kantor“, „Organ für die Gesamtinteressen der israelitischen Kultusbeamten.“ Dies Blatt enthält einen Artikel „Die hebräische Schule zu Kattowitz“; da wird für die rein jüdische Schule eine Lanze in vortrefflicher Weise eingelegt; es heißt hier: „Das höhere Ziel des Religionsunterrichts ist Herz und Geist durchdringende religiöse Durchbildung, die das ganze Leben beeinflußt. Nicht für die Schuljahre allein wird die Religion gelehrt, sondern für alle Jahre und alle Zeit; sie soll zu allem Guten und Edlen begeistern, im Kampf des Lebens erheben und kräftigen und im Hinblick auf ihre Verheißungen in den Leiden des Alters trösten und beseligen. Solche religiöse Durchbildung aber kann in Wirklichkeit nur aus dem Urquell aller Religion, aus der Bibel geschöpft werden, die in der mit dem Wesen und der Vergangenheit der Israeliten aufs engste verwachsenen hebräischen Sprache geschrieben ist.“ — Wirklich ganz vortrefflich! Nur bitte ich, daß es uns Christen von unsern jüdischen Mitbürgern gestattet sein möge, in unsern Schulen genau nach diesem Rezept zu verfahren, unsre Schüler gleichfalls einzutauchen in das unergründliche Meer der christlichen Religion. Wenn sich jüdische Menschen daran ärgern, so wollen wir ihnen sagen: wir würden uns freuen, wenn ihr euch rein jüdische Schulen einrichten wollt, aber uns laßt unsre christlichen Schulen. Ich denke, es wäre dann uns beiden geholfen! Aber es ist genau die Art des Verfahrens hier, wie bei der ganzen Bewegung: für sich wollen die Juden alle ihre Wünsche erfüllt, alle ihre Grundsätze befolgt sehen; sprechen wir aber unsre Ideen aus, dann heißt es: nein, das geht wegen der halben Million Juden nicht. Nun, ich gebe viel auf die Gedanken der Minorität; aber ein solcher Mangel an Gleichheit und Billigkeit ist im Staatsleben absolut nicht zu ertragen. Für mich sind alle diese Dinge eine Veranlassung, die Judenfrage wieder einmal auf die Tagesordnung zu bringen. Von hier aus dringen unsre Worte durch unser ganzes Volk, von hier aus wollen wir die Bitte, die Mahnung, die ernste Warnung ergehen lassen, daß man gegen die israelitischen Mitbürger keine Gewalt brauche, daß man unsre edle Bewegung nicht beflecke mit Blutstropfen oder auch nur mit Rachegedanken! Ist das die eine Veranlassung der heutigen Rede, so gibt es ja deren noch mehrere.

Seit wir zum letzten Male die Judenfrage besprochen haben, haben gegen mich zwei christliche Theologen geschrieben, Professor Cassel, Professor Baumgarten. Ich liebe es nicht, mich mit positiv gerichteten Christen, und dafür muß ich ja die beiden in ihrer Weise halten, öffentlich zu streiten, aber eins muß ich doch thun: die Unrichtigkeiten und Unwahrheiten, welche in diesen beiden Broschüren enthalten sind, einfach aufzählen. Ich muß das um so mehr, als die beiden Herren in nicht feiner Weise einige Ungenauigkeiten, welche ich bei meiner Rede im Abgeordnetenhause begangen habe, in einer so unfreundlichen Weise benutzt haben, daß es geradezu unrecht wäre, wenn ich darauf nicht einiges erwiderte. Ich möchte daran nur zeigen, wie leicht

es ist, bei einer so brennenden Tagesfrage Irrtümer zu begehen. Die beiden Herren haben sich an ihren Schreibtisch gesetzt und Broschüren geschrieben; das ist denn doch etwas andres, als wenn man unter dem Eindruck eines gewaltigen Moments, von der Fortschrittsmeute umheult, reden muß; da kann's wohl viel leichter geschehen, daß man einen Irrtum begeht, wo man beim Schreiben gewiß keinen begangen hätte. Ich will diese Fehler einfach vorlesen.

In der Broschüre des Professor Cassel heißt es (S. 12): „Rohling, dieser Kanon des Judenhasses, auch für die Stöckerschen Christlich-Sozialen ....“; dazu gehört noch das Wort (Seite 27): „Stöcker redet vom Talmud, als ob er ihn gelesen hätte —“. Rohling ist, glaube ich, in unsern Versammlungen nur einmal genannt worden, und zwar, als ein junger jüdischer unreifer Student gesagt hatte, im ganzen Talmud komme kein Wort des Hasses vor; da habe ich zum Beweise des Gegenteils ein einziges Wort citiert, mehr nicht. Ich habe sogar öfter ausdrücklich erklärt, daß ich es nicht billigen könne, wenn man den Talmud nach den einseitigen Darstellungen alter und neuer Feinde beurteile. Ich würde in Volksversammlungen nie über den Talmud reden, weil er ein heiliges Buch der israelitischen Mitbürger ist. Allerdings habe ich ihn nicht bloß gesehen, sondern in der Übersetzung auch gelesen, aber nicht genug, um ein gründliches Urteil darüber zu haben, und darum habe ich wirklich niemals, außer in jenem einzigen Falle, vom Talmud geredet. Nun könnte ich das ausbeuten und sagen: die Beschuldigung des Professor Cassel ist unwahr und verleumderisch; ich sage aber nur, sie ist ein Irrtum und will damit beweisen, wie leicht es ist, in solchen Dingen Irrtümer zu begehen.

Professor Cassel schreibt ferner (Seite 28): „Wie schnell oder flüchtig er im Gebrauche seiner Agitationsmittel vorgeht, zeigen die Reden im Abgeordnetenhause.“ Er citiert dann eine Stelle aus einer Rede, die ich am 11. Februar 1880 gehalten, und sagt: „Stöcker hatte wenige Tage vorher eine Schrift von E. Littré in die Hand bekommen ....“ Er meint damit, ich hätte meine Anführungen aus dieser Schrift geschöpft. Dem gegenüber erkläre ich, daß ich die Schrift noch niemals in der Hand gehabt habe, bis heute noch nicht. Professor Cassel hat nie mit mir über diese Sache geredet, es ist doch ein starkes Stück, zu behaupten, ich hätte eine bestimmte Schrift gelesen und die Gedanken derselben benutzt.

Das Dritte: „Sie wissen alle,“ heißt es hier, Seite 40, „daß die christlich-soziale Partei nur durch den Antisemitismus zusammengehalten wird.“ Nun ist es Thatsache, daß in unsern Versammlungen unter 150 Reden jetzt zum achten Male über die Judenfrage gesprochen wird; unmöglich kann also durch diesen einen kleinen Teil der Vorträge die christlich-soziale Bewegung bestimmt werden. Für mich ist die Judenfrage allerdings ein Symptom der sozialen Krankheit, das schlimmste Symptom, aber nicht die soziale Frage selbst. Was uns zusammenhält, ist ganz

etwas andres, als der Antisemitismus, ist die gemeinsame Arbeit für das Wohl unsres Volkes und unsrer Kirche; und weil zu dieser Arbeit auch der Kampf gegen das jüdische Übergewicht gehört, ist derselbe ein Ring in der Kette, die uns zusammenhält, das will ich nicht leugnen. Es heißt dann weiter: „Er," nämlich immer ich, „hat sich nicht von ihnen (den Antisemiten) losgesagt, er hat nicht gegen die Gemeinschaft auf der Münze protestiert, er hat ihre Petition unterschrieben, er hat noch niemals ein deutliches Manifest abgegeben, daß er mit dem Geiste der „Ostend-Zeitung" und der „Deutschen Landeszeitung", der „Deutschen Wacht" keine Gemeinschaft habe."

Sie wissen ganz genau, daß wir eine andre Art haben, unsre Bewegung zu treiben, als die andern Vereine. Ich habe am dritten Januar dieses Jahres, als wir einen Rückblick auf die Vergangenheit warfen, hier offen erklärt: ich halte es für Frevel, anstatt des Judentums das alte Testament anzugreifen; wir Christlich-soziale dürfen die Judenfrage nicht als Rassenfrage, sondern nur als sozial-ethische und sozial-politische Frage ansehen; wir wollen keine Ausnahmegesetze gegen die Juden fordern. Das heißt doch in der That ganz klar sagen, wodurch wir uns von den andern Vereinen unterscheiden. — Was die Münze betrifft, so habe ich den Verfertiger derselben zu erfragen gesucht, um dieselbe zu verbieten; ich habe leider nichts darüber erfahren können. — Die „Ostend-Zeitung", die „Deutsche Wacht" lese ich nicht; die „Landeszeitung" ist eingegangen. Übrigens begreife ich es absolut nicht, wie Professor Cassel, der für die gottlosesten Berliner Blätter schreibt, den Mut hat, mich aufzufordern, daß ich mich von der Presse einer gewissen Richtung lossage. Sie sehen, es ist durchaus ein Mangel an Kenntnis der Dinge, wenn von Professor Cassel so geredet wird. Auf den Gedankengang seiner Broschüre lasse ich mich nicht ein. Nach den verschiedenen Briefen, die in letzter Zeit von ihm an das Konsistorium, sowie an den Redakteur des „Reichsboten" gerichtet sind, ist es nicht nötig, eine Widerlegung seiner Anschauungen zu versuchen.

Ich komme nun zu der Broschüre des Professor Baumgarten; auch er begeht grobe Irrtümer; er sagt (Seite 19): „Nach dem „Staatssozialist" Nr. 12 A. 1881 hat Stöcker am 18. März gesagt: ‚Die beiden großen Vereine stehen uns im Kampf gegen den gemeinsamen Feind zur Seite.‘ Also um gegen die Juden zu kämpfen, verbünden sich unter des Hofpredigers Stöcker Führung die Christlich-sozialen mit den offenbaren Spöttern und Lästerern der deutschen Wacht!" Das ist in der That eine unüberlegte und leichtfertige Unwahrheit! Ich kenne die Spötter und Lästerer der deutschen Wacht gar nicht; ich weiß wohl, daß man gewisse Persönlichkeiten in dieser Hinsicht bezeichnet, aber ich habe mit diesen Persönlichkeiten niemals ein Wort gewechselt. Ich habe in dem Vortrag „das Aufwachen der deutschen Jugend" das Verhältnis zu den andern Parteien genau dargestellt. Dieser Vortrag ist gedruckt, für wenige Pfennige ist er zu haben. Da hätte der Professor Baum-

garten nachlesen sollen, anstatt sich auf kurz zusammengefaßte Zeitungsberichte zu berufen. In jener begeisternden Versammlung habe ich den Studenten zugerufen: „Denkt nicht, daß es genug ist, Juden zu hassen und sich antisemitisch zu nennen. Deutschtum und Christentum sind innig mit einander verbunden! Meine jungen Brüder, ich gebe auf eine bloße antijüdische Bewegung gar nichts, wenn sie nicht durchdrungen ist von einer herzlichen Liebe zum Evangelium in unserm deutschen Volke. Seien Sie gewiß, nur das wird nachhaltig wirken, was aus diesem ewigen Quell der Jugend fließt. Und je länger, je mehr werden die, welche in dieser Bewegung stehen, das auch einsehen. Damit will ich zwischen uns und den andern Führern der antijüdischen Bewegung keine Zwietracht säen, sondern ich will es hier aussprechen, daß mehr, als mancher ahnt, auch die sonstigen Bestrebungen dieser Art von dem Gefühl durchdrungen sind, Deutschland muß wieder christlich werden. Und es ist meine persönliche Gewißheit, daß der ganze Strom dieser antijüdischen Bewegung zuletzt zusammenlaufen wird in ein breites, tiefes Bett und uns hintragen in den Ozean christlicher Weltanschauung und deutscher Gesinnung." — Das habe ich gesagt, und das hätte Professor Baumgarten anführen müssen, nicht dies Wort aus einem Bericht, der nicht wörtlich ist.

Er hat dann jene alberne Rederei von der Ableugnung meiner Unterschrift unter der Petition zu einem für einen Theologen in der That unverzeihlichen Angriff benutzt. Ohne jede Erregung lese ich Ihnen das hier öffentlich vor; wenn ich mich schuldig wüßte, müßte ich vor Scham in die Erde sinken. Seite 20: „Er (Stöcker) wurde am 22. November 1880 im preußischen Abgeordnetenhause gefragt, ob er die Antisemitenpetition unterschrieben habe und er sagte: Nein. In diesem falschen Nein war der Pulsschlag seines Gewissens. Sein Gewissen sagte ihm: als Geistlicher, als Christ befasse dich nicht mit dieser That. Nichtsdestoweniger hat er wider sein Gewissen sich beteiligt. Er war aber nicht so ehrlich, wie Adam und Eva nach dem Sündenfall. Also er hat jenes Aktenstück unterschrieben, ob das nach den ersten Zehntausend, oder vor denselben geschehen, ist absolut gleichgültig." Ich kann jetzt, nachdem die Antisemitenpetition abgeliefert ist, die allergenaueste Auskunft geben, die mich hoffentlich fernerhin gegen solche Angriffe schützen wird. Vorerst aber möchte ich folgendes bemerken: Es ist ganz gewiß eine Albernheit, jemand zuzumuten, daß er seinen Namen, wenn derselbe unter 20 000 Schriftstücken steht, die im ganzen Lande verbreitet werden, ableugnen wollte! Man muß ein starker Fanatiker sein, um solchen Unsinn zu glauben. Sie erinnern sich, wie im Abgeordnetenhause die Sache verlaufen ist. Ich wurde gefragt aus der Versammlung: ‚Haben Sie die Petition unterschrieben?' Ich sagte: ‚Nein.' Ehe ich genaue Auskunft geben konnte, hielt man mir den „Reichsboten" hin und schrie mich an, um mich zu verwirren und in Widersprüchen zu fangen. Wie liegt die Sache nun wirklich? Ich bin von den Veranstaltern der Petition gebeten, meinen Namen zurückzuziehen, weil

einige schwache Leute sich daran ärgern könnten. Diesem Wunsche bin ich nachgekommen. Ich habe dann sehr viel später unter einige hundert Exemplare meinen Namen gesetzt; als ich gefragt wurde, wußte ich in der That nicht, ob irgend eine Petition mit meinem Namen unterschrieben, schon im Umlauf wäre. Ich hatte ein Gefühl, ich könne zunächst gar nichts andres sagen, als „Nein“; sonst hätte man gefragt: „Wenn du unterschrieben hast, warum ist denn dein Name nicht darunter?“ — Zuerst, als die Sache unbedenklich war, habe ich also meine Unterschrift zurückgezogen. Nachher, als der Sturm losbrach, habe ich meinen Namen dazu gegeben. Meine Gegner glaubten, es sei gerade umgekehrt: als die Angelegenheit die Gemüter aufregte, hätte ich meine Unterschrift gestrichen. Sie haben sich wieder einmal geirrt. — Aber nun betrachten Sie die Art, wie ein christlicher Theologe die Geschichte ausdeutet und ausbeutet, als hätte ich mit Wissen die Unwahrheit gesagt, und nachdem ich ertappt sei, die Wahrheit nicht gestehen wollen. Ich frage Sie: Kennen Sie ein lügendes Gewissen? Ich kenne nur ein Gewissen, das Ja sagt, wo Ja ist, und Nein, wo Nein ist; sich ein lügendes Gewissen konstruieren, um einen Geistlichen herabzusetzen, das ist mehr, als sich ein Christ erlauben darf. An dieser Probe haben Sie aber den ganzen Mann. Baumgarten spielt schon hier auf Erden den Weltenrichter, er zieht alle Personen, Gemeinschaften, Kirchen vor sein Tribunal und richtet sie. Nur sich selbst und seine schweren Irrtümer hat er noch nie gerichtet. Der Mann — mit dessen Schicksal ich eine tiefe Sympathie fühle, an dessen Schriften ich mich oft innig erfreut habe — ist nämlich beständig auf falschen Wegen gewesen. Als er in Rostock war, mußte er seine Professur niederlegen; er ist dann in den Protestantenverein eingetreten, hat aber da nicht bleiben können; er hat auch der Fortschrittspartei angehört; aber auch die hat er wieder verlassen müssen. Das ist die Geschichte seines öffentlichen Lebens. Da meine ich denn doch: wenn man so deutlich den Beweis gibt, daß man nicht weiß, was man thun soll, daß man niemals an der rechten Stelle steht, dann hat man kein Recht, andre Leute so zu kritisieren. Daß diese beiden Männer so sehr meine Gegner sind, ist mir einer der stärksten Beweise dafür, daß ich auf dem richtigen Wege bin.

Ich muß nun noch mit einigen Worten auf den Inhalt der Baumgartenschen Broschüre eingehen. Er behauptet, ich sei von zwei großen Gedanken abgefallen, von dem der allgemeinen Gleichberechtigung aller Staatsbürger, worin er das höchste Staatsideal erblickt; zweitens von dem einer freien Kirche, weil ich mich nicht offen für den Zivilstand erkläre. Vor einigen Jahren habe ich Professor Baumgarten selber gesagt, daß ich genau so lange das Zivilstandsgesetz mündlich und schriftlich verteidigt habe, als ich glaubte, es würde darauf eine anständige Freiheit der Kirche folgen. Als ich aber sah, daß der Staat in der Falkschen Ära seine Hand in der Kirche nicht nur behielt, sondern noch verstärkte, da habe ich mich allerdings gehütet, in dem Zivilstands-

gesetz noch länger einen Akt der Befreiung zu sehen. Ich erkläre aber hiermit öffentlich, daß ich nie an einer Agitation für Abschaffung der obligatorischen Zivilehe teilgenommen habe, weil ich noch immer auf die Freiheit der Kirche warte und der Überzeugung bin, daß, wenn die Stunde der Befreiung schlägt, Kirche und Staat schiedlich friedlich sich auseinandersetzen müssen.

Professor Baumgarten nennt das Reichsgesetz vom 3. Juli 1869, durch welches die Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntnis ausgesprochen wird, die Beseitigung eines unchristlichen Privilegiums, als ob es das höchste Prinzip des Staatslebens wäre, daß alle Menschen gleiches Recht haben. Mir erscheint dieser Standpunkt als eine politische Schwärmerei. Ich wünsche den Juden alles Recht, das sie haben können, ich bin nicht für Ausnahmegesetze; aber das wünsche ich in der That nicht, daß Juden unsre Obrigkeiten werden und uns den Eid abnehmen, daß Juden als Lehrer oder Schüler unsre christlichen Schulen und Universitäten verderben, daß Juden in unser deutsches Gemeinde- und Staatsleben eindringen und unser Volk verjuden! Wer das wünscht, der hat keine Vorstellung vom Deutschtum, vom Christentum, vom rechten Staat. Ich will, damit Sie sehen, wie unparteiisch ich in dieser Sache urteile, Ihnen aus einer im Jahre 1860 von Professor Cassel geschriebenen Geschichte des jüdischen Volkes (Seite 80), als sein Urteil noch nicht getrübt war, eine Stelle vorlesen, die meine Anschauung in der Judenfrage so wiedergibt, wie kaum etwas andres. Da sagt Cassel: „Staatsleben und Judentum nach geschichtlicher Tradition sind gerade Gegensätze. Die sogenannten orthodoxen Juden, welche ohne Verletzung des Gesetzes auch nur die Möglichkeit einer Emanzipation behaupten, negieren oder täuschen sich selbst. Darin haben die sogenannten Reformgenossenschaften, welche alles gesetzliche Werk abgethan haben, die Wahrheit gesagt. Aber freilich charakterisiert sie selbst nicht mehr das Judentum. Ungetaufte Nichtchristen sind sie vielleicht bis in die nächsten Geschlechter. Die Judenemanzipation ist darum ein Ruf an die christliche Liebe der Jünger Christi, daß sie zu dem alten Volke, das seinen Namen verleugnet und das Licht im Dunkeln nicht mehr sieht — das bald nicht mehr glaubt und nicht mehr hofft, gehe mit den Worten und der Kraft des Apostels, welcher spricht: „Ihr Juden, lieben Männer und alle, die ihr zu Jerusalem wohnet, das sei euch kund gethan und laßt die Worte zu euren Ohren eingehen. Thut Buße und lasse sich ein jeder taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes.“ Das ist genau mein Standpunkt, es ist freilich heute der Standpunkt des Professor Cassel nicht mehr. Aber in solchen Dingen muß man doch wissen, was man gesagt hat, und sich gleich bleiben. Und damit stehe ich nach dieser etwas langen Einleitung an dem ersten Punkt des heutigen Themas: an den Prinzipien der Judenfrage.

Man wirft mir vor, ich sei in meiner Stellung nicht prinzipiell genug. Ich weiß das ganz gut, und ich rechne es unsrer Bewegung gegen das Judentum zum Vorteil an, daß sie nicht von Prinzipien, sondern von Thatsachen ausgeht. Eine politische Partei, und das wollen wir ja sein, muß mit Thatsachen rechnen. Wenn man mir einwirft, prinzipiell sei nur der Standpunkt richtig, daß kein Jude Richter sein darf über ein christliches Volk, so bin ich weit entfernt, das zu leugnen; ich finde es vielmehr im Prinzip falsch und unerträglich, daß christliche Deutsche von deutschredenden Juden gerichtet werden. Nur geht mir das, wenn ich prinzipiell über die Judenfrage nachdenke, lange nicht weit genug; das ist noch gar kein prinzipieller Standpunkt. Israel ist ein fremdes Volk unter uns, es soll unsern Schutz genießen, und soviel es an Rechten nur haben kann, ohne unser Volkstum zu schädigen, wollen wir ihm gewähren; aber daß Juden wählen und gewählt werden, staatliche oder gar obrigkeitliche Ämter haben, daß sie in Kommunalbehörden und in parlamentarischen Körperschaften sitzen, daß sie Lehrer in unsern Schulen sind, ist im Prinzip absolut zu verwerfen. Das ist prinzipiell. — Sie klatschen Beifall, meine Herren, aber ich möchte Ihnen raten, zu warten: Sie werden mir nicht ganz so laut Ihre Zustimmung zurufen, wenn ich an die Thatsachen komme; ich bin übrigens nicht durstig nach Beifall, nur nach Wahrheit!

Man sagt mir also, ich behandle die Judenfrage nicht richtig. Der eine will sie nur als Rassenfrage, der andre nur als religiöse Frage behandelt haben; wieder andre halten sie für eine religiöse und Rassenfrage zugleich; viele schließen sich unserm Standpunkte an, auf dem jene Frage als sozial-ethische behandelt wird. Nun spreche ich es von vornherein als meine Überzeugung aus, daß man die Judenfrage, wie dieselbe heute liegt, prinzipiell gar nicht lösen kann.

Es ist mir so klar, wie irgend einem in deutschen Landen, daß die Emanzipation der Juden sowohl unter dem religiösen, wie unter dem politischen, wie unter dem sozialen Gesichtspunkt ein Fehler ist. Das Volk Israel ist, nach dem alten wie nach dem neuen Testament, zur Strafe für seinen Abfall von dem lebendigen Gott, zur Strafe für seinen Unglauben an Christum unter die Völker zerstreut; — doch gewiß nicht dazu, um nun die Völker auszuplündern und zu beherrschen? Nun ist allerdings in bezug auf die geheimnisvolle Geschichte des Volkes Israel eine zweifache Anschauung vorhanden. Blicken wir nach rückwärts, so ist es niemand zweifelhaft, daß Israel das Volk der Auswahl, des Heils gewesen ist, von welchem wir Jesum Christum nach seiner leiblichen Abstammung, von welchem wir die Propheten und Apostel empfangen haben. Niemand kann diese heils- und weltgeschichtliche Stellung hoch genug schätzen. Es ist billig, daß wir mit dem ganzen Volk und mit jedem einzelnen Glied desselben die tiefste und innigste Sympathie fühlen und jede Antipathie von uns weisen, obwohl Israel anstatt mit dem Prophetenmantel, jetzt mit dem Flitterkleid des Mammons bekleidet ist.

Aber das glaube ich in der That, daß mit der Verwerfung Christi das jüdische Volk seinen Beruf abgetreten hat an die christliche Kirche, und daß es Anmaßung und Thorheit ist, wenn noch heute das Judentum davon redet, es sei mit seinem alten Glauben der Träger der Gottesidee auf Erden. Gewiß, dies Volk hat noch eine Zukunft. Welche? darüber herrschen verschiedene Meinungen. Die eine ist die, daß dem Volke alle die prophetischen Verheißungen durch den Abfall von Gott verloren gegangen seien, daß es aber zuletzt als Volk das Christentum annehmen werde. Die andre, daß Israel darum unter den Völkern aufgehoben ist, damit es am Ende der Tage noch als Volk das Christentum annehmen, die alten Weissagungen erfüllen und mit der Energie, Klugheit und Begeisterung, welche es heute für ganz andre Angelegenheiten zeigt, für den Glauben an den wiedergefundenen Messias eintreten werde. — Wer der Bibel glaubt, der muß jedenfalls glauben, daß Israel durch besondere Führungen Gottes aufbewahrt werde; es geht als ein Wunder durch unsre Straßen. Kein andres Volk der Erde könnte ohne Vaterland, ohne Tempel, ohne Priestertum so fortbestehen. Daß es jedoch im Reich der Offenbarung noch einmal eine leitende Stellung haben, ein Adel gleichsam im Reiche Gottes sein wird, glaube ich nicht, weil Christus klar sagt, das Reich Gottes werde dem Volke Israel genommen und den heidnischen Völkern gegeben werden. Hätte er eine andre Wendung der Dinge vorausgesehen, würde er gesagt haben: zuletzt wird Israel wieder das Volk des Heils sein. Es scheint mir eine solche Fassung auch gegen den Grundsatz des Christentums zu verstoßen, daß in dem Reiche Gottes alle Völker eins und alle nationalen Schranken niedergeworfen sind. Aber daß nun diese zwiefache Anschauung über das letzte Ende Israels auf die gegenwärtige Behandlung der Judenfrage gar keinen Einfluß haben kann, darüber müssen alle lebendigen Christen einverstanden sein. Daß es dem Judenvolk nicht erlaubt sein kann, seinen verderblichen Einfluß in die christlichen Volksmassen hineinzutragen, das muß jeder Christ fühlen. Eine Gegenwehr dawider ist für alle geboten. Ich schließe diesen Teil meiner Betrachtung mit der Behauptung, daß unter dem religiösen Gesichtspunkt eine Emanzipation der Juden nicht richtig ist; denn entweder Israel zerstreut sich für immer unter die Völker, und dann dürfen diese einzelnen Elemente keinen Einfluß auf die Kirche gewinnen, oder es soll aufgehoben bleiben als Ganzes, dann darf man es nicht hineinziehen in den Völkerstrom. Israel mag an den Rechten eines Volkes in gewissem Sinne teilnehmen, aber es muß abgehalten werden, bestimmend, beherrschend in das Volksleben einzudringen.

Dasselbe Resultat erhalten wir unter dem nationalen und sozialen Gesichtspunkt. Darüber kann ich kürzer sein. Israel hat in der That einen nationalen Charakter beibehalten; kein Volk der Erde hält so sehr an seinen Rasseneigentümlichkeiten fest. Die Juden sind noch heute eine Nation für sich. Und dies Volk, das seine Eigentümlichkeiten am zähesten festhält, sollen wir nicht als ein fremdes Volkstum ansehen, nur weil die

Juden unter uns deutsch sprechen? Sie sprechen ja auch hebräisch, haben neben der unsrigen noch eine ganz andre Zeitrechnung; deutlicher kann nichts dafür sprechen, daß sie ihr nationales Bewußtsein festhalten wollen. Ich will noch an einen Punkt erinnern, an die Speisegesetze, die es ihnen verbieten, mit uns zu essen. Läßt sich etwas erdenken, was deutlicher zeigt, daß zwischen ihnen und uns eine Scheidemauer steht? Das hebräische Wort „Koscher“ an den jüdischen Läden ist der stärkste Grund gegen die Emanzipation. Die Reformjuden haben freilich die Speisegesetze abgeschafft: sie haben uns aber noch nicht gesagt, was sie überhaupt sind. Wir können uns nur mit dem Judentum als historische Erscheinung einlassen, nicht mit dem Reformjudentum. Eine Emanzipation aber, wodurch das altgläubige Israel mit uns gleichgestellt wird, ist vom nationalen Gesichtspunkt aus ein Irrtum.

Dasselbe gilt unter dem sozialen Gesichtspunkt. Da zeigt es sich, daß das Judentum die Pflichten nicht üben will, trotz der Rechte, die es hat. Es beansprucht das Recht, alle Stellungen in unserm Staatsleben einzunehmen, aber es verleugnet die Pflicht, alle Arbeit in unserm Volksleben mitzuthun. Es ist sozial stark von uns geschieden, dadurch, daß es nur gewisse Berufszweige kultiviert. Man sage nicht, das komme daher, weil es erst so kurze Zeit emanzipiert sei. Im Elsaß ist die Emanzipation seit beinahe hundert Jahren durchgeführt, aber nirgends ist der häßliche Charakter jüdischen Wuchers mehr ausgeprägt, als im Elsaß, ein Beweis, daß die Emanzipation nicht das erreicht, was wir wünschen müssen. Wenn Israel sich völlig unter das Volk mischen würde, sich in dem Volkskörper verteilte, unter uns lebte, als wären seine Söhne wirklich unsre Volksgenossen, so wäre das vielleicht zu ertragen. Aber sie führen ein andres wirtschaftliches Leben. So erhalten wir auch unter dem sozialen Gesichtspunkt kein andres Resultat als dies: die Emanzipation ist ein Irrtum. Das ist meine prinzipielle Stellung zur Judenfrage.

Aber die Emanzipation ist eine Thatsache, nicht bloß bei uns, sondern bei allen Kulturvölkern, mit der wir rechnen müssen. Wir halten solche Politiker für unbrauchbar, die über den Prinzipien die Thatsachen vergessen, und glauben allerdings, daß die Emanzipation eines großen Bruchteils unsrer Bevölkerung eine so schwerwiegende Thatsache ist, daß sie nicht schon nach zwanzig, dreißig Jahren zurückgenommen werden kann. Mag die Thatsache vor der Hand bleiben; aber hüten wir uns mit aller Macht vor ihren schädlichen Folgen. Das ist mein Standpunkt. Ich kann mir nicht vorstellen, auf welche Weise unter den heutigen Verhältnissen die Emanzipation als Prinzip unter uns aufgehoben werden könnte; keine Regierung würde sich dazu finden, kein Parlament. Unter einem konservativen Regiment gelänge es vielleicht einmal, die Emanzipation zu beseitigen; die nächste liberale Ära würde sie wieder auf die Fahne schreiben; ob wir den Juden die Emanzipation geben oder nehmen sollen, würde die Hauptaktion des politischen Lebens werden. Ich meine,

die Juden könnten zu stolz werden, wenn man sich immer mit ihnen beschäftigte. Wenigstens müssen wir noch eine Weile Geduld haben und sehen, ob unsre israelitischen Mitbürger unter den Zeichen der Zeit es nicht lernen werden, sich eine Stellung zu geben, bei der unser Volkstum nicht leidet. Das freilich müssen wir fordern, unbedingt fordern, daß sie sich enthalten, durch Wucher und Spekulation unser Volk auszubeuten, in der Presse, in dem kommunalen wie in dem politischen Leben uns zu beeinträchtigen. — Wir aber wollen in unserm geistigen Kampfe fortfahren, bis wir durch die jüdische Presse nicht mehr inkommodiert werden, bis wir ihren unheilvollen Einfluß in unserm Volksleben nicht mehr spüren; bis sie, was den Wucher anbetrifft, andre Manieren angenommen haben, und wir mit diesem Bruchteil unsrer Bevölkerung wirklich in Eintracht leben können. So lange aber wird die Bewegung bleiben; es hängt von unsern israelitischen Mitbürgern ab, wie lange und wie stark sie dauern soll. Ehe wir dies Ziel nicht erreicht haben, den unberechtigten Einfluß des Judentums zurückzudrängen, ist an einen Stillstand der Bewegung nicht zu denken.

Ich stelle mich hiermit auf den Boden der dem Judentum günstigen Thatsachen und will nun auch die ungünstigen nicht verschweigen. Daß das jüdische Großkapital in unserm öffentlichen Leben eine große Gefahr darbietet, daß der jüdische Handel unsre Industrie, unser Handwerksleben in eine wüste, alles Gedeihen vernichtende Konkurrenz getrieben hat, daß der Wucher auf dem Lande zum größten Teil von Juden getrieben wird, das sind Thatsachen. In den letzten Monaten bin ich zwei Wochen durch Süd- und Mitteldeutschland gereist und habe über unsre Frage viel mit sehr wohlmeinenden Männern gesprochen, die keinen Haß gegen die Juden haben. Aber in Württemberg und in Baden, im Weimarischen wie in Westfalen, ich habe überall dasselbe Klagelied gehört, von Dörfern, von Landstrichen, die von jüdischen Wucherern ausgeplündert sind, wo die Bauern am Boden liegen und sich nicht retten können.

Es gibt ja auch rechtschaffene, edle Juden; aber — so fragt man unwillkürlich — warum machen sich die bessern Elemente unter ihnen nicht auf und beginnen einen Kampf gegen die schlechten? Es würde uns mit Freude erfüllen, wenn gegen den Giftbaum, den Wucher, die freche Presse der jüdische Unwille sich erhöbe und spräche: Das dürfen wir nicht, die wir hier Gast- und Bürgerrecht genießen; wir dürfen nicht an dem Verderben des deutschen Volkes arbeiten. Es würde auf mich einen tiefen Eindruck machen, wenn das geschähe. Aber leider geschieht ganz etwas andres! Daß unter den drohenden Zeichen der Judenbewegung, wie sie heute klar vor aller Augen stehen, noch Artikel geschrieben werden, die das Alleräußerste sind an Verhöhnung unsrer heiligen Güter, das ist doch gewiß ein unerträgliches Maß von Verstockung. Ich will Proben davon mitteilen aus Berlin und Frankfurt. Wir haben vor kurzem im Geiste an dem Sterbebette unsers teuren Vaters Wichern gestanden. Für die Christen der evangelischen Kirche war Wichern eine

der großen Erscheinungen der Kirchengeschichte. Ich habe dem verehrungswürdigen Manne einmal gegenübergestanden, es war auf dem Kirchentage in Stuttgart, wo er von den Nöten und Schäden unsers Volkslebens sprach. Und der Mann sprach nicht bloß, er arbeitete, indem er sprach und rief das Volk auf zur Liebesarbeit. Nie wieder hat eines Menschen Rede so meine tiefsten Empfindungen geweckt, meine ganze Seele so begeistert, wie das Stuttgarter Wort von Wichern. Nach langen schweren Leiden ist er endlich heimgegangen. Da kommt nun so ein Judenjunge und schickt dem Großen im Reiche Gottes einen Nachruf ins Grab, der so lautet:

„Im Jahre 1808 wurde Wichern in Hamburg geboren, und er bildete sich zum Prediger aus. Das Elend und die sittliche Verwahrlosung, denen er in den engen Gassen seiner Vaterstadt begegnete, machten ihn schaudern, und er beschloß, den Versuch zu machen, eine Besserungs-Anstalt ins Leben zu rufen. Wäre er dabei von reiner, milder Humanität geleitet gewesen, so hätte er eins der edlen Werke dieses Jahrhunderts gestiftet. Leider wandte er sich früh dem zelotischen Bekehrungseifer zu, und so wurden denn seine Besserungs-Anstalten zugleich zu Brutstätten des Muckertums, und statt daß die unglücklichen Kinder erfüllt wurden von eigentlicher sittlicher Erhebung, wurden sie zu Kopfhängern und zu Devoten erzogen. Wichern ist all sein Lebtag von den Orthodoxen einer der Orthodoxesten gewesen, und danach richtet sich die ganze Erziehung in seinen Instituten, die ganze Dressur jener vielen Hunderte von glatt gescheitelten, leise auftretenden Leuten, die „Brüder“ in jenen „rauhen Häusern“ waren und dann in die Welt hinausgeschickt wurden. Diese „Brüder“-Einrichtung war im Grunde genommen nicht viel anders, als eine Nachahmung der katholischen Klöster. Im deutschen Volk mag man ein Verständnis für den Versuch religiöser Besserung von Kindern haben, — aber es wird sich niemals mit dieser Heranziehung von Propagatoren der Muckerei befreunden können, die in diesen „rauhen Häusern“ als System betrieben wird. Und so mag denn dem Begründer der guten Institution wenigstens ein Andenken bewahrt werden — einer guten Institution, die indes untergeht in dem Wust von „Wortfrömmigkeit und Augenverdreherei“, zu deren Pflanzstätten jene „rauhen Häuser“ gemacht wurden.“

Solche Unverschämtheiten verbitten wir uns. Solange diese Frechheiten dauern, soll uns niemand nachreden, daß wir unrecht thun, wenn wir in dieser Bewegung bleiben. Es ist einfach unsre Schuldigkeit, Schmach und Schande von unsern großen Männern abzuwehren. — Wichern ist ein Mensch; die Bibel ist Gottes Wort, aber auch sie ist nicht sicher vor gemeinem Spott und Hohn. Derselbe „Börsen-Kurier“, der Wichern beschimpft, beschmutzt auch die Bibel. Er beschrieb kürzlich die Einweihung eines Restaurationslokals in folgender Weise:

„Als die Schöpfungstage vorüber waren und der Herr sah, daß alles gut war, da segnete er den siebenten Tag und heiligte ihn darum,

daß er an demselben geruhet hatte von allen seinen Werken . . ." Nach diesem biblischen Beispiel fand auch, nachdem das Werk der vollständigen Umgestaltung des Lokals vollendet war, gestern im Restaurant . . . ein Festtag statt, der freilich durchaus kein Ruhetag war, denn Küche und Keller des Etablissements waren in eine selbst hier ungewöhnliche Thätigkeit versetzt u. s. w."

Darauf entgegnet die „Israelitische Wochenschrift": „Hat denn diese Sorte von Skriblern alles Gefühl für Wohlanständigkeit, Heiligkeit und Achtung vor dem ‚Buch der Bücher' verloren? Sehen denn diese leider jüdischen Redakteure noch immer nicht ein, welch unsägliches Unheil sie durch derartige Profanierung des Heiligen über das Judentum gebracht? — Wahrlich der Weheruf des Propheten Jesaias in der dieswöchentlichen Haftara ‚über die Trunkenbolde Ephraims, denen das Wort Gottes zum Ekel erregenden Gespötte geworden', ist noch nicht veraltet."

Hätte die bessere jüdische Presse und Gesellschaft beizeiten gewarnt, so stünde es heute anders. Aber wenn sie selbst jetzt im Zorn ergrimmt, will sie uns schelten, daß wir früher als sie mahnten und warnten?

Auf den Berliner Juden folgt der Frankfurter Jude. Es ist am 12. Mai in der „Frankfurter Zeitung" ein Artikel über den christlichen Staat veröffentlicht, der in unerhörter Weise unsre Ideale in den Staub tritt. Da heißt es unter anderm:

„Der Staat also, der christlich sein will, kann dies nicht in einer allgemeinen, sondern nur in der bestimmten Weise der Konfession sein. Damit ist der Redensart vom christlichen Staate schon aller thatsächliche Boden entzogen.

„Das Ende des Zersetzungsprozesses ist auch das Ende des Christentums, das jetzt schon insofern in Sicht ist, als der Staat, dieser wichtigste menschliche Organismus, sich faktisch gezwungen sieht, vom Christentum zu abstrahieren und sich für konfessionslos zu erklären.

„Die andre Art des christlichen Staates, die sich denken läßt, hat den Sinn, daß der Staat sich zum Hauptzwecke setzt oder es als einen Teil seiner Aufgabe betrachtet, die Moral des Christentums zu befördern und die praktischen Gebote des Christentums zu verwirklichen.

„Unter den christlichen Geboten, die ihre Befolgung heischen, hat nun der Staat eine reiche Auswahl, denn es sind deren viele und zugleich sehr schöne. Der Reichskanzler könnte z. B., um vollkommen zu werden, alles verkaufen was er hat und es den Armen geben, beziehungsweise könnte er, da es sich um den Staat handelt, alle Reichs- und Staatsgüter verkaufen und den Erlös unter die Dürftigen verteilen; er könnte auch das Gebot der Friedensliebe sich zu Herzen nehmen, den Krieg und das stehende Heer abschaffen, in der Opposition keine persönliche Gegnerschaft mehr sehen und seine Strafformulare ins Feuer werfen, in Anbetracht dessen, daß es nicht heißt: „Du sollst deine Beleidiger unbarmherzig verfolgen und verklagen"; sondern: „Du sollst deinen Beleidigern

verzeihen!" Der Reichskanzler hat dies nicht gethan, wenigstens bis jetzt nicht; einstweilen hat er sich bloß vorgenommen, die vom Christentum gebotene Mildthätigkeit gegen Arme, Alte und Elende aller Art in Staatsbetrieb zu nehmen. Es ist zwar kein großes Kompliment für das Christentum, daß es achtzehn Jahrhunderte lang, nämlich bis Fürst Otto von Bismarck kam, warten mußte, ehe seine Vorschriften in Erfüllung gehen, allein da jetzt so vieles möglich ist, so ist auch das möglich, daß das Christentum eigentlich jetzt erst zu leben und zu wirken beginnt, und zwar dank der staatlichen Initiative des deutschen Reichskanzlers. Leider hat auch diese Sache ihre bedenklichen Haken.

„Das Christentum verbietet das Morden, das Stehlen, das Betrügen und das Abgeben falschen Zeugnisses; das alles wird aber auch vom Judentum und so ziemlich allen übrigen Religionen verboten; will man den Staat deswegen, weil er es auch verbietet, christlich nennen, so kann man ihn mit demselben Rechte auch jüdisch oder mohammedanisch nennen. Der Staat verbietet auch die Tierquälerei; ist er deswegen buddhaistisch, weil er dieses Verbot mit dem Buddhaismus teilt? Ferner ist die Mildthätigkeit gegen Arme, die jetzt der Reichskanzler staatlich organisieren will, kein Gebot, das spezifisch dem Christentum eigen ist; alle ethischen Religionen haben dieses Gebot. Die Projekte des Reichskanzlers können also mit gleichem Rechte wie christliche, so auch jüdische, brahmanische oder chinesische genannt werden. Wollte aber der Reichskanzler vielleicht, in Anlehnung an eine bekannte Tendenz der Gegenwart, mit seiner Berufung auf das praktische Christentum einen Gegensatz zum Judentum ausdrücken, so hat er offenbar vergessen, daß das Judentum eine weitgehende sozialpolitische Gesetzgebung hatte, lange bevor das Christentum in die Welt trat und daß diese Gesetzgebung — man denke nur an die Institutionen des Sabbats und des Jubeljahres — an praktischer Bedeutsamkeit alles übertrifft, was je an guten Ratschlägen im Christentum enthalten ist. Als Berufungsinstanz für eine Sozialpolitik, wie sie der Reichskanzler zu inaugurieren gedenkt, wäre daher das Judentum viel geeigneter als das Christentum."

Das ist die Teilnahme, die wir von diesen Leuten zu erwarten haben. Wenn unser Volk an einem namenlosen Ruin steht, an einem materiellen, sittlichen und religiösen Ruin, wenn binnen vier Wochen zwei Attentate auf unsern teuren Kaiser ausgeführt werden, wenn die Gottlosigkeit uns in die wüste Revolution, in das Chaos zu stürzen droht; und endlich, endlich ringt sich aus dem Herzen unsrer Regierung der Gedanke los, daß wir wieder die christliche Staatsidee festhalten wollen, dann ist solch jüdischer Hohn und Spott die Antwort auf das Seufzen der christlichen Nation. Das wollen wir nicht dulden, das müssen wir bekämpfen bis zu unserm letzten Blutstropfen!

An einem andern Beispiel will ich Ihnen klar machen, was solche Presse, die einen Mann wie Wichern, die innre Mission, das Staatsleben nicht schont, an Verfälschung der öffentlichen Meinung ausrichtet. Ich

habe auf meinen Reisen ein Blatt gefunden, das schrieb gelegentlich des Brandes der Neustettiner Synagoge folgendes:

„(Antisemitische Freudenfeuer.) Am Sonntag sprach Dr. Henrici in Neustettin über die Judenfrage in seiner bekannten Manier; in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag ist die Synagoge von Neustettin mit all ihrem Inventar durch ein von ruchloser Hand angelegtes Feuer vollständig eingeäschert worden. Wie werden sich die Treitschke-Rüppel-Stöcker-de Grousilliers-Förster und Genossen freuen ob des glänzenden Resultates ihrer christlich-germanischen Bemühungen! Natürlich nicht offiziell — dazu fehlt der Mut; aber im stillen Kämmerlein ein gottgefällig Gebet, daß die Bewegung gegen die Juden endlich in Fluß gekommen ist, das wird wohl erlaubt sein. Zu welchen Konsequenzen die sinn- und zügellose Hetze führen mußte, das war wohl jedem denkenden Menschen klar; als sich die Leiter der Bewegung des unreifen Burschen Henrici bedienten, um sie in rascheres Tempo zu bringen, konnte über den weiteren Verlauf wohl kaum noch ein Zweifel obwalten."

Das ist der Eindruck, den die beständigen Lügen der Berliner Judenpresse auf eine Redaktion machte, die in dem Kreise einer friedlichen christlichen Bevölkerung ein Blatt redigiert. Nun bin ich hingekommen und habe ganz in der Weise, wie ich's hier thue, über die soziale Frage geredet, da schreibt dasselbe Blatt in der Nummer vom 10. Mai:

„Erwähnen wir nun des Eindrucks der Rede auf die aus den verschiedensten Elementen auf religiösem und politischem Gebiet zusammengesetzte Versammlung, so war dieser bei allen Hörern ein ganz bedeutender zu nennen. Durch klarste, in jedem Raume verständliche Aussprache unterstützt, stand der Redner, wie auf dem Standpunkte des überzeugungstreuen, pflichteifrigen Geistlichen, so auch auf dem des humanen, nichts Unbilliges verlangenden, keiner Gehässigkeit Vorschub leistenden Mannes. Von dem Zerrbild, das uns namentlich Berliner Blätter von Herrn Stöcker entworfen, fand sich auch nicht die Spur, und Personen entschieden liberaler Gesinnung äußerten nach der Rede frei und unverhohlen: Ja, das unterschreiben wir gern Satz für Satz! Wir hätten gern noch eine zweite Stunde den Redner sprechen hören."

Dies Blatt, meine Herrn, hat sich erboten, den Vortrag, so wie er gedruckt ist, einer Nummer beizulegen und so für unsre Ideen dort Propaganda zu machen!

Und nun frage ich Sie, die Sie wissen, daß ich auf diese Lügen, die über mich verbreitet werden, gar nichts gebe; ich frage Sie, warum soll ein Volk es sich gefallen lassen, daß solche Bubenpresse Menschen und Charakter in der gemeinsten, lügenhaftesten Weise verleumde?

Wir müßten nicht Männer, sondern elende Memmen sein, wenn wir dagegen den Kampf nicht aufnehmen wollten! Der Kampf ist gar nicht schwer. Wir brauchen nur zu sagen, was wir wollen, dann fällt es den Leuten wie Schuppen von den Augen; das ist der Eindruck, den ich an vielen Stellen im deutschen Reich empfangen habe. Ich will Ihnen

zum Beweise der allmählichen Klärung wiederum aus einem der angesehensten Organe der liberalen Welt, aus der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", eine Stelle vorlesen. Es wird da zuerst das Bedenkliche der antijüdischen Bewegung anerkannt. Nun, das wissen auch wir sehr gut, daß darin Gefahren liegen; liegen aber in der fortgesetzten Bekämpfung des christlichen, deutschen Lebens nicht viel größere Gefahren? Das Blatt schreibt dann aber:

„Kein billig denkender Mensch kann leugnen, daß etwas tief Verletzendes darin liegt, wenn Juden sich in die innerhalb der christlichen Kirche obschwebenden Streitfragen in der Weise einmischen, wie es Dr. Straßmann mit seiner bekannten Äußerung gethan."

Das Blatt sagt, daß billig denkende Menschen das nicht billigen können; es gibt aber auch teuer denkende, die von den Juden bezahlt werden; die urteilen freilich ganz anders. Wir haben das ja hier in Berlin erlebt. Zur Freude der Partei will ich nebenbei noch etwas hinzufügen, was in dem Artikel steht: „Es kommen in Berlin vier organisierte Parteien in Betracht: die fortschrittliche, die sozialdemokratische, die konservative und die christlich-soziale; was die Christlich-Sozialen betrifft, so sind dieselben trefflich organisiert und bedeuten eine zuverlässige, mehrere tausend Stimmen umfassende Wählerzahl; aber für sich allein fallen sie schwerlich in mehr als einem Bezirke (dem sechsten) stark in die Wagschale."

So ist der Umschwung in der liberalen Presse Deutschlands gegenüber der Schmutzpresse von Berlin; daß das vor dem ganzen Lande klar wird, ist köstlich. Wenn aber bei solcher Sachlage in diesen Tagen, unter dem Eindruck der Bewegung, in der wir stehen, unter dem Eindruck der bedrohlichen Zeichen von Argenau und Rußland, die Judenpresse fortfährt, skandalöse Artikel zu schreiben, dann scheint es in der That, als höre bei unsern Gegnern nicht bloß jede Bescheidenheit, sondern aller gesunde Menschenverstand auf. Eine halbe Million Fremdlinge darf es sich nicht erlauben, ein Volk von 44 Millionen herauszufordern. Das sind die Thatsachen, die wir beseitigen wollen.

Wir fragen nun nach den Zielen. Sie werden vielleicht denken, ich habe diesmal etwas Neues! Die Gegner machen mir zum Vorwurf, ich hätte keine neuen Ideen, ich sei nicht geistreich und bringe keine neuen Vorschläge. Aber ich meine: neue Ideen haben die Liberalen genug gehabt; haben sie damit etwas gutes geschaffen? Ich bin nicht, wie die Athener, immer begierig nach neuem. Die ewigen christlichen Ideen, die guten, alten deutschen Gedanken möchte ich wieder ins Volk hineinarbeiten.

Ich würde ja nicht davor zurückschrecken zu sagen: „Wir brauchen Ausnahmegesetze gegen das jüdische Übergewicht." Aber es ist meine Überzeugung, daß wir in der wirtschaftlichen Gesetzgebung nur auf dem eben betretenen Wege stärker und energischer fortgehen müssen, um zu einem guten Ziele zu gelangen. So ist es doch nicht, daß die Israeliten durch ein besondres Maß von Klugheit und Genie, dessen wir gar nicht

fähig wären, uns überwunden hätten, daß gegen diese Ausnahmegenies auch Ausnahmegesetze notwendig seien. Nein, wir haben schlechte wirtschaftliche Gesetze gehabt, und wir Deutsche sind nun einmal gutmütig bis zur Dummheit, das haben die Juden mit Virtuosität benutzt. Ändern wir unsre wirtschaftliche Gesetzgebung, so wird sich auch der jüdische Einfluß verändern. Daß das jüdische Großkapital, jüdischer Handel und Wucher nicht mehr schaden können, dazu soll ein neues System dienen: die Wuchergesetze, Beschränkung der Wanderlager, Verbot des Hausierhandels, Börsensteuer; auch die Innungen und Fabrikgenossenschaften, richtig gedacht, werden den jüdischen Reichtum eindämmen. Früher hatte man freilich Ausnahmegesetze. Ich habe hier einen preußischen Staatsanzeiger vom Jahre 1836 mit einem der interessantesten Schriftstücke, die es geben kann. Die Juden waren mit ihrem Wucher den Bauern in Westfalen zur Last gefallen, da wurde aus dem Kabinett des Königs — wir hatten damals noch keine Konstitution — folgende Verordnung erlassen:

(Nr. 1744.) Allerhöchste Kabinettsordre vom 20. September 1836, wegen Beseitigung der in den Kreisen Paderborn, Büren, Warburg und Höxter, des Regierungsbezirks Minden, aus Ansiedelung der Juden auf dem platten Lande und deren Verkehr mit den Landbewohnern bäuerlichen Standes entsprungenen Verhältnisse.

Auf den Bericht des Staatsministeriums vom 8. v. Mts. setze ich zur Beseitigung der Mißverhältnisse, welche in den Kreisen Paderborn, Büren, Warburg und Höxter, des Regierungsbezirks Minden, aus der Ansiedelung der Juden auf dem platten Lande und deren Verkehr mit den Landbewohnern bäuerlichen Standes entsprungen sind, folgendes fest:

1) Zur Erwerbung bäuerlicher Grundstücke in den genannten vier Kreisen sollen Juden künftig nur unter der Bedingung zugelassen werden, daß sie dieselben selbst und mit jüdischem Gesinde bewirtschaften. Kommen sie dieser Verpflichtung nicht nach, so sind die Grundstücke auf den Antrag der Regierung gerichtlich zu subhastieren und einem qualifizierten Erwerber zuzuschlagen. — Die Gerichte sind schuldig, einem solchen Antrag Folge zu geben, ohne auf eine materielle Prüfung desselben einzugehen.

2) Wenn von Personen bäuerlichen Standes, welche in dem Bezirke der gedachten vier Kreise wohnen (§ 1, Tit. 7, Tl. II. Landrecht), Schuldbekenntnisse an Juden, diese mögen in jenen Kreisen oder anderswo ihren Wohnsitz haben, ausgestellt werden, so findet daraus ohne Unterschied des Geschäfts, auf welches sie Bezug haben, eine gerichtliche Klage nur insofern statt, als sie vor dem persönlichen Richter des Schuldners aufgenommen worden sind. — Der Richter ist verpflichtet, die Aufnahme zu versagen, wenn sich bei der jederzeit vorzunehmenden Prüfung des Geschäfts der Verdacht eines Wuchers ergibt.

3) Die vor Bekanntmachung dieser Ordre von einer der unter 2) erwähnten Personen an einen Juden ausgestellten Privatschuldbekenntnisse müssen binnen drei Monaten nach jener Bekanntmachung dem persönlichen Richter des Schuldners vorgelegt werden, der Richter hat dieselbe in ein besondres fortlaufendes Register einzutragen und die geschehene Eintragung auf der Schuldurkunde unter Beidrückung des Gerichtssiegels zu vermerken. Unterbleibt diese Vorlegung, so liegt dem Juden, welcher eine Schuldforderung an eine der gedachten Personen auf ein früheres Privat-Schuldbekenntnis gründet, der Beweis ob, daß die Ausstellung desselben bereits vor Bekanntmachung der gegenwärtigen Ordre erfolgt ist. Die Eintragung in das Schuldenregister und der darüber auszufertigende Vermerk geschehen sportel- und stempelfrei.

Diese Bestimmungen sind durch die Gesetzsammlung und die Amtsblätter der Provinz Westfalen bekannt zu machen.

Berlin, den 20. September 1836.

Friedrich Wilhelm.

An das Staatsministerium.

Ich bin ganz gewiß, daß jeder unter Ihnen denkt: Ach, das waren doch schöne Zeiten! Aber diese Zeiten kommen nicht wieder, wo aus dem Kabinett eines Monarchen solch ein väterliches Schutzedikt erlassen werden konnte. Wir sind ein konstitutionelles Volk und werden es bleiben; darin liegt, daß unter dem Ringen aller Kräfte die Gesetze gemacht werden, und *solche* Gesetze werden wir nicht wieder bekommen. Wir wollen nicht auf unerreichbare Ziele unsre Wünsche richten, sondern uns fragen, was können wir unter Anerkennung der Thatsache der Emanzipation, aber auch unter der Empfindung der Thatsache unsrer Bedrängnis thun? Und da finde ich nichts andres als folgende Mittel: eine erleuchtete, auf dem Begriff der Gerechtigkeit und Gemeinschaft beruhende wirtschaftliche Gesetzgebung; eine christliche Erziehung unsres Volkes, bei der wir die jüdischen Lehrer aus den Volksschulen ganz, aus den höhern Schulen soweit als irgend möglich entfernt wissen wollen; ein christliches Volksleben mit christlicher Obrigkeit und christlichem Eid. Kein Jude soll uns unsern Eid abnehmen, das wünsche auch ich; aber ich glaube, daß das möglich ist ohne Ausnahmegesetze, wenn die Juden nicht Einzelrichter sein und nur ungefähr im Prozentsatz ihrer Zahl in den Richterkollegien sitzen dürfen. Wie bisher der jüdische Beamte aus der Regierung, aus der aktiven Armee, der Staatsanwaltschaft fern gehalten ist, so ist er auch im Justizdienst unschädlich zu machen.

Sollte das auf dem Verwaltungswege nicht angehen, so habe ich nichts dagegen, wenn man diese Frage gesetzlich regelt. Aber ich bin bis jetzt noch nicht widerlegt, wenn ich behaupte, daß der Verwaltungsweg genügt. Das Hereindrängen der jüdischen Elemente in unser Volksleben zu beseitigen, das ist unser Ziel; über den Weg kann man verschiedener Meinung sein. Aber es ist zunächst Sache der Israeliten, ihren Einfluß

auf das für uns wünschenswerte Maß einzuschränken und uns nicht ferner herauszufordern; dazu wird unser friedlicher Kampf weitergeführt werden müssen, bis wir Christen siegen. Wir werden siegen und wir müssen siegen. Über die Waffen im Kampfe habe ich noch einiges zu sagen.

Sie können sich denken, daß wir die Ereignisse in Rußland und in Argenau mit ernstem Auge verfolgen. Es wäre ein unermeßliches Unheil, wenn auch in unserm Volke das begönne, was die Judenblätter längst von uns behauptet haben, eine Judenhetze, wenn Gewaltthaten verübt würden. Deshalb wollen wir den Kampf nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich weiter führen im Geiste des Friedens. Ohne Haß, ohne Beleidigung, ohne Schmähung wollen wir den Kampf bestehen, indem wir immer und immer wieder sagen: die Judenfrage ist unsre Frage, wir deutsche Christen müssen daran das Beste thun, uns aufraffen, unsre Heiligtümer in Ehren halten, die schlechten Zeitungen wegwerfen, in Fleiß, Frömmigkeit und Rechtschaffenheit die Juden übertreffen. Jeder einzelne muß ein Kämpfer werden, so daß wir unsern Gegnern den Eindruck heiligen Ernstes, feuriger Begeisterung machen. Wenn wir wieder ein bewußt christliches Volk werden, das auf seinen deutschen Geist etwas hält, dann sind die Bedingungen gegeben, aus der christlichen Staatsidee eine Wahrheit zu machen. Solange es noch Christen gibt, und zwar in sehr großer Zahl, die alle jüdischen Schlechtigkeiten verteidigen, die jüdischer sind als die Juden, so lange können wir nicht darauf rechnen, als christliche Nation die christliche Staatsidee erfüllt zu sehen. Aber wir wollen in der Hoffnung, daß zuletzt unsre Gedanken zur That werden müssen, weiter kämpfen mit Gott für König und Vaterland.



Das Judentum im öffentlichen Leben, eine Gefahr für das Deutsche Reich.

Rede, gehalten in der christlich-sozialen Parteiversammlung in der Tonhalle am 3. Februar 1882.

Meine Herren und Freunde! Die Vorgänge in der Reichstagssitzung vom 18. Januar sind Ihnen bekannt; der Abgeordnete Löwe glaubte das Recht zu haben, mich der „Unwahrheit“ beschuldigen zu dürfen; die erfolgten Aufklärungen haben dargethan, daß jener Vorwurf ein durchaus unberechtigter gewesen. Herr Löwe ist durch öffentliche Volksversammlungen aufgefordert, die Unwahrheit zurückzunehmen — warten wir ab, was er thun wird, ehe wir weiter darauf eingehen. Aus meinem Wahlkreise Siegen ist mir geschrieben, der Abgeordnete Löwe sei nicht ernst zu nehmen — nach der Art seines Verhaltens auch mit Recht. (Beifall.) Aber dieser Vorgang hat uns ein neues Recht gegeben, auf die Juden-

frage im allgemeinen zurückzukommen, es geht hieraus für uns von neuem die Pflicht hervor, im Kampfe gegen Fortschritt und Judentum nicht nachzulassen; denn er ist unabweislich notwendig im Interesse der Ehre, Sittlichkeit und Freiheit der deutschen Nation. (Lebhafter Beifall.)

Man sagt, die antijüdische Bewegung sei im Rückgange, sie verlaufe im Sande, verschwinde ebenso schnell wieder, wie sie gekommen — ich begreife nicht, wie man so kurzsichtig sein kann; die Frage vergeht nicht, wenn sie auch zeitweise schweigt — die Herren Juden sorgen schon selbst dafür, daß sie immer wieder auf die Tagesordnung kommt. (Beifall und Heiterkeit.) Es liegt auch im Interesse der Israeliten selbst, daß diese Frage öffentlich behandelt wird; sollen Ausschreitungen verhindert werden, so bleibt nichts andres übrig, als daß man sich die nun einmal bestehende Frage klar vor Augen stellt, sie in sittlich-religiösem Geiste, mit Ernst, Ruhe, Mäßigung nach den Anforderungen der Gerechtigkeit erörtert und alle Faktoren unsers Staats- und Gesellschaftslebens aufruft: Laßt die Frage nicht gehen, sondern nehmt ihre Lösung in die Hand. (Lebhafter Beifall.) Die „Stimme des Auslandes", die man uns ins Gewissen rufen will, weil wir die Judenfrage in die Hand genommen haben, kümmert uns dabei gar nicht; sie kann uns nicht abhalten, unsre Pflicht gegen die eigne Nation zu thun. Was kümmert uns Rußland? (Beifall.) Die dort vorgekommenen Gewaltthaten haben wir nicht verschuldet; wir beklagen sie; aber hat England ein Recht, Rußland einen Vorwurf daraus zu machen? Es ist eine üble Angewohnheit der Engländer, daß sie sich um alles Mögliche in der Welt kümmern, nur nicht um das, was sie selbst angeht. Sie zeigen sich indigniert über die Vorgänge in Rußland und halten „Entrüstungs-Meetings" ab — es wäre am Platze, Entrüstungs-Meetings über diese Entrüstungs-Meetings abzuhalten. (Heiterkeit.) Es wäre zu wünschen, daß alle aus Rußland ausziehenden Juden sich nach England wendeten — in zehn Jahren dürften wir dann dort eine ganz andre Bewegung gegen die Juden erleben als gegenwärtig bei uns, denn die englische Nation hat einen viel kräftigeren Egoismus und ist in ihrem Nationalgefühl viel empfindlicher, als wir Deutschen. Es ist falsch, wenn man in mißverstandener Humanität die schlimmen Seiten des Judentums übersieht oder entschuldigt, dagegen die Fehler der Christen übertreibt und verschlimmert. So arg waren die Vorgänge im südlichen Rußland nach den Berichten von Augenzeugen längst nicht, wie sie von Korrespondenten englischer Zeitungen geschildert worden. Die Engländer hätten alle Ursache, vor der eignen Thür zu kehren — ich möchte den Russen raten, einmal eine Deputation nach England zu senden, um Rechenschaft für die irischen Greuel zu fordern (Beifall und Heiterkeit), oder ihre in Indien begangenen Fehler zu strafen oder sie wegen des schmachvollen Opiumkrieges in China zur Verantwortung zu ziehen. Die Engländer haben eben keine rechte Vorstellung von den hiesigen Verhältnissen. Es ist aber eine Unart, über Dinge urteilen zu wollen, die man nicht versteht. Die Judenfrage ist da, überall wo Juden in

Gemeinschaft mit andern Völkern wohnen; sie ist immer und überall, wie der ewige Jude. (Beifall und Heiterkeit.) Es ist ein göttliches Verhängnis über diesem Volke, daß es unstät umherirren soll in der Welt und leiden bis ans Ende der Tage, weil es das Heil nicht erkannt und nicht angenommen hat. Als die Juden Christum kreuzigten, kreuzigten sie sich selbst, ihre Offenbarung wie ihre Geschichte. Gleich Ahasverus ist dieses Volk seitdem verurteilt, umherzuirren und nirgends Ruhe zu finden, bis er sich bekehrt hat. Überall mit Mißtrauen empfangen, wohin es sich wendet, gibt es bald Ursache zur Unzufriedenheit, wo es länger weilt. In England tritt das nicht so stark hervor, weil ganz England zusammen nicht so viel Juden hat wie Berlin allein. Hier kommt auf je zwanzig Christen ein Jude, das ist mehr, als wir vertragen können. Dabei sind die israelitischen Bewohner Berlins im geschäftlichen Leben überall obenauf; hier gibt es verhältnismäßig doppelt so viel jüdische Arbeitgeber als christliche, während die Arbeiter zu allermeist Christen sind. Auf geistigem Gebiete sind sie ebenso stark, wie auf materiellem durch ihre Presse. Dieser Einfluß und dieses Übergewicht des Judentums können für unser deutsches Volksleben nimmermehr heilsam sein; wenn wir diese Fremdherrschaft abschütteln wollen, so soll uns niemand daran hindern. (Lebhafter Beifall.) Wir wären wirklich Thoren, wenn wir uns von einem Haufen fremden Volkes unser nationales Leben verkümmern ließen.

Endlich, endlich sind wir zu der Einsicht gekommen, daß sich das nicht schickt. Wir wollen unsre Verhältnisse selbst regeln. Die Deutschen sind Idealisten und Träumer; sie schwärmen für allgemeine Menschenrechte, und es muß schon stark kommen, ehe der deutsche Michel aufwacht. Jetzt ist er erwacht und sieht ein, daß es so nicht weiter gehen kann. Kein billig Denkender, der die Verhältnisse kennt, wird leugnen können, daß wir zu unsrer Abwehr unberechtigten fremden Einflusses und Übergewichts nicht nur ein Recht, sondern eine heilige Pflicht haben. (Lebhafter Beifall.) Besonders hier in Berlin, denn hier gilt es: Sein oder Nichtsein! (Sehr wahr.) Es war die höchste Zeit, der deutsche Geist schien bereits überwunden, die Ketten waren schon geschmiedet und die Hände streckten sich aus, sie uns anzulegen. Dagegen mußten wir uns wehren. Wir fassen die Judenfrage nicht als Religions-, auch nicht als Rassenfrage auf; obwohl sie in ihren Wurzeln beides ist, erscheint sie doch in ihrer äußern Gestalt als eine sozial-ethische; so behandeln wir sie. Kein Volk kann die Übermacht eines fremden Geistes dulden, ohne zu entarten und zu Grunde zu gehen; die Ereignisse des letzten Jahrzehnts sind darin unsre Lehrer gewesen. Durch die Schwindelperiode, den Krach, die Verarmung und Entsittlichung unsres Volkes sind über uns Momente der Erkenntnis, des Ärgers, der Kränkung, der Buße gekommen, daher stammt der nationale und sittlich-religiöse Aufschwung — das ist unsre Bewegung. (Lebhafter Beifall.) Wir wollen die Judenfrage nicht radikal, nicht gewaltsam, sondern nach und nach in

ruhiger, friedlicher Weise lösen. Daß es zu solchen beklagenswerten Exzessen, wie in Rußland, bei uns nicht komme, gerade dazu besteht unsre Bewegung; sie ist das Ventil für die Volkserbitterung. Wir müssen die Wunde offen halten, bis sie geheilt ist. Entgegen den Vorgängen in Rußland ist die Bewegung hier ruhig verlaufen, ein Beweis, daß eine ruhige, sachliche Diskussion der Judenfrage nicht zur Aufregung, sondern zur Beruhigung der Geister dient. Wenn man unserm Volke sagen wollte, du darfst über alles Mögliche, über kaiserliche Erlasse, Maßnahmen der Regierung, über Christus und die Kirche reden und urteilen, nur über die Judenfrage nicht, so würde sich das Volk dies nicht gefallen lassen. (Lebhafte Zustimmung.)

Wir hassen die Juden nicht; aber ihr System, als verderbenbringend für unser deutsch-christliches Volkstum, hassen wir aus ganzer Seele. Wir gestatten den Juden unter uns zu leben, auf ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen, wohlhabend und selbst reich zu werden, wir sind tolerant, Kinder des 19. Jahrhunderts, aber ausbeuten und beherrschen lassen wir uns von Juden nicht. (Lebhafter Beifall.) Wenn die Juden unter den Völkern nur ihre Existenz suchten, ihren religiösen Bräuchen lebten und die eingeborne Bevölkerung hierin nicht störten, so gäbe es keine Judenfrage: aber das Judentum will nicht bloß existieren, es will herrschen, unsre besten Güter, christliche Religion, Kirche, deutsche Kultur und deutsches Wesen angreifen, selbst aber nicht geniert sein. Das geht nicht an. Wenn dann Angriff gegen Angriff erfolgt, dann schreit man über Intoleranz und Fanatismus. Wir sind eine Nation von 44 Millionen; vor der halben Million unter uns lebender Juden werden wir uns nicht fürchten und uns nicht von ihnen vorschreiben lassen, wie wir leben und unsre Verhältnisse gestalten sollen. (Lebhafter Beifall.) Wir werden fortfahren im Kampf gegen das Überwuchern dieses Judentums, bis es im öffentlichen Leben in die Ecke gestellt ist, wohin es gehört. (Lebhafter Beifall und Heiterkeit.) Auch sind wir überzeugt, daß die andern Völker, welche unter den Juden leiden, bald zu dieser Frage ebenso stehen werden wie wir. Es handelt sich ja nicht bloß um eine nationale, sondern um eine internationale Frage von der höchsten Bedeutung. Aber freilich, kein Volk leidet so sehr unter dem bedrückenden Einfluß des Judentums, wie das deutsche. In den romanischen Ländern mit ihrer überwiegend katholischen Bevölkerung ist sein Einfluß gering; bei den slavischen Völkern, Russen, Polen, sowie in Rumänien hat es wohl großen materiellen Nachteil im Gefolge, es schädigt den Wohlstand jener Länder und Völker, aber den geistigen Einfluß, wie bei uns, hat es nirgends. Das liegt an der deutschen Untugend, das Fremde zu bevorzugen, besonders wenn es unter der Fahne des Humanismus und Kosmopolitismus einhergeht; für unsre nationale Ehre dagegen sind wir nicht empfindlich genug und weisen Beleidigungen nicht gehörig zurück. (Lebhafte Zustimmung.) Schamlose Kritiken, wie sie beispielsweise die beiden letzten Botschaften des Kaisers, Maßnahmen der Regierung und

der sie vertretenden Persönlichkeiten erfahren haben, wären in andern Ländern unmöglich. Nur der Deutsche läßt sich solche Schmach von Fremden bieten. (Sehr wahr!) Denn dieses Unwetter von Schmach und Schande haben zum großen Teil die schlechten jüdischen Federn in der fortschrittlichen Presse über uns ausgeschüttet. (Lebhafte Zustimmung.) Wir haben in den letzten Wochen Gelegenheit gehabt, erschütternde Beweise von dem unheimlichen Treiben und Einfluß des Judentums im öffentlichen Leben zu erhalten. Die Judenpresse übertrifft die Fortschrittspresse noch in empörender Kritik. Allerdings, wir können es nicht verhehlen, die Schuld trifft noch mehr die entarteten Deutschen als die Juden. (Sehr wahr! Lebhafter Beifall.) Hätten wir mehr lebendiges deutsches Ehrgefühl, mehr Ehrfurcht vor unsern Heiligtümern, vor dem Christenglauben, vor König und Vaterland, niemals wäre das Judentum unter uns zu solcher Macht gelangt. (Lebhafte Zustimmung.) Dagegen mußte die Reaktion kommen — sie muß noch stärker kommen —, wer noch ein Judenblatt hält, versündigt sich am Geiste der deutschen Nation. (Lebhafter Beifall.) Mögen die Juden für sich schreiben, wir wollen und dürfen ihre Blätter nicht lesen. Ob diese Erkenntnis zum Durchbruch kommt? Wir hoffen es; ein gut Stück ist es schon besser geworden, aus manchem deutschen Hause ist die Judenpresse vertrieben und die deutsch-christliche an ihre Stelle getreten, noch einige Jahre so weiter, und der kosmopolitisch-jüdische Geist hat der deutsch-christlichen Welt und Lebensanschauung Platz gemacht. (Lebhafter Beifall.)

Durch die Irrtümer und Fehler eines falschen Liberalismus auf staatlichem, kirchlichem und wirthschaftlichem Gebiet ist dem jüdischen Geist und Einfluß Thür und Thor geöffnet.

Der falsche Liberalismus weiß nichts davon, daß wir Deutsche und Christen sind, er erkennt nur ein kosmopolitisches Weltbürgertum ohne Erkenntnis des nationalen Wesens, das ist der Ausgangspunkt des Konflikts. Im Wirthschaftsleben verfällt der Liberalismus in den Fehler der Allgemeinheit, der schrankenlosen Freiheit; für die Organisation der Gesellschaft fehlt ihm jedes Verständnis. Auf kirchlichem Gebiete hat der Liberalismus kein festes Bekenntnis als Fundament; daß die Kirche ein festgegliederter Organismus sein muß, um die ihr von Gott übertragene hohe Mission zu erfüllen, davon hat der Liberalismus keine Ahnung. Jeder soll predigen dürfen, was ihm beliebt. Unter diesen drei großen Fehlern des Liberalismus ist das Judentum groß geworden und uns über den Kopf gewachsen. (Lebhafte Zustimmung.) Es bedarf einer bessern Auffassung von Staat, Arbeit, Kirche, wenn wir unser Staats- und Gesellschaftsleben schützen wollen gegen den fremdem Geist, denn darin liegt die Gefahr für das deutsche Reich, daß der jüdische Geist ein uns fremder Geist ist. Das Judentum ist und bleibt uns fremd bis zu der jedenfalls noch fernen Zeit, daß es sich selbst aufgibt. Es ist nicht genug, deutsch zu sprechen, um ein Deutscher zu sein. Man kann wohl sagen: ein evangelischer oder katholischer Franzose, Engländer, Deutscher, aber nicht: ein jüdischer

Franzose, Engländer, Deutscher, sondern man sagt: ein französischer, englischer, deutscher Jude. Das ist charakteristisch. In dieser Sprachbildung spricht sich tiefes Verständnis für den Unterschied aus. Worin liegt er? Darin, daß andre Völker religiöses Bekenntnis und Nationalität unterscheiden, während sich beim Judentum beides miteinander deckt, und das Religiöse vorschlägt. Die Juden gehen nie in einem Volke auf, unter dem sie wohnen, sie bleiben, von einzelnen Ausnahmen unvermischt, exklusiv, in internationalem Zusammenhang miteinander in der großen goldnen Internationale, welche mit ihren Netzen die Welt umspannt. Dieser Bund geht darauf aus, das nationale Leben der Völker zu untergraben, sie materiell und geistig zu beugen, sie zu beherrschen. Weil man weiß, daß die Religion der stärkste Faktor im Volksleben, das stärkste Hindernis für die jüdischen Pläne ist, so erhebt sich die jüdische Feindschaft gegen das Christentum, das soll zuerst untergraben, aus dem Herzen des Volkes gerissen werden. Und viele vergessen, daß sie Deutsche und Christen sind, lassen sich durch Phrasen und Schlagworte bethören — ja man kann sich so weit verirren, statt des Christentums, statt der christlichen Weltanschauung ein reformjüdisches Gemauschel sich gefallen zu lassen! (Lebhafter Beifall und Heiterkeit.) Die Juden haben die liberale Presse fast ganz in der Hand; sie ist durchtränkt von reformjüdischen Gedanken, und dieser Strom geht, oft unbemerkt, hinein ins Herz des deutschen Volks. Die Juden haben keine Missionare, aber sie betreiben ihr „Missionsgeschäft" im großartigsten, gewaltigsten Maßstabe durch die Presse. Wir müssen eine stärkere Mission dagegen üben als bisher, damit sich die religiös-sittliche Erneuerung in unserm Volke vollziehe und erfülle. — Diese Missionsaufgabe hat namentlich auch die christlich-soziale Partei. (Lebhafter Beifall.) Lassen Sie uns in diesem Missionswerk nicht müde werden. (Erneuter Beifall.)

Wir sind Christen und Deutsche, seit einem Jahrtausend folgen wir der Fahne der christlichen Weltanschauung. Wie viel höher steht diese Anschauung als das Alte Testament! Das Alte Testament ist zwar auch göttlichen Ursprungs, aber es enthält nur die Verheißung, das Neue Testament die Erfüllung. Selbst wenn die Juden gläubige Juden wären, ständen sie gegen uns im Schatten. Aber das sind die meisten Juden nicht, der jüdische Geist ist durchsetzt von talmudischem Geist oder vom baren Unglauben zerfressen. Das orthodoxe und Reformjudentum stehen sich feindlich gegenüber, — in der Feindschaft gegen das Christentum sind sie eins; sie wollen unter einander nicht streiten in der Hoffnung auf ihr messianisches Reich. Ihr Messias aber ist kein andrer, als die Macht und der Reichtum der Juden.

Auf *sittlichem* Gebiet ist der Einfluß des Judentums kein günstiger. Wir wollen die Tugenden und Fehler der Christen und Juden nicht gegen einander abwägen, sie finden sich hier wie dort. — Gewiß haben die Juden auch manche guten Eigenschaften, die nicht bestritten werden sollen, — in einem kleinen Häuflein bildet sich mancher gute Zug, den herbei-

zuführen in einer großen Gemeinschaft schwerer ist — aber einen idealen Zug hat die jüdische Sittlichkeit nicht. Eben weil die Juden alles Ideale, den Heiland, den Tempel, das Vaterland verloren haben, haben sie sich in den Strudel und die Genüsse dieser Welt gestürzt. Haben, erwerben, reich werden und im Triumph genießen, das ist ihr Ideal. Darin liegt eine Gefahr für uns. Das steckt an. Wenn man sieht, wie auf der Börse durch Spekulationen ohne Mühe große Vermögen erworben werden und damit alle Lebensgenüsse ermöglicht werden, während die redliche Arbeit oft genug am Kummer- und Hungertuche nagt, wirkt das nicht deprimierend, demoralisierend? Wir hätten die Schwindelperiode nicht erlebt, wenn unser Volk nicht vom jüdischen Geist verdorben wäre. Der Mammonsdienst liegt im Grunde nicht im deutschen Gemüt, aber es läßt sich leicht umgarnen, verführen, davon müssen wir uns wieder frei machen. Aus der fremden Religion und Nationalität der Juden resultieren ganz andre sittliche Anschauungen und Grundsätze. Trotz aller äußern Verbindung mit uns bleibt das Judentum etwas für sich. Er will sich nicht verbinden mit uns und will doch eins sein mit uns. Es will jüdisch bleiben und wir sollen es nicht stören, wir aber sollen uns alle jüdischen Ein- und Übergriffe auf unser nationales und religiöses Leben ruhig gefallen lassen. Ist das nicht eine Gefahr? Die größte, die es geben kann! (Sehr wahr! Beifall.) Jedes Volk hat seine ihm von Gott verliehenen Gaben, seinen Genius, dem es folgen muß. Der deutsche Genius ist mit dem Christentum verbunden seit einem Jahrtausend, vom Christentum empfängt er immer neue Antriebe, aber er bleibt dabei auf seiner Linie, er verändert sich nicht, er wird durch das Christentum nur veredelt und vertieft. Christentum und deutscher Genius vereint trieben die herrlichsten Blüten unsrer Geschichte. Wir müssen uns aus den Verwirrungen wieder zurecht finden, zurückfinden zum deusch-christlichen Genius. Finden wir ihn wieder, so ist die Macht des Judentums gebrochen. (Lebhafter Beifall.) —

Auf politischem Gebiete geht das Judentum mit den radikalen Parteien, selbst mit der Sozialdemokratie. Im gesunden Sinne konservativ ist nur hier und da ein bescheidener Jude. Das Judentum im ganzen kann nicht staats- und ordnungserhaltend sein. Von einer Sozialreform in christlichem Geist will es nichts wissen. Es kann mit seinen Mitteln nicht reformieren, sondern nur deformieren, Deutschland nicht neugestalten, sondern nur verunstalten. (Lebhafte Zustimmung.) Wir sind nicht Neider des jüdischen Reichtums, aber wenn dieser Reichtum sich ins öffentliche Leben drängt, sich von der Arbeit trennt, wenn er eine internationale Koalition bildet, um die nationale Kulturentwickelung zu hemmen und zu beeinflussen, so ist das doch für die Völker eine große Gefahr. (Sehr wahr! Beifall.) Schon seit langem tönt die Klage, daß das Kapital sich in den Händen einzelner zusammendrängt, die Arbeit aber zurückgedrängt wird: das ist die Wurzel der sozialen Frage. Marx und Lassalle haben das Problem nicht nach der Börse, sondern nach der Industrie hin gesucht,

die Industriellen für alle sozialen Mißstände verantwortlich gemacht und den Haß der Arbeiter auf sie gelenkt. Unsre Bewegung korrigiert das in etwas; wir zeigen dem Volke die Wurzeln seiner Not in der Geldmacht, dem Mammonsgeist der Börse. Reichtum ist nicht bloß klingende Münze, sondern auch Macht, Bildung. Das wissen die Juden und sind deshalb bemüht, ihren Kindern, wozu sie ihr Reichtum befähigt, eine höhere Ausbildung zu geben. Sie dringen in die akademischen Berufsarten, und zwar in ganz unverhältnismäßiger Anzahl. Es kann nicht fehlen, daß sie schon in der Schule üblen Einfluß üben, wie aber erst im praktischen Leben? Wie kann ein Lehrer freudig christlichen Geist zum Ausdruck bringen, wenn ein Drittel der Schüler jüdisch sind? (Sehr wahr!) Das sind Gefahren, die nur ein Blinder übersehen kann. Es thut not, daß wir uns auf die Fundamente besinnen, auf welchen unser Volksleben beruht.

Im Privatleben brauchen die Juden viel Hilfskräfte, Kommis, Arbeiter, Dienstmädchen. Dagegen ließe sich nichts sagen, wenn diese Hilfskräfte jüdische wären; aber es sind zum weitaus größten Teil Christen. Der Mißstand liegt auf der Hand. Der Jude kann diese Leute allenfalls human behandeln, aber christlich kann er sie nicht behandeln, das Verhältnis des christlichen Hausherrn zum Gesinde besteht da nicht. Schon die verschiedene Feier von Sabbat und Sonntag führt zu einer Menge von Irrungen. Aus alledem geht hervor, wie schwer ein fremder Geist auf unserm Volksleben lastet. Ja, sie sind fremd unter uns, die Juden, sie führen ihre eigne Zeitrechnung, haben ihren besondern Ruhetag, wollen nicht mit uns essen, nicht mit uns begraben sein — wie kann man da behaupten, sie seien in uns aufgegangen, sie gehörten zu uns? (Sehr wahr!) Zwischen dem deutschen Christen und dem Juden, der seine Speise- und Reinigungs-, wie alle dem Judentum eigentümlichen Gesetze hält, halten muß, zieht sich eine große Scheidewand. Das Auffallendste ist, daß sie diese Scheidewand für uns niederreißen wollen, für sich nicht. Die Juden schwärmen für konfessionslose kommunale Kirchhöfe, wollen aber ihren eignen Judenfriedhof haben; sie schwärmen für konfessionslose Schulen, wollen aber ihre Judenschule behalten. Tafeln mit der Aufschrift „koscher" belehren uns an vielen Stellen, daß ein fremdes Volk unter uns lebt; dennoch wollen sie unsersgleichen sein.

Und unter solchen Verhältnissen hat man die Emanzipation der Juden durchgeführt. Wir fordern nicht die Aufhebung dieser Emanzipation, aber es bestehen falsche Vorstellungen über dieselbe, die wir richtig stellen möchten. Die Menschenrechte sollen den Juden ja gewährt sein, sie sollen kein hartes Joch tragen, sie sollen mit uns gleich sein vor dem Gesetz, wir wollen sie sogar in höherm Sinne als unsre Brüder ansehen — aber daß sie obrigkeitliche Stellungen einnehmen, daß sie Lehrer an unsern Schulen werden, das ist eine Gleichstellung bei ungleichen Verhältnissen. (Sehr wahr!) Die Emanzipation ist in diesem Sinne auch nicht völlig durchgeführt, die Offizierskarriere ist den Juden bei uns noch verschlossen, ebenso die höhern Verwaltungsposten und die Staatsanwaltschaft; aber

es ist ein Fehler, daß sie in andern Staatsstellungen den Christen gleichgestellt sind. Wäre es nicht möglich, mit demselben Recht, wie in den obengenannten Zweigen ihren Einfluß in der Justiz und in den Schulen zu beseitigen? (Lebhafter Beifall.) Wir müssen das Gefühl wieder bekommen, daß uns der fremde Geist nicht gefährlich ist, daß uns jüdischer Geist nicht stört, nicht beherrscht. Daß Juden unsre Kinder erziehen wollen, ist ganz unmöglich. (Lebhafte Zustimmung.) Ebenso, daß sie uns richten wollen. Wir fordern eine angemessene Beschränkung des jüdischen Elements nicht nur im Richterstande, sondern auch in der Advokatur. (Lebhafter Beifall.) Wir fordern nichts Unberechtigtes, sondern nur das, was die Juden unzweifelhaft für sich fordern würden, wenn sie eine geschlossene Nation wären, wenn das Bevölkerungsverhältnis nach Religion und Nationalität ein umgekehrtes wäre: 44 Millionen Juden und 1/2 Million Christen. (Sehr richtig!) Sie würden sich nicht von uns richten lassen, ihre Kinder nicht von uns erziehen lassen, sie würden ihr Judentum streng und hoch halten. Das soll ihnen nicht zum Vorwurf gereichen, mögen wir Deutschen uns ermannen und mit derselben Zähigkeit und Kraft an unserm Geiste festhalten, wie die Juden es mit ihrem Geiste uns gegenüber thun. Es gereicht uns nicht zur Ehre, daß wir vor einer halben Million Juden so auf der Hut sein müssen; wären wir, wie wir sein sollten, so wäre es nicht nötig. (Sehr wahr!) Es ist nötig, daß wir von der Reaktion zu einer Aktion schreiten gegen diese Gefahr. Manche glauben, der deutsche Geist sei bereits verloren — (Stürmische Zurufe: Nein, nein!) — wir glauben es nicht; wir hoffen, die Frage auf friedlichem Wege zu lösen, den fremden Geist, die Übermacht des Judentums zu brechen ohne Anwendung von Gewaltmitteln, ohne daß es zu einer Katastrophe kommt. Der Anfang dazu ist gemacht mit der geplanten Sozialreform auf christlicher Grundlage. Aber diese Reform hat an den Juden ihre bittersten Feinde. Die Judenpolitik, welches die Fortschrittspolitik ist, bekämpft die Reform; die Judenpresse zieht die Männer der Reform, unsern Reichskanzler voran, in den Staub. Die Deutschen aber lassen sich das Judenjoch noch immer auflegen und tragen es in blödem Stumpfsinn. Wenn wir dies Joch nicht abschütteln, so ist unsre ganze Zukunft gefährdet, die großartigsten Reformgedanken werden dann vergeblich sein. Gesetz und Verwaltung werden manches thun können, das Beste aber muß aus dem Herzen, der sittlich-religiösen Erneuerung unsres Volkes kommen. Deshalb töne es hinaus aus diesem Saal in das ganze Land: Deutschland, Christenvolk, ermanne dich, wach auf! (Stürmischer, anhaltender Beifall.)

Die Berliner Juden und das öffentliche Leben.

Reden, gehalten vor der Versammlung Deutscher Bürger in den Sälen der Berliner Bockbrauerei am 2. Juli 1883.

I.

Meine Herren, ich danke Ihnen für die freundliche Begrüßung. Ich sehe: die alte Freundschaft ist noch vorhanden, die Berliner Bewegung geht noch vorwärts. Wenn unsre Gegner daran gezweifelt hätten, so brauchten sie nur heute abend hier zu sein, um zu sehen, daß der eine Saal nicht groß genug ist, die Menge der Zuhörer zu fassen, und daß auch dieser zweite Saal nicht ausreichen wird, um die Berliner Bürger aufzunehmen, welche daran teilnehmen wollen, wenn wir den jüdischen Fortschritt und das fortschrittliche Judentum züchtigen. (Bravo!) Mit einem Hoch auf Se. Majestät unsern Kaiser haben wir als redliche deutsche Patrioten unsre Versammlung eröffnet. Als neulich hier eine Versammlung von Vertretern fremder Städte war — so berichten die Zeitungen, und es ist dem nicht widersprochen worden — haben diese Herren es nicht für nötig gehalten, auf Se. Majestät ein Hoch auszubringen (Hört! Pfui!); sie haben sich lieber selber beräuchert, und gerade Herr Straßmann, mit dem wir uns heute abend ein wenig beschäftigen werden, hat ein Hoch ausgebracht auf das fortschrittliche Judentum (Pfui!) — auf das fortschrittliche Bürgertum wollte ich sagen — nun, das ist ungefähr dasselbe. (Heiterkeit.) Eine Freude ist es nicht, bei dieser Hitze sich mit Juden herumschlagen zu müssen. (Heiterkeit.) Wir sehen es auch nicht als eine Freude an, sondern als eine ernste Pflicht, die uns obliegt, weil im Landtage Dinge vorgekommen sind, welche den alten Ruf: „Mehr Bescheidenheit! nehmt euch in acht!“ wieder erwecken müssen. (Sehr richtig!)

Mein Thema sagt, daß ich es heute abend mit Berliner Juden zu thun habe, nicht zum ersten Male, aber wieder einmal mit Herrn Löwe und Herrn Straßmann. Es handelt sich um die letzte Mittwochssitzung im Abgeordnetenhause, wo die Dinge der Berliner Kommune zur Sprache gekommen und von Herrn Straßmann in einer Weise behandelt sind, daß, glaube ich, ein Entrüstungsschrei der Empörung jedem christlichen Berliner nicht bloß erlaubt, sondern zur Pflicht gemacht ist. (Sehr richtig!)

M. H., Herr Löwe hat in einer persönlichen Bemerkung unserm Freunde Cremer gegenüber gesagt: er erlaube sich zu konstatieren, Herr Cremer wisse von den Dingen, über die er gesprochen habe, absolut gar nichts. (Pfui!) Nun, m. H., was Herr Löwe konstatiert, das ist meistens nicht wahr. (Sehr richtig!) Er hatte einmal konstatiert, daß er von den Handwerkern das Wort „feiges Volk“ nicht gebraucht habe: es war aber doch wahr. Nachher hat er in einer Volksversammlung konstatiert, daß er davon geredet habe in bezug auf das Jahr 1806, und das war

auch nicht wahr. Wenn ein Mann so steht, was liegt dann an seinem Konstatieren? Daß er von diesen Dingen sehr viel mehr weiß, als der Herr Abg. Cremer, das ist ganz gewiß — es wäre nur zu wünschen, daß er auch mehr davon sagte. (Sehr gut!) Damit will ich Herrn Löwe als Nebensache verlassen und zu Herrn Straßmann übergehen, dem eigentlichen Gegenstande des heutigen Abends. Ich muß Sie zuerst, um das Betragen dieses Herrn ins rechte Licht zu setzen, mit einigen parlamentarischen Einrichtungen bekannt machen. Wenn jemand im Parlament einen Antrag stellt, so bekommt er das erste Wort; nachher geht die Diskussion ihren Gang, und er hat auch wieder das Schlußwort. Herr Straßmann hat nun das Schlußwort erbeten, als alle persönlichen Bemerkungen beendigt waren; er hat dann in seinem letzten Schlußwort einige Personen der Fortschrittspartei genannt, aber in einer ganz unqualifizierbaren Weise die Berliner Bewegung angegriffen und keine Personen genannt, so daß es auch keinem gestattet war, noch einmal das Wort zu ergreifen. So etwas thut man im anständigen parlamentarischen Leben nicht, man mißbraucht das letzte Wort, das man hat, nicht, um Menschen zu beleidigen, die sich nicht wehren können. (Bravo!) Deutsch ist das nicht, aber jüdisch, meine Herren, jüdisch ist das. (Lebhafter, andauernder Beifall.)

Herr Straßmann hätte sich besonders vor einem solchen Verfahren hüten sollen, da er der Stadtverordneten-Vorsteher von Berlin ist. An dieser hervorragenden Stelle — auf die er allerdings nicht gehört — (Bravo!) hat er doch auf einen so großen Teil der Bürgerschaft, wie er sich in der Berliner Bewegung bei den Reichstagswahlen von 1881 und bei den Landtagswahlen von 1882 kundgegeben hat, wenigstens die Rücksicht eines gewissen Anstandes zu nehmen. M. H., diesen Anstand — doch das mindeste Maß, das man von einem Manne in seiner Stellung erwarten muß — hat er in seinem Schlußwort, wie ich glaube, gröblich verletzt. (Sehr richtig!) Er sagte:

> „Jede politische Richtung soll sich bei den Wahlen geltend machen, — meine Herren, das ist auch unser lebhafter Wunsch, und wir würden thöricht und beschränkt sein, wenn wir es nicht im Interesse von Berlin für wünschenswert hielten, daß jede politische und wirtschaftliche Richtung zur Geltung kommt; aber, meine Herren, es gibt doch gewisse Elemente der Bevölkerung, die ein anständiger Mensch nicht als eine politische Richtung bezeichnen kann, ebensowenig, wie man bestrafte Subjekte und dergleichen Leute als beachtenswerte Elemente der Bevölkerung bezeichnen kann."

Das ist der Abschnitt, von dem ich behaupte, daß er sich für den Stadtverordneten-Vorsteher von Berlin nicht schickt. Er kann damit nur die Elemente meinen, welche die Kommunalverwaltung von Berlin bekämpfen. Aber das ist beinahe die Hälfte der ganzen Stadt Berlin, eine sehr bedeutende Richtung, welche sich's nicht wird gefallen lassen, von einem Juden so einfach in den Winkel gestellt zu werden. (Sehr

wahr!) Und wenn er den Mut hat, eine Parallele zu ziehen zwischen dieser großen Richtung und „bestraften Subjekten u. dgl., welche man nicht als beachtenswerte Elemente der Bevölkerung könne gelten lassen," so beneide ich ihn um diesen Mut nicht, und ich glaube, daß dem Herrn Stadtverordneten-Vorsteher Straßmann dieses Wort noch teuer zu stehen kommen wird. (Sehr richtig!) Denn das muß ich sagen: nachdem dieser jüdische Stadtverordneten-Vorsteher es gewagt hat, die Berliner Bewegung und „bestrafte Subjekte" in einer solchen Weise mit einander in Parallele zu bringen, ist es eine Schande für jeden christlichen Berliner, solch einem Manne noch einmal seine Stimme zu geben. (Anhaltender lebhafter Beifall.)

Man fragt sich: wenn solche Gegenstände besprochen werden, wie kommt der Mann nur auf die „bestraften Subjekte"? Es ist auffallend, bei einer solchen ruhigen Diskussion über eine Veränderung der Städteordnung gleich „bestrafte Subjekte" vor Augen zu haben. Ich denke mir, Herr Straßmann hat in der letzten Zeit so einige Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen vor Augen gehabt. (Lebhafte Zustimmung.) Da sind z. B. in Mühlhausen im Elsaß einige 20 bestrafte Snbjekte, darunter nur 2 Christen, die andern Juden, die haben sich in der schamlosesten Weise vom Militärdienst gedrückt, hat vielleicht Herr Straßmann an diese Subjekte gedacht? (Rufe: höchst wahrscheinlich!) Höchst wahrscheinlich, meine Herren; aber, wenn er sagt, daß das keine beachtenswerten Elemente der Bevölkerung seien, so ist er wirklich darüber gar nicht richtig informiert. Ich glaube, daß diese Leute, wenn sie aus dem Gefängnis herauskommen, von den Juden geradeso beachtet werden, nachher wie vorher (sehr richtig!), denn es ist ja die Eigentümlichkeit dieses Stammes, daß Gefängnisstrafen auf sie sehr geringen Eindruck machen. Man sagt ja, wenn einer von diesen Leuten Bankerott gemacht hat, sei es auch ein betrügerischer Bankerott, dann ist er „fein"; hat er ihn zweimal gemacht, dann ist er „sehr fein"; hat er ihn dreimal gemacht, dann ist er „ausgezeichnet fein". (Bravo und Heiterkeit.) Ich kann mir wohl denken, daß der Stadtverordneten-Vorsteher Straßmann an viele solcher bestraften Subjekte gedacht hat; er hat sich nur geirrt, wenn er gesagt hat, daß das keine „beachtenswerten Elemente" der Bevölkerung sind. Für uns, meine Herren, sind diese Elemente der Bevölkerung so beachtenswert, daß wir es im Interesse des Vaterlandes für nötig gehalten haben, gegen diese ganze Judenwirtschaft in Deutschland aufzutreten (Bravo) und ihnen zuzurufen: bis hierher und nicht weiter! Wir wollen nicht, daß diese halbe Million Juden in Deutschland unser Volk in Mark und Bein vernichte und uns in unserm äußeren Wohlstand und in unsren sittlichen Grundlagen verwirre und zerrütte. (Bravo!) Oder, meine Herren, hat Herr Straßmann vielleicht an die fünf Juden in Neustettin gedacht (Hört, hört!), die jetzt hinter Schloß und Riegel sitzen? Sie wissen ja, meine Herren, damals, als die Neustettiner Synagoge abgebrannt war, ging durch die Fortschrittspresse eine freche, erlogene Notiz, daß die Treitschke und Stöcker nun endlich in der Stille Gott

danken würden, weil die antijüdische Bewegung so weit sei, Synagogen abzubrennen (Pfui!), nicht in der Öffentlichkeit — dazu hätten wir nicht den Mut — aber im stillen Kämmerlein thäten wir es. Und nun, meine Herren, sitzen fünf Juden unter dem Verdacht der Brandstiftung in Neustettin! Es muß doch der Staatsanwalt die Vermutung haben, daß die Leute, vielleicht um das Versicherungsgeld zu bekommen, um den bösen Antisemiten etwas anzuhängen, die Sache arrangiert haben. (Hört, hört!) Ich weiß ja nicht, ob sie bestraft werden, ich weiß auch nicht, ob sie schuldig sind; aber wenn sie bestraft werden, so glaube ich, sind das für uns und für die ganze Welt sehr „beachtenswerte Elemente" der Bevölkerung. (Bravo!) Oder hat der Herr Stadtverordneten-Vorsteher Straßmann — obwohl er selbst sagt, daß es thöricht und beschränkt sein würde, wenn er nicht die Konservativen in der Stadtverwaltung gern sähe — trotz dieser Beschränktheit doch vielleicht einmal einen Blick über die Grenze gethan nach Ungarn und das Wort „Tisza-Eszlar" gehört? (Bravo!) Nun, m. H., ich denke ja gar nicht daran, vor der Entscheidung des Gerichts irgend etwas über den Mordfall zu sagen, aber das muß ich sagen: eine Masse von Subjekten drängt sich da zusammen, von denen der eine immer noch mehr lügt, als der andre, so daß es auch für Juristen kaum möglich ist, irgendwie die Wahrheit zu finden. Wenn sie aber bestraft werden, so glaube ich, werden auch diese bestraften Subjekte für uns außerordentlich beachtenswerte Elemente der europäischen Bevölkerung sein. (Bravo!)

Wir werden nicht ruhen, auf alle diese Subjekte, auf alle diese beachtenswerten Elemente, auf alle die Bankerotte und Schwindeleien, Gründungen und Betrügereien, wie sie hier und da und dort Pilzen gleich aus dem Boden aufschießen, so lange aufmerksam zu machen, bis unser deutsches Volk, zusammengerafft, sich erhebt, um die jüdische Herrschaft, die Herrschaft des elenden Mammons, zugleich die Herrschaft des gemeinen Unglaubens, von sich abzuwerfen, bis daß es seine Freiheit wiedergewinnt, wie sie dem deutschen Volke geziemt. (Anhaltender Beifall.) Wenn diese Stunde gekommen ist, dann habe ich die Zuversicht, wird ein Jude als Stadtverordneten-Vorsteher von Berlin nicht mehr möglich sein, der es sich herausnimmt, christlichen Leuten solche Beleidigungen ins Angesicht zu schleudern. (Bravo!)

Aber, m. H., so interessant das ist, was der Herr Straßmann bisher gesagt, so ist doch das, was folgt, noch viel interessanter. Herr Straßmann sagt in seiner letzten Bemerkung, auf die ihm keiner mehr antworten konnte: „Diese Leute, die hetzen, die die Berliner Verhältnisse vergiften, die die Gegensätze schärfen und die städtische Verwaltung in Verwirrung bringen wollen, diese Leute können wir nicht als eine politische Richtung anerkennen, die berechtigt wäre, in die Stadtverordnetenversammlung einzutreten." (Oho!) Also zunächst: „Diese Leute hetzen." Wer hat — so frage ich in diese Versammlung hinein — wer hat in Berlin gehetzt? (Ruf: Die Juden!) M. H., wer hat Jahrzehnte gehetzt?

(Ruf: Die Juden!) Wer hat im Kulturkampf gehetzt? Wer hat gegen die Pastoralkonferenzen gehetzt? Gegen die Kirche? Gegen das Christentum? Gegen jeden einzelnen Menschen, der es wagte, Deutschland wieder als christlich zu reklamieren? (Ruf: Die Juden!)

Meine Herren, es sind nicht bloß Juden, darin irren Sie, es sind auch bethörte, verblendete Deutsche, die an diesem nichtswürdigen Handwerk teilgenommen haben; aber zum großen Teil und an der Spitze sind es Juden gewesen, die gehetzt haben, an der vordersten Spitze dieser hetzenden Juden steht der Stadtverordneten-Vorsteher Straßmann. (Bravo!) Der Herr Straßmann hat vor Jahren das verhängnisvolle Wort gesprochen, durch welches die antijüdische Bewegung hier in Berlin und danach durch die ganze Welt ins Rollen gekommen ist. Er hat christliche Männer „Ketzerrichter“ genannt, „welche am liebsten die Andersgläubigen verbrennen möchten, deren Zunge eine giftige Viper und deren Atem ein Miasma sei, das aus den Sümpfen steigt.“ (Pfui!) Meine Herren, das hat Herr Straßmann gesagt, ein unverschämtes Wort ist das Signal gewesen, womit wir — nicht den Angriff, nein, meine Herren, die Abwehr gegen den jüdischen Druck hier in Berlin begonnen haben. (Bravo!) Und dieser Mann wagt es, von Leuten zu reden, die hetzen? Er kann es nur gewagt haben, so zu sprechen, weil er wußte, er hat das letzte Wort, es kann ihm keiner mehr antworten. (Bravo!) Ich weiß wohl, daß die liberale Presse, die Juden, wie die Judengenossen, uns als Judenhetzer ausschreien, mich voran. Aber ich bin glücklich darüber (Bravo! Bravo!), daß ich hier in Berlin habe den Anfang machen dürfen, um dem jüdischen Übergewicht ein Halt zuzurufen. (Donnernder anhaltender Beifall.) Man hat manchmal, wenn die Exzesse in Pommern, wenn die Greuel in Rußland, wenn die Thaten in Ungarn geschahen, wenn zuletzt in Algier sich die französische Nation gegen die Juden erhebt, weil sie von ihnen getreten wird, — man hat mir nachgesagt, daran bist du schuld. Ich lasse das ruhig über mich ergehen. Wir sind nicht schuld, die Nationen sind nicht schuld, wenn sie sich gegen die Juden ergehen, sondern die Juden sind schuld, weil sie die Nationen bis auf das Blut reizen. Wir haben nie zur Gewaltthat gerufen; wir haben unsern Mitbürgern immer gesagt: bleibt streng auf dem gesetzlichen Wege, aber hört nicht auf, mit aller Energie diesen Greuelzustand zu bekämpfen, daß eine kleine Schar von Menschen, die nicht unsers Stammes und Glaubens sind, mit dem elenden Götzen Mammon in der Hand die Herrschaft sucht über die christliche deutsche Nation. (Bravo!) Ja, wenn ich das alles vorausgesehen hätte in Polen, Rußland und Galizien, es würde mich doch nicht abgehalten haben, diese Bewegung zu beginnen, sondern ich würde mit gutem Gewissen denken und sagen: Ihr, die ihr euch an allen Nationen versündigt, unter denen ihr wohnt, ihr, die, wie neulich ein sehr toleranter Prediger in Bremen gesagt hat, überall der Fluch der Nationen seid, ihr seid schuld, wenn ihr es überall bis zur Verfolgung treibt. Aber wir hier in Berlin, in der Haupt-

stadt des deutschen Reiches, die wir jetzt dabei sind, diesen Kampf geistig auszufechten, haben uns niemals bloß an die Juden gewendet, an die Straßmanns und Löwes, nein, meine Herren, wir haben uns an unsre deutschen Mitglieder gewendet, wir haben ihnen zugerufen: Schämt euch, daß ihr Judensklaven seid (Bravo!), schämt euch, daß ihr abfallt von eurem christlichen Glauben und von dem christlichen Sonntag! Denn ohne den Unglauben der Christen hätte das Judentum in Berlin nicht diese Macht über uns gewinnen können, daß ein Stadverordneten-Vorsteher in Berlin ein Jude ist und in dieser Weise reden darf. (Sehr richtig!) Er ist der Hetzer.

Zweitens sagt er: „Diese Leute vergiften die Berliner Verhältnisse."

M. H.! ich behaupte, nicht die einzelnen Juden, die unter uns leben, am allerwenigsten die ehrenwerten und anständigen und bescheidenen Juden — (Ruf: Die gibt's nicht!) Ja, m. H., die gibt's doch, und ich halte es für meine Pflicht, jedesmal, wenn ich davon rede, das anzuerkennen, damit nicht um der Frevel von vielen willen auch die einzelnen ordentlichen Leute mit in die Rapuse geworfen werden, das gebietet die Gerechtigkeit, m. H., — aber das jüdische Wesen, wie es sich jetzt herausgebildet hat, das jüdische Trachten nach Gold und Geld, diese Gier nach Gewinn und Genuß, unangesehen die Wege, auf denen man Reichtum erwirbt, dieser jüdische Kampf gegen alles, was heilig und unverletzlich ist, gegen alle Hoheit und Majestät im Himmel und auf Erden, dieses jüdische Wesen ist ein Gifttropfen in dem Herzen unsers deutschen Volkes. Wenn wir gesunden wollen, wenn wir unsre deutsche Volkstümlichkeit festhalten wollen, müssen wir diesen Gifttropfen los werden, das ist meine heilige Überzeugung. (Ruf: Das walte Gott! Bravo!) Gerade weil wir diese Blutvergiftung gefühlt haben, weil wir es zuletzt hier in unsern Berliner Verhältnissen nicht mehr aushalten konnten, darum, meine Herren, bis aufs Blut getrieben, sind wir endlich losgebrochen und haben gegen das Gift, das an dem Gemütsleben der Nation frißt, endlich, endlich die Hand erhoben und ausgerufen: Das geht so nicht weiter! — Aber sie, die Juden sind die Vergifter, nicht wir „die", so heißt es, „die Gegensätze schärfen und die städtische Verwaltung in Verwirrung bringen wollen".

Meine Herren, es war der Berliner Straßmann gewesen, der einer christlich-kirchlichen Partei die unwahrsten Vorwürfe machte, die schlimmsten Beschimpfungen anhängte; es war Herr Löwe, der von dem „Hausmaiertum" Bismarcks redete und damit Bismarck als einen allmächtigen Minister neben einem ohnmächtigen König darstellen wollte. Ja, m. H., das hat der Jude Löwe hier im öffentlichen Leben, hier in Berlin gesagt. (Pfui!) Ich bin überzeugt, es wäre nicht möglich, daß man bei einer Versammlung der Vertreter fremder Städte den Kaiser vergäße, wenn nicht das Berlinertum zum großen Teil unter dem Einfluß des Judentums stände, dieses bis zum Äußersten getriebenen Fortschrittstums, dem es ganz gleich ist, ob Monarchie, ob Republik, wenn sie nur ihren Rebbes

machen. (Lebhafter, anhaltender Beifall.) — „Diese Leute", sagt Herr Straßmann, „bringen alle städtischen Verhältnisse in Verwirrung". Als ob die nicht schon verwirrt genug wären! (Sehr gut!) Man braucht nur über die Straße zu gehen, um das beständige Buddeln zu sehen (Bravo!); man braucht sich von Sachverständigen nur sagen zu lassen, wie das Leitungswasser der Tegeler Wasserwerke beschaffen ist — sogar Herr Virchow findet es nicht mehr unbedenklich, dieses Wasser zu trinken —, man braucht nur auf die Rieselfelder zu gehen und das Kanalisationsprojekt vorzunehmen, um sich zu fragen: können denn unsere städtischen Verhältnisse verwirrter sein, als sie sind? Man braucht nur die Thatsache zu erwägen, daß durch überhohe Gaspreise der kleine Mann, der Handwerker, der das Gaslicht in der Werkstatt braucht, gedrückt wird, während eine fremde Gesellschaft, die englische, zu hohen Dividenden kommt, um sich zu fragen, ist denn das nicht verwirrt? Man braucht nur daran zu denken, daß ein ganz sicheres ertragreiches Geschäft, wie die Pferdebahn, von dem Magistrat einem Consortium übergeben ist, um zu fragen: in welchem Grade der Verwirrung stehen wir denn?

Heute abend sollte eigentlich der Herr Prof. Wagner über Staats- und Stadtsozialismus reden; ich meine: der Stadtsozialismus in Berlin geht viel weiter, als bis heute der Staatssozialismus geht, nur mit dem einen Unterschiede, daß der Staatssozialismus Geschäfte in die Hand nimmt, welche rentieren, und die Berliner Verwaltung fast nur Geschäfte treibt, die nicht gedeihen oder nicht rentieren, während die rentablen Geschäfte an Konsortien gegeben sind. (Bravo. Ruf: Die Juden!) Nicht bloß Juden, meine Herren, — Sie müssen auch einmal die national-ökonomische Verwirrung, die in unsrer Stadt herrscht, bis in ihren Grund verfolgen. Es ist vor allen Dingen ein falsches national-ökonomisches System, dem man hier folgt. Wenn in unsrer Zeit die Parole „soziale Reform" auf der Fahne steht, die von uns nicht verlassen werden wird, so wollen wir mit dieser Reform auch hier in Berlin vorwärts gehen, bis sie in die Überzeugung aller Berliner Bürger gedrungen ist: ja, das städtische Wirtschaftssystem ist nicht richtig, wir wollen es stürzen. (Bravo!) Ja, m. H., wenn man das Geschrei der Berliner Fortschrittsjuden gegen die indirekte Steuerpolitik der Regierung hört, wie sie im Lande hausieren gehen, diese edelsten, besten Kräfte des Fortschritts (Heiterkeit), um den Leuten zu sagen: man verteuert euch das Brot, das Pfeifchen, das Licht, — so muß man doch als verständiger Mensch sagen: warum verteuert man ihnen denn das Gas? warum verteuert man hier das, was dem Menschen das Allernotwendigste ist, nämlich die Wohnung? warum legt man denn eine Mietssteuer auf, die so ungerecht ist, wie möglich? Es ist nämlich in der Stadtverordnetenversammlung davon die Rede gewesen, daß man die konzessionierten Pferdebahngesellschaften zwingen solle, für die Pensionierung ihrer Beamten etwas zu thun, da hat man gemeint, das sei ja so nötig nicht. Sehen Sie, m. H., das ist das soziale System, dem man im roten Turm huldigt. Wir wollen dieses

System stürmen, bis es am Boden liegt (Bravo!), bis auch in der städtischen Verwaltung ein tüchtiges System sozialer Reform obenauf kommt, das sich, wie die Kaiserliche Botschaft, als Ziel gesetzt hat, allen Klassen der Bevölkerung ihr Recht zu geben. (Bravo!) Wenn Herr Straßmann sagt: ja, eine politische Richtung, welche konservativ sei, wolle man gern in der Stadtverordnetenversammlung sehen, so muß ich sagen: ich glaube das nicht (Rufe: Nein! nein!); ich glaube, daß die Herren sich viel zu wohl untereinander befinden, als daß es ihnen lieb sein könnte, wenn so einige konservative oder sozialreformatorische Hechte in diesen Karpfenteich in der Spandauerstraße gesetzt würden. (Heiterkeit. Bravo!) Trotzdem werden wir fortfahren, die Berliner Strömung weiterzuführen, und nicht aufhören mit dieser Bewegung, als bis die Majorität unser ist. Wenn aber Herr Straßmann es wagt, in dieser elenden Weise auf diesen großen Teil der Berliner Bevölkerung eine Schmach zu werfen, so sage ich einfach: kränken kann uns das nicht; aber wir verbitten es uns und wollen es unsern Mitbürgern sagen, daß sich das nicht schickt. Was uns in das öffentliche Leben hineingetrieben hat, das ist die Sorge um die heiligsten Güter unsres Volkes, um unsre deutsche Sittlichkeit, um den ehrlichen Erwerb und die brave Arbeit, das ist die Sorge, unser Volk könnte von dem jüdischen Geist, der es schon viel zu viel durchdrungen hat, und von dem wir in den siebziger Schwindeljahren eine furchtbare Probe gesehen haben, völlig zerrüttet werden, das ist das Bestreben, es wieder zu reinigen und zu läutern. Der aber muß ein Mensch sein ohne nationales Ehrgefühl, der für ein solches Bestreben kein Verständnis hat, der auf diesen Kampf einer Nation für ihre hohen Güter beschimpfende Ausdrücke anwendete. Ich hoffe, gerade der Gegenstand, bei welchem im Abgeordnetenhause diese Diskussion entstanden ist, die Auflösung der Stadtverordnetenversammlung von Berlin, wird unsrer Residenz und dem ganzen deutschen Reiche zeigen, daß hier in Berlin Männer sind, welche nicht Lust haben, sich von Herrn Straßmann beschimpfen zu lassen. M. H., ich habe sonst, wenn ich in Volksversammlungen geredet habe, zum Schluß wohl die Bewegung leben lassen. Ich denke auch heute an sie, ich sehe sie vor mir und freue mich derselben von Herzen; aber bei den Stadtverordnetenwahlen ist die Bewegung in der Berliner Bürgerpartei konzentriert. Wir wünschen dieser Partei energische Thätigkeit, frohen Mut, ausdauernde Tapferkeit und zuletzt zum Lohne für alle Mühe einen glänzenden Erfolg! Unsre Berliner Bürgerpartei für die Stadtverordnetenwahlen, sie lebe hoch! (Die Versammlung stimmt in den dreimaligen Hochruf ein und gibt durch wiederholte begeisterte Hochrufe ihren lebhaften Dank zu erkennen.)

II.

Meine verehrten Herren! Es wurde neulich im Landtage von fortschrittlicher Seite bemerkt, daß die antijüdische Bewegung nachlasse. (Rufe: Oho!) Ich glaube, daß die Worte des Stadtverordneten-Vorstehers Straß-

mann von den bestraften Subjekten die antijüdische Bewegung hier in Berlin auf eine Höhe bringen werden, auf welcher sie noch nie vorher gewesen ist. (Bravo!) M. H., man läßt sich manches auch vom Gegner gefallen, und daß Herr Straßmann die Berliner Bewegung lieb hat, erwarten wir von seinem Charakter und von seiner Stellung nicht; aber das, was er im Landtage gesagt hat, m. H., das geht zu weit, das darf sich ein Jude christlichen Deutschen gegenüber nicht erlauben. (Lebhafter Beifall.) Ein andres Wort von ihm hat das Steinchen ins Rollen gebracht; dies Wort wird als Felsblock weiter rollen und, wie ich hoffe, Herrn Straßmann mit seinem ganzen Stadtverordneten-Vorsteheramt zermalmen. (Lebhaftes Bravo.) Die antijüdische Bewegung läßt nicht nach, nur blinde Leute oder Fortschrittsmenschen, die das wünschen, können eine solche Behauptung wagen. Nein, sie rollt um die ganze Erde: sie ist von Deutschland nach Rußland gegangen, von Rußland nach Rumänien und Ungarn, von da in die Schweiz, von der Schweiz ist sie nach Algier gegangen. M. H., überall, wo das Übergewicht der Juden unerträglich wird, erhebt sich das Volk und sucht das Joch abzuschütteln. (Sehr richtig!) Nur diejenigen Menschen, welche von der Kraft des Volksbewußtseins keine Ahnung haben, können glauben, daß diese Tragödie des Kampfes mit dem Judentum ausgespielt hat. Ich glaube, sie ist kaum am Anfange des ersten Aktes. (Sehr gut!)

Gewiß gibt es Leute in England, Amerika, auch einige Franzosen, die sagen: wir begreifen das gar nicht, wir begreifen das zivilisierte Deutschland nicht, daß es die Juden angreift. Wenn in Paris 53 000 Juden lebten wie in Berlin, oder wenn in London, das ungefähr viermal so groß ist wie Berlin, 200 000 Juden lebten, dann würden uns die Franzosen und Engländer vollkommen verstehen. (Heiterkeit.) Ja, ich bin überzeugt, die Engländer in dem nationalen Egoismus, der sie auszeichnet, würden ganz andre Maßregeln ergreifen, als wir harmlosen Berliner (Sehr gut!), die wir nur mit den Waffen des Geistes, nur mit den Kräften des Glaubens und mit Worten uns gegen diese Übermacht stemmen. Aber das werden wir uns von keinem verbieten lassen; wir werden uns von niemand den Mund schließen lassen, wenn wir von den Wunden reden, die unser Volk schmerzen. Am allerwenigsten werden wir uns von Leuten einschüchtern lassen, welche zusammenkommen und nicht einmal ein Hoch auf den Kaiser haben, sondern das fortschrittliche Bürgertum hochleben lassen, (Rufe: Pfui!) weil es ihnen an dem Maße von tieferem und treuerem Patriotismus fehlt, ohne welchen wir uns einen Deutschen gar nicht denken können. (Sehr richtig!) Die Bewegung ist da, sie wächst, und nur eins kann uns wundern, daß, während sich von Rußland und von Frankreich, von der Schweiz, von Afrika und vom Norden her, die Wolken über Israel zusammentürmen, der Stadtverordnetenvorsteher von Berlin, der von einer überwiegend christlichen Wählerschaft gewählt ist, in seinem Amte .... (Unruhe in einem Teil der Versammlung. Rufe: Raus, raus!)

M. H., ich hätte den Mann zur Strafe dringelassen. (Große Heiterkeit.) Ich glaube, er hätte vielleicht im Laufe dieses Abends manches lernen können, und es wäre geschehen, wie es so oft gegangen ist: als Feind kam er, als Freund ging er. Ich will nur sagen, seien Sie nicht zu streng und nicht zu ängstlich. Ich denke, hier sind so viel Gesinnungsgenossen, daß wir einen Abtrünnigen schon noch unterkriegen werden. (Heiterkeit.)

Also, mich wundert, daß während sich die Gefahren von allen Seiten über dem Volke der Juden zusammenballen, Herr Straßmann es wagte, in dieser unbesonnenen und thörichten Weise den Geist der Berliner Bewegung herauszufordern. Ich will hier nicht wiederholen, was ich im andern Saale gesagt habe, eins aber muß ich wiederholen, um meiner Aufgabe gerecht zu werden und um jedem, der heute abend hier versammelt ist, den Eindruck zu machen, daß wir nur unser gutes Recht thun, wenn wir den Juden den Kampf anbieten bis zum völligen Siege (Bravo!) und nicht eher ruhen, als bis sie hier in Berlin von dem hohen Postament, auf das sie sich gestellt haben, heruntergestürzt sind in den Staub, wohin sie gehören. (Lebhafter Beifall.) Wir sind hier mitten drin im Strom der Berliner Bewegung. Wer so wie ich von Anfang an an dieser Bewegung gearbeitet hat, wer es weiß, wie edle Persönlichkeiten, um das Wohl ihres Volkes besorgte Männer, treue Patrioten, lebendige Christen, gute Bürger an dieser Bewegung mitgeholfen und Gott gedankt haben, daß endlich der Simson des deutschen Geistes sich von der Delila freimacht und wieder er selbst werden will, der verträgt es nicht, daß ein Jude mit solchen Schmach- und Schimpfworten über unsre Bewegung herfällt. Diese Worte will ich Ihnen doch vorlesen, damit sie zu einem Gedächtnis dessen, was am vorigen Mittwoch geschehen ist, in ihrem Herzen eingeprägt stehen. Daß Herr Straßmann wünscht, es möchte jede politische Partei auch in den kommunalen Körperschaften vertreten sein, nun, m. H., das will ich nur kurz erwähnen. Wer es glaubt, den beneide ich nicht um seine Leichtgläubigkeit. (Heiterkeit.) Aber davon will ich heute abend nicht reden. Ich will Ihnen andre seiner Worte aus dem stenographischen Bericht des Abgeordnetenhauses vorlesen. „M. H.“, sagte er mit einem Rückblick auf die Personen, welche den Sturm gegen die gegenwärtige Stadtverordnetenversammlung unternahmen, „diese Leute, die hetzen, die die Berliner Verhältnisse vergiften, die die Gegensätze schärfen und die städtische Verwaltung in Verwirrung bringen wollen, diese Leute können wir nicht als eine politische Richtung anerkennen, die berechtigt wäre, in die Stadtverordnetenversammlung einzutreten.“ (Pfui!)

Nun m. H., ob Herr Straßmann uns für berechtigt hält oder nicht, ist uns gleichgültig. So weit sind wir noch nicht herunter, daß wir unser deutsches und berliner Recht an der Judenelle messen ließen (Heiterkeit); meine Herren, noch nicht einmal an der großen Elle, geschweige denn an dieser kleinen, die der Herr Straßmann an der Hand

hat! (Heiterkeit.) Und wenn er sagt, daß ein anständiger Mensch die Berliner Bewegung als eine politische Richtung nicht bezeichnen könne, nun so thut mir's um ihn leid, denn eine politische Richtung sind wir. (Heiterkeit.) Und wenn er dabei an bestrafte Subjekte sich erinnert, so muß ich sagen, mich wundert das gar nicht. Denn wenn er die Geschichte der letzten Jahre einmal durchblättert und alle die bestraften Subjekte unter seinen Glaubensgenossen sich vorführt, die früher unter dem Schutz der jüdischen und judenfreundlichen Presse ihr Handwerk des Wuchers, der Ausplünderung öffentlich betrieben, aber in den letzten Jahren jedesmal registriert werden, weil man endlich darauf aufmerksam geworden ist — nun so hat er eine gewisse Offenheit bewiesen, die immerhin anerkennenswert ist. (Lebhafter Beifall.) Wenn er aber sagt, daß diese Leute hetzen, so sage ich: Herr Straßmann ist der, der wie kein andrer, der auf seinem verantwortungsvollen Posten unverantwortlich gehetzt hat hier in Berlin. Er ist der Mann, der eine christliche kirchliche Partei, die den Juden nie ein Haar gekrümmt hat, beschuldigte, daß sie ihre Mitbürger verbrennen wolle, daß ihre Zunge wie eine giftige Viper sei und ihr Odem ein Miasma, das aus den Sümpfen steigt. Kann man bei einer öffentlichen Stellung denn ungezogener sprechen, als dieser Mann? Mit diesem Wort hat die antijüdische Bewegung begonnen, und der Mann, der es gesagt, wagt es, von andern Leuten zu sagen, daß sie hetzen? Der Mann, der nur in den „Börsenkurier“, in die „Berliner Zeitung“, in das jüdische „Berliner Tageblatt“ zu sehen brauchte, besonders in den vergangenen Jahren — heute haben auch diese Kunden etwas gelernt! — um sich zu sagen: da ist ein Stoff von Hetzerei gewesen, den man mit Dynamit bezeichnen könnte und der eine Explosion hervorgerufen hätte, wenn wir nicht solche geduldigen Deutschen wären, die sich alles gefallen lassen. (Bravo.) Er hat gehetzt, seine Leute haben gehetzt; was wir thun, ist nur Abwehr, nur Notwehr gegen schimpfliche Beleidigung, gegen Thaten, welche unser Volk an den Abgrund des moralischen und wirtschaftlichen Verderbens brachten. (Bravo!) Wenn wir uns das nicht länger wollen gefallen lassen, so verdient das ja freilich von den Juden keine Anerkennung — wir sind auch nicht gierig darauf — aber es sollte wenigstens solchen Leuten zu Bewußtsein bringen, daß sie nicht ungestraft den Geist des deutschen Volkes herausfordern. M. H., er hat gehetzt, wie nur je zuvor. „Die Berliner Verhältnisse vergiftet“? — hat nicht unsre Bewegung uns aus der Vergiftung wieder herausgeführt in die frische Luft deutschen und christlichen Geistes? Daß unsre Bevölkerung dasaß in die Ecke geduckt, sich nicht mehr traute, den Mund aufzuthun, wenn ein Jude dabei war (Ruf: das ist heute noch!), sich jede Schmach gefallen ließ, daß unsre Handwerker um ihre Kundschaft bange sein mußten, wenn sie konservativ wählten, daß Leute nicht vorwärts kommen in Berlin, weil sie patriotisch sind, das heißt die Verhältnisse vergiften. (Lebhafte Zustimmung.) Von dieser Vergiftung haben wir uns ein Stück freigemacht und wollen nicht eher ruhen und rasten, als bis wir die

Freiheit, die einem edlen Volke notwendig ist, völlig wieder errungen haben. (Lebhafter anhaltender Beifall.) Wir wollen wohl von den Hohenzollern gern regiert sein, jeden Blutstropfen und jedes Glied unsres Körpers für unsern teuren König und für unser Vaterland opfern (lebhaftes Bravo), aber wollen nicht von Juden beherrscht sein, die zu unsrer Nation nicht gehören, die ein Volk für sich sind, ein Staat im Staate, mit den Juden in der ganzen Welt zu einer Masse von Ausbeutern verbunden. M. H., wir wollen eine Hohenzollernstadt sein und freuen uns dessen von ganzem Herzen, aber wir wollen verhindern, daß Berlin — wozu alle Aussicht war — eine Judenstadt werde. (Bravo!) Wir hätten die Gegensätze verschärft? Ja, m. H., jeder Patriot muß es bedauern, daß in unsrem Volke Gegensätze sind, viel schärfer und tiefer als früher der Gegensatz von Nord- und Süddeutschland. Was uns jetzt trennt, sind allerdings Parteikämpfe, Prinzipienstreitigkeiten von der ernstesten, schneidendsten Art. Den Patrioten gegenüber stehen die Fortschrittler mit ihrem republikanischen Ideal, wenn sie es auch für den Moment versteckt halten; — den Anhängern einer sozialen Ordnung stehen gegenüber die Umstürzler, verführte Sozialisten, am meisten durch den Judengeist von Marx und Lassalle verhetzt, nicht gegen die Börse, sondern gegen den Arbeitgeber und gegen die Industrie. Ein gut Teil, vielleicht das allergrößte, dieser furchtbaren Gegensätze verdanken wir den Juden. Ich gehöre nicht zu denen, welche sagen: die soziale Frage ist Judenfrage, alles andre ist Schwindel; das aber glaube ich, daß die Existenz von einer halben Million Juden, welche den Kapitalismus in seiner schneidendsten Gestalt auf die Spitze treiben, der beständig kreisende Mutterschoß ist für die Unzufriedenheit, für die gärenden Mächte, welche aus den unteren Volksklassen, aus den bedrängten Arbeiterkreisen, aus dem um sein Dasein kämpfenden Handwerkerstande zum Lichte emporsdrängen. (Lebhafter Beifall.) Ich kann auch dem Fortschritt den Vorwurf nicht ersparen, daß er alle die wildesten Ausbrüche dieser Kapitalsmacht ruhig hinnimmt, ohne nur zu mucksen oder zu zucken. Sehen Sie die fortschrittlichen Blätter nach, seien sie geschrieben, von wem sie wollen, von Juden oder von Judengenossen. Wenn ihr Held, Herr Eugen Richter — den gestern einer mit einer hübschen Bemerkung einen Geheimen Negationsrat nannte — (Große Heiterkeit), wenn Herr Eugen Richter 100 Mark, welche in dem Militärbudget des Deutschen Reiches etwa zu viel sein sollten, kritisiert, dann jubeln sie auf und sagen: „Was für'n Mann!“ (Große Heiterkeit.) Aber dieselben Leute haben kaum ein Wort des Tadels — wenn sie es dürften, würden sie es nicht einmal erwähnen, — daß in Börsenspekulationen durch die nichtswürdigsten Manöver Millionen, ja Hunderte von Millionen untergehen. Heißt das mit gleicher Wage wiegen? Nein, m. H., das heißt alles, was von Juden und Judengenossen geschieht, mit dem Mantel der Liebe, der Gleichgültigkeit bedecken, und das, was eine um das Wohl des deutschen Volkes hochverdiente Regierung thut, bekritteln, benörgeln, beräsonnieren.

Das ist das Unglück der Gegenwart, daß wir eine von den Juden angestiftete, genährte und angefeuerte Partei haben, welche einem großen System sozialer Reform, um welches uns die Welt beneidet, Haß und Aufhetzung entgegensetzt. Nur daher kommt es, daß die Sozialdemokratie noch nicht mehr innerlich überwunden ist, als sie es sein müßte, daß noch in weiten Volkskreisen eine Verblendung herrscht über die Absichten der Regierung. Die Kraft des Fortschritts liegt in den Juden; er hört's nicht gern, das weiß ich wohl, aber wahr bleibt's doch, er kann ohne die Juden nichts machen. Das Judentum ist geradezu der Brotgeber des Fortschritts geworden. (Bravo!) Und hier haben wir es mit einem Gegensatz zu thun, den nur ein dummes Kind leugnen und nur ein schlechter Mensch gutheißen kann. Es ist ein furchtbarer Gegensatz, auf der einen Seite ehrliche Arbeit im Schweiße des Angesichts, die Arbeit des Fabrikarbeiters, des Handwerkers, und auf der andern Seite das Geschäft von Hausse und Baisse, des Spekulierens und Kouponabschneidens. Das sind Gegensätze, die man gar nicht erst zu verschärfen braucht, die so scharf sind wie ein Rasiermesser. Und daß unser Volk sich auf diese Gegensätze besonnen hat, daß es auf dem Boden der ehrlichen und soliden Arbeit dieser Mammonswirtschaft ein Ende machen will, das ist nur eine Ehre für uns. (Bravo!) Wenn wir in Deutschland diesen Kampf durchführen, dann werden wir nicht bloß für uns, dann werden wir für die ganze Welt etwas Gutes thun. Und ich hoffe, wir werden nicht nachlassen, als bis wir diesen Kampf siegreich durchgeführt haben. (Lebhafter Beifall.) Ja, m. H., auf der einen Seite eine lebensvolle Nation wie die deutsche, die mit allen ihren Gliedern in dem Wehen der neuen Zeit steht, auf der andern Seite ein Volk aus der Vergangenheit, das wie ein ewiger Jude, den Zorn Gottes im Herzen, umherirrt von Land zu Land, ohne König, ohne Vaterland, ohne Opfer, ohne Priester, ohne Leibrock, wie es die Propheten ihm selber geweissagt haben, ein Volk, das an unsern religiösen und sittlichen Anschauungen nicht teilnehmen kann, weil es einer alten, überwundenen Epoche der Weltgeschichte angehört, und nun doch unter uns auftritt mit dem Anspruch, besser, weiser, religiöser zu sein, als wir, das den Messias, den wir längst gefunden haben und in Gottes Sohn verehren, in sich selbst entdeckt hat, in dem Judenvolk, diesem Messias der neuen Zeit (Oho!), das ist ein Gegensatz, so scharf wie ein Schwert, das eben geschliffen ist; man braucht diesen Gegensatz nicht noch zu schärfen. Wir wollen unserm Volke zeigen, daß hier eine Kluft liegt, die sich nicht überbrücken läßt, auch nicht durch die Zivilehe, wodurch vielleicht in einem Jahre 30 Christen 30 Jüdinnen heiraten und umgekehrt. Das ist ein Gegensatz, an dem Völker zu Grunde gehen können, wenn sie ihn nicht auskämpfen, und wir fühlen Lebenslust, Lebenskraft, Lebensmut, Glaubensfreudigkeit und Nationalbewußtsein in uns, um uns von diesem Gegensatz frei zu machen, koste es, was es wolle. (Lebhaftes Bravo.)

M. H., wir sollen Verwirrung in die städtische Verwaltung bringen?

Wir? — Als ob die Verwirrung im roten Turm nicht geradezu epidemisch wäre! (Heiterkeit.) Nur eins aus der letzten Zeit! Ein katholischer Oberbürgermeister macht eine Vorlage an den jüdischen Stadtverordnetenvorsteher über die Lutherfeier! (Heiterkeit.) Das ist der protestantische Geist von Berlin! Ist das nicht eine Verwirrung? Eine so bedauernswerte Verwirrung und Verirrung, daß man ausrufen möchte: Berlin, greife doch an deinen Kopf! (Lebhafter Beifall!) Wenn ein Bär in deinem Wappen ist, so solltest du doch ein wenig brummen. Aber nicht einmal dazu können viele sich aufraffen! (Heiterkeit.)

Nun, m. H., mein Thema lautet: „Die Berliner Juden und das öffentliche Leben"; lassen Sie mich noch mit einigen Strichen dies Thema durchführen. Zuerst wirtschaftlich. Die Berliner Juden nehmen, was ihre Erwerbs- und Besitzverhältnisse, die Bildungsverhältnisse ihrer Kinder betrifft, durchaus die Stellung einer bevorzugten Klasse ein. Sie sind in der doppelten Zahl Arbeitgeber als die Christen. Wir wollten ihnen das ja gern gönnen, daß sie Arbeitgeber wären, wenn sie nur einen Sinn für die Arbeit hätten; wenn ihnen etwas daran läge, daß die deutsche Arbeit ihre Ehre hat, möchten sie ja den Vermittler bilden zwischen Produzenten und Konsumenten. Aber, m. H., wenn dadurch, daß der deutsche Handel allermeist in jüdischen Händen liegt, allmählich unsre Arbeit herunterkommt, wenn die Devise „billig und schlecht" uns auf dem internationalen Markte entgegengerufen wird, wenn die Juden durch ihre wüste Konkurrenz, durch ihren Mangel an Ehrgefühl für Arbeit, wenn sie durch das Magazinunwesen unsre Arbeit so herunterdrücken, daß die deutschen Arbeiter und Handwerker verzweifelnd der Zukunft gegenüberstehen und fragen, was sollen wir thun? — dann ist es wohl geboten, zu fragen: wo soll das hinaus? muß da nicht ein Wandel eintreten? Ich würde keinen Arbeitgeber beneiden, wenn die Arbeitgeber auch Arbeiter gleicher Konfession hätten. Ich bin so tolerant, daß ich sage, ich will den Juden jedes Geschäft, jeden Besitz von Rittergütern, von Bauerngütern, von Fabriken 2c. gönnen, nur unter einer Bedingung: daß sie nur mit jüdischen Arbeitern arbeiteten. (Bravo!) Aber, m. H., daß die Juden die Herren sind und die Christen die Knechte, daß die Juden ihren Sabbat in Ehren halten und dafür die christlichen Arbeiter oft wie Sklaven an ihrem Sonntage arbeiten lassen (Pfui! hört!), das m. H., ist eine Position, wie sie sich für ein christliches Volk nicht ziemt. (Sehr wahr!) Damit komme ich auf den zweiten Punkt des öffentlichen Lebens, auf unser sittliches und religiöses Leben. M. H., der Mensch ist nicht bloß Leib, er ist Seele, und die unsterbliche Seele ist sein bester Teil. So hat auch ein Volk nicht bloß einen Körper, um zu arbeiten und etwa, wenn Krieg ist, sein Blut zu verspritzen, sondern auch eine Seele, und diese Seele muß es schirmen gegen alle bedrückenden Gewalten. M. H., keine Stadt auf der ganzen Erde hat, wie wir hier in Berlin, es erleben müssen, daß Juden Tag für Tag sich lustig machten über das, was uns unser Höchstes ist! (Hört! Sehr wahr!), daß sie unsre

Religion, unsre Heiligtümer, unsre kirchlichen Versammlungen, uns Pastoren, in den Kot zogen mit ihrem gemeinen jüdischen Witz. (Pfuirufe.) Es ist vorgekommen, daß eins von diesen elenden Witzblättern in einer einzigen Nummer sieben schlechte Witze machte über die Geistlichen unsrer Kirche. Ja, m. H., wenn sie dann doch auch einmal die Rabbiner dabei vorgehabt hätten! Dann würde man doch wenigstens sagen können: die Leute haben noch einen Rest von Schamgefühl und Unparteilichkeit. Aber nein, das thaten sie nicht, wir wünschen das auch nicht. Wir wünschen, daß weder die Kirchen, noch die Synagogen, weder die Prediger, noch die Rabbiner, weder das Osterfest, noch das Versöhnungsfest je in die Witzblätter kommen, weil wir, die Männer der Berliner Bewegung — das will ich den vergifteten Worten des Herrn Straßmann gegenüber sagen — einen hohen Begriff von Religion haben. Wir haben gezittert, daß unser Volk auf dem Wege war, eine elende Nation zu werden ohne Glaube und ohne Sitte. Ja, m. H., das frißt ins Herz, wenn nach der Einführung des Zivilstandes von hundert kopulierten Ehepaaren 80 den Segen Gottes nicht mehr suchen, von hundert geborenen Kindern 40 nicht mehr getauft werden, wie wir es in den ersten Jahren des Zivilstandes erlebt haben, wo in den Zeitungen zu lesen war, daß das eine Herrlichkeit sei. Das greift ins Gewissen, wenn man des Glaubens lebt, wie ich und mit mir Tausende — ich denke, die ganze Versammlung hier! — daß ohne Religion ein Volk nicht auf der Höhe seiner Mission bleiben kann. (Sehr wahr!) Unser Glaube ist der christliche; das Christentum ist die Fahne, die in den tausend Jahren unsrer Geschichte vorangetragen ist. Wenn wir uns umsehen nach den Quellen, aus denen uns Kraft, Trost und Freudigkeit für unsre nationalen Aufgaben fließen, wir finden nichts andres, als diese Ströme unsres Glaubens, wie sie durch die Bibel hindurchfließen, wie sie in unsrer christlichen Kirche dahinströmen; und jeder, der diese Ströme vergiftet, der die Macht des Unglaubens stärkt, der das Gift der Gemeinheit in dies frische Wasser hineinwirft, der ist ein Vergifter, der ist ein Verhetzer, nicht wir, die wir die vergrabenen Brunnen wieder aufgraben, die wir unsrem Volke zurufen: komm, deutsches Volk, und trinke wieder an den Quellen des ewigen Lebens, sie fließen auch für dich! (Lebhafter Beifall.) Nun, m. H., wird nicht in kommunalen, im politischen Leben alles korrumpiert, wo die Juden die Zügel in der Hand haben? Bleibt irgend etwas von dem deutschen Idealismus, den unsre Väter und Vorväter gekannt und hochgehalten haben, übrig, wenn dieser Schacher beginnt, um Gold und Silber, wenn einem Volk gezeigt wird, wie an der Börse Hunderttausende ohne Mühe, ohne Schweiß gewonnen und verloren werden? Ja, m. H., nicht die kleinste Wurzel des überhandnehmenden Selbstmordes in unsrer guten Berliner Hauptstadt liegt in diesem teuflischen Spiel mit dem Gelde: heute reich, morgen arm, heute ein Spekulant, morgen in der Gosse, vor zehn Jahren Villa und Gummiräder, nach zehn Jahren in der Charité, ein Opfer des Säuferwahnsinns! Das sind

Dinge, die den Menschen in die Verzweiflung, in den Selbstmord hineintreiben. Der Selbstmord stellt sich immer ein, wenn eine Gesellschaft bankerott ist, als der Liquidator und hebt den Finger hoch. Wir wollen dieses Gespenst von unserm lebensfrischen Volk wieder vertreiben helfen; wir wollen unsern Brüdern wieder Mut einhauchen, Lebensluft einblasen, sie wieder hinwenden auf die Güter, auf den Tag der Rechenschaft und die frische Arbeit hier unten, daß sie im Glauben, im Gebet und in der Arbeit sich selber wiederfinden. Daran wollen wir arbeiten. Wenn wir aber im politischen Leben finden: fast alle Juden gehören zum Fortschritt, und der Fortschritt steht unter dem Kommando des Judentums, und aus ihrer verbündeten Macht fließt eine Lavaflut des Verderbens über unser Volk, dann werden wir sagen: sozial, religiös, politisch wollen wir diesen Druck los sein; was wir brauchen, ist die Freude am Vaterland, ist die opferfreudige Hingebung an das neuerstandene Kaisertum, das die deutsche Nation zu allen den neuen Aufgaben führen muß, welche es in der Völkerwelt Europas zu erfüllen hat. Ich glaube nicht, m. H., daß der Fortschritt, mit dem Judentum verbündet, das Judentum mit dem Fortschritt verbündet, fähig ist, bei der Lösung dieser Aufgaben, besonders der sozialen, irgendwie mitzuhelfen. Das sind Leute, die sich dem Wagen Deutschlands in die Speichen werfen und ihn zurückdrängen wollen. Wir aber sagen: vorwärts! und sind der guten, ehrlichen Überzeugung, daß diese beiden verbündeten Mächte aneinander und miteinander sterben und verderben werden, das Judentum an dem unheilvollen Bunde mit dem Fortschritt, dieser undeutschen, unpatriotischen und unchristlichen Macht, und der Fortschritt an seiner Verbindung mit dem Judentum, dieser alles materialisierenden, nur nach Geld und Glanz trachtenden Macht, die der Feind jedes Idealismus ist. M. H., wir wollen Sie aus diesen Sälen, in welche Sie gekommen sind, um ein Stück der Berliner Bewegung mit zu erleben, wieder hinaussenden in unsre Bevölkerung. Werde jeder von Ihnen ein Herold, um dem Berliner Volk die Mahnung politischer, sittlicher, religiöser, sozialer Tüchtigkeit zu geben; fragen Sie jeden: bist du ein Parteigänger des Judentums oder nicht? — Ich will gewiß den Juden ihr Recht nicht bestreiten, nicht ihr Menschenrecht, nicht ihr Bürgerrecht; *wir* sind es, die Toleranz üben, soweit sie unser Volk nicht schädigt; aber das glaube ich nicht, daß eine Partei, die so eng mit dem Judentum verbrüdert ist, wirklich eine Freundin des deutschen Volkes, eine Freundin Berlins sein kann.

M. H., gehen Sie hinaus vor den Stadtverordnetenwahlen, rufen Sie unsre Gedanken in jedes Haus und jedes Herz, und wir wollen doch sehen, ob es uns nicht gelingen soll, diesen jüdischen Fortschrittsring zu zerbrechen und der Kommune von Berlin zu zeigen, daß hier in Berlin noch andre Mächte gelten, als der Fortschritt und das Judentum. M. H., die untere Strömung, der Idealismus, welche in dem deutschen Herzen so leicht nicht verschwindet, muß wieder obenauf kommen, muß die Oberströmung werden, die in vollen Fluten sich durch

Berlin dahinwälzt: die Strömung eines lebendigen Christentums, eines glühenden Patriotismus, einer herzlichen Treue für das Volk — alles das zusammengefaßt in der Mitarbeit an der sozialen Reform der Gegenwart, welche die Rettung der Zukunft ist. (Anhaltender stürmischer Beifall.) M. H., ich bin von Ihrer Zustimmung tief bewegt! Es ist mir ein Zeichen, daß der Bund, den wir und Sie mit einander geschlossen haben seit 3 Jahren — recht betrachtet, seit $5^1/_2$ Jahren — daß dieser Bund nicht brechen soll, und daß alle die, welche von der berliner Bewegung Übles reden, sich täuschen werden. M. H., ich freue mich, daß heute abend hier auf dem Bock auch andre Leute zugegen sind, welche in unsre Säle nicht hineingehen, welche aber durch die offenen Fenster und Thüren hören müssen, wie wir die Geschicke unsrer Residenz ansehen. Aber seien Sie gewiß: wir werden nur dann zum Ziele kommen, wenn wir energisch, tapfer und treu, und im Bunde mit den ewigen Mächten des Glaubens weiter arbeiten. Das ist der Kurs, den wir dem Schiff der berliner Bewegung anweisen. Möge es vorwärts gehen, durch die stille See, durch die Brandung der Wahlagitation hindurch in den Hafen des Friedens!

M. H., die berliner Bewegung, die berliner Bürgerpartei, welche den Kampf bei den Berliner Stadtverordnetenwahlen besonders zu führen hat, die gesamte Bewegung für alles das, was gut, deutsch, groß, edel, christlich ist in Berlin, es lebe hoch!

(Die Versammlung stimmt begeistert in den Ruf ein.)

Londoner Erlebnisse bei der Lutherfeier.

Vortrag, gehalten am 23. November 1883 in der Bockbrauerei zu Berlin.

Verehrte Gäste! Liebe Parteigenossen! Einige Freunde haben mir einen Lorbeerkranz mit Kornblumen auf den Tisch gelegt. Den Kranz habe ich diesmal nicht verdient. Der Lorbeerkranz ist nur für Sieger. Aber das glaube ich wohl, daß ich wegen der Vorgänge in London keinen Tadel verdiene; gegen das Schlechte, gegen den Umsturz, gegen die Gemeinheit zu kämpfen, hat immer, auch wenn man nicht siegt, sein Verdienst. Freilich, die Gegner jubeln. Das war ein Fiasko! sagen sie. Von dem Keulenschlag erholt er sich nicht wieder. (Heiterkeit.)

Verehrte Freunde, ich habe das häufig erlebt. Wie oft ich schon mit den Keulen der Gegner totgeschlagen bin, das ist gar nicht zu sagen. Glücklicherweise lebe ich noch immer, und die, welche mich tot sagen, vergessen von vornherein, daß Keulenschläge an sich schon eine schlimme Bezeichnung sind, weil sie nur von Wilden geführt werden. (Heiterkeit.)

Und was die Fiaskos betrifft, ja für einen christlichen Mann, ja

für jeden, der um Ideen streitet, gibt es weder Fiasko noch Furore, sondern Arbeit und Kampf; den Sieg überläßt man der Zukunft und Gott dem Herrn. Aber erlebt habe ich's hier in Berlin schon recht häufig, daß etwas, was im Moment als Fiasko ausgeschrieen wurde, sich sehr bald darauf als ein Triumph offenbarte. Von dem König Hiskias an, den Herr Professor Hänel zu seiner Zeit zur Erheiterung seiner Parteigenossen im Lande zu verwerten wußte, bis auf dieses neueste Londoner Ereignis habe ich es erlebt, daß der Erfolg recht schnell wechselt. Wenige Jahre nach dem Hiskiasfall sagte ein liberales Blatt dem Professor Hänel ungefähr folgendes: ich sei durchaus im Recht gewesen und es sei keine große Ehre, unwissend in der biblischen Geschichte zu sein. Ich vermute, es wird mit diesem Londoner Skandal ebenso gehen, und zuletzt, wenn sich die Herren beruhigt haben, wird nicht viel weiter übrig bleiben, als die Unwissenheit eines englischen Mannes über unsre Verhältnisse, die Unbescheidenheit der Juden, die Wildheit der Sozialisten und die Gemeinheit eines Teils unsrer deutschen Presse, lauter Dinge, die uns völlig bekannt sind seit sechs Jahren. Freilich, wenn man dieser Presse glauben wollte, könnte man meinen, daß mein ganzes Streben nur darauf gerichtet sei, Ehre zu erlangen, und unter diesem Gesichtspunkte ist ja freilich in London nicht viel zu holen gewesen. Immerhin wird es eine Ehre bleiben, von englischen Bürgern und einem englischen Komitee zu der Lutherfeier nach London eingeladen zu sein. — Aber Sie wissen ja, wie oft die Taktik meiner Gegner sich schon geändert hat. Heute verfolgen sie dies System: sie erfinden Ehren, die ich erstreben soll, aber gar nicht brauchen kann. Wenn dann die Ehren nicht eintreffen, dann sagen sie, da haben wir's, der ehrgeizige Mann ist reingefallen. Ein Vorfall der letzten Tage erläutert dies klar.

Ich war gestern zu einem Stadtmissionsfest in Jauer und fand da ein Stadtblatt, das zu meinem Empfang einen Leitartikel brachte mit dem tragischen Schluß:

> „Es ist das Verhängnis, welches ihn fortreißt, das Ende kann nicht zweifelhaft sein."

Offenbar außerordentlich schön stilisiert! Es heißt da von mir:

> „Die Summe der in neuester Zeit Schlag auf Schlag erlittenen Niederlagen wird von seinen Schultern nicht mehr getragen werden können."

Ich armer Mensch! Nun hören Sie diese Niederlagen:

Erstens: „Ich wollte bei der Lutherfeier in Wittenberg die Position des zweiten Luther erobern." (Heiterkeit.) „Es ist aber nichts daraus geworden." — Wehe mir! Die erste Niederlage! — „Ja, die von mir gehegten Pläne sind gar nicht dort in die Öffentlichkeit gekommen." Das ist das Beste dabei. Zweitens: „Enttäuscht kehre ich zurück; eine größere Enttäuschung wartet auf mich. Nicht ich, sondern mein Kollege Baur ist zum Generalsuperintendenten der Rheinprovinz ernannt worden." (Heiterkeit.)

Nun glaube ich, ich könnte meinen alten Freunden, den Fortschrittlern und den Juden in Berlin, gar keinen größern Gefallen thun, als wenn ich auf den ehrenvollsten Platz ginge, nur weit weg von Berlin. (Stürmische Heiterkeit.) Aber da kennen mich die Leute schlecht. Ich glaube, daß gar nichts, auch nicht das allerglänzendste Anerbieten auf der Erde mich hier aus Berlin wegbringt. (Lang anhaltender Beifall.)

Die dritte Enttäuschung: „Mein jüngerer Kollege wurde mir durch die Berufung in den evangelischen Oberkirchenrat vorgezogen.“ Nun ist das nicht einmal wahr; mein Kollege ist mir nicht vorgezogen, sondern ein auswärts bereits in einer Behörde stehender Rat ist zum vierten Hofprediger und dann zugleich in den Oberkirchenrat ernannt. Ich glaube, daß einige konservative Blätter durchaus das Richtige gesagt haben, wenn sie aussprachen, daß eine im besten Sinne agitatorische Thätigkeit, wie ich sie nun einmal habe anfangen müssen — mir zur Freude und der guten Sache zum Heil —, sich mit einem hohen kirchenregimentlichen Amt schwer verträgt. Mein Wirken würde nach vielen Seiten eingeschränkt werden, was ich gewiß nicht wünschen kann und ebenso niemand, der mit meinen Ideen sympathisiert. Also das meinen die Leute: ich dränge immer nach Ehren, bekomme sie nicht, und wenn ich sie nicht bekomme, so werde ich dadurch zu Boden gedrückt. Echt jüdisch gedacht! Diese Art Leute thun nichts umsonst, sie können sich nicht einmal denken, daß man für das Gute ohne Lohn, sogar mit der Aussicht auf einige Gefahr in das Feld zieht. Aber was liegt denn einem Christenmenschen an menschlicher Ehre? Ist man denn dazu auf Erden, um Ehre zu haben? Man ist auf Erden, um zu arbeiten, zu kämpfen, das Schlechte, soweit man kann, zu bezwingen. Und, Gott sei Dank, diese Versammlung zeigt — ich wollte, die englischen Freunde wären heute abend hier —, sie zeigt, daß unser Kampf für die großen Ideen, welche unsre Zeit bewegen, nicht umsonst gewesen ist, sondern Tausende von Mitbürgern wieder herausgerissen hat aus dem Dunkel in das Licht und in die Herrlichkeit christlicher, vaterländischer, sozial-reformatorischer Gedanken.

Ich bitte Sie nun, lieben Freunde, bei der Londoner Sache, die nach einer gewissen Richtung hin für unsre deutschen Brüder in London von Bedeutung ist, recht ruhig zu bleiben, auch dem Lordmayor von London und seinem Briefe nicht allzu böse zu sein. Anständig war es nicht, was er that; aber man hat mir in London gesagt, er sei sonst ein wohlgesinnter und christlicher Mann. Was ihn zu seinem Schritte veranlaßt hat, sind jüdische Täuschungen. Sowohl von dem deutschen Komitee in London wie von mir ist ihm an Ort und Stelle direkte Antwort gegeben. Es steht in der Times gedruckt ein Wort, das ich in einer besondern Versammlung unter englischen Freunden ausgesprochen habe: „the jews have deceived the lordmayor,“ „die Juden haben den Lordmayor betrogen.“ Und bis heute, soweit ich erfahren habe, haben weder die Juden noch der Lordmayor Gelegenheit gefunden, diese An-

klage zu entkräften. Nun ist ja die Stellung eines Lordmayors eine sehr hohe Stellung für die City von London; aber es bedeutet gar nichts, wenn ein Lordmayor ein Urteil ausspricht über Dinge, die ihm fremd sind. Von den sogenannten Aldermen wird einer nach dem andern auf ein Jahr Lordmayor. Diese große Stellung währt ein Jahr, und nach einem Jahr ist alles aus. Dieser Isaaks, der den Lordmayor in die Irre geführt hat, wird auch einmal Lordmayor werden. Nun, was macht das für einen Eindruck, wenn einmal der Jude Isaaks in London irgend ein Urteil ausspricht? Wirklich das hat so viel nicht zu bedeuten. Oder, um es Ihnen an unsern Verhältnissen näher zu bringen: stellen Sie sich vor, wir hätten die Einrichtung, wie man sie in London hat, und irgend einer von unsern Stadtverordneten, wie Herr Straßmann oder Löwe würde auch einmal Lordmayor, und dann hätte er ein Jahr die Würde; ja was würde das auf uns für einen Eindruck machen, wenn einer von diesen beiden Herren ein Urteil ausspräche? Man muß solche Dinge nicht zu tragisch nehmen. Es sind jüdische Intriguen von großer Macht, die sich da geltend gemacht haben, und ich habe es nicht bloß von Deutschen, sondern auch von Engländern in London gehört: wenn Ihr Aufenthalt zu nichts weiter gedient hat, als uns klar zu machen, wie groß auch bei uns in London die Macht der Juden ist, dann wäre Ihr Kommen nicht umsonst gewesen. (Bravo!)

Die Sache liegt einfach so: Der Lordmayor von London ist Parlamentsmitglied für die City in London. Hier haben die Juden das Heft in der Hand, und Mr. Fowler würde wahrscheinlich große Schwierigkeiten haben, seinen Parlamentssitz zu behaupten, wenn er ihnen nicht diesen Liebesdienst gethan hätte. Dies entschuldigt ihn ja nicht, aber bei einem politischen Mann erklärt es viel. In hiesigen Zeitungen ist gesagt, daß seine Genehmigung an die Benutzung des Mansion-Houses einen Sturm des Unwillens im ganzen Lande erregt habe. Das ist nichts weiter als eine von den bekannten Preßlügen. Noch am 8. November hat der Lordmayor auf Veranlassung des Herrn Isaaks erklärt, daß er seine Genehmigung wiederhole; in den Blättern stand nichts von einem Sturm der Entrüstung. Aber Einflüsse hinter den Kulissen, von noch mächtigeren Juden, als der Herr Isaaks ist, haben dann den letzten ungezogenen Brief hervorgerufen. Und es ist dabei nur zu bedauern, daß der Lordmayor den deutschen Freunden, die sich zu einem Komitee zusammengethan hatten, nicht einmal die Gelegenheit gewährte, ihn über die Tragweite der Dinge und über die jüdischen Täuschungen zu informieren. So ist die Sache gekommen, und unzweifelhaft hat sie gewirkt. Denn das spreche ich mit voller Überzeugung und auf Grund vielseitiger Mitteilungen in London selbst aus, die nachfolgenden Ereignisse sind die Folgen dieses Schreibens vom Lordmayor gewesen. Man könnte so sagen: Die Juden erster Klasse haben ihn zu seinem Schritt veranlaßt. Die Juden zweiter Klasse haben in Exeter-Hall und in Memorial-Hall versucht, religiöse Versammlungen zu stören, — ich habe sie vor mir

gesehen, — es waren jüdische Proselyten. Und die Juden dritter Klasse haben dann im Bunde mit Sozialdemokraten diese ärgerlichen Szenen hervorgerufen, die den Deutschen in London keine Ehre machen; der Mob dachte eben: wenn der Lordmayor einen fremden Gast unanständig behandelt, dann dürfen wir's auch. Ich kann gewiß nichts dafür und mache mir wenig daraus. Niedergeschrien werden von einem ordinären Pöbel, das ist wirklich noch nicht das Schlimmste, was einem Manne widerfahren kann. Unsre Bewegung hat mit ähnlichen Szenen begonnen, und ich bin überzeugt, wenn man Zeit hätte, in London ebenso zu arbeiten und zu kämpfen wie hier, dann würde man auch in London zu denselben Resultaten kommen.

Aber man könnte mit Recht sagen: wie kannst du denn auf ein so unbekanntes Terrain, in diese Räuberhöhle der Internationale hineingehen und da eine sozialpolitische Bewegung hervorrufen wollen? Ja, wenn ich das gewollt hätte, verehrte Freunde, so träfe mich in der That der allergrößte Vorwurf. Aber lassen Sie mich Ihnen die Veranlassung dieser ganzen Reise erzählen, und Sie werden vollkommen klar sehen, daß mir das gar nicht im Traum eingefallen ist.

Es war in Wittenberg, nachdem ich meine Lutherrede gehalten, daß ein deutscher Herr aus London an mich herantrat mit der Frage, ob ich nach London gehen wolle. Ich gab ihm damals keine bestimmte Antwort, sondern bat ihn, das Komitee möchte an mich schreiben. Acht Tage darauf kam aus London ein Brief im Namen des englischen Komitees. — Ich erkläre das ausdrücklich, weil einige Blätter sich nicht geschämt haben, darüber die gröbsten Lügen auszustreuen.

Ich gehe wieder auf das Jauersche Blatt zurück, das natürlich seine Kunde aus zentralen Fortschrittsquellen bezieht. Es heißt hier:

> „Diese Leute, nämlich die deutschen Freunde, haben sich nicht gescheut, den Namen des Lord Shaftesbury, welcher als Vorsitzender des Komitees für die Lutherfeier in London fungierte, selber zu mißbrauchen, so daß sie die Erlaubnis zu erschwindeln wußten“ u. s. w.

Das ist eine gemeine Unwahrheit. Der Lord Shaftesbury ist es in der That gewesen, der an der Spitze jenes Komitees stand, welches mich nach London berufen, und das deutsche Komitee, welches die Sache in die Hand nahm, hat von Lord Shaftesbury vor dem Lordmayor kein Wort gesagt.

Als der Brief nun an mich kam, da schrieb ich zurück: ich hätte zu solchen weiten Reisen keine Zeit, ich wollte aber in diesem Fall eine Ausnahme machen unter der Bedingung, daß mir gestattet würde, vor deutschen Freunden in London — nicht vor Engländern, wie ich von vornherein bemerke, — über die Berliner Stadtmission zu reden und dann für dieselbe zu sammeln. Darauf bildete man in London ein Komitee, das trat mit mir in Verhandlung; ich schrieb den Herren, man könnte vielleicht zwei Vorträge halten, den ersten über die Berliner

Stadtmission, etwa unter dem anziehenderen Titel „Berliner Zustände“, und den zweiten, wie es ihnen am besten passe, über die christlich-soziale Bewegung, die Berliner Bewegung, die christliche Staatsidee oder soziale Reformation, das überlasse ich ihnen. Eine Volksversammlung zu halten, lehnte ich ausdrücklich ab.

Darauf bekam ich weitere Nachricht. Man nahm meine Bedingungen an und schrieb, man wolle für den ersten Vortrag ein Stadtmissionsthema nehmen und für den zweiten eins von den andern Thematen, die sich mit der christlichen Lösung der sozialen Frage beschäftigen. Zugleich wurde mir mitgeteilt, daß der Lordmayor das Mansion-House bewilligt habe. Wenige Tage, ehe ich abreiste, erfolgte dann der Briefwechsel zwischen dem Isaaks und dem Lordmayor, der damit endete, daß der Lordmayor dem Isaaks versicherte, die Judenfrage würde nicht berührt, es würde im Mansion-House über andre Sachen gesprochen werden. Damit schien mir die Sache durchaus geregelt. Unter diesen Voraussetzungen allerfriedlichster Art, ohne jede Absicht, dort einen sozialpolitischen Feldzug zu eröffnen, bin ich nach London gegangen.

Ich frage nun, ob die Berliner Blätter ein Recht haben, mich in einer so schamlosen Weise anzugreifen, wenn ich meinen Aufenthalt in London zu nichts anderm habe benutzen wollen, als für das gesegnete Werk der Berliner Stadtmission zu wirken, das in sittlich-religiöser Beziehung so tief hineinwirkt in unsre Volkskreise, das den entlassenen Gefangenen, den Armen von Berlin so große Dienste leistet. Ich frage, wenn ich nichts weiter als diese Absicht gehabt habe, ob die Berliner Presse zu entschuldigen ist, daß sie mich in dieser gemeinen Weise herunterreißt, wie es geschehen. (Rufe: Nein!) Unter diesem Gesichtspunkte mag Ihnen das Benehmen der Berliner Judenpresse doppelt verdammens- und hassenswert erscheinen.

Ich kam nach London, und das erste, was mich traf, war die Nachricht, daß der Lordmayor noch in der letzten Stunde, als alle Arrangements getroffen, alle Blätter bedruckt waren, seine Erlaubnis zurückgezogen hat. Mein erstes Wort war: Aber lieben Freunde, warum haben Sie mir das nicht telegraphiert? Ich würde keinen Schritt auf englischen Boden gesetzt haben, wenn ich das in Deutschland gewußt hätte, daß man mir als dem Gast eines englischen Komitees solche Dinge entgegenschleuderte. Leider war es Dienstag um 10 Uhr, als ich die Sache erfuhr, und am Dienstag abend war die große Rede in Exeter-Hall. Nun hat das Komitee der Lutherfeier mit dem Lordmayor und seinen Veranstaltungen absolut nichts zu thun; es würde mir in der That nicht recht erschienen sein, wenn ich unter dem unartigen Benehmen des Lordmayor und der Juden die Lutherfeier von London hätte wollen leiden lassen.

Ich ging am Abend getrost nach Exeter-Hall, und wenn die Judenpresse von Berlin so thut, als ob Mansion-House ein Heiligtum wäre,

wo eigentlich nur Halbgötter reden können, so will ich nur bemerken, Exeter-Hall hat für London ganz dieselbe große Bedeutung. Ja, ich glaube, daß es für einen Ausländer, wenn man einmal diesen elenden Gesichtspunkt des Ehrenvollen will gelten lassen, geradeso ehrenvoll ist, von einem englischen Komitee nach Exeter-Hall eingeladen zu werden, als in Mansion-House zu reden.

Übrigens, — das muß ich doch sagen, — hat gerade diese ordinäre Art, englische Lokale, englische Persönlichkeiten auf Kosten deutscher Verhältnisse zu erhöhen, auf mich den allerwiderlichsten Eindruck gemacht. Ein Berliner, der Ehrgefühl im Leibe hat, müßte es doch nicht aussprechen, daß das Londoner Rathaus besser ist als das Berliner. Ein Deutscher sollte doch nicht denken, daß, wenn ich im deutschen Reichstag rede, das nichts sei gegenüber einer Rede im Mansion-House, und daß der Berliner Dom, die Hofkirche unsers Kaisers, ein niedrigerer Platz sei als das Mansion-House in London. Aber Sie mögen aus solchen elenden, unpatriotischen Nichtswürdigkeiten den ganzen Abgrund ermessen, in dem diese Leute liegen. Sie haben kein nationales Gefühl, sie haben keine deutsche Ehre, sie sind eben keine Deutschen! (Stürmischer, langanhaltender Beifall.)

Nichts wird unsern Berliner Mitbürgern mehr die völlige Vaterlandslosigkeit der Berliner Judenpresse beweisen, als die Thatsache, daß ihre Blätter bei dieser Sache sich ganz auf die Seite des Fremden stellen und den deutschen Bürger nicht bloß im Stiche gelassen, sondern mit Schmutz und Kot beworfen haben. Niemals wäre eine solche Ehrlosigkeit in England möglich gewesen, hätte man den geringsten Engländer im Auslande verletzt, seien Sie sicher, die ganze englische Presse würde, zumal wenn es ohne jede Schuld seinerseits geschehen wäre, für ihn wie ein Mann einstehen, Konservative, Liberale und die englischen Juden auch. Aber wir haben eben Leute mit Ehrgefühl in der linken Presse zu wenig. Ich bedaure diese Thatsache viel mehr für unser mißleitetes Volk als für mich. Mir persönlich ist sie ganz gleichgültig. Es geht nun einmal durch Schmutz und Schmach, durch Niederlage und Sieg. Aber es sind unsre Gedanken, die man haßt; und diese Gedanken werden siegen, weil sie Recht, Wahrheit und Freiheit atmen. Wir werden aus dem, was wir eben erlebt haben, nur neuen Antrieb schöpfen, weiter zu kämpfen und zwar schneidiger und tapferer als vorher. (Lebhaftes Bravo.)

Ich bin, — und das will ich den Freunden hier doch auch sagen, in Exeter-Hall von 4—5000 Engländern mit der größten Sympatie aufgenommen, die man sich nur denken kann. (Bravo.) Es waren einige Juden da, die versuchten zu zischen und zu pfeifen, einmal wurde es gehört; aber sie wurden von dem Beifall, von den cheers, wie es die Engländer nennen, vollkommen überwältigt; die laute Zustimmung, mit der man mich empfing, dauerte minutenlang.

Und nun will ich den Berliner Mitbürgern, besonders denen, die die Elendigkeit unsrer Berliner Presse noch nicht kennen, einmal einen Beweis geben von der Unwahrhaftigkeit der Korrespondenten, welche unsre Judenpresse auf den auswärtigen Plätzen hat.

Diese Versammlung in Exeter-Hall wird von dem Korrespondenten des „Berliner Tageblatts" so beschrieben, daß sechs große Lügen darin sind, die ich heute abend konstatieren werde, um den Berliner Bürgern zu zeigen, von was für eine Sorte Menschen sie bedient werden. Das Blatt schämt sich nicht, folgendermaßen zu schreiben:

> „Als Herr Stöcker erschien, rührte sich keine Hand. Erst als die auf der Plattform sitzenden Komiteemitglieder zu applaudieren begannen, fing eine große Anzahl von Zuhörern an zu zischen, worauf eine andre wieder in die Hände klatschte."

Gelegentlich einer Gemeinheit, die der Korrespondent selber erfunden hat, sagt er, sei das einzige Mal ein wenig eine heitere Stimmung gewesen; als ob ich über Luther und die Reformation redete, um heitere Stimmung zu erzeugen! Ich kann diese Gemeinheit gar nicht wiedergeben, ich kann nur sagen, daß ich weder von englischen noch deutschen Zuhörern auch nur eine Andeutung davon erfahren habe und ich kann nur sagen, daß diese Parallele von Lüge und einem gewissen Ungeziefer ganz allein in die unreine Seele des Korrespondenten fällt.

Der Mann hat dann die Stirn, folgendes zu schreiben:

> „Ich gebe mir alle Mühe, so unparteiisch wie möglich über Herrn Stöckers ersten Besuch zu berichten, allein bei aller Anstrengung kann ich nur sagen, derselbe war ein Fiasko. Selbst das Exeter-Publikum, sonst das genügsamste und am meisten gutmütigste, konnte zu keinem Applaus gebracht werden."

Es ist ja nicht meine Art, in den Zeitungen nachzuzählen und nachzurechnen, wie meine Reden aufgenommen sind, aber ich habe die „Times", das führende Blatt der englischen Welt, als ich diese Lüge las, vorgenommen und nachgelesen. Da steht, daß ich empfangen bin „with long continued cheers", d. h. mit langem und anhaltendem Beifall — da steht zum Schluß des ersten Teils —, daß meine Rede schloß mit „loud cheers," d. h. mit lautem Beifall; dazwischen fünfzehnmal „cheers" und fünfmal das gebräuchliche Wort des Aufmerkens: „hört! hört!"

Verglichen mit den Thatsachen, die hier in der „Times" jedem Menschen vor Augen stehen, ist der Bericht des Tageblatts eine grobe Lüge, expreß erfunden, um die Sympathie, die ein Deutscher in England gefunden hat, zunichte zu machen. Ich frage: ist das eine deutsche Aufgabe, ist das die Pflicht eines Blattes, welches das gelesenste in Deutschland ist? Sollte sich ein Deutscher nicht freuen, daß ein Blatt, wie die „Times", fast wörtlich den ersten Teil meiner Rede abgedruckt hat? Nein, nichts von alledem. Diese ganze erhebende Feier wird mit einer absoluten Verlogenheit dazu benutzt, um meine Person herabzuwürdigen.

Dieser Bericht ist das Seitenstück zu dem Brief, den Elias Cohn damals an das „Berliner Tageblatt“ schrieb, und den Sie ja alle noch kennen, worin er, damals noch ein Jude, dem „Berliner Tageblatt“ schrieb: in dem Bericht über unsre Versammlung sei nur eins wahr, daß sie stattgefunden hat, alles andre sei erfunden. Nun, werfen wir solche Berichte in den Schmutz, wohin sie gehören!

Diese Lutherfeier war wirklich köstlich; besonders an den Stellen, wo ich die Gemeinsamkeit des protestantischen Geistes betonte, brach die Versammlung in laute und energische Beifallsrufe aus; an den Stellen, wo ich von der Gewissensfreiheit sprach, von der Macht, welche die protestantische Staatsidee auf der Erde hat, welche das Deutschland der Reformation in Europa und das protestantische England in der ganzen Welt hat, da war ein Beifall, der mich in tiefster Seele begeisterte.

Es hat dann dasselbe Blatt, um mich bei den Katholiken anzuschwärzen, sich vernehmen lassen, ich hätte in der rohesten Weise über den Papst und die Katholiken gesprochen. Ich habe in London natürlich über den Papst und über die Katholiken gesprochen, wüßte auch nicht, wie man das bei der Lutherfeier anders machen sollte. Ich habe im Hinblick auf die Zeit Luthers und Päpste, wie Alexander VI., hervorgehoben, daß damals auf dem Stuhl Petri moralische Ungeheuer gesessen haben; Männer, von denen gute Katholiken sagen: die Hölle hat sie verschlungen.

Von dem gegenwärtigen Papst persönlich habe ich nichts weiter gesagt als folgendes: „Leo XIII. hat die Reformation als Revolution gebrandmarkt, ja noch mehr, als die Quelle alles Kommunismus und Nihilismus hingestellt. Wir appellieren von dem schlecht informierten Papst an den besser zu informierenden Papst. Und wenn er nur besser in die Welt um sich hinausschauen wollte, so würde er finden, daß die meisten katholischen Nationen revolutionär sind, während die protestantischen im ganzen und großen die Ordnung lieben und friedliebend sind. Jedenfalls muß er zugeben, daß die, die ihn vom irdischen Throne gestoßen haben, nicht Protestanten waren, sondern Katholiken.“

Das ist alles, was ich von dem gegenwärtigen Papst gesagt habe, und ich fordere das allerfeinste Gefühl heraus, zu sagen, ob darin irgend etwas von Roheit liegt. Es ist das eine neue Lüge, deren Absicht klar ist.

Ich komme nun auf die andern Vorträge. Der „Reichsbote“ hat einen Originalbericht aus London darüber gebracht und Sie werden hören wollen, ob es wirklich so ist, ob jemand zu mir gekommen ist und mir gesagt hat, es läge ein bestimmter Plan vor, mich zu ermorden, ich werde London nicht lebend verlassen.

Nun, ich kann über den Grund oder Ungrund dieser Sache natürlich nichts aussagen; das kann ich nur bestätigen, daß ein alter, früherer Stadtmissionar, ein in den Londoner Kreisen wohlbekannter Mann, mich mit Thränen in den Augen beschwor, kein Wort öffentlich zu reden,

weil ich London nicht lebend verlassen würde. Wenn ich die Versammlungen mit den sozialen Thematen trotz aller Schwierigkeiten durchgeführt habe, so ist es in erster Linie diese Androhung des Todes gewesen, vor der ich glaubte, auch keinen Schritt zurückweichen zu müssen. (Lebhafter Beifall.)

Am nächsten Tag, am Mittwoch um Mittag, war nun die erste Versammlung mit den Sozialisten. Ich sage von neuem, daß ohne mein Wissen und ganz gegen meinen Willen als Thema dieser ersten Versammlung angesetzt war: Die sozialreformatorische Bewegung in Deutschland. Ich hatte geschrieben, daß dieser erste Vortrag der Stadtmission gelten sollte; und ich bin überzeugt, wäre das geschehen, so würde viel Unheil vermieden sein. Ich mache aber den deutschen Freunden, die ebenso wie das englische Komitee mit der größten Treue und Begeisterung mir zur Seite standen, daraus keinen Vorwurf, sie konnten in der That nicht wissen, daß der deutsche Sozialistenpöbel dort in London bis zu einem solchen Grade von Roheit heruntergesunken ist; sie konnten auch nicht wissen, daß die deutschen Juden mit diesem Pöbel gemeinsame Sache machen würden, um die Versammlung zu stören.

Die Sache verlief allerdings nicht erfreulich. Die Sozialisten forderten von vornherein eine Diskussion. Man verweigerte das. Auch ich sagte ihnen, ich wollte sehr gern mit ihnen diskutieren, es sei mir in Berlin immer eine Freude gewesen, aber wegen der großen Aufregung, die in London herrschte, hätten die Freunde im Komitee beschlossen, eine öffentliche Diskussion nicht herbeizuführen, und ich glaube, daß sie daran recht hatten. So begann der Lärm. Man hat dem Leiter der Versammlung vorgeworfen, daß er das von vornherein gesagt habe, aber eben darauf bestanden die Sozialisten, Klarheit zu haben, ob Diskussion oder nicht. Immerhin begann die Versammlung. Nun war es wirklich keine leichte Aufgabe, gegen diese wütenden, tobenden Sozialisten über die sozialreformatorischen Bestrebungen in Deutschland zu reden. Ich habe es aber mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit gethan und glaube, daß diese erste Rede auf die Sozialisten dort ihre Wirkung gethan hat. Von andern Deutschen, die dabei waren, weiß ich ohne Unterschied der Parteifarbe, daß sie die größte Sympathie für unsre Ideen gewonnen haben, ja, als zuletzt der Skandal groß wurde, habe ich — und ich sage das mit Freuden — anständige Juden Partei ergreifen sehen gegen die Sozialisten für mich. Zuletzt ereignete sich das Schlimmste.

Ich nannte das Wort „Kaiserliche Botschaft" und das versichere ich Sie — die Judenpresse hat das natürlich nicht berichtet — als ich nur das Wort „Kaiserlich" aussprach, standen die anständigen Deutschen auf, alle wie ein Mann und brachten ihrem Kaiser ein wundervolles Lebehoch. (Bravo.)

Da war es, daß ein Sozialdemokrat einen unehrerbietigen Ausdruck gebrauchte, der sich auf den letzten Krieg bezog. Ich wies ihn zurück,

ich sagte, es sei die Verpflichtung eines Volkes, das auf Freiheit halte, aufgezwungene Kriege zurückzuweisen; ein Volk, welches das nicht thue, habe keine Ehre. Aber weil mit solchen Leuten nicht zu reden ist, schlösse ich die Versammlung.

Ich habe wohl eine Stunde geredet, ich war mit dem fertig, was ich unter diesen Umständen sagen konnte, und es ist wiederum erlogen, wenn der Korrespondent des „Berliner Tageblatt“ schreibt, ich hätte gesagt, daß ich es vorziehe, meine Rede aufzugeben. Das soll den Eindruck erwecken, als hätte ich nichts gesagt und sei zurückgewichen. Ich glaube, die Art, wie ich handelte, war das einzige, was in diesem Moment zu thun war. (Sehr richtig!) Deutsche und Engländer haben mir gesagt, sie hätten sich dessen gefreut.

Nun weiter. Was schreibt der Korrespondent des Tageblatts, um die Dinge, die ja allerdings nicht angenehm verliefen, die aber auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck machten, zu entstellen? Er verschweigt jedes günstige Moment. Ich habe bei dieser Versammlung eins der treffendsten Worte gehört, das ich in meiner ganzen öffentlichen Laufbahn aus dem Munde eines Sozialdemokraten vernommen habe. Der allerwildeste und verbissenste von den Leuten schrie mit einem Male: „Er hat ja in allem, was er sagt, recht; es ist nur alles Hohn.“ Das Wort hat mich tief erschüttert. In dem Worte liegt, daß die Leute an ihren eigenen Ideen verzweifeln, daß sie klar fühlen: was wir ihnen bringen, ist das Richtige, was wir ihnen sagen, ist die Wahrheit, was wir planen, ist wirkliche praktische Politik. Dazu kommt dann aber ein schauerliches Moment; sie glauben nicht mehr an unsre Aufrichtigkeit, sie glauben nicht, daß wir es mit ihnen ehrlich meinen. Und gewiß wird man zugeben müssen, daß unsre Kreise daran schuld sind, sie haben sich viel zu lange um die Leute nicht gekümmert (sehr richtig!), sie haben sie gehen lassen, ohne sich ihrer anzunehmen und es wird geraume Zeit vergehen, ehe die Sozialisten wieder lernen, daß unsre Sympathie für sie kein Hohn ist, sondern eine wirkliche, herzliche Liebe zu unserm Volke in seiner Not. Und ich muß sagen, ich habe aus der Versammlung, so unangenehm sie verlief, keinen Groll mitgenommen oder Haß, sondern dasselbe, was ich in unsern imposanten Versammlungen der ersten Kämpfe allezeit fühlte: ein heiliges Mitleiden mit den armen, irregeleiteten Menschen. Die Frage, welche in dieser Versammlung zum Ausdruck kam, ist dann in einigen Londoner Blättern noch mit Aufmerksamkeit besprochen. Sie hatten das Gefühl, daß in unsern Gedanken fruchtbare Anregungen liegen. Trotzdem schreibt der Korrespondent — und das ist eine weitere Lüge —: eine redaktionelle Beachtung, geschweige denn eine ernsthafte Besprechung der Vorgänge finde man in keinem einzigen englischen Blatt. Es wird dann hinzugefügt, in dem Teil, wo Lokales stände, wo Diebstahl und Verbrechen behandelt würde, da sei auch diese Verhandlung behandelt.

Zufällig, verehrte Freunde, habe ich gerade über diese Versammlung,

weil es mich sehr interessierte, sieben der angesehensten Blätter mitgebracht. Voran die „Times“, das vornehmste englische Blatt, das, ehe ich nur ein Wort geredet hatte, in einem großen Leitartikel, der allerdings nicht freundlich war, auf mein Kommen hingewiesen hat. Jene Versammlung aber, von welcher das „Berliner Tageblatt“ fabelt, sie sei nur im Lokalen unter Diebstahl und Mord behandelt, hat in der „Morning Post“ vom Freitag der Woche wiederum einen großen Leitartikel hervorgerufen, an dessen Schluß trotz vieler ungünstiger Urteile den Sozialisten gründlich der Text gelesen und ihnen gesagt wird: eine Partei, welche die Gegner nicht anhören könnte, habe keine gute Sache; es würde diese Versammlung nicht zu ihrem Nutzen, sondern eher zu unserm Nutzen auslaufen.

Ich habe hier die „Times“, in welcher die Versammlung besprochen wird. Ein großer Artikel, eine volle Spalte lang, in einem sehr vornehmen Teil der Zeitung, beschäftigt sich mit dieser Versammlung. Voran geht nicht etwa Diebstahl oder Mord, sondern etwas über den Marquis von Hartington, einen sehr vornehmen Herrn, dann über den Herrn von Lesseps, bekanntlich eine europäische Berühmtheit, und über Sir Stafford Northcote. Darauf folgt ein Artikel über eine bekannte Persönlichkeit. Also ich befinde mich mit dem Bericht über diese Versammlung in der besten englischen Gesellschaft. Aber der Korrespondent schreibt, es sei in den Blättern überhaupt die Sache nicht ernst genommen, sondern sie sei behandelt unter Spitzbüberei und Verbrechen. O, es ist nicht zu glauben, was für eine Flut von Lug, Trug und Gemeinheit durch diese Berliner Judenblätter hindurchfließt.

Ich habe dann das „Echo“. Auch hier ist die Rede in der Memorial-Hall hinter den Telegrammen dieses Tages dargestellt.

Hier im „Standard“ ist ein Artikel, der das Drittel einer Spalte einnimmt: Herr Stöcker und die Sozialisten. Voran geht auf derselben Spalte ein Artikel: London und die Provinzen; dicht davor steht ein englisches Meeting, wo ein Graf den Vorsitz geführt hat. Trotzdem hat das „Berliner Tageblatt“ die Stirn, zu schreiben, die Sache wäre behandelt unter Diebstahl und Verbrechen.

Ich habe den „Daily Telegraph“, eins der gelesensten Blätter in England. Da steht die Sache behandelt nach einem Artikel, der vom Herzog von Cambridge handelt, hinterher kommen die vermischten Nachrichten, auch Beobachtungen über das Wetter.

Ich habe ferner die Abendnummer des „Standard“. Da steht auf einer Seite an erster Stelle über die Versammlung ein Artikel, der zwei Drittel einer Spalte ausfüllt, hinterher folgen die Nachrichten über eine Truppenrevue, die an dem Tage gehalten worden ist, — doch in jedem Falle keine Darstellung von Diebstahl und Verbrechen.

Das ist die Art, wie ein deutsches Blatt handelt. (Ruf: Jüdisches.) Nun, es wird doch von vielen Deutschen gelesen. (Leider!)

Ja, lassen Sie uns nur die grauenvolle Thatsache erkennen, daß ein solches Blatt mit dieser Masse von Unwahrheit für viele unsrer Mitbürger die Quelle ist, aus der sie ihre politischen Nachrichten schöpfen. (Ruf: 60000 Abonnenten!)

Nun ist es sehr merkwürdig: trotz alledem waren die Tage in London von der sozialen Frage geradezu erfüllt. Die „Daily News", eine sehr hervorragende Zeitung, brachte gerade in diesen Tagen Artikel unter der Überschrift „Horrible London" und schilderte Londoner Zustände von Armen und Arbeitern in der erschreckendsten Weise. In jenen Tagen sind in London, besonders in dem vornehmen Westen, Vorträge gehalten über Sozialismus und christlichen Sozialismus, wie eine Zeitung schrieb, an drei verschiedenen Orten. Die Sache ist nicht etwa tot, sie ist in England auf der Tagesordnung, wie noch niemals zuvor. (Bravo!)

Es kam dann am Mittwoch abend noch eine Rede zur Lutherfeier in der Mildmay-Hall. Sie fand unter dem Vorsitz des Bischofs von Liverpool statt, eines der angesehensten Geistlichen der anglikanischen Kirche und eines Lieblings des englischen Volkes. Nur mit Ausnahme der wenigen, unschicklich sich betragenden getauften Juden, die versuchten zu zischen, ist auch diese Versammlung mit der allergrößten Sympathie verlaufen.

Am nächsten Tage fand die schreckliche Versammlung statt, die in der That den größten Tadel verdient. Es war Abend, die Memorial-Hall gedrängt voll, auf der Straße standen Hunderte über Hunderte. Wir traten in das Komiteezimmer, zur angesetzten Stunde hinein in die Halle und gingen auf die Tribüne. Das war nun unbeschreiblich, welch ein Pfeifen, Johlen, Schreien, Wüten, Toben vielleicht zehn Minuten lang sich erhob. Es fehlte freilich auch da nicht an erhebenden Momenten. Ich habe in der liberalen Presse Deutschlands hauptsächlich nur das eine gefunden, daß die rote Fahne entfaltet wurde. Aber kaum war sie entfaltet, so sprangen die Deutschen dazu, drückten den Mann, der sie trug, auf seinen Stuhl, brachen den Schaft entzwei und nach zwei Minuten lag die rote Fahne, wo sie hingehört, im Ofen (Bravo!), so daß ich glaube, diese eine That war zur Aufklärung der Sozialisten mehr wert, als die bestgehaltene Rede.

Es wird alsdann von dem Korrespondenten des „Berliner Tageblatt" gesagt: die Sozialisten setzten sich in den Besitz der Plattform, Stöcker und seine Anhänger wurden gezwungen, sich zurückzuziehen. Auch das ist eine völlige Unwahrheit.

Einer von den Sozialisten kam herauf, um seine Anhänger zu beruhigen und ihnen zu sagen, daß wir an dem Abend, um ähnliche Szenen zu vermeiden, wie am Tage vorher, die Diskussion gestatten würden. Aber auch er wurde mit den wüstesten Zwischenrufen unterbrochen. Als ich aber sah, daß nicht einmal er bei seinen eignen Leuten Gehör fand, bat ich den Vorsitzenden, die Versammlung zu

schließen. Da sind wir dann ganz ruhig und gemütlich in unser Komiteezimmer zurückgegangen, nach Hause gefahren, erst nachher, wie die Zeitungen berichten, haben die Sozialisten die Plattform gestürmt. Aber wenn es so dargestellt wird, als hätten wir vor dem Ansturm der Sozialisten von der Plattform flüchten müssen, so ist das eine boshafte Erfindung.

Es sind noch andre Unwahrheiten da. Der Korrespondent hat unter anderm von mir das Wort berichtet: meine Aufgabe bestehe darin, die soziale Bewegung, wie ich sie in Deutschland leite, nach England zu verpflanzen. Wie kann man mir wohl einen solchen Unsinn zutrauen? Wie kann man denken, daß ich in London zwei Tage benutzen werde, um eine Bewegung dorthin zu verpflanzen, in der wir hier fünf, sechs Jahre stehen und für die wir Monate brauchten, um sie nur zum Durchbruch zu bringen? Nein; nicht ich, sondern der Vorsitzende, ein sehr angesehener Kaufmann von London, sprach es in seiner Einleitung aus, und aus dem Gespräch, das ich mit ihm hatte, wußte ich, wie er es meinte. Wir wollen, meinte er, die deutschen Arbeiter in England daran gewöhnen, mit Sympathie dem Strom der Ideen in Deutschland zu folgen; wir wollen versuchen, hier als Deutsche in London dieselben Dinge zu treiben, die unsre Brüder in Deutschland beschäftigen! Und ich frage, kann man sich etwas Schöners denken, als eine deutsche Bevölkerung von 80 000 Personen in Fühlung mit dem Vaterland und in Fühlung untereinander zu erhalten? Aber davon wird natürlich nichts berichtet. Das „Berliner Tageblatt“ hat dann mit einer hämischen Nebenbemerkung von der zweiten Versammlung gesagt: das anständige Publikum fehlte vollständig. Auch das ist eine Unwahrheit. Es steht dies — und das zeigt Ihnen die grenzenlose Kopflosigkeit dieser Blätter — es steht das in Nr. 538 des „Tageblatts“. In Nr. 541 steht aber, daß der Pöbel auch den Lord Shaftesbury nicht habe sprechen lassen, doch jedenfalls ein sehr anständiger Herr. Aber, verehrte Freunde, der Lord Shaftesbury war gar nicht einmal da. (Heiterkeit.)

Das ist die Berichterstattung des „Berliner Tageblatts“.

Und nun, meine Freunde, will ich Ihnen, nachdem die unangenehmen Ereignisse beschrieben sind, noch etwas von dem schildern, was Sie in den liberalen Blättern überhaupt nicht mehr finden. Das „Berliner Tageblatt“ hat eben vollkommen genug, wenn die Artikel „Skandal“ erschöpft sind; das Gute interessiert die Leute gar nicht.

Wir haben zum Schluß in London drei schöne und gesegnete Tage mit den deutschen Brüdern und Freunden gehabt. Das kann ich versichern: mancher, der als Gegner in unsre Versammlungen kam, der es ohne jene Ereignisse vielleicht auch geblieben wäre, hat mir die Hand gedrückt.

Am Freitag versammelten wir uns im Saale der Herberge zur Heimat in befreundeter und patriotischer Gesellschaft. Da habe ich denn den Brüdern erzählt, wie wir dazu gekommen sind, hier in Berlin mit

unsrer Bewegung vorzugehen. Sie begriffen völlig unsern Standpunkt. Die Sympathie der Anwesenden war bis in das tiefste Herz hinein gewonnen.

Am Sonnabend, so rege war das Interesse geworden, wurde noch eine Versammlung an derselben Stelle improvisiert. Der Saal war am Sonnabend überfüllt, wie am Freitag, da habe ich ihnen von der religiösen Bewegung in Berlin erzählt. Wenn ich nach auswärts gehe, so schreiben regelmäßig die Berliner Blätter, ich ginge hin, um Berlin als ein Sodom und Gomorrha darzustellen. Wer mich auch nur einmal gehört hat, der weiß, daß es für Berlin keinen größern Optimisten geben kann als mich. Daß ich freilich die Dinge, wie sie sind, nicht verschleiere, daß ich die furchtbaren Zustände, wie sie vor zehn Jahren gewesen, nicht besser beschreiben kann, als sie sind, versteht sich von selbst. Wenn früher in den Vorstadtgemeinden auf 100 Ehepaare 80 kamen, die sich nicht trauen ließen, wenn unter 100 Kindern 40 nicht getauft wurden, wenn in der Zeit von 1869 bis 1878 in Berlin aus 69 Sozialisten 5600 wurden, wenn wir in drei Wochen zwei Attentate auf unsern Kaiser erlebten, wollte ich das in schönen Farben schildern, dann müßte ich eben zum „Berliner Tageblatt" gehören. (Sehr richtig!)

Aber das kann ich versichern, wenn ich erzähle, wie heute die Stimmung sich geändert hat, wie die Bewegung der Geister groß geworden ist, dann spreche ich die größten Hoffnungen über Berlin aus. Allerdings bin ich es, der überall anerkennt, daß die große Vernachlässigung von Berlin in kirchlicher und politischer Beziehung die schlimmen Zustände hervorgerufen hat, wie sie sind, daß wir aber mit Hoffnung, Mut, Freudigkeit an der Besserung arbeiten und nicht müde werden wollen.

In jenen Tagen nun, und das wird die Freunde besonders interessieren, traten Herren von dem englischen Komitee, das mich berufen hatte, zusammen, um mir Gelegenheit zu geben, über die Judenfrage ein Wort zu sagen. Ich hätte ja selbstverständlich über die Judenfrage in London nicht gesprochen, ich rede nicht gern über Verhältnisse, die ich nicht kenne. Nun aber schien es den englischen Freunden geradezu eine Notwendigkeit, daß ich meine Stellung zur Sache einmal darlegte. Das müssen Sie aber von vornherein festhalten, die Judenfrage in London ist etwas absolut andres, als die Judenfrage in Berlin. Freilich die Ereignisse, die ich durchgemacht habe, haben mir gezeigt, daß die Juden in England sehr mächtig sind; sie haben auch manchem Engländer den Star gestochen. Die Leute haben angefangen zu fühlen, daß der unverschämte Einfluß der Juden in London sich geradeso breit mache, wie irgendwo auf Erden.

Ein Engländer, Beamter und Journalist, schrieb mir einen Brief, der mich aufs äußerste interessiert hat. Er schrieb, da er meine Adresse nicht wußte, an einen andern Herrn vom Komitee: „Sagen Sie Herrn

Stöcker, daß er dem, was die Zeitungen über ihn sagen, nicht zu viel Wichtigkeit beilegen muß und vergessen Sie ja nicht, ihm zu sagen, wie ich es genau weiß, daß nahezu alle Blätter in den Händen der Juden sind. Der „Spektator“ und vielleicht der „Standard“ sind die einzigen beiden leitenden Zeitungen, welche noch unabhängig sind.“ Ich kann selbstverständlich für die Genauigkeit dieser Anführungen nicht bürgen; ich bin in der Preßwelt von London zu unbekannt; aber das kann ich nur versichern, daß dieser Mann ein Schriftsteller ist, der für englische Zeitungen arbeitet und mit der englischen Presse aufs innigste verbunden ist. Ich habe selber von ihm bedeutende Artikel gelesen. Ich habe dann in einem konservativen Klublokal vor englischen Freunden über die Judenfrage gesprochen. Sie haben ja in den Zeitungen gesehen, daß ich bei dem Lordmayor angeklagt war, als sei ich das Haupt des antisemitischen Komitees in Berlin. Nun ist das gewiß zu bedauern, wenn ein Mann in einer so hohen Stellung so wenig informiert ist. Meines Wissens gibt es ein antisemitisches Komitee hier nicht. In Chemnitz gibt es eins, soviel ich weiß, da ist das Hauptquartier der Antisemiten, aber ich bin weder Haupt noch Mitglied. Hier in Berlin weiß es jeder, daß zwischen den sogenannten antisemitischen Anschauungen und den meinen ein prinzipieller Unterschied ist; ich bekämpfe die Juden nicht als Rasse, ich bekämpfe sie, wo ich ihr unberechtigtes Übergewicht in der Presse, im öffentlichen Leben, in der Politik, in den sozialen Verhältnissen, in den wirtschaftlichen Dingen sehe. Ich habe immer behauptet, ich finde keinen Grund, anständige bescheidene Juden ... (Ruf: Gibt es nicht!) — doch es gibt solche —, die ihr Geschäft redlich betreiben und sich in die öffentlichen Arbeiten unsers deutschen Vaterlandes und unsers christlichen Volkes nicht zudringlich einmischen, zu belästigen.

Und da komme ich auf den Unterschied zwischen London und Berlin. Die Verhältnisse sind heute in London, wie vor 30 und 40 Jahren in Berlin. Damals gab es in Berlin noch keine Judenfrage. Da waren Juden, die ihre Geschäfte machten wie heute, aber sie bestanden aus andern Elementen als heute. Sie mischten sich in die öffentlichen Dinge unsrer Stadt und des Landes nur so weit, als es sie wirklich anging. So ist es in London jetzt, und darum gibt es in London zunächst noch keine Judenfrage; aber ich habe den englischen Freunden gesagt: wir haben 53 000 Juden, und 30 000 von ihnen oder wohl noch mehr sind aus Schlesien, Polen, Preußen hier angereist gekommen mit all den bösen Instinkten und Gewohnheiten ihres Ursprungs. Wenn nach London in einem ähnlichen Verhältnis 200 000 russische, polnische, rumänische, ungarische Juden kommen würden, dann bin ich überzeugt, würde in London die Judenfrage ganz anders emporlodern, als in Berlin. Aber auch so kann ich versichern, daß dafür die Engländer ein volles Verständnis haben, wenn man ihnen sagt: wir bekämpfen nicht die Rasse als solche, nur das Schlechte in dem jüdischen

Betragen im öffentlichen Leben, in Handel und Wandel. Und als ich den Freunden auseinandersetzte, welche Zustände wir hier in der Presse hätten, — ich habe z. B. die Neustettiner Affäre vor ihnen beleuchtet, da waren sie in der That starr vor Erstaunen, sie begreifen gar nicht, daß das deutsche Volk sich durch eine Minorität eines fremden Stammes das bieten läßt.

Und das ist der Gesichtspunkt, auf den wir immer und beständig wieder zurückkommen müssen. Die größte Schuld, daß wir so unter der Juden Übermut leiden, tragen doch die Deutschen selbst. (Sehr wahr!)

Wenn die Deutschen diese Lügenpresse nicht lesen, wenn sie die Beschimpfungen ihrer Mitbürger nicht duldeten, wenn sie die Angriffe gegen das Christentum nicht gestatteten, wenn sie den Schmutz der Verleumdung weit von sich würfen, so wäre es bald anders.

Daß sich die Juden aufstellen lassen als Reichstags- und Landtagskandidaten, wer will ihnen das verdenken? Aber daß deutsche Bürger, die von den Juden in ihren heiligsten Überzeugungen öffentlich in Volksversammlungen angegriffen sind, sie wählen, das ist die schlimme Sache; das können Sie durch keine äußeren Agitationen gegen die Juden beseitigen. Die Besserung kommt nicht von außen, die Besserung muß von innen heraus kommen. Wir müssen wieder wahre Deutsche und wahrhaftige Christen werden mit einem echten deutschen Ehrgefühl, mit einem lebendigen christlichen Bewußtsein, dann ist die Judenübermacht mit einem Male aus. Dann wird auch das jüdische Geld die Erfolge nicht haben können, die es heute bei uns hat.

Ich will nur noch bemerken, daß auch den Engländern ein Licht angezündet wird. Nicht in der Londoner Presse, aber in christlichen Blättern wird die Judenfrage mit der allergrößten Unbefangenheit behandelt. Ich habe in London ein Blatt gekauft, „The Christian“, das in 100 000 Exemplaren gelesen wird. Darin stand gerade in den Tagen, als das Thema der Judenfrage verhandelt wurde, ein Artikel, in welchem ein Engländer seine Landsleute warnt, nicht die eine Seite der Frage beständig zu betonen. Es sei nicht wegen der Religion, daß in Deutschland eine Feindschaft gegen die Juden bestände, sondern es sei der Wucher, es sei das schlechte Betragen in geschäftlicher Beziehung, es sei die Anmaßung, welche das deutsche Volk aufbringe, und England solle nicht in falscher Vorliebe auf Seite der Juden treten, sondern eine schiedsrichterliche Stellung zwischen den Parteien einnehmen. Das ist ja freilich zuviel. England ist kein bloßer Schiedsrichter, es hat auch wohl der Judenmacht schon genug im eignen Lande, um aufmerksam zu werden.

In derselben Woche stand in einer englischen Zeitung, im „Spektator“, dem Blatte, von dem jener englische Freund sagt, das sei noch nicht in Judenhänden: „Die Juden übertreffen alle Leute in der großen Fähigkeit, Geld zusammenzuraffen. Sie gewinnen sehr schnell einen

Einfluß in der Politik, so groß, daß dieser Einfluß in manchen Ländern als eine Gefahr betrachtet wird und daß er weit über die Verhältniszahl der Juden hinausgeht. Am Ende werden die Juden zu einer neuen und exklusiven Kaste von Aristokraten, nämlich von Geldaristokraten mit einem viel zu großen Anteil des Vermögens und viel zu viel Macht, aber mit sehr wenig Teilnahme an den Lasten des Gemeinwesens, so daß sie selbst die eifersüchtige Aufmerksamkeit der Demokraten aller Welt auf sich ziehen."

Ich finde in diesen Artikeln im Grunde genau die Stellung, welche wir zu dieser Frage einnehmen. Und das kann ich versichern, ich bin mit dem Gefühl aus London gegangen, daß da eine Judenfrage besteht. Diese Ereignisse, so unangenehm sie ja für mich sind, werden sehr viel dazu beitragen, den Engländern die Augen zu öffnen und die beginnende Gefahr zu zeigen. Die Juden merken das auch. Sie wollen es nicht wahr haben, sie leugnen in allen ihren Zeitungen, daß sie an dem Londoner Skandal beteiligt seien. Sie lassen sich in England gute Führungsatteste ausstellen, daß sie mir gegenüber ein nobles Betragen geübt und von mir gar keine Notiz genommen hätten. Aber das ist doch klar, Isaaks hat die ganze Geschichte ins Rollen gebracht. Wir haben die Juden in Exeter- und Memorial-Hall vor uns gesehen, wir haben sie in den stürmischen Versammlungen gesehen, besonders der zweiten. Selbst in der „Vossischen Zeitung" gesteht eine Korrespondenz zu, daß in den Versammlungen Sozialdemokraten und Juden einhellig zusammenwirkten. So wird auch durch diese Thatsachen wieder konstatiert, daß die jüdische Internationale mit der sozialdemokratischen Internationale da, wo es nötig ist, sozialreformatorische Gedanken zurückzudrängen, Hand in Hand geht.

Meine Herren, ich war nach London gegangen, nicht um Sozialpolitik zu treiben, ich war hingegangen, über Stadtmission zu reden und über unsre Bewegung unter dem Gesichtspunkt des Christentums ein Wort zu sagen. Daß es unanständig ist, ein solches Wort, das aus dem Vaterland an die deutschen Brüder kommt, zu unterdrücken, das sagt sich jeder ehrliche Mensch selbst. Auch hier wird die Erkenntnis nachkommen. Noch heute abend wird mir ein Blatt, welches die Preßstimmen sammelt, überreicht, das „Echo." Darin schreibt ein englisches Blatt, die „Pall Mall Gazette", folgendes:

> „Das freie öffentliche Versammlungsrecht ist eins der Dinge, auf die England mit Recht stolz ist und der Skandal, der Dr. Stöcker verhinderte, sich Gehör zu verschaffen, ist ein bedauerlicher Zwischenfall. Vielleicht wäre er besser beraten gewesen, nicht verlauten zu lassen, daß eine Diskussion bezüglich seiner Vorträge nicht gestattet werden würde; aber jeder hat das augenscheinliche Recht, in solchen Dingen seine eignen Bedingungen zu stellen. Wenn irgend jemand unter denen, die an dem Gegenstande seines Vortrages Interesse hatten, seine Bedingungen mißbilligte, so

konnte er einfach fortbleiben, oder wenn er der Versammlung beiwohnte, so war er wenigstens verpflichtet, dem Vortragenden Gehör zu schenken. Im Interesse englischer Gastfreundschaft ist man froh, zu hören, daß diejenigen, deren unordentliches Betragen gestern abend die Versammlung unterbrach, scheinbar alle Landsleute des Herrn Stöcker waren, und daß bei einer frühern Gelegenheit, wo er an eine rein englische Zuhörerschaft das Wort richtete, ihm achtungsvoll Gehör geschenkt wurde."

Das ist die verdiente Strafe mit der Reitpeitsche für die deutsche elende Presse, welche sich ein Vergnügen daraus macht, wenn im Auslande Skandal geschieht! Diese Presse wollen wir bekämpfen, bis sie bezwungen und vernichtet am Boden liegt. (Anhaltender stürmischer Beifall.)

Die antijüdische Bewegung, gerechtfertigt vor dem preußischen Landtag.

Rede, gehalten am 25. Februar 1882.

Meine Herren, Herr Richter hat mir von neuem den Handschuh hingeworfen. So nehme ich ihn von neuem auf. Herr Richter hat sich beklagt, daß, während man in Berlin den sozialdemokratischen Ausschreitungen so scharf entgegentrete, Bewegungen andrer Art, unter denen er offenbar die christlich-soziale, eingeschlossen die antijüdische Bewegung verstand, geduldet würden. Es gehört eigentlich nicht viel Verständnis für die Dinge des öffentlichen Lebens dazu, um zu begreifen, daß gerade, weil die Regierung in der Lage ist, die Sozialdemokratie zu bekämpfen, sie sich freuen muß, wenn eine Bewegung, welche von innen heraus die Sozialdemokratie zu überwinden trachtet, begonnen hat. In dem Teil der Bewegung, dem ich vorstehe, ist absolut kein Grund vorhanden, von Regierungs wegen einzuschreiten. Herr Richter hat, wie schon so manchmal, das Wort „Judenhetze", „Hetzredner" angewandt. Ich habe es nie begriffen, wie Herr Richter irgend einem andern Menschen den Vorwurf machen kann, daß er hetze (sehr wahr! rechts), denn mit Ausnahme der Juden hetzt er so ziemlich gegen alles (sehr wahr! rechts); ganz besonders gegen das, was zu den Fundamenten unsrer deutsch-christlichen Kultur gehört. Er, der beständig mit solchen Worten, wie „Junker" und „Pfaffen" um sich wirft, dem es nicht gelungen ist, neulich die böse Bedeutung dieser Worte abzuschwächen, hat wirklich keinen Grund, wenn andre Männer in das Berliner Leben sich hineinstellen, um der gefährlichen Übermacht des modernen Judentums, das mit dem Fortschritt, zum Teil auch mit der Sozialdemokratie und andern verderblichen Richtungen unsres Volkslebens verquickt ist, entgegenzutreten. Wenn seine Hetzreden gegen

die Junker und Pfaffen nicht zünden, so liegt das nur daran, daß auf dem Gebiet, wo er die Feinde des deutschen Volkes suchen will, kein Zündstoff vorhanden ist; Funken wirft er genug, es ist nur kein Pulver da und Herr Richter wird es auch nicht erfinden. (Heiterkeit rechts.) Es ist aber nicht Herr Richter allein, der in dieser Weise gegen uns und, wie ich ja neulich auseinandergesetzt habe, auch gegen kirchliche Persönlichkeiten und Heiligtümer angeht; was uns zu diesen Kämpfen — nicht Hetzen — geradezu gezwungen hat, waren Tendenzen in dem Berliner öffentlichen Leben, die genau das sind, was Herr Richter uns mit Unrecht zuschreibt, nämlich Hetzen. Da dieser Vorwurf immer und immer wiederkehrt, möchte ich dem hohen Hause ein ganz kurzes Wort aus dem „Berliner Tageblatt“ von 1877 vorlesen. Man wolle mir nicht den Vorwurf machen, daß das weit zurückliegt; gerade weil es im Jahre 1877 liegt, ist es die beste Begründung für mich selbst. Es hatte eine Berliner Kreissynode stattgefunden, darüber schrieb das „Berliner Tageblatt“: Ich fange an zu lesen, aber unwillkürlich springe ich auf und fasse die mein Gesicht umspielenden Blätter des großen Baumes, unter dem ich sitze, und nun wehe dir, du Raupengesindel, däß du das saftige Grün benagst und verkümmern läßt. Hinab mit dem Gewürm! Écrasez l'infame! Es sei vernichtet! Hinweg mit den orthodoxen Benagern jedes kräftig treibenden jungen Lebens, wollt ich sagen mit dem Raupengezücht, welches die Bäume leer macht, ebenso wie jene „frommen“ Fanatiker die Kirchen leer machen. Und ich vernichte (!) die Raupen mit einer wahren Begeisterung. — Herr Richter, ich fordere Sie auf, aus der ganzen antijüdischen Bewegung irgend ein Wort vorzubringen, welches an Gehässigkeit, ja geradezu an Aufforderung zur Gewaltthat diesen Worten an die Seite zu stellen ist. „Écrasez l'infame!“ ist das Wort des perfidesten Unglaubens. Wenn aber hier gesagt ist, daß die frommen Fanatiker die Kirchen leer machen — ja, ich kenne solche frommen Fanatiker, die leere Kirchen in Berlin haben, überhaupt nicht, aber ungläubige Fanatiker gibt es genug, welche große Mühe haben, nur zu predigen, weil die Kirchen äußerst leer sind. (Sehr richtig! rechts.) Nein, es geht dem Fortschritt bei seiner engen Verbindung mit dem Judentume so, daß er in eine völlig blinde Wut bei der Beurteilung dieser öffentlichen Dinge gerät, eine Wut, die man oft gar nicht verstehen kann. Es ist Herrn Richter geschehen, daß er in einer Volksrede am 11. Februar v. Js. Ausschreitungen, welche von seiten eines Juden in Berlin vorgekommen sind, nicht bloß verteidigt, sondern übertrumpft hat. Ich will auf den verhängnisvollen Ausspruch des Herrn Straßmann nicht noch einmal zurückkommen, er ist hier mehr als einmal vorgelesen, ich will nur konstatieren, daß meines Wissens kein Israelit diesen Ausspruch verteidigt hat. Nur Herr Richter hatte den Mut, diesen Ausspruch nicht bloß zu verteidigen, sondern zu sagen, derselbe sei noch zu milde gewesen. Ein liberales Blatt, die „Augsburger Zeitung“, schrieb über das Wort des

Stadtverordnetenvorstehers von Berlin: „Kein billig denkender Mensch kann leugnen, daß etwas tief Verletzendes darin liegt, wenn Juden sich in die innerhalb der christlichen Kirche obschwebenden Streitfragen in der Weise einmischen, wie es Dr. Straßmann mit seiner bekannten Äußerung gethan.“ Herr Richter sagt: „Wenn Herr Straßmann in seiner viel angefeindeten Rede gegen die Ketzerrichter aufgetreten ist, die den alten preußischen Grundsatz, daß jeder nach seiner Façon selig werden könne, umstürzen wollen, so ist er in der Verteidigung dieses Vermächtnisses fast noch zu milde gewesen.“ Ich beneide die Herren von links nicht, daß sie zur Verteidigung dieses Vermächtnisses die Hilfe der Juden brauchen; wir auf der rechten Seite können die edle Toleranz selber schützen. Schon oft habe ich gesagt, daß dieser königliche Ausspruch beständig von drüben fasch citiert wird; er war ein Ausspruch gegen die Simultanschule und wird in dem Munde von links beständig zum Ausdruck einer völlig sinnlosen Toleranz. — Auch in den letzten Tagen wieder ist es dem Herrn Abgeordneten Richter passiert, daß er bei der Verteidigung eines Juden jede Rücksicht, welche er den Thatsachen, den Personen schuldig ist, versäumt hat. Herr Richter sagte bekanntlich gegen mich, der ich Herrn Dietz meinen Freund genannt hatte, folgendes: „In dieser Klage sind die Reden des Dietz erwiesen worden, das Gericht hat die Angeklagten freigesprochen, weil geradezu unglaublicher Gemeinheiten, wie es in dem Urteil heißt, Herr Dietz sich schuldig gemacht habe.“ Herr Richter hat dann nachher sich zu verbessern geglaubt, indem er sagte, daß Herr Dietz in dem Tenor eines Gerichtserkenntnisses unglaublich gemeiner Handlungen schuldig erkannt wurde, allerdings in den Gründen des Erkenntnisses. Alles dies ist absolut unwahr (Hört! rechts) und ich möchte gerade gegenüber dem Fall Bennigsen-Förder, der gestern hier verhandelt ist, fragen, ob er nicht die allergrößte Verurteilung bei einem Abgeordneten verdient, dem die Redefreiheit zu Gebote steht, gegen den niemand klagen kann, in dieser Weise vor dem Lande einen Fremden, der sich hier nicht verteidigen kann, in der unwahrsten Weise anzugreifen. (Hört! hört! Sehr richtig! rechts.) Ich habe das Erkenntnis hier; es handelt sich darum, daß Herr Dietz gelegentlich einer Rede den Herrn Reichstagsabgeordneten Bamberger beschuldigt hat, er habe die Einführung der Nickelmünzen befürwortet, weil er selber Nickelgruben besitze. Dies ist von einem Angeklagten, der von Herrn Dietz belangt war, benutzt, um sich zu entlasten; es hat auch in diesem Punkte, nicht in allen, eine Freisprechung stattgefunden, und in den Motiven heißt es: Derselbe hat dem Abgeordneten Bamberger ein Motiv untergeschoben, womit derselbe seine Pflichten als Abgeordneter auf das gröblichste verletzen und eine in hohem Grade gemeine Gesinnung dokumentieren würde. (Ruf links: weiter!) Ich werde gleich weiter lesen, ich will erst nur eine Erklärung dazu geben. Also Herr Richter dreht die Sache so, daß eine gemeine Gesinnung, welche Herrn Bamberger zugeschrieben sein würde, wenn die Sache erwiesen

wäre, in Übertreibung mit dem Zusatz „unglaublicher Gemeinheiten“ Herrn Dietz, dem Ankläger, zugeschrieben wird. Es heißt darin folgendermaßen: „Die Behauptung des Privatklägers involviert daher, da das Gesagte nicht wahr ist, eine Verleumdung gröbster Art des Abgeordneten Bamberger.“ Nun bin ich nicht der Meinung, die Anklage Bambergers irgendwie zu verteidigen, aber ich frage Herrn Richter, ob es dasselbe ist, wenn jemand Verleumdungen gröbster Art und, wie ich nachweisen kann, bona fide, in dem Glauben, daß sie wahr sind, ausspricht, oder wenn er sich unglaublicher Gemeinheiten schuldig macht. Ist das dasselbe? Gewiß, Herr Dietz hat, durch vielfache Behauptungen von andrer Seite veranlaßt, Herrn Bamberger darauf angeklagt, daß er als politischer Mann sein Privatinteresse geltend mache. Es ist das genau dieselbe Anschuldigung, welche hier dem Abgeordneten Richter nachgewiesen ist; er hat gegen den Fürsten Reichskanzler genau dasselbe Verfahren beobachtet (Große Unruhe); aber während ich den Nachweis liefern kann, daß Herr Dietz bona fide gehandelt hat, hat Herr Richter uns noch nicht nachgewiesen, woher er die Thatsachen geschöpft hat, die hier als durchaus unwahr dargelegt sind. Ja, Herr Richter, wenn Sie Herrn Straßmanns Reden verteidigen, wenn Sie bei einem Angriffe auf Herrn Bamberger in dieser Weise die Klarheit des Verständnisses verlieren, so muß ich mich doch fragen, woran liegt das? Sie sind sonst so genau, so kritisch bei jedem Pfennig, so vorwurfsvoll gegen jede Maßnahme der Regierung, daß ich es in der That mit der Stellung eines Politikers nicht vereinbar finden kann, wenn Sie betreffs des Judentums in einer solchen Weise blind sind. Es wird I h n e n   n i c h t   g e l i n g e n,   d u r c h   I n s c h u t z n a h m e   d e r   I n t e r e s s e n   d e s   V o l k e s   g e g e n   d i e   R e g i e r u n g   a n   P u n k t e n,   w o   e s   n i c h t   n ö t i g   i s t,   i n   d e n   R u f   z u   k o m m e n,   d a ß   S i e   e i n   F r e u n d   d e s   V o l k e s   s e i e n,   w e n n   S i e   j e d e   j ü d i s c h e   A n m a ß u n g   v e r t e i d i g e n   u n d   a n   d i e s e m   P u n k t e   z u m   S c h u t z   d e r   b e d r ä n g t e n   I n t e r e s s e n   d e s   V o l k e s   k e i n   W o r t   h a b e n. (Sehr wahr! rechts.) Nun möchte vielleicht Herr Richter sagen, die Judenhetzen sind nicht bloß Vorwürfe, sie sind Thatsachen geworden. Jedenfalls in Berlin nicht, hier haben wir durch eine besonnene Weiterführung der Bewegung alle Ausschreitungen verhindert; was an Gewaltsamem vorgekommen ist, hat mehr auf seiten der Juden begonnen, als auf unsrer Seite. So dürfen wir uns denn nicht bloß von der Regierung, sondern auch von der öffentlichen Meinung Deutschlands das Recht erbitten, in unsrer Bewegung fortzufahren. Und das werden wir thun. Hätten wir daran gedacht, nur eine Hetze in Szene zu setzen, etwa für die Wahlen einmal einen kleinen Sport zu treiben, dann würde es richtig sein, was die Herren da drüben vermutet haben, daß nun die Bewegung aufhöre. Gerade das würde ich für unmoralisch halten; wenn man so stark im öffentlichen Leben auftritt, so hat man die Pflicht, darüber ernste Rechenschaft zu geben. Wir können das; u n s   i s t   d i e   a n t i j ü d i s c h e   B e w e g u n g   k e i n   l e i c h t e s   S p i e l ;   s o n d e r n   e i n   e r n s t e r   K a m p f,   z u   d e m   w i r   n a c h   s c h w e r e r   Über-

legung gekommen sind, der uns geradezu aufgedrängt ist, ein Kampf, bei dem es sich handelt um die besten und höchsten Güter unsres Volkes; ich glaube auch nicht, daß der Moment eintreten kann, wo dieser Kampf aufhört, es sei denn, daß der Teil des modernen Judentums, den wir bekämpfen, seine Position verloren und seine Anmaßung aufgegeben hat. Denn wir sind in Berlin durchaus genötigt, uns der jüdischen Einflüsse zu erwehren. Als vor zwei Jahren diese Bewegung begann, war es vielen Männern, nicht bloß mir allein zu Mut: So kann es nicht weiter gehen. Sie oder wir! Das war für uns im geistigen Leben Berlins die Losung. Wenn die deutsche Reichshauptstadt, welche seit dem Jahre 1870 eine so große und vornehme Stellung in der Welt einnimmt, nicht verjuden sollte, so war es notwendig, diesem jüdischen Andrängen ein Halt! zuzurufen. Nichts zeigt besser die völlige Berechtigung unsres Strebens, als daß an dem Punkte, wo unsre Abwehr begonnen hat, selbst vorurteilsfreie Juden uns Glück wünschten. Die Presse brachte Anfang September vorigen Jahres, mitten in der Wahlperiode, einen charakteristischen Ausspruch aus der „Zeitung für das Judentum" gegen das schlimmste Erzeugnis der Berliner Judenpresse, gegen den „Börsen-Kurier". Der Ausspruch lautet also: „Gegen die schamlose Sprache des „Berliner Börsen-Kurier", der sich als Vertreter der Berliner Juden aufspielt, ist bereits in dieser Wochenschrift einmal Front gemacht. Dieses übermütige Blatt hat uns seit seinem Bestehen seit 1868 ungeheuer geschadet; seine unsittlichen Skandalgeschichten und Pikanterien mögen für abgelebte Börsen-Routiniers einen Reiz haben" — das sagt ein jüdisches Blatt —, „doch das Familienleben, die Empfindungen unsrer Knaben und Mädchen, sie vergiften sie mehr, als man ahnt. Wir sprechen es offen aus: ein Verdienst hätte die sogenannte nationale Bewegung von heute, wenn sie der schamlosen Ära Davidsohn der Berliner Presse ein Ende machte." (Hört! hört! rechts.) Ein deutlicheres Zeugnis für das Segensreiche unsrer Bestrebungen können wir der linken Seite des Hauses nicht beibringen, es müßte denn sein, daß Herr Richter diese Zeitung für das Judentum angriffe, weil sie den „Börsen-Kurier" verurteilt, was ich übrigens nicht erwarten will. Wir sind ja natürlich nicht bloß gegen diese Ausschreitungen in der Presse aufgetreten, wir müßten keine Augen haben, wenn wir nicht auch sonst das Gefährliche eines überwuchernden Judentums in unserm deutschen Lande erkannten, und zwar auf allen Gebieten, besonders auf dem des Geldmarktes, der Börsen-Spekulation, des Zwischenhandels und gewisser gelehrter Fächer. Ich will auf das erste, weil es zu weit führt, heute nicht eingehen; ich möchte nur eins hervorheben, daß hier in Berlin das Judentum in einer Weise in unsre höhern Bildungsverhältnisse eindringt, daß es sehr schwer sein wird, unser Schulleben auf der christlich-nationalen Kultur zu erhalten. Lassen Sie mich aus dem letzten statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin, dem ich

für diese Notizen ungemein dankbar bin, einige charakteristische Zahlen verlesen. Auf den Gymnasien der Stadt Berlin waren im Jahre 1877: 4764 evangelische Schüler, im Jahre 1878: 5166, im Jahre 1879: 5345; katholische Schüler in den drei Jahren 206, 210, 226; jüdische Schüler 1488, 1577, 1665. Diese Zahlen zeigen für die jüdischen Gymnasiasten ein wachsendes Verhältnis, das sich zwischen einem Viertel und einem Drittel der christlichen Gymnasiasten bewegt. Die Zahlen der Juden in den Gymnasien wachsen, während sie — und das füge ich als sprechende Parallele hinzu — in den Gewerbe- und Realschulen im Abnehmen begriffen sind. Auf diesen waren im Jahre 1877: 453 jüdische Schüler, 1878: 440, 1879: 421; in der christlichen Bevölkerung fand auch hier ein leises Anwachsen statt. Die Statistik wird noch lehrreicher, wenn wir sehen, wie das jüdische Element in den einzelnen Gymnasien seine Prozentsätze beim Aufsteigen von den untern in den obern Klassen verbessert, ein Beweis, daß die jüdischen Mitbürger die Mittel haben, ihre Kinder bis und in die höhern Klassen gehen zu lassen. Daß dabei ein gewisses Talent, welches vielen jüdischen Schülern eigen ist, hinzukommen mag, bestreite ich nicht. Es finden sich — ich will nur die beiden obern Klassen berücksichtigen — in der Untersekunda 308 evangelische Schüler, 141 jüdische Schüler, in der Obersekunda 207 evangelische, 71 jüdische, in der Unterprima 142 und 62, in der Oberprimu 115 und 47. Ja es kommt vor, daß in diesem Jahre zu Ostern auf einem Gymnasium fünf jüdische Abiturienten abgehen und nur ein christlicher Schüler. Diese Zahlen sind doch in der That frappant, sie beweisen ein erschreckendes Übergewicht der Juden, bei einem Zwanzigstel der Bevölkerung beinahe ein Viertel, in den obern Klassen beinahe ein Drittel, das eine höhere Bildung erringt. Die Erwägung legt sich jedem, der die Bildungsverhältnisse unsres Volkes mit ernsten Augen betrachtet, dar, ob es bei dieser Mischung möglich ist, unserm Schulwesen den Stoff, den Geist, den es zur Erziehung einer deutschen christlichen Jugend haben muß, dauernd auch bei den treusten Anstrengungen von seiten der Schulverwaltung zu erhalten; und diese Verhältnisse werden, wenn es wie bisher weiter geht, nicht bloß so bleiben, sondern wachsen. Ich will auf das Hineindringen des Judentums in die Justiz hier nur einen Moment hinweisen und anführen, daß sowohl die jüdischen Referendare, als auch die jüdischen Advokaten in Berlin einen ganz unverhältnismäßigen Prozentsatz in der Justiz ausmachen. Aber diese Dinge treiben uns unabweislich dazu, auf der Hut zu sein und sowohl unserm Volksgeiste zuzurufen: seid auf dem Posten, als auch der Regierung die Bitte nahe zu legen: Videant consules. Wir stehen in Verhältnissen, welche uns nicht nur zur Wachsamkeit, sondern zur Gegenwirkung zwingen. Denn diese Tendenz des Überwucherns verbindet sich mit einem zügellosen Geltendmachen der jüdischen Anschauung im öffentlichen Leben und in der Presse. Das Judentum will nicht bloß ruhig seines Lebens genießen, es will nicht bloß er-

werben, nein, es will herrschen, es will, wie es so oft ausgesprochen hat, den christlichen Geist verdrängen und seine widerchristliche Anschauung, seine bis in den Himmel gehobene jüdische Kultur, die übrigens als national-jüdische Kultur gar nicht vorhanden ist — an Stelle unsres christlich-deutschen Lebens setzen. Sie von links, die so viel über Reaktion auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete schreien, sollten sich doch klar machen, was es bedeutet, wenn das Judentum die ganze geistige Entwickelung der Welt um zwei Jahrtausende zurückdrängen will. Das ist der Anspruch, welchen Israel macht; das ist eine Reaktion, wogegen jede vorübergehende Regierungsreaktion, wenn sie wirklich vorhanden sein sollte, gar nichts bedeutet. Gegen diese Reaktion einzuschreiten, haben wir in Berlin nicht bloß ein Recht, sondern eine Pflicht. Aber trotzdem könnte man sagen, die Wellenschläge der Berliner Bewegung sind hinausgetragen in die Provinz, da ist es zur Hetze gekommen, zum „pommerschen Bürgerkrieg“, haben die fortschrittlichen Blätter gesagt. Gerade sie haben durch ihre Übertreibung das meiste gethan, um die Unruhen in der Provinz epidemisch zu machen, wie denn überhaupt die Inschutznahme der jüdischen Ausschreitungen von seiten der Fortschrittspartei das Übelste ist, was bei dieser heißen Angelegenheit zum Unheil unsres Vaterlandes geschehen kann. Wenn die Herren von links mit demselben Freimut, mit dem sie vermeintliche Fehler auf unsrer Seite, auf seiten der Regierung tadeln, auch die Sünden und Vergehungen auf dem Gebiete des modernen Judentums tadeln würden, nicht etwa fanatisch, wie wir es auch nicht thun, sondern in der besonnenen, klaren Weise patriotischer Männer, so würden sie sich um diese Bewegung, die nicht aus der Welt zu schaffen ist, das allergrößte Verdienst erwerben. Erinnern Sie sich doch, wie die Unruhen, die in Pommern so üble Folgen hatten, in den Provinzen begannen. Ich brauche nicht erst zu erklären, daß ich die Ausschreitungen von Herzen bedaure und verabscheue. (Lachen links.) Sie müssen es begreifen, daß solche Gewaltthätigkeiten niemand mehr Kummer verursachen, als uns, als denen, die in dieser antijüdischen Bewegung stehen. (Sehr richtig! links.) Der Presse von links dagegen war das eine gefundene Speise, sie konnte ja nun sagen: Da sieht man, was aus dem Antisemitismus wird. Uns war die Sache aufs äußerste unangenehm; aber wir sind daran gewiß unschuldig. Wenigstens wo ich hingekommen bin und über die Judenfrage geredet habe, ist es überall ruhig geblieben. Auch bin ich der Meinung, daß die offene Besprechung dieser brennenden Frage das einzige Ventil ist, wodurch etwa explosive Dämpfe entweichen können. Ja, Sie wollen alles unter Ihr Messer nehmen, alles, was im Himmel und auf Erden ist, nur die lieben Juden sollen nicht angefochten werden. (Große Heiterkeit.) Mit welchem Rechte verlangen Sie das in unserm 19. Jahrhundert? Haben Sie Furcht davor? Die Juden mit ihrer Presse haben sich Jahrzehnte um uns bekümmert und uns auf den Seziertisch gelegt; wir haben Jahrzehnte lang stille gehalten und gedacht:

es wird vorübergehen. Endlich sagen wir: nun wollen wir uns auch um sie bekümmern und untersuchen, wie es bei ihnen bestellt ist, aber sofort schreit die ganze Gegenseite, als ob das der schlimmste Akt von Intoleranz und Fanatismus wäre. Nein, Sie werden es keinem Menschen begreiflich machen, daß darin irgend eine Gerechtigkeit liegt. Um darauf zurückzukommen, die Sache begann, wenn ich einen historischen Rückblick werfen soll, in Neustettin mit dem Brand der Synagoge. Sie erinnern sich, als damals dieser Brand die Welt mit seinem Geschrei erfüllte, wartete man nicht die Untersuchung ab, sondern ohne zu wissen, wie die Verhältnisse liegen, schob man ihn den Christen in Neustettin in die Schuhe, schob ihn Dr. Henrici, der dort gewesen war, ja Treitschke und mir in die Schuhe in der allerinfamsten Weise. Ich habe hier eine Korrespondenz, die damals durch viele Zeitungen hindurchging, in der es heißt: „Am Sonntag sprach Dr. Henrici in Neustettin über die Judenfrage in seiner bekannten Manier; in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag ist die Synagoge von Neustettin mit all ihrem Inventar durch ein von ruchloser Hand angelegtes Feuer vollständig eingeäschert worden. Wie werden sich die Treitschke=Ruppel=Stöcker=de Groussiliers=Förster und Genossen freuen ob des glänzenden Resultats ihrer christlich=germanischen Bemühungen! Natürlich nicht offiziell, dazu fehlt der Mut; aber im stillen Kämmerlein ein Gott gefälliges Gebet. (Pfui! rechts.) Daß die Bewegung gegen die Juden endlich in Fluß gekommen ist, das wird wohl erlaubt sein. Zu welchen Konsequenzen die sinn= und zügellose Hetze führen mußte, das war wohl jedem denkenden Menschen klar.“ Sehen Sie, das sind die Feuerbrände, welche in die Provinzen hinausgegangen sind und dort aus Funken eine Flamme gemacht haben. Die schlimmen Dinge wurden geradezu in der liberalen Presse inszeniert, indem sie angekündigt wurden, auch wo keine Spur davon verlautet hatte. Es stand damals — der „Reichsbote“ bringt diese Notiz am 14. Dezember 1881 — in der „Stralsunder Zeitung“ folgende Korrespondenz aus Berlin: „Wie gerüchtweise hier (in Berlin) verlautet, soll am gestrigen Abend seitens des hiesigen Polizeipräsidiums den Ladeninhabern einzelner Stadtteile als ratsam bedeutet worden sein, ihre Geschäfte frühzeitig zu schließen, da nach gewissen Informationen, welche der Behörde zugegangen, von seiten der Antisemiten ein Putsch in Aussicht genommen sei. Die Wahrscheinlichkeit dafür, daß in der That ein solches Ansinnen bestehe, glaubte die Behörde in dem Umstande finden zu sollen, daß das Militär in den jüngsten Tagen aus Berlin ausgerückt ist und daß sich demgemäß die Antisemiten mit der Hoffnung tragen, unter solchen Umständen ihre That leichter ins Werk setzen zu können.“ Natürlich war daran kein Wort wahr. Aber ähnliche Nachrichten, daß, wenn das Militär aus den pommerschen Städten heraus wäre, der Unfug beginnen würde, ist in vielen Zeitungen zu lesen gewesen. Nun frage ich Sie, liegt da nicht der Grund zu Ausschreitungen? Sie können sich gar nicht wundern, daß Tumulte vorkommen, wenn in solcher Weise gehetzt wird. (Sehr

wahr! rechts.) Freilich bleibt ja die Frage immer noch übrig: wenn Funken fliegen, warum brennt's? Die Funken gegen die Junker und Pfaffen fliegen, und es brennt nicht. Die Funken in Neustettin fliegen, und es brennt. Warum? Weil Zündstoff da ist, weil schamlose Dinge, Wucher und Übervorteilung sich dort verbunden hatten mit einer schamlosen Lokalpresse, um den Christen das Blut in alle Poren zu treiben. Es sind eben in Neustettin dieselben Verhältnisse wie hier in Berlin, nur daß dort niemand war, der die ausbrechende Volkswut zügelte, während wir hier in Berlin im stande sind, in unsern geordneten, besonnenen Versammlungen die Geister in Ruhe zu halten. (Sehr wahr! rechts; lebhafter Widerspruch links.) Ich kann nicht umhin, einige Geschichten aus Neustettin, welche zur Erläuterung der Sache dienen und sorgfältig geprüft sind, der Erwägung des Hauses vorzulegen. (Unruhe links, Ruf links: Zur Sache!) Ich werde aus den verschiedenen Gebieten der Ausplünderung nur drei Geschichten wählen, aber sie sind nicht vereinzelt, sie sind typisch für die ganze Sache. (Unruhe links.) Der jüdische Kaufmann David Lesser veranlaßte einen zufällig im Laden anwesenden Bauer, auf einen soeben perfekt gewordenen Wechsel über 50 Thaler, angeblich nur als Zeuge, da das Geschäft abgeschlossen sei, seinen Namen zu schreiben. Der Bauer ließ sich überreden, als aber der ursprüngliche Acceptant nicht zahlte, verwandelte sich der Zeuge in den Bürgen und die Wechselsumme wurde, nachdem sich die 50 Thaler in der Zeit von drei Jahren auf 350 Thaler aufgesummt hatten (hört, hört! rechts), eingeklagt und mußte von dem Schwiegervater des Bauern unter bittern Schmerzen gezahlt werden. Das ist so ein gewöhnliches Wuchergeschäft mit Wechseln! — Ich bringe auch eine Parzellierungssache (Unruhe links). Sie wollen das nicht, aber wenn wir der Judenhetze angeklagt werden, so liegt es im Interesse des Landes, daß dergleichen Dinge richtig gestellt werden. (Sehr wahr! rechts.) Die Gebrüder Orbach hatten einem Bauer eine Vollmacht zur Parzellierung seines Grundstücks, das zwischen 8 bis 10 000 Thaler wert war, abgeschwatzt. Das Grundstück war nur mit 12 000 Mark Hypotheken belastet. Der arme Bauer, zu besserer Erkenntnis gelangt, um die Vollmacht rückgängig zu machen, zahlte 500 Thaler. Als er wieder in Geldverlegenheit gekommen war, wandte er sich an einen Leopold Lehmann. Er erhielt 300 Mark und mußte dafür schreiben 355 Mark auf drei Monate. Er wandte sich später an David Lesser um 410 Mark und mußte dafür schreiben 544 Mark auf drei Monate. Zuletzt konnte er seinen Hof doch nicht halten. Er mußte schließlich dem gedachten Lesser das Grundstück für 21 000 Mark verkaufen. Das, was er nach allen diesen brillanten Geschäften herausbekam, war die Summe von 14 Thlr. 14 Sgr. (Hört! hört! rechts.) Ich habe hier die Berechnung in der Urkunde vor mir. Um ganz sicher zu gehen, sagt der schlaue Lesser: „Sollte sich bei der Berechnung ein Fehler herausgestellt haben, so bin ich bereit, das zu viel berechnete Geld zurückzuzahlen“ und deckt sich damit gegen alle Eventualitäten. — Nun noch eine kurze

Geschichte von dem Lehmann. Derselbe ließ sich für gezahlte 13 Thaler einen Wechsel von 15 Thaler ausstellen, welcher alle drei Monate gegen Zahlung von 2 Thalern prolongiert wurde. Als der Schuldner bereits 24 Thaler gezahlt hatte, klagte Lehmann auf die ganze Wechselschuld, mit der Angabe, er mache mit dem Schuldner erst seit einem Jahre Geschäfte, die Behauptung des Schuldners sei unwahr. Hierüber zum Eid aufgefordert, wovor er sich diesmal fürchtete, da Gegenzeugen vorhanden waren, hielt er es für das Beste, auf seinen Anteil zu verzichten, schenkte dem Kläger die 15 Thaler und verließ das Lokal. Das war der Zündstoff in Neustettin. Aus Pollnow, dem andern Orte, wo es zu ernsten Reibungen gekommen ist, liegt eine Geschichte vor, die noch weit ärger ist; es ist die Geschichte des bekannten Rohr. Ein Bauerhofsbesitzer, jetzt Arbeiter Neuenfeld in Rotzog, war einem Kaufmann J. in Pollnow einen Betrag von 195 Mark schuldig. Der Jude Rohr erbietet sich, dem N. diesen Betrag auf Wechsel, drei Monate Ziel, mit 24 Mark Zinsen zu geben. Darauf ging Neuenfeld ein. Der Wechsel wurde wiederholt erneuert, die Zinsen wurden zugeschrieben und die Summe wuchs bei zweimaliger Prolongation auf 290 Mark an. Neuenfeld wollte bauen und brauchte Geld. Rohr versprach solches gegen Eintragung auf Hypothek; Neuenfeld ließ 900 Mark für Rohr auf sein Grundstück eintragen und erhielt außer dem schuldigen Wechsel über 290 Mark noch 53 Mark bar; weitere Valutazahlungen erfolgten nicht. Darauf machte Neuenfeld eine Hypothekenanleihe von 2000 Mark bei der Kreissparkasse. Nachdem die Eintragung erfolgt war, meldete sich Rohr als berechtigt zur Empfangnahme des Geldes und erhielt die Summe. Er zahlte dann von den 2000 Mark für Neuenfeld 750 Mark an eine Frau M., 450 Mark an den Kaufmann J. und meinte, der Rest sei verrechnet, so daß er mit N. ausgeglichen sei. Gleichwohl verklagte Rohr den N. aus einem ihm von letzterem gegebenen Gefälligkeitsaccept und ließ auf Grund des vollstreckbaren Urteils seinen Bauernhof zwangsweise verkaufen und ihn nebst seiner Frau und acht Kindern einige Tage vor dem Weihnachtsfeste bei strengem Frostwetter exmittieren. (Hört, hört! rechts.) Frau Neuenfeld hat noch angegeben, daß Rohr im Bewußtsein seiner Schuld zu ihr gekommen sei und sie habe bewegen wollen, von dieser Geschichte nicht weiter zu reden. Nun, wenn solche grauenvolle Dinge vorliegen, so verlange ich von politischen Männern, daß sie von der antijüdischen Bewegung niemals reden, ohne diese furchtbare Schuld der Juden an der Verarmung unsers Bauernstandes hervorzuheben. Und nicht bloß auf den Bauernstand, ebenso auf den Handwerkerstand, auf den kleinen Beamtenstand erstreckt sich dies wucherische Treiben. Wenn Sie das verschweigen, vergehen Sie sich gegen die objektiven Thatsachen. Nun sind aber nicht bloß die pommerschen und westpreußischen Tumulte auf unsre Rechnung geschrieben, nein, Sie haben sich nicht gescheut, in Ihrer Presse, in öffentlichen Versammlungen uns für die russischen Krawalle verantwortlich zu machen. (Heiterkeit rechts.) Und

wir waren doch nicht einmal in Rußland: nur der Herr Virchow machte eine Reise im Kaukasus. (Heiterkeit.) Ich muß darüber noch ein Wort sagen, weil man von jener Seite sich nicht gescheut hat, die Dinge in Rußland dazu aufzubauschen, um die Ehre unsres deutschen Vaterlandes herunterzuziehen und ihm den guten Ruf der Toleranz, in dem es verdientermaßen steht, zu nehmen. Es heißt in einem Aufruf, unter welchem viele Namen von Abgeordneten der Fortschrittspartei stehen: „Die Barbarei des Mittelalters lebt wieder auf, und das Fortschreiten der Humanität steht in Frage. Grauenvoll beleuchtet diese Katastrophe die ungeahnte Tragweite eines verhängnisvollen Treibens. — Wir fragen nicht, wer den aufgegangenen Samen ausgestreut habe, wir untersuchen nicht, wie Wahnwitz und Nichtswürdigkeit sich in die Schuld teilen." Hier fürchtet man sich noch, geradeheraus mit der Sprache zu gehen. (Ruf links: O nein!) Die Herren in Lübeck, die gleichfalls eine Sammlung für russische Wucherjuden angestellt haben, sagen es dagegen offen heraus, daß der auch in unserm Vaterlande geschürte Klassen- und Rassenhaß unstreitig sehr viel zu jenen russischen Greueln beigetragen habe. In kühner Diktion wagen sie zu behaupten, die Not der russischen Juden sei unverschuldet, und die ganze Bewegung geschehe nur unter dem Deckmantel der Religion. Ich kann nicht umhin, Ihnen dazu das Geständnis eines russischen Judenblattes, dessen Citat in der „Kölnischen Zeitung" stand, also ganz gewiß für Sie von unverdächtiger Seite kommt, anzuführen. Das Blatt schreibt: „Unsre Geldgier, Unersättlichkeit, Unverschämtheit, Verschlagenheit, unsre sklavische, einfältige Nachahmungssucht, es dem russischen Adel gleichzuthun, unser Wucher- und Schacherwesen bringen das Volk gegen uns auf, erregen den Haß des Kaufmannes und die Verachtung des Adels. Es gibt allerdings auch achtbare Leute unter uns, aber sie verschwinden in der Masse derjenigen, welche Tag und Nacht nur an ihren Gewinn denken und kein andres Interesse im Leben haben." Hier haben Sie die interessante Thatsache, daß russische Juden erklären: wir fühlen uns tief schuldig; daß deusche Idealisten sagen, nein, das ist nicht wahr, ihr seid unschuldig, die Sache kommt aus Berlin. Meine Herren vom Fortschritt, Sie sind wirklich jüdischer als die Juden. (Heiterkeit rechts.) Wenn Sie nun wenigstens damit zufrieden wären, uns schuldig zu machen, so möchte das gehen; aber Sie haben in Ihren Blättern Ihr Vaterland herabgesetzt. Der „Deutsche Patriot" ist mannigfach auf jener Seite mit Achselzucken genannt; nun, das „Deutsche Reichsblatt", sein Konkurrent, hat Sachen gemacht, um die wir Sie nicht beneiden. Das liebe „Deutsche Reichsblatt" schrieb einmal und zwar in bezug auf die russischen Juden: „Das Land, das wir in früheren Zeiten über die Achsel ansahen, das wir seiner Pfaffenherrschaft wegen bemitleideten, nämlich Spanien, hat uns an Toleranz überflügelt." Man glaubte nämlich damals noch, daß Spanien seine Thore geöffnet habe, um die russischen Auswanderer bei sich aufzunehmen, was natürlich nicht

richtig war. Sie hatten kein Recht, uns für die Hetze in Rußland verantwortlich zu machen. Wir aber hatten ein gutes Recht, von unserm Vaterlande Schmach abzuwehren und werden in der Abwehr bleiben. Man hat mir ja vorgeworfen, ich hätte in dieser Bewegung unklare Ziele aufgestellt. Niemand wisse, wo die Bewegung hinauswolle. Wenn der Vorwurf begründet wäre, so läge darin ein schwerer Vorwurf. Eine Volksagitation muß wissen, worauf sie lossteuert. Aber ich meine wirklich, in der Judenfrage fehlen uns die klaren Ziele nicht. Man hat es mir freilich von der rechten Seite zum Vorwurf gemacht, daß ich die Emanzipation, wie sie sei, bestehen lassen wolle, darin soll eine Unklarheit liegen. Das thue ich in der That, ich thue es zur Zeit noch, weil ich glaube, daß es für den Moment unmöglich ist, eine weitergehende Bewegung gegen die Emanzipation der Juden mit Erfolg ins Leben zu rufen. Nicht als ob ich prinzipiell die Emanzipation als etwas Gutes anerkenne. Ich glaube, daß die Emanzipation in dem Sinne, wie sie der moderne Geist auffaßt, verhängnisvoll ist für die Christen wie für die Juden. Gerade durch sie kommen wir dahin, daß die Juden, wenn sie, mit den Mitteln der Gegenwart ausgerüstet, mit ihrem zersetzenden Geist die Fundamente der Völker benagen, unter denen sie leben, sie sich selber eine Grube graben. Nicht bloß um uns, sondern ebenso um Israel, das unter den Völkern lebt, zu schützen, ist es für alle Nationen die Pflicht, trotz der bestehenden Emanzipation dem zersetzenden, unterwühlenden Wesen des Judentums ein Ende zu machen. In diesem Sinne und mit diesen Zielen stehe ich in der Bewegung. Ich bin in dieser Sache so mild, daß, wenn hier in Berlin der Ruf ertönte: „Kauft bei keinem Juden", ich mich dieser Parole widersetzt habe. Ich halte als absolute Prinzipien ebenso diese Parole wie die Abschaffung der Emanzipation nicht für richtig. Es gibt rechtschaffene, bescheidene Juden. Warum soll bei denen ein Christ nicht kaufen? Das glaube ich allerdings, daß Christen die Pflicht haben, so viel wie möglich ihre Geschäftsverbindungen bei Christen zu suchen. Wenn in der Geldmacht die eigentliche Kraft des Judentums liegt, so ist es nötig, daß wir uns von dem Aberglauben frei machen, „es sei alles beim Juden besser und billiger." Aber die allgemeine Losung: „Kauft bei keinem Juden" habe ich hier in Berlin im öffentlichen Leben noch immer bekämpft. Allerdings müssen wir fordern, daß auch die Juden ihre Rücksichtslosigkeit aufgeben; sonst wird es schwer, jenen milden Standpunkt festzuhalten. Denn darüber täusche sich niemand, durch unser Volk geht das Gefühl, daß, nachdem vom Regierungstisch endlich der klare Entschluß ausgesprochen ist, wir wollen die christliche Staatsidee, die sittlichen Fundamente des christlichen Volkslebens wieder herstellen, wir wollen in unserm öffentlichen Leben das praktische Christentum geltend machen — daß dazu eine Beschränkung des jüdischen Einflusses und zwar auf allen Gebieten absolut notwendig ist. Wir

werden christliches Volksleben, christliche Staatsidee nicht haben können, solange das Judentum im öffentlichen Leben mit seinen reichen Geldmitteln die gegenwärtige Rolle spielt. Dagegen die Schutzmittel zu suchen, ist die hervorragende Bedeutung unsrer Bewegung. Zunächst liegt meines Erachtens ein Irrtum darin, daß man Emanzipation und thatsächliche Gleichstellung miteinander verwechselt. Die staatsbürgerliche Berechtigung befähigt nicht zugleich zu allen Ämtern; wenn wir ein Zurückdrängen der Juden in der Justiz und im Schulleben fordern, so wollen wir damit die Emanzipation nicht vernichten, die staatsbürgerlichen Rechte nicht verwerfen, wir wollen damit nur konstatieren, daß da, wo das Judentum als solches nicht segensreich wirken kann, oder wo es, im Übermaß vorhanden, das öffentliche Vertrauen zerstört, die Regierung suchen muß, seine Macht einzuschränken. Ich persönlich glaube — und ich spreche ja in dieser ganzen Sache natürlich in meinem Namen —, daß das Judentum aus unsern christlichen Volksschulen da, wo nicht die Simultanität eine absolute Notwendigkeit ist, hinaus muß, weil Juden christliche Kinder nicht erziehen und christliche Kinder mit jüdischen gemeinsam nicht recht erzogen werden können. Ich halte auch in dem höheren Schulwesen die größte Vorsicht für geboten, jüdische Lehrer an Stellen zu setzen, wo sie der erziehlichen Aufgabe der Schule nicht genügen. Auch im Universitätsleben wird die Verwaltung sich fragen müssen, ob nicht das allzustarke Eindringen der Juden in die hohen akademischen Berufsarten unsre deutsche Bildung gefährdet. Ich weiß ja, daß einzelne Juden Hervorragendes leisten, aber eine Überschwemmung mit jüdischem Geiste in den Wissenschaften kann der nationalen Entwickelung nicht förderlich sein. Hier im Schulwesen ist ein Punkt, wo Hilfe eintreten muß. Ich wünsche, daß dies auf dem Wege der Verwaltung geschieht. Wollen Sie das nicht, halten Sie das für eine Umgehung der Verfassung, so bieten wir Ihnen auch zu einer gesetzlichen Regelung die Hand. (Lachen links.) Ganz dasselbe gilt auf dem Gebiete des Justizwesens. Wir haben kurze Zeit nach den Debatten über die Judenfrage im Jahre 1880 erlebt, daß ein evangelischer Pfarrer, weil er den christlichen Eid schwören wollte, von einem jüdischen Richter in erster Instanz verurteilt ist, daß der Jude ihn zwingen wollte, nochmals zu schwören, weil er christlich geschworen hatte. Ist damit nicht der Beweis geliefert, daß es absolut nötig ist, zu dieser Frage Stellung zu nehmen? Wir deutschen Christen könnten in die unwürdigste Stellung geraten, wenn wir auf dem Wege wie bisher weiter gingen. Man denkt hierbei gewöhnlich nur an die jüdischen Richter, ich denke dabei ebenso an die freie Advokatur und halte es um kein Haar besser, wenn die Juden in das Richteramt eindringen, als wenn die jüdische Advokatur mit ihrer Konkurrenz einen ganzen Stand überzieht. Es ist besonders unerträglich, wenn in kleinen Orten Richter und Advokaten zugleich Juden sind, so daß es gar nicht möglich ist, z. B. in Vormund-

schafts- und Testamentssachen, wo doch das sittlich religiöse Moment zur Geltung kommt, einen Rechtskundigen zu finden, mit dem man sich vertraulich beraten kann. Das liegt uns am Herzen und im Gewissen. Wenn wir vor solchen Gefahren warnen, dann dürfen Sie uns nicht sagen, daß wir hetzen. Das thun wir nicht, wir wollen nur die Not von unserm Volksleben abwenden. Hier liegt ein Gegenstand vor, dessen Regelung auf dem Wege der Verwaltung oder mit den Mitteln der Gesetzgebung erfolgen muß. Ich stehe auf dem erstern Standpunkt, stellen Sie sich meinetwegen auf den zweiten, aber nehmen Sie überhaupt Stellung dazu. — Um die Juden im öffentlichen Leben, in der Presse, bei den Wahlen zu der Stellung zurückzuführen, die ihnen zukommt, ist die fortgesetzte Agitation das berechtigte Mittel. Es bleibt uns nichts andres übrig; die Bewegung wird unabänderlich so lange ihren Fortgang nehmen, bis unser Volksleben von dem Überwuchern jüdischen Einflusses befreit ist. — Auf dem wirtschaftlichen Gebiet liegt die Wurzel für die momentanen Übelstände; die Geldmacht der Juden ist ihre Macht. Ich habe mich gleichwohl oft genug gegen Ausnahmegesetze auf diesem Gebiete ausgesprochen. Wenn die wirtschaftlichen Reformen mit den sozialen Neuerungen, welche heute noch im Schoße der Regierung liegen, aber in der nächsten Zukunft mit Gottes Hilfe zur Vollendung kommen werden, erst zur Durchführung gelangt sind, dann wird den jüdischen Ausschreitungen auf wirtschaftlichem Gebiete von vornherein ein Damm entgegengesetzt sein. Man merkt schon jetzt in Pommern und überall, daß, seitdem das Wuchergesetz eingeführt ist, das schnöde Wuchertum, von dem ich Ihnen einige Beispiele vorgelegt habe, aufhört; — der beste Beweis, daß durch Gesetze im Wirtschaftsleben viel zu erreichen ist. Bringen wir es dazu, dem Handwerk und der Industrie, die beide unter der Geldmacht und Konkurrenz des Judentums leiden, eine korporative Gestalt zu geben, will die Regierung, wie wir mit Befriedigung vernehmen, den Ausschreitungen der Börse, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine Krisis über die ganze Welt herbeiführen, energisch entgegentreten, dann wird, wenn auch nicht der ganze Schaden beseitigt, so doch manches Unheil abgewandt werden. Alles in allem darf ich sagen, daß wir in unsrer Bewegung Maß und Ziel halten (Lachen links) und daß wir wissen, was wir wollen. Wir freuen uns besonders, daß über die deutsche Jugend jetzt ein neuer Geist gekommen ist. Wenn wir versuchen, sie für die nationale Bewegung zu gewinnen, seien Sie gewiß, wir warnen sie, daß nicht Haß statt Liebe, nicht Fanatismus statt Begeisterung die hoffnungsreiche Bewegung störe. Wir stehen im Kampf, das ist wahr, helfen Sie durch Ihre Presse, durch Ihre persönliche Mitwirkung, daß der Kampf ohne Gewaltthat verlaufe, daß Ausschreitungen, wie wir sie gehabt haben, nicht wieder vorkommen. Wir wünschen keine Unruhen, verbieten Sie Ihrer Presse die falschen Signale, damit die unnötige Aufregung unterbleibe. (Bravo! rechts. Zischen links.)

Die tumultuarischen Vorgänge in Neustettin.

Rede, gehalten zur Interpellation des Abgeordneten Zelle in der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 14. März 1884.
(Nach dem stenographischen Bericht.)

I.

Abgeordneter Stöcker: Eine Interpellation hat im parlamentarischen Leben eine so große Bedeutung, eine so hervorragende Stellung, daß man sich, wenn man eine solche stellt, es ernstlich überlegen sollte, ob der Gegenstand, den sie betrifft, sich auch zu solch einer Verhandlung eignet. Nach der Motivierung der Interpellation, die wir von dem Abgeordneten Zelle gehört haben, nach der Antwort des Herrn Ministers wird das ganze Haus zu der Überzeugung gekommen sein, daß der heutige Gegenstand in der unaufgeklärten Form, in welcher er uns jetzt noch vorliegt, in der übertriebenen Form, wie er durch die Presse gegangen ist, sich nicht zum Gegenstand einer Interpellation eignet, und daß die Interpellation viel besser eine Provokation genannt werden dürfte. (Sehr richtig! rechts.) Ich bin auch sehr zweifelhaft, ob, wenn die Geschichte in Neustettin nicht an jüdischen Mitbürgern geschehen wäre, von drüben eine solche Interpellation gestellt sein würde. Es wird mir schwer, einen Grund zu finden, warum der Abgeordnete Zelle diese Sache hier in den Landtag geworfen hat; und ich kann mir schließlich nur einen Grund denken: es ist der, daß, nachdem im Reichstag die sehr verunglückte Ovation für den verstorbenen Lasker stattgefunden hat, nun hier eine glückliche Agitation in Szene gesetzt werden soll, die nun aber auch total mißglückt ist, und ich vermute, Herr Zelle wird sich jetzt schon klar machen, daß er im Interesse seiner Partei vor den Augen des Landes besser gethan haben würde, diese Interpellation zu unterlassen. Wir haben ja erst vor kurzer Zeit die Sammelaufrufe durch das Land tönen hören, die Sammelbüchse zur Wahl herumgehen sehen. Vielleicht sollten die Dinge im Landtag und Reichstag dazu dienen, die Kasse ein klein wenig zu füllen. Denn merkwürdig ist es doch in dem Moment, wo eine große liberale Aktion beginnt, die unter dem Titel „deutsch“ und „freisinnig“ in die Welt geht.

Ich kann auch meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß, während sonst der Fortschritt nicht zu den Parteien gehört, die der Regierung ihr Vertrauen schenken, er bei dieser Gelegenheit und immer, sowie es sich um Verhältnisse handelt, welche die Juden betreffen, sofort in der Presse, in Versammlungen und auch hier Zuflucht zur Regierung und zum Staatsanwalt nimmt. (Sehr gut! rechts.)

Ich gehe dazu über, die Thatsachen, welche in Neustettin geschehen sind, zu beleuchten.

Der Herr Minister hat bereits auf die frevelhafte Art hingewiesen, wie in der Presse von links Vorgänge, die ja verwerflich sind, aber doch in keiner Weise diese blutigen Züge tragen, welche ihnen angedichtet sind, beständig übertrieben werden. Ich möchte nur auf eins aufmerksam machen, nämlich wie man den in dem Prozeß viel genannten Heidemann benutzt hat, um eine Stimmung hervorzurufen, die in keiner Weise den Thatsachen entspricht. Es hieß in der ersten Berichterstattung: „Der hilflose Greis Heidemann wurde niedergeschlagen (Lachen rechts), blieb für tot liegen.“ Der bekannte Berichterstatter brachte diesen Satz in die Öffentlichkeit und durch die ganze liberale Presse ging diese Kunde. Einen Tag darauf — mir liegt gerade hier eine Nummer der Konitzer Zeitung vor — da ist der Mann bloß noch ohnmächtig. Nachdem die Thatsachen untersucht sind, ist dem Mann kein Haar gekrümmt. Diese Art, durch eine nichtswürdige Presse im Lande die Gemüter aufzuregen, verdient den allerschärfsten Tadel; und ich bin dem Herrn Zelle sehr dankbar, daß er uns Gelegenheit gegeben hat, in dieser Weise das Treiben einer vaterlandslosen, Deutschland vor dem Inlande und Auslande beschimpfenden Presse zu kennzeichnen. (Sehr gut! Bravo! rechts.)

Das, was der Herr Minister uns gesagt hat, läßt darauf schließen, daß die erste Provokation von Juden ausgegangen ist. Ich wage natürlich kein definitives Urteil zu fällen, ehe nicht der Prozeß die Thatsachen konstatiert hat; die überwiegende Wahrscheinlichkeit ist nach allem, was man hört, die, daß nicht von den christlichen Bewohnern von Neustettin, sondern von jüdischen der erste Anfang gemacht ist.

Mich überrascht das gar nicht; bei den Unruhen, die wir seit drei, vier Jahren erlebt haben, ist es sehr häufig so gewesen. Ich erinnere an die Berliner Vorgänge: hier war der, der zuerst schlug, ein Jude. (Ruf links: Henrici.)

Henrici hat nie geschlagen, das hat der Kantorowicz gethan; ich bitte, sich die Thatsachen zu vergegenwärtigen. Bei den vorigen Unruhen in Argenau waren es Juden, welche singende Landwehrleute mit Gewaltthat bedrohten. Es sollte mich deshalb in keiner Weise wundern, wenn die gerichtliche Untersuchung auch hier wieder das konstatierte.

Ich frage: ist das nicht geradezu ein Verhängnis, das über diesen ganzen Dingen liegt, daß vielfach die Juden durch ihr Verhalten — ich erinnere an die furchtbare Wucherei, welche gerade in Neustettin geherrscht hat — die Leute bis aufs Blut quälen und in dem Moment des Konflikts zur Gewaltthat greifen? Nachher macht dann eine Partei hier im Hause sich zum Sprecher in solchen Dingen; da stellt man es hin, als wäre der Jude das unschuldige Lamm und der Christ wäre der Wolf, der das Lamm überfällt.

Gewiß, solche Akte der Volksjustiz sind aufs äußerste zu beklagen; ich will sie nicht entschuldigen, aber ich will an das erinnern, was ich vor zwei Jahren hier ausgeführt habe. Ich habe da unwidersprochen schauerliche Wuchergeschichten aus Neustettin und Pollnow erzählt, Details

von haarsträubender Gewalt, wogegen weder hier im Parlament noch in der Presse, wo man es doch sonst mit Widerlegungen und Unwahrheiten leicht nimmt, auch nicht ein einziges Wort gesagt ist. Ich habe damals einen Fall angeführt, in den auch die heute genannten Juden in Neustettin verwickelt sind, daß ein in seinem Geist beschränkter Bauersmann durch Lügen veranlaßt wurde, einen Wechsel über 50 Thaler zu unterschreiben, daß ihm dann noch 25 Thaler aufgedrungen wurden und zuletzt sein Schwiegervater nach 13 Monaten diesen Wechsel mit einer Summe von 350 Thalern auslösen mußte. (Hört, hört! rechts.) Das macht nicht mehr als 337 Prozent in 13 Monaten. (Hört, hört!)

Meine Herren, ich könnte Ihnen eine ganze Menge absolut beglaubigter Geschichten erzählen, wo mit 50 Prozent, mit 100 Prozent, mit mehr als 100 Prozent die Leute ausgewuchert wurden. Herr Zelle, ich muß Sie bitten, daß Sie künftig Ihre Interpellation mehr nach dieser Seite hin richten, nach der Seite des jüdischen Wuchers, nach der Seite der jüdischen Presse, um unser Land von diesen Schäden zu reinigen, die in einer Epoche der sozialen Bewegung, der religiösen Erneuerung nur dazu dienen können, den berechtigten, tiefsten Widerwillen bei allen rechtlich und rechtschaffen denkenden Menschen hervorzurufen. (Sehr wahr! rechts.)

Wenn man diese Dinge immer von neuem erfährt, so ist man in der That versucht, frühere Zeiten zurückzuwünschen, wo, als in einigen westfälischen Landkreisen der Wucher überhand nahm, eine Kabinettsordre unsres in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm III. schnell und kurz folgendes verordnete:

> Ein Jude kann einen Hof nur kaufen, wenn er ihn mit jüdischem Gesinde bewirtschaftet, und seine Forderungen gelten nur dann, wenn die Barzahlung vor Gericht geleistet ist.

Das nenne ich eine prompte Justiz. (Lachen links.)

Ja gewiß, das wäre auch heute sehr nützlich, und viele deutsche Mitbürger würden glücklich sein, wenn wir in ähnlicher Weise noch heute mit Leuten verführen, welche den Volkswohlstand zerstören.

Nun muß man doch sagen, wenn die Presse von links bei dieser Gelegenheit der allbekannten Thatsachen des Wuchers nicht erwähnt, sondern viel eher durchblicken läßt, daß die Verwaltungsbeamten nicht richtig gehandelt hätten — der Herr Abgeordnete Zelle hat ja diesen Punkt mit vollem Recht vermieden und ich habe es von ihm auch nicht anders erwartet —, so muß doch das im ganzen Lande die allerschlimmsten Gedanken erwecken. Man spricht immer davon, die Justiz soll nicht in den Verdacht der Parteilichkeit gebracht werden. Ich stimme dem zu und enthalte mich deshalb auch, hier auf den Gang des Konitzer Prozesses irgendwie einzugehen. Ich will nur bemerken, daß die Leitung des Prozesses dazu beigetragen hat, vielfache Mißstimmung in Neustettin hervorzurufen. Aber die Autorität der Verwaltungsbehörden darf uns nicht niedriger stehen, als die der Rechtsprechung. Ich halte es für ebenso schlimm, die Unparteilichkeit der Verwaltung ohne Grund zu verdächtigen,

wie die der Richter. Und nun lesen Sie einmal die Zeitungen; Sie werden überall, wenn auch nicht klar ausgesprochen, doch durchblickend den Gedanken finden, daß die Behörden ihre Pflicht nicht gethan haben. Das ist so eine Seite dieser Presse von links. Ich will, weil wir heut gerade auf die Sünden der jüdischen Presse zu sprechen kommen, noch für wenige Minuten um Ihr Gehör bitten, um diese Presse auch nach einer andern Seite zu beleuchten. Der Fall von Tisza-Eßlar ist ähnlich wie der in Neustettin. Erinnern Sie sich, was damals die jüdische Presse gethan hat. Ehe der Prozeß entschieden war, konnte Ungarn nicht schlecht genug gemacht werden, es war ein Abgrund von Nichtswürdigkeiten. Als die Freisprechung erfolgte, kamen die wildesten Angriffe auf Ungarn, natürlich auch auf den deutschen Kampf gegen das Judentum. Als aber in Neustettin die Angelegenheit zu einer Verurteilung geführt hatte, da hat sich die Berliner Presse von links — ich nenne den Börsenkurier — nicht entblödet, die Geschworenen, die in Köslin gesprochen hatten, zu verdächtigen. Es hieß:

> „Geschworene, meist pommersche Gutsbesitzer von einer durch antisemitische Agitation durchwühlten Gegend haben das Urteil gefällt."

Und mit einem Male steht Ungarn, das die Juden freigesprochen hat, groß da.

> „In Ungarn", heißt es, „wo in dem Tendenzprozesse von Tisza-Eßlar die Angeklagten freigesprochen sind, und wo man in bezug auf den hier vorliegenden Fall durch keine Rücksicht gebunden ist, wird man den Kösliner Prozeß freier und mit freierem Herzen beurteilen können, als bei uns. Für uns ist keine Kritik des Urteilsspruchs erlaubt. Der Rest ist Schweigen!"

Da gilt Ungarn mit einem Male als das erleuchtete Land. Genau so haben wir es bei den beiden Urteilen über Neustettin erlebt. Als das erste Urteil verurteilend gefällt ist: Skandal in der Presse! Jetzt, wo das Urteil freisprechend lautet, ein Triumph über die Sache und eine Belobigung der dabei Verhandelnden. Wohin soll das führen, wenn in der Presse das Urteil über Recht und Unrecht danach gefällt wird, ob Juden dabei beteiligt sind.

Noch schlimmer ist es, wenn dann nach solchen Aktionen der jüdischen Presse sich ein Urteil breit macht, wie es im vorigen Jahre durch die ganze Presse hindurchging. Unmittelbar nach dem Fall von Tisza-Eßlar wurde gesagt:

> die Christen müssen von den Juden geistig erzogen werden, damit wenigstens ein Teil der christlichen Bevölkerung auf diejenige Stufe gelangt, auf welcher die Juden schon jetzt stehen. (Heiterkeit.)

Das verträgt ein christliches Volk nicht; und wenn eine solche Anmaßung sich immer und immer wieder in der Presse, besonders in der religiösen Presse des Judentums breit macht, dann wundern Sie sich nicht, daß solche Überhebung solche Ausschreitungen zur Folge hat. So-

lange dieser Übermut dauert, wird die Abwehr nicht verschwinden. Wir haben noch über mehr zu klagen als über das. Ich erinnere an einen neulichen Artikel des Berliner Tageblatts, wo unsre Armee, das Instrument der deutschen Größe, der deutschen Siege und der deutschen Einheit ausschließlich und allein als die Ursache unsrer sozialen Notstände angeklagt wurde. Ich erinnere an einen Artikel der Berliner Zeitung vom vorigen Jahre, wo gerade in jenem Moment, als uns ein europäischer Krieg drohte, auf den gesunden kalten Wasserstrahl, der nach Paris ging, dieses Blatt Partei nahm für den Feind.

Es hieß damals:

> Ist es denn nicht genug, daß Deutschland dem Nachbarn diesen Schmerz bereitet hat, soll man ihm auch noch die Klage verbieten, die Sehnsucht ausrotten aus seinem Herzen? Das ist unnatürlich und barbarisch. Wären die Franzosen klüger, sie hätten — zum Schaden Deutschlands — Garibaldis Wort beherzigt: „Die Revanche führt man immer im Herzen, aber nie auf den Lippen, man denkt stets an sie, ohne von ihr zu sprechen."

Meine Herren, in dieser Weise mit dem Feinde zu liebäugeln und die deutsche Armee zu verklagen in völlig ungerechtfertigter Weise, das grenzt in der That an inneren Landesverrat. Solange solche Stimmen in der jüdischen Presse laut werden, da nehmen Sie es uns nicht übel, wenn wir zu allen den Ursachen, die uns in den Kampf gegen das Judentum hineingetrieben haben, auch das Gefühl für das deutsche Vaterland und für die deutsche Größe rechnen. Wir haben vor vierzehn Jahren unsre Einheit und Unabhängigkeit verteidigt, es ist ja natürlich, daß, nachdem Deutschland seine Größe errungen hat, es sich fragt: was fange ich an, auch in meinen innern Angelegenheiten Ruhe und Frieden zu schaffen. Die Stimmen, die ich Ihnen aus der jüdischen Presse vorgelesen habe, müssen Ihnen beweisen, daß, wenn wir gegen das Judentum diesen innern Streit aufnehmen, wir nichts thun, als wozu wir vor unserm Vaterlande und vor unserm Gewissen berechtigt sind. Und wenn der Herr Abgeordnete Zelle wiederum angespielt hat auf die neuerlichen Versuche, die in Westfalen zur Anregung der Judenfrage gemacht werden, so möge er mit seinen Freunden darauf dringen, daß die Nichtswürdigkeiten in der jüdischen Presse, daß solche Verleumdungen und Lügen über vaterländische Dinge aufhören, dann werden wir als ehrliche Männer Politik treiben können; bis dahin aber gilt gegen ein solches Treiben der Demoralisation unser ernster Kampf, nicht aus Mutwillen, sondern im Interesse des Vaterlandes. (Bravo! rechts, Zischen links.)

II.

Abgeordneter Stöcker: Meine Herren, von den beiden Rednern von links ist mir gesagt, ich sei in der Lage, mich verteidigen zu müssen. Ich glaube nicht, daß meine Rede auf irgend einen im Hause den Ein-

druck der Verteidigung gemacht hat, sondern vielmehr den des Angriffs. Ich würde dem Abgeordneten Hänel ausführlicher antworten, wenn ich irgend die Überzeugung hätte, daß er den unartikulierten Zwischenruf, für den er zur Ordnung gerufen ist, irgendwie bereute oder bedauerte. Da das nicht der Fall ist, und er bei seiner Rede in demselben Ton fortgefahren ist, so will ich ihn nur daran erinnern, daß von Männern seiner Partei die Berliner Bewegung so charakterisiert worden ist, daß sie mit bestraften Subjekten in eine bedenkliche Parallele gerückt wurde, daß Herr Loewe von bezahlten Subjekten und einer vaterlandslosen Räubergesellschaft sprach. Herr Abgeordneter Hänel, Sie eignen sich nicht zum Moralprofessor (Heiterkeit); wenn Sie aber Kollegien über Moral lesen wollten, so hätten Sie an den Abgeordneten jüdischen Glaubens, welche auf Ihrer Seite sitzen, ein wundervolles Feld für eine solche Thätigkeit. Herr Loewe ist aufgefordert worden, die bezahlten Subjekte zu nennen, er hat es weder hier noch in der Öffentlichkeit gethan.*) Wenn man die Kamele in seiner eignen Partei — ich spreche natürlich nicht von Personen — so verschluckt, Herr Abgeordneter Hänel, dann steht es einem sehr schlecht, mit einem Pathos, das vor ganz Europa soll die Mücken der Gegenpartei seihen; und was Sie über Sittlichkeit gesagt haben, kann ich nur in Ihre eigne Brust zurückwerfen. Ich kann ganz ruhig sein; ich weiß, daß das Land mich verstehen wird, aus Ihrem Pathos mache ich mir gar nichts.

Ich gehe nun zu Herrn Munckel über. Herr Munckel hat die Neustettiner Thatsachen auf meine Autorität zurückgeführt. Sehr mit Unrecht! Ich habe beständig die Gewaltthätigkeit bekämpft, vor Gewaltthätigkeiten gewarnt. Hier in Berlin ist nie etwas auf unsrer Seite vorgekommen; ich glaube auch, wenn in Hinterpommern eine antijüdische Bewegung wäre wie in Berlin, so würden Ausschreitungen auch dort nicht vorkommen. Wenn die Herren ihr Interesse verständen, so würden sie mich bitten, nach Hinterpommern zu reisen und die Gemüter zu beruhigen, was mir vielleicht trotz allen Kampfes gelingen würde.

Wenn Herr Munckel dieser Bewegung gegenüber gesagt hat, es sei kein Unterschied zwischen Wort und That, so muß ich sagen, das ist ein bedauerlicher Mangel an Logik. Mir macht Herr Munckel meine Worte zu Thaten. Aber wenn ich hier schamlose, vaterlandsverräterische Äußerungen einer Presse, die durch ganz Deutschland geht, citiere, so schiebt er das von sich weg. Da sind Worte und Thaten ganz etwas andres, da werden die Worte verteidigt. Ich kann Ihnen allen nur zurufen: es ist wahr, was ich behauptet habe, daß die Herren vom Fortschritt jedes Schlechte, jede Sünde, jeden den Juden anhängenden Verdacht

---

*) Später hat Herr Loewe lächerlicherweise drei Namen genannt, darunter einen, der in den Kreisen der Berliner Bewegung gänzlich unbekannt war, und zwei andre, die mit der Stadtverordnetenwahl, um die es sich handelte, nichts zu thun hatten und, ehe sie sich der Berliner Bewegung anschlossen, thatsächliche Beweise ihrer Gesinnung gegeben hatten.

übergehen, niemals tadeln, dagegen auf der andern Seite die kleinsten Dinge zu Freveln erheben. Wenn Herr Munckel sagt: hier und da mögen Wuchereien vorgekommen, hier und da in der Presse manches gefehlt sein —, ja wenn man Interpellationen über bestimmte Dinge stellt, dann handelt es sich nicht mehr um hier und da, sondern da heißt es hier: hic Rhodus! hic salta! Herr Munckel sollte uns doch seine Meinung sagen über die schamlosen Äußerungen der jüdischen Presse, die ich angeführt habe. Wir spielen nicht mit diesen Dingen; was wir thun, thun wir zum Schutz der guten Sitten und des Vaterlandes. (Lachen links, Bravo! rechts.) Wir wollen nicht, daß ein fremder Stamm, der unter uns ist, durch Lug und Trug unser Volk verdirbt (Bravo! rechts), vom monarchischen Boden verdrängt und um das nationale Glück betrügt. Darum kämpfen wir gegen Sie, und in diesem Kampfe können Sie von uns noch viel lernen.

Es ist dann gesagt: von den Beteiligten ist niemand des Wuchers beschuldigt gewesen. Ich würde, wenn nicht die Verhandlung diesen zugespitzten persönlichen Charakter bekommen hätte, das gewiß nicht erwähnt haben; ich will aber jetzt, weil Herr Munkel gesagt hat, ich sollte meine seelsorgerischen Bemühungen den christlichen Zeugen zuwenden, die Juden brauchten es nicht, eins erwähnen, was, glaube ich, die Sache von Neustettin vor dem ganzen Volke in einer seltsamen Weise beleuchtet.

Meine Herren, im Jahre 1882 waren von den drei Vorstehern der Neustettiner Synagoge zwei bestrafte Subjekte, der eine wegen Betrugs bestraft mit sechs Monaten Gefängnis, 200 Thalern und ein Jahr Ehrverlust, der andre mit 1000 Mark. Nun, Herr Munckel, Sie sagen, die Juden brauchen es nicht. Ich gebe Ihnen diese Thatsachen, damit Sie sich künftig vor solchen Äußerungen hüten! Das ist der tiefe Unterschied zwischen den Juden und uns, daß bei uns solche Dinge gar nicht möglich sind, daß solche Persönlichkeiten von Christen nimmermehr in die Repräsentationen religiöser Körperschaften gewählt sein könnten. Die Schlußfolgerungen davon auf den Synagogenbrand überlasse ich Ihnen und dem Lande. Solche Beleidigungen, wie Sie sie in einer Verblendung, die ans Unglaubliche grenzt, vorbringen, verbitte ich mir. Sie haben genug mit den Juden zu thun in Ihrer eignen Mitte. (Bravo! rechts.)

Anhang zum zweiten Teil.

Brief vor der Reichstagswahl 1881.

In der Nummer 50 der „Deutschen Reform“ vom 23. Juni d. J. lese ich die Behauptung, daß ich in der Bewegung gegen die jüdische Übermacht bis dato keine klaren Ziele aufgestellt habe. Da diese Meinung mir auch sonst entgegengetreten ist und ich den größten Wert darauf lege, daß die anti-jüdische Bewegung nicht bloß Aufregung schaffe, sondern klare und erreichbare Ziele habe, so möchte ich daran erinnern, daß ich schon in der ersten Rede, welche ich über diesen Gegenstand in einer Versammlung der christlich-sozialen Partei gehalten habe, eine organische wirtschaftliche Gesetzgebung für das einzig durchgreifende Mittel erklärte, um dem jüdischen Kapital den nötigen Zaum anzulegen. Daneben forderte ich: „Wiedereinführung der konfessionellen Statistik, damit das Mißverhältnis zwischen jüdischem Vermögen und christlicher Arbeit festgestellt werden könne; Einschränkung der Anstellung jüdischer Richter auf die Verhältniszahl der Bevölkerung; Entfernung der jüdischen Lehrer aus unsern Volksschulen; zu dem allen Kräftigung des christlich-germanischen Geistes.“ So hatte ich bereits am 19. September 1879 mein Programm, wie ich glaube, mit völliger Klarheit formuliert. Seitdem hat die Parole: „Aufhebung der Emanzipation und Ausnahmegesetze!“ die Frage nur verwirrt. Ich halte die Emanzipation für einen schweren und unbegreiflichen Fehler und möchte den Ausnahmezustand beseitigt sehen, in welchem sich die jüdische Bevölkerung Deutschlands befindet, indem sie ihre politische Gleichberechtigung durch eine soziale Ausnahmestellung zu einer faktischen Mehrberechtigung, an gewissen Orten zu einer Art Herrschaft, und zwar der schlimmsten, der Geldherrschaft, gestaltet. Nur kann ich mich nicht überzeugen, daß Ausnahmegesetze wirksame Mittel gegen diesen Ausnahmezustand bilden und daß die Aufhebung der Emanzipation unter den heutigen Verhältnissen durchführbar ist. Ich meine, daß wir durch den Gang der jetzt begonnenen sozialen Reformpolitik, wenn dieselbe durchgeführt wird, die Möglichkeit gewinnen, die jüdische Übermacht im Erwerbsleben zu brechen. Korporative Gestaltungen des Handwerks und der Großindustrie werden den Kredit von dem Druck

des Kapitals, den Handel von der zügellosen Konkurrenz, das Handwerk von der Ausbeutung des Magazinunwesens befreien; Änderung des Aktiengesetzes, Börsensteuer, Wuchergesetze, Einschränkung der Wanderlager und Verbot des Hausierhandels — gegen die Wucherer in ländlichen Bezirken die wirksamste Maßregel! — treffen, ohne Ausnahmegesetze zu sein, zu 9/10 die Juden und schädigen sie in ihrem empfindlichsten und stärksten Punkte, der rücksichtslosen Gewinnung der Geldmacht. — Gegen das jüdische Übergewicht in Presse und Litteratur, im kommunalen und politischen Leben müssen sich christliche Deutsche selbst schützen. Niemand zwingt sie, Juden zu wählen und jüdische Blätter zu lesen; thun sie es dennoch, so beweisen sie damit einen Mangel an nationalem und christlichem Gefühl. Gerade hier gilt es am meisten: hilf dir selbst! — An zwei Stellen ist allerdings eine Regelung dringend geboten, das Eindringen der Juden in den Lehrberuf und in die Justiz bedarf energischer Abweisung. Jüdische Lehrer können christliche Kinder nicht erziehen, jüdische Richter sollten christlichen Deutschen keinen Eid abnehmen dürfen. Aber ich meine, daß diesen Übelständen auf dem Wege der Schul- und Justizverwaltung begegnet werden kann. Uns erscheint dieser Weg noch immer als der einfachste. Der Verfassung widerspricht er nicht; denn in der politischen Gleichberechtigung unsrer Mitbürger liegt nicht ihre Berechtigung, christliche Schüler zu bilden, Christen Eide abzunehmen. Die Berechtigung kann immer nur so weit reichen, wie die objektive Befähigung, und an dieser fehlt es den jüdischen Mitbürgern sowohl für die Erziehung christlicher Deutschen als auch für die Verwaltung obrigkeitlicher Stellungen. Wenn aber die Gegner der antijüdischen Bewegung in diesen Forderungen eine Verletzung oder Umgehung der Verfassungsbestimmungen erblicken, so bleibt nichts übrig, als daß jene beiden Punkte gesetzlich geregelt werden. Nur würde ich solche Gesetze nicht Ausnahmegesetze nennen, sondern Normativgesetze gegen Ausnahmezustände.

Soll die christliche Staatsidee, welche in so begeisternder Weise von der Regierung in die sozialpolitische Reform als Losungswort hineingerufen ist, zur Wahrheit werden, so muß in der That das jüdische Übergewicht an manchen Stellen unsers Volkslebens definitiv gebrochen werden. Das Notwendigste dazu bleibt immer das Aufwachen eines vom lebendigen Christentum durchdrungenen nationalen Geistes. Wie weit wir davon noch entfernt sind, zeigen deutlich die Aufrufe, welche gegenwärtig von Deutschen zum Besten der russischen Juden veröffentlicht werden. Es ist durch die öffentliche Meinung Rußlands und durch die offiziellen Urteile russischer Beamten konstatiert, daß die Ursache der Verfolgung in dem Treiben der Juden selbst liegt. Trotzdem beklagen wir jene Ausschreitungen und ihre Opfer. Mag man in christlicher Barmherzigkeit sich der Verfolgten annehmen; das ist edel und entspricht den Forderungen des Evangeliums. Aber es ist unverantwortlich, daß deutsche Männer zur Unterstützung der russischen Juden auffordern und dabei die deutschen Bestrebungen gegen die Übermacht des Judentums

verleumden. Sie sollten nicht vergessen, daß durch jüdische Wucherer unzählige deutsche Bürger und Bauern von Haus und Hof getrieben sind. Was haben die Unterzeichner der Aufrufe dagegen gethan? Russischen Juden helfen, christliche Deutsche nicht nur ohne Hilfe lassen, sondern die Hilfe, wenn sie versucht wird, verdächtigen und beschimpfen: das ist unedel, undeutsch, unchristlich. Das deutsche Volk wird aber daran von neuem erkennen, wo seine Freunde, wo seine Verderber sind.

Dritte Abteilung.

Vorträge religiöser, politischer und sozialer Natur in deutschen Städten.



Der religiöse Geist in Volk und Heer während des französischen Krieges.

Vortrag im Evangelischen Vereinshause zu Berlin (1876).

Von je her war der Genius des germanischen Stammes mit der Religion innig vertraut. In seinem tiefen Gemütsleben wurzelt die Freude an der Betrachtung der überirdischen und unsichtbaren Dinge, und in dem starken persönlichen Gewissen die Fähigkeit zu hoher sittlicher Kraft. Diesem glücklichen Boden entsproß in grauer Vorzeit, mit wunderbarer Schönheit geziert, die wilde Rose nordischer Mythologie, erblühte später, als der in stiller Waldeinsamkeit hochgewachsene Stock mit dem Reis aus Davids Stamm veredelt wurde, in tausend Blüten die Rose Jesse. Wenn die alten Germanen im Geheimnis heiliger Haine ihre Götter ohne Bild verehrten, weil kein Gleichnis ihrer Vorstellung von der Gottheit genügte; wenn in ihren Götterkämpfen Balder der Gute vom bösen Feind getötet ward, aber seinen Tag der Auferstehung feierte; wenn in der tiefsinnigen Mähr von Ragnarokr, der Götterdämmerung, die ganze Glaubenswelt zusammenbrechen mußte, um einer neuen Zeit Raum zu schaffen, in welcher die Gerechtigkeit geoffenbart wird: so tragen alle diese Anschauungen Spuren einer innern unbewußten Vorbereitung der Germanen für das Christentum. Hat ein großer Kirchenvater allen Heiden eine von Natur auf das Christentum angelegte Seele zugeschrieben, so muß dies in einem besondern Sinne von unsern Vätern gelten.

In der That, so findet sie die Geschichte der Kirche. Nahm Rom das Evangelium an, wie ein müder Greis, der für seine Kämpfe, Sünden und Irrtümer Frieden sucht: der deutsche Stamm ergriff es nach kurzem, trotzigen Sträuben wie ein begeisterter Jüngling und legte seine ganze Seele, seine höchsten Ideale hinein. Seine Innerlichkeit fand in dem geoffenbarten Gottessohne das unmittelbare Verhältnis zu dem lebendigen Allvater; seine Mannentreue folgte mit Begeisterung dem göttlichen Helden, der kämpfend, leidend, sterbend die Feinde der Menschheit zwang; seine Wahrhaftigkeit wurde von der tiefsinnigen Wahrheit des Evangeliums ergriffen, und der ungestüme Freiheitsdrang lernte gern vor dem Bilde des Gekreuzigten, daß nur der, welchen Christus frei macht, recht frei ist. Der Heliand, dies in der Litteratur aller Völker einzige Epos, ist der Beweis, wie innig das deutsche Volkstum sich mit dem Christentum durchdrang. Hineingeworfen als eine treibende Gottes=

kraft in die Werdelust der großen germanischen Völkerfamilie, hat hier das Evangelium in Wort und Lied, in Kunst und Wissenschaft eine Geistesarbeit geweckt, die in den Büchern der Geschichte unvergleichlich ist. Auch die Politik gestaltete sich nach christlichen Ideen; das römische Kaisertum deutscher Nation hat nur seinen Namen von Cäsar geliehen, im innersten Wesen wollte es ein Gottesreich sein, gleichsam die äußere Seite des Königreichs Christi, das in dem römischen Bischof seinen Hohenpriester, in dem römischen Kaiser seinen irdischen Verwalter hatte. Viel Kampf ist durch diese umfassende Idee über unser Volk gekommen; aber weder vor den Kriegen der Erde, noch vor den Kämpfen des Geistes hat sich Deutschland je gefürchtet. Auch jene nahm es sehr ernsthaft, und Jahrhunderte hindurch ging das deutsche Heer mit einem: „Kyrie eleison" in die Schlacht. Diese religiös gefärbte Heldenhaftigkeit, diese kirchlich bewegte Ritterlichkeit hat dem ganzen Mittelalter seinen eigentümlichen Charakter aufgeprägt. Man thut dieser Zeit unrecht, wenn man sie, mit dem Maßstabe der Aufklärung gemessen, eine dunkle Epoche nennt. Es hat ihr in Wahrheit nie an göttlichen Lichtstrahlen gefehlt, obwohl manches in Finsternis lag. Die Tage der romanischen und gotischen Dome, der Kreuzzüge und Römerfahrten sind für das Reich Gottes keine geringen Tage gewesen; große christliche Dichter wechseln da mit großen Predigern ab; Berthold und Tauler, Suso und Ruysbroeck sind doch echte Ahnenbilder deutscher religiöser Vergangenheit; aus den mittelalterlichen Quellen des geistlichen Liedes, der gesunden Mystik, der „deutschen Theologie" ist der Strom der Reformation entsprungen. — Diese große religiöse Bewegung, die größte seit der Zeit der Apostel, ist geradezu die That des germanischen Stammes, und in Deutschland findet sie ihren mütterlichen Schoß. Nicht plötzlich, wie ein unerklärliches Wunder überfällt sie uns; in allen Jahrhunderten des Mittelalters stehen als Vorposten des künftigen Kampfes deutsche Reformatoren vor der Reformation, die ihr Losungswort mit mehr oder weniger evangelischer Klarheit ausrufen. Und als der Tag kam, an welchem die Parole klar und voll: Wittenberg lautete, da erhob sich, von dem Mut der Wahrheit angefeuert, von dem Worte Gottes begeistert, von der Herrlichkeit des zum zweitenmal auferstandenen Christus überwunden, das ganze Volk und warf das Joch der Knechtschaft von sich. Von da ab datiert die neue Zeit, für Deutschland nicht immer eine glückliche Zeit, oft zerrissen von Konfessionskämpfen und Religionskriegen, aber doch eine reiche Zeit, die dem wiedergewonnenen Evangelium in Gemüt und Geist, in Haus und Kirche, in Volksleben und Litteratur eine heimatliche Stätte bereitete. Freilich während der Zeit der Orthodoxie versteinerte das neue Leben zu starren Glaubensartikeln und unduldsamen Staatskirchen; aber hinein in den Kampf um Dogmen predigte noch immer Johann Arnd das „wahre Christentum", sang Paul Gerhardt seine gottinnigen Glaubenslieder. Der deutsche Geist fand an der bloßen Dogmatik kein Genüge für sein religiöses Bedürfnis; der wahre Odem des Pietismus schmolz

das Eis des unfruchtbar gewordenen Kirchentums und rief die ersten Blüten der innern und äußern Mission hervor. Dem kurzen Tage folgte der Nachtfrost der Freigeisterei; das religiöse Leben erfror; auch unsre große Litteratur litt unter dem Mangel eines lebendigen Christentums. Einen Augenblick schien es wirklich, als könne die Welt ohne das Evangelium leben. Napoleon war der dämonische Sohn dieses Augenblicks; er zertrat jedes nationale, auch das deutsche Leben mit seinem eisernen Fuße.

Unter dem Druck wuchs die Palme Gottes, aus der Nacht des Elends der kühne, fromme, protestantische Geist der Freiheitskriege. Ganz Deutschland ein Schlachtfeld; aber befruchtet von den Thränen unermeßlichen Jammers und von den Blutströmen, die aus dem Herzen kamen, aufgerissen von den Schwertern und Speeren eines heiligen Kampfes, wurde dies Schlachtfeld zu einem Ackerfelde des Reiches Gottes. Schleiermacher, Fichte und Arndt warfen das Wort, Arndt, Schenkendorf und Rückert das Lied in die offenen Furchen, und auf die Jahre der Trübsal und des Kampfes folgte ein Frühling des Geisteslebens, der Frömmigkeit wie der Theologie. Dieser Frühling hat seine Verheißungen nicht erfüllt. Wohl erntet die Kirche noch heute, was damals ausgesät ist; aber viele Blüten sind geknickt, viele Gebiete unsers Volkslebens sind kahle Stoppelfelder geblieben. Besonders schmerzlich und verhängnisvoll war es, daß die Wiedergeburt des akademischen Lebens, deren Anfänge in den burschenschaftlichen Bestrebungen, wenn auch noch unklar und unrein, unleugbar vorhanden waren, mit gewaltsamer Hand unterdrückt wurde. Schauen wir aus unsern Tagen, in welchen die Kreise der Gebildeten von dem Zentrum des Christentums so weit abgezogen sind, in jene glühende ideale Begeisterung der deutschen studierenden Jugend zurück, so beschleicht uns noch immer eine tiefe Wehmut. Ein Jünglingsbund, der „die christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft im Dienste des Vaterlands“ zu seinem Panier machte, der das Wartburgfest mit dem Lutherlied begann und mit dem Choral endete: Nun danket alle Gott, — ein solcher Bund konnte für das gebildete Deutschland eine Prophetenschule christlich-nationalen Geistes werden. Die Zersprengung desselben wirkte wie der Tod auf die Erneuerung unsres Universitätslebens. Wohl sangen sie beim Auseinandergehen:

„Das Haus mag zerfallen;
Was hat's denn für Not!
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott.“

Der Geist ist doch nicht lebendig geblieben, und die Burgruine ist nicht wieder aufgebaut. Eine argwöhnische Politik, eine unfreie Kirche, eine idealistische Philosophie, die in Materialismus umschlug, eine eindringende Naturwissenschaft, die nur zu oft Gott und den Geist leugnete: dies alles, verbunden mit einer unübersehbaren Entwickelung des Verkehrslebens, hat

dann während einer fünfzigjährigen Friedenszeit voll Erfindungen und Entdeckungen in unserm Volke eine Weltanschauung großgezogen, welche die besten Errungenschaften der deutschen Geschichte zu zerstören droht, den evangelischen Glauben und die protestantische Gewissenhaftigkeit. Es ist immer schwer, eine Zeit auf ihren religiösen Gehalt zu schätzen — zumal für die, welche mitten in dieser Zeit leben, — aber darin sind die Urteile von Freund und Feind einig, daß die Gegenwart eine glaubenslose Zeit ist, daß unser Geschlecht sich vom Idealen abwendet, daß in breiten Massen unsres nationalen Lebens die Gottentfremdung ebenso groß ist wie der Weltsinn. Schon triumphieren die Gegner des christlichen Geistes und bestellen für die Kirche, die sie tot sagen, das Begräbnis; teilnahmlos stehen die Indifferenten am Wege und werden höchstens durch das Wetterleuchten des Sozialismus einmal aus ihrem Geistesschlafe aufgeweckt; die gläubigen Christen aber, kleine Häuflein gegenüber der Menge des Unglaubens, schauen zum Teil hoffnungslos in das Chaos der deutschen Entwickelung und wagen kaum zu hoffen, daß die Stimme: es werde Licht! das Dunkel wieder durchdringen könne. Eben dieser Hoffnungslosigkeit möchte ich wehren; ich möchte an dem religiösen Geiste, der während des Krieges lebendig in unserm Volk und Heer pulsierte, klar beweisen, daß trotz der materialistischen und widerchristlichen Anschauungen, welche das Volk beherrschen, noch immer unter uns ein großer Aufschwung des christlichen Lebens möglich ist. Ist es wahr, daß vor fünf Jahren vom Kaiser bis zum gemeinen Soldaten, von dieser unsrer Residenz bis in das letzte Dorf die deutsche Nation im ganzen und großen wahrhaft religiös bewegt war, dann dürfen wir auch heute noch an der Hoffnung festhalten, daß der glaubenslose Materialismus eine Epidemie ist, die einem gesunden Christentum weichen muß, wenn ihre Zeit erfüllt ist. Hat wirklich das Christentum in den gewaltigen Tagen nationalen Kampfes mit seinen Schmerzen und Siegen das Volk zu Buße und Dank, das Heer zu Kampf und Tod gesammelt, hat es die Streitenden ermutigt, die Leidenden getröstet und überall den rechten Geist geweckt, die Bedürfnisse der Herzen befriedigt; hat nur das lebendige Christentum dies alles vermocht, dann ist es unzweifelhaft noch immer der Lebensbrunnen des deutschen Gemüts. Dann ist die christliche Weltanschauung nicht etwa der überwundene Standpunkt einer früheren Epoche, sondern noch immer der überwindende Standpunkt jeder großen Zeit, und nur die kleinen Menschen wie die kleinen Ereignisse können ihrer entbehren. So führt der religiöse Geist während des Krieges die Apologie des Christentums. — Anderseits, wenn unter dem Wehen des patriotischen Geistes der Zweifel verstummte und das Feuer der Weltlüsternheit erlosch, wenn unser Volk den Krieg nicht beginnen und nicht führen wollte ohne den Aufblick zu dem lebendigen Gott, wenn unsre Krieger nicht in den Kampf ziehen mochten ohne die Gewißheit der Sündenvergebung in Wort und Sakrament, wenn die Sterbenden ihre letzten Grüße in die Heimat mit der Hoffnung der Auferstehung

und des ewigen Lebens verbanden, wenn das Heer im ganzen und großen Bibel und Gesangbuch, Gebet und Fürbitte als seine besten Waffen im Kampfe ansah, dann ist unzweifelhaft das deutsche Gemüt noch nicht gottlos geworden, dann fühlt es noch immer den Hunger und Durst nach Gott, der in seiner Natur liegt. So führt der religiöse Geist während des Krieges die Apologie der deutschen Religiosität. Und ist dieser Geist nur während des Krieges selbst lebendig gewesen, hat er bisher keine sichtbare Frucht gebracht, scheint er mehr als vorher vielleicht im Verschwinden begriffen, so ist es freilich ein trauriges Zeichen von der Gewalt des Zeitgeistes, daß so schnell die Spuren der Gnade verwischt werden, und ein schmerzlicher Beweis von der Oberflächlichkeit des heutigen Sinnes, daß die Frömmigkeit nicht länger dauert als die Heimsuchung Gottes. Aber die Thatsache selbst bleibt unberührt, daß unser Volk in seiner Gesamtheit während des Krieges unter der Herrschaft des christlichen Geistes stand. Und hierauf eben kommt es an. Denn es kann meine Aufgabe nicht sein, den persönlichen Bekehrungen nachzuforschen und etwa geschehene Erweckungen zu konstatieren. Durch Erscheinungen der letzten Zeit in den englischen und amerikanischen Kirchen sind deutsche Herzen vielfach auf den Gedanken gekommen, die Entwickelung unsres religiösen Geistes möchte einen ähnlichen Gang nehmen wie dort. Aber in einer Volkskirche, wie wir sie haben, werden religiöse Bewegungen stets einen andern Charakter offenbaren als in der kirchen- und sektenreichen Welt unsrer angelsächsischen Brüder. Auch die Erscheinungen in der Zeit des Pietismus waren durchaus andrer Natur als die Revivals des Methodismus. Vielleicht könnte man das „Ringen und Regen am Ostseestrande“ aus den zwanziger und dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts noch am ehsten damit vergleichen. Aber wie klein blieb doch der Kreis dieser Bewegung, und wie bald verglühte die ganze Flamme! Die deutschen Erweckungen haben immer einen großen, welthistorischen Zug gehabt. Unsre Revivals heißen: Reformation, Pietismus, Freiheitskriege. Sie durchdringen organisch die ganze deutsche Geisteswelt und erregen nicht bloß das isolierte religiöse Gefühl einzelner Scharen, sondern den gesamten Volksgeist, den sie wie mit göttlicher, unsichtbarer Macht hoch über sein Niveau erheben. Und solange unsre Kirche wesentlich Volkskirche bleibt, wird dieser Charakter sich kaum ändern.

Unter diesen Gesichtspunkten dürfen wir unsre Geschichte eher mit derjenigen Israels zusammenhalten. Bekanntlich ist das deutsche Volk zuerst von Bunsen das Israel des neuen Bundes genannt, und nur zu oft hat die Thorheit dies Wort gemißbraucht. Besonders während des Krieges konnte man zuweilen den patriotischen Eifer aus Unverstand sagen hören, Deutschland, das Land der Gottesfurcht und frommen Sitte, sei Israel und habe gegen das welsche Kanaan seinen Streit zu führen. Eine solche vermessene Sprache findet auch in der Ungerechtigkeit der französischen Kriegserklärung, auch in der Berauschung der Schlachten

und Siege keine Entschuldigung. Sehen wir auf den gegenwärtigen religiösen Zustand Deutschlands im allgemeinen, so müssen wir mit Schmerz bekennen, daß kaum in einer andern Nation die Kräfte des Unglaubens so mächtig sind; jedenfalls ist das deutsche Volk heute das unkirchlichste unter den Völkern der protestantischen Christenheit. Damit steht es nicht im Widerspruch, daß sich im einzelnen viel fromme Christen, religiös angeregte Gemeinden, kirchlich gesinnte Bevölkerungen ganzer Landstriche finden, daß die gläubige Theologie noch immer ihre vornehmste Stätte in den deutschen Universitäten und Pfarrhäusern hat. — Aber mit jenem Bunsenschen Wort soll ja nicht ein glänzender Zustand des religiösen Lebens, sondern eine Volksanlage gekennzeichnet werden; auch nicht Deutschland für sich, sondern der ganze germanische Stamm ist in die Gedanken desselben eingeschlossen. Das aber ist gewiß, daß die deutsche Volksseele ganz besonders auf das religiöse Element angewiesen ist und ohne dasselbe verkümmert. So hat denn auch das Christentum bei uns nicht bloß eine individuelle, sondern eine volksmäßige Entwickelung. Wie Deutschland die Wahlstatt der europäischen Kriege, war der deutsche Volksgeist die Stätte der großen Kämpfe in Theologie und Philosophie. So sind bei uns Erweckung und Abfall mehr universeller Natur. Und in dem Sinne dürfen wir uns allerdings mit Israel vergleichen, daß dort wie bei uns Zeiten religiöser Erweckung, und zwar für das ganze Volk, mit Perioden religiöser Ermattung, ja geradezu mit Epochen des Abfalls wechseln, in welchen nur wenige Fromme das heilige Feuer hinüberretten in die Tage neuer Erquickung. Hat Jehovah Zebaoth trotzdem sein Volk nicht verlassen noch verstoßen, sondern es mit göttlichem Erbarmen immer wieder gesucht, so dürfen auch wir den Glauben haben, daß es mit uns noch nicht aus ist. In diesem Lichte erscheint mir die Kriegszeit als eine Tröstung, vielleicht als eine Weissagung, daß Deutschland, wie es seinen Krieg unter dem starken Eindruck des göttlichen Geistes geführt hat, so auch seine Friedenszeiten im Herrn wieder führen wird.

Jedermann erinnert sich an den Augenblick, als der Krieg erklärt wurde. Der Sturm brach unerwartet los. Wie ein Blitz aus blauem Himmel leuchtete der Riesenkampf zweier Nationen vor uns auf; aber wie immer im Ungewitter offenbarte sich der Herr. Durch jede deutsche Brust wehte der wundervolle Geist der Freiheitskriege, wie er uns von den Vätern geschildert ist: Entschlossenheit und Thatkraft, Königstreue und Vaterlandsliebe; ein Gottvertrauen ohne Wanken, eine Opferfreudigkeit ohnegleichen stempelten den Krieg, schon ehe er begann, zu einem Volkskriege deutscher Begeisterung. Dasselbe Feuer ergriff die alten wie die neuen Provinzen unsrer Monarchie; in Kassel und Flensburg wie in Berlin, in Hannover und Nassau wie in Königsberg glühte ein edler, patriotischer Zorn in Flammen deutschen Mutes auf, und mit dem Norden erhob sich auch der Süden in brüderlichem Patriotismus, um die angedrohte Schmach abzuwehren und Treue zu halten bis in den

Tod. Ganz Deutschland war in einem Moment einig geworden gegen den fremden Übermut. Das war vom Herrn geschehen und war ein Wunder vor unsern Augen. So fühlten wir alle; allen voran, vorbildlich für sein ganzes Volk, unser Kaiser. „Gott wird mit uns sein wie er mit unsern Vätern war," schloß er die Thronrede vor dem Reichstag; „Gott segne unsre Waffen," telegraphierte er an den König von Bayern; sein Aufruf zum Bettag enthielt die Worte: „Von Jugend auf habe ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hilfe alles gelegen ist. Auf ihn hoffe ich und fordere mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge mich vor Gott in Erkenntnis seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß meine Unterthanen und meine Landsleute es mit mir thun." Und auch dafür wollte er gebetet haben, „daß Gott uns Gnade gebe, auch gegen unsre Feinde uns als Christen zu verhalten". Mit der Verkündigung einer Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen „in fester Zuversicht auf Gott" ging der Vater seines Volkes zur Armee, und auf dem Bahnhof stand bei der Abreise des Königs mit großen Lettern der Segensgruß der Residenz, das schlichte Wort: Mit Gott! Es war wirklich der Grundton, der durch den ganzen Krieg hindurchklang. „Mit Gott wollen wir Thaten thun" (Psalm 60, 14), so lautete der Text der Reichstagspredigt am Sterbetag der Königin Luise; „mit Gott in den Rat, mit Gott in den Kampf," so klang die Predigt, in welcher auch das Bekenntnis nicht fehlte: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinen Knechten." Und auf der letzten Bank der Abgeordneten in der Domkirche saß auch General von Moltke, der Feldherr des beginnenden Kriegs. Dieser Gottesdienst war nur der erste von vielen; in allen Gemeinden wurden Kriegsbetstunden gehalten und fleißig besucht. In meiner Gemeinde, einem Dorfe der Provinz Sachsen, fehlten auch diejenigen nicht in diesen Betstunden, welche sonst die Kirche vermieden; auch Katholiken kamen, um mit uns gemeinsam zu beten. Hinter den Protestanten blieb das katholische Deutschland an Begeisterung nicht zurück; auch unter dem Feldgeschrei des Kulturkampfes sollen wir das nicht vergessen. „Ihr habt — predigte Erzbischof Melchers — das sichere und frohe Bewußtsein, zu kämpfen für eine gerechte Sache. Wohlan denn, ziehet aus mit Mut und Vertrauen auf Gott, bewahret stets und überall ein gutes Gewissen und erweiset euch als christliche Soldaten und gläubige Kinder der heiligen Kirche." — „Der König von Preußen — predigte Bischof Heinrich im Dom von Passau nach den ersten Schlachten — ist Protestant; aber er ist ein frommer, gottesfürchtiger, christlicher Fürst, der hoch betagt sein Leben für Deutschlands Ehre und Sicherheit einsetzt und nicht sich, sondern Gott die Ehre gibt. Er soll der Führer Deutschlands sein, Gott hat ihn dazu berufen. Unser liebes Vaterland gehört zu Deutschland, es soll und muß mit Deutschland auf das engste verbunden sein, und wenn hier unter meinen Zuhörern Väter, Mütter, Gattinnen und Kinder sind, deren Söhne, Gatten, Väter auf den blutigen Schlachtfeldern gefallen sind oder fallen werden, die sollen ihre Thränen

trocknen, denn der Preis, um den ihre Lieben das Leben opfern, ist ein hoher und würdiger; sie haben mit ihrem Blute Deutschlands Freiheit, Macht und Ehre erkauft." So rein und unbefangen wurde unter dem Eindruck des Patriotismus das katholische Gefühl, daß ein bayerischer Bischof dem protestantischen König Preußens den Ruhm der Frömmigkeit und der Christlichkeit öffentlich von der Kanzel zuerteilte. — Die Israeliten dachten nicht anders, auch sie ergriff der Strom religiöser Begeisterung. „Wir fühlen es, wir haben gesündigt, wie unsre Väter, — betete am Kriegsbettag der Rabbiner von Köln, — Reue durchzuckt jedes Herz. Wende dein Antlitz nicht von uns ab, wir müßten sonst vergehen. Dein Volk Israel und unsre deutschen Brüder alle, sie demütigen sich und liegen im Staube vor dir." Mit einem aus tiefster Seele gesprochenen Segen über Israel und Deutschland endete das ergreifende Gebet.

Freilich, wir dürfen es nicht verschweigen, um der Wahrheit willen, daß ein Berliner Blatt die Geistlichen, welche in dem Kriege ein Gericht Gottes ankündigten, mit einer Kugel vor den Kopf bedrohte, und daß eine Kirchenzeitung diesen Zorn „gerecht, wenn auch ungefüge und maßlos" nannte. Aber jene Zeitungsstimme war völlig isoliert, und die Kirchenzeitung gehörte einer Richtung an, welche offen erklärte, sie könne während des Krieges nichts Besseres thun, als ihre Versammlungen schließen. Und darin hat die Freigeisterei unleugbar recht, daß der furchtbaren Herrlichkeit des Krieges nichts andres entspricht, als die volle Majestät des Glaubens an den lebendigen Gott.

Von dieser Macht war das Volk ergriffen; ihr neigte sich voll Begeisterung die Armee. Ein Korpsgeist der Religiosität durchdrang alle Reihen. In vielen Garnisonen wurden vor dem Ausrücken Abendmahlsfeiern gehalten, bei denen kein Offizier, kein Unteroffizier, kein Gemeiner aus Absicht fehlte; auch hier in Berlin. Wie bei einer Konfirmation traten dann wohl die Offiziere zum Schluß an ihren Geistlichen heran und drückten ihm die Hand. Es ist traurig, berichten zu müssen, daß das vor und nach dem Krieg nicht ebenso war; aber es ist mein Thema, zu erzählen, daß es beim Ausbruch des Krieges und während des Krieges geschah. Spürbar wehte durch den Ernst dieser Rüsttage der Geist Gottes und verließ die Armee nicht, solange der Krieg dauerte. Mit demselben Recht,. wie man es sagen darf, daß das Heer vom Jahr 1870 heldenmütig und tapfer war, kann man behaupten, daß es ein religiös bewegtes, ein christliches Heer war, wodurch natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß manche mutlos, manche gottlos waren und blieben. Es gilt hier, den allgemeinen Geist zu kennzeichnen, und der war der Geist des Christentums. „Wenn ich — so schreibt Divisionspfarrer Lohmann vom Marsch an die Grenze — die freundlichen Grüße der Soldaten nach der Predigt beachte, ihre Geneigtheit, in der Privatunterhaltung auf ein religiöses Gespräch einzugehen, wenn die Offiziere in ihren Unterhaltungen gern auf den Inhalt der Predigt zurückkommen, wenn ich in die begeisterten Augen der Zuhörer sehe, so wage ich anzunehmen, daß ein

Teil, wenn auch nur ein geringer, der guten Gesinnung des Heeres auf die Wirksamkeit der Feldgeistlichen zurückzuführen ist.“ Ähnlich schreibt P. von Bodelschwingh vom Vormarsch auf Saarbrücken: „Es war ergreifend, wie sich die Truppen zu diesen Gottesdiensten drängten und wir so oft bis tief in die sinkende Nacht um den Trommelaltar versammelt waren.“ Es machte doch auf die Pfälzer einen großen Eindruck, wenn von einem einzigen Regiment über 2400 Mann zur Kommunion kamen, wenn von einem Bataillon kurz vor der Schlacht bei Weißenburg fast ohne Ausnahme alle evangelischen Männer, unter ihnen die drei Ärzte, das heilige Abendmahl empfingen, und wenn nachher erzählt wurde, gerade dies Bataillon habe sich bei dem Sturm auf die Höhe durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet. Im Kriege ist der Besuch der Gottesdienste fast immer freiwillig; um so wertvoller ist das einstimmige Zeugnis, daß die Geistlichen nicht genug Gottesdienste halten konnten, daß, wenn der Dienst es erlaubte, täglich gepredigt wurde und sich die Leute zur Predigt drängten. So lieb waren die Gottesdienste den Soldaten, daß ein Königsgrenadier an seine Mutter schrieb: „Ach, liebe Mutter, wie gern wollte ich einmal daheim in die Kirche gehen. Ach, jetzt lernt man beten. Wir haben dreimal Feldgottesdienst gehabt, aber das waren schöne Predigten. Ich wollte, ich könnte alle Tage eine Stunde in die Kirche gehen; aber da es nicht sein kann, bete ich für mich im stillen. Ach, liebe Mutter, haltet nur meinen Bruder Karl recht an, daß er fleißig in die Kirche geht; denn es ist gut, wenn man recht beten gelernt hat.“ Nur beiläufig sei bemerkt, daß der Brief schloß: „Ich sterbe gern, wenn ich kann für das Vaterland sterben.“ So köstlich dies ist, so natürlich ist es auch wieder.

Es gibt nichts Furchtbareres als den Krieg; auch die Tapferen fühlen bei dem Gedanken an die Schrecken des Schlachtfeldes, an die Qualen der Lazarette ihr Herz erzittern. Man will es uns Preußen im Auslande oft nicht glauben, wenn wir erklären, daß auch unserm Volke der Krieg Entsetzen und Grauen verursache; ich wenigstens habe es meist vergeblich versichert. Dennoch ist es so, und eben diese Schrecken des Krieges treiben wie mit Naturgewalt ein Gemüt, das nicht verwildert ist, in die Nähe Gottes, „der allein mächtig ist.“ Diese Wahrheit zu vergessen, ist ein Volk während langer Friedenszeiten leicht in Gefahr. Hingewandt zu den Arbeiten der Kunst und Wissenschaft, versenkt in Handel und Industrie, dem Genuß ergeben, kann es leicht denken, daß nur die Großmächte der Bildung und des Erwerbs, des Mammons und der Lust auf Erden regieren. Plötzlich erscheint kometengleich der Krieg, wirft all die Einbildungen eines selbstzufriedenen Zeitalters über den Haufen und erinnert wieder an die alte Erkenntnis des Königs David: Gott allein ist mächtig. Es ist demütigend für die christliche Menschheit, daß auch sie, wie die Luft durch ein Gewitter, hin und wieder durch den Krieg gereinigt werden muß. Aber es ist trotzdem wahr, daß die Tage des blutigen Streites für die Völker Tage des Segens sind. Die irdi-

schen Güter verlieren ihren Wert, die weichlichen Lüste reizen nicht mehr, das Leben wird freudig hingegeben an die Idee, und in dem Ringen auf Leben und Tod erwacht der Gedanke an die unsichtbaren und ewigen Kräfte des lebendigen Gottes. Wie mit einer inneren Notwendigkeit mahnt die Majestät des Krieges an die Majestät Gottes, mahnen die Entscheidungen des Sieges an den allgewaltigen Richter. Aus dieser Erhebung des Lebens fließt die höhere Sittlichkeit wie die kräftigere Religiosität.

In der That sind auch manche sittliche Züge des Krieges nicht ohne die Weihe der Religiosität. Vaterlandsliebe und Hingebung, Opfermut und Selbstverleugnung, wenn sie eine ganze Armee beherrschen, erklären sich nur aus dem christlichen Geiste. Jene Tugenden nun sind wirklich allgemein geübt worden. Von hundert Geschichten seien nur einige der schönsten angeführt.

In Schlesien meldet sich ein unverheirateter Reservist statt eines Familienvaters zum Regiment. Ein hessischer Bauersmann, der seinen ersten Sohn bei Wörth verloren hat, bringt den zweiten zum Oberst, damit er doch wieder einen bei der Armee habe. Ein sterbender Hauptmann läßt seinem Weibe vom Schlachtfelde sagen, wenn das Kind, das sie erwarte ein Sohn sei, solle er Soldat werden. „Hier kommt keiner durch,“ gelobt sich ein Regiment und hält das Gelübde unter den schwersten Opfern. Jede Truppe vollführt unweigerlich und freudig die schwierigsten Befehle; wetteifernd stürzt sich das Regiment in den Heldentod für König und Vaterland. Ständen die Thaten, wie sie aus dieser Gesinnung heraus mannigfach geschehen sind, im Livius oder im Herodot, man würde sie von Volk zu Volk erzählen, wie die Geschichten von Horatius Cocles oder Leonidas. Im deutschen Heere ist diese Hingebung gleichsam zum Dienst geworden; aber eine so unbedingte Pflichterfüllung hat etwas von Religiosität an sich und ist nicht zu erklären ohne die strenge Gewissenhaftigkeit des protestantischen Geistes. — Jedoch nicht mit Beispielen des Heldenmuts will ich den christlichen Sinn unsres Heeres beweisen. Patriotismus gehört freilich unter die christlichen Tugenden; aber er ist nicht das Christentum selbst, wozu ihn ein überspannter Nationalitätsbegriff zuweilen machen möchte. Christentum ist Glaube; festes Gottvertrauen, Gewißheit der Erlösung durch Christum, Heiligung in dem Geiste Gottes, sichere Hoffnung des ewigen Lebens. Fänden sich diese Züge nicht, so dürfte man nicht von einem christlichen Sinne der Armee reden. Aber es fehlte keine von den Äußerungen tiefsten christlichen Geistes; und eine religiöse Wärme durchdrang fast alle. So war es wirklich, und so möchte ich es schildern. — Daß in dem Heere Liebe zu Gottes Wort, Freude am geistlichen Liede, Glaube und Gebet herrschend waren, daß im Lazarett große Proben heiliger Geduld und in allen Phasen des Krieges schöne Beispiele der Feindesliebe gegeben sind, daraus möchte ich den Nachweis des Christentums führen.

Allein durch die britische Bibelgesellschaft sind im Verlauf des Krieges

gegen eine Million Bibeln, Neuer Testamente und einzelner Bücher der heiligen Schrift zur Hälfte verkauft, zur Hälfte verschenkt. „Es ist ohne Beispiel — schreibt Herr Prediger Davies, der Berliner Generalagent der Gesellschaft, der diese große Unternehmung leitete und sich damit den unvergänglichen Dank des deutschen Protestantismus verdiente — sowohl die enorme Verbreitung der heiligen Schrift, welche bewirkt wurde, als auch ohne Beispiel die Begierde, womit das Wort Gottes verlangt worden ist. Die Resultate in ihrer Fülle und alle die Einflüsse, mittelbare und unmittelbare, mit welchen sie verbunden sind, können nur dem Allwissenden bekannt sein, aber für uns sind schon Anzeichen vorhanden, welche beweisen, daß diese besondere Arbeit unter den deutschen Soldaten und französischen Gefangenen nicht nur eine der größten und wichtigsten, welche die Gesellschaft jemals unternommen, sondern auch eine von denjenigen ist, welche sich des reichsten Segens zu erfreuen gehabt hat.“ Bedenken wir, daß die Soldaten in ihrem Kirchenbuch, mit welchem sie in das Feld rücken, die Psalmen besitzen, und daß noch andre Gesellschaften mit der britischen gewetteifert haben, so ist jene Zahl der Bibelverbreitung doppelt und dreifach staunenswert. In der That war der Eifer, mit welchem das göttliche Wort angenommen wurde, ebenso groß wie der Eifer, der es verbreitete. Hören wir einen Kolporteur, wie er über seinen Handel bei den Württembergern berichtet: „Sie waren im Biwak nicht weit von Karlsruhe. Ich ging zu ihnen hinaus mit so vielen Testamenten, als ich tragen konnte, und verkaufte in wenigen Minuten jedes Exemplar. Ich eilte so schnell, als ich konnte, nach Hause, füllte meinen Tornister und meine Taschen und nahm außerdem noch ein großes Paket mit. Ich kam zu ihnen noch denselben Tag zurück, und wieder wurde ich, so schnell als ich verkaufen konnte, jedes Exemplar los. Die Soldaten kauften nicht nur, sondern halfen mir auch verkaufen. Eine Gruppe von Offizieren schickte nach mir, fragten mich, wer ich sei und was ich verkaufe. Als sie sahen, worin meine Bücher bestanden, kaufte jeder Offizier ein Exemplar für sich, und einer kaufte auch außerdem zwanzig Exemplare für seine Leute.“ Ein ähnlicher Auftritt fand in der Gegend von Kassel unter preußischen Truppen statt. Ein Knabe hatte für den Kolporteur ein Paket mit Testamenten zur Station getragen. Während er dort war, kam ein Zug mit Soldaten, und er dachte, er wolle es versuchen, zu verkaufen. Ein Hauptmann kam zu ihm und sagte: hier mein Sohn, komm zu meinen Leuten. Darauf sagte ein Offizier: es ist unnütz, sie werden sie wegwerfen; worauf jener antwortete: meine Leute werden die Bibel nie wegwerfen. Ein Unteroffizier trat vor und sagte: gib mir deine Bücher, ich will sie für dich verkaufen und dir das Geld geben.

Auf die Sachsen stieß ein andrer Kolporteur, wie sie in Marschordnung dastanden. Er hatte 150 Neue Testamente bei sich und verkaufte jedes einzelne so schnell, wie er das Geld dafür in Empfang nehmen konnte. Darauf lief er in seine Herberge zurück und holte

andre 150 Exemplare. Als er zurückkam, rückte das Bataillon schon aus. Die Leute hatten keine Zeit gehabt, ihre Tornister abzunehmen und das Buch einzustecken; sie hatten einfach einen Knopf an ihrer Uniform aufgemacht und marschierten mit ihrem Neuen Testamente auf der Brust. Die Offiziere gestatteten ihren Leuten während des Marsches zu kaufen, und der Kolporteur verkaufte wiederum seinen ganzen Vorrat. — Vor Paris trafen zwei andre Kolporteure die Sachsen wieder. „Unsre Arbeit — schreibt der eine — war sehr gesegnet; in all meiner Erfahrung habe ich nichts Ähnliches gesehen. Ein Mann kaufte fünf Exemplare für seine Freunde, welche zufällig nicht dort waren.“ Die beiden verkauften an einem Tage 600 Exemplare.

Die Mecklenburgischen Dragoner, welche bei Hamburg einquartiert waren, begrüßten den Bibelverkäufer mit wahrer Freude. In dem ersten Stalle fand er drei Leute und verkaufte drei Testamente. In jedem Stalle verkaufte er soviel Bibeln, als Leute da waren. Er sprach zu 90 Leuten und verkaufte ihnen 90 Exemplare. Die Leute, welche schliefen, wurden von ihren Kameraden geweckt und kauften sofort.

Aber sie haben das Wort Gottes nicht bloß gekauft, sie haben es auch gebraucht. Dieselben Kolporteure, welche beim Ausmarsch ihre Bibeln so schnell verkauften, fanden dieselben nachher auf dem Schlachtfeld und im Biwak, in den Ambulanzen und Lazaretten fleißig gebraucht. Aus allen Berichten der Feldprediger und Diakone erfahren wir von dem großen Segen, der in dem Gebrauch der Schrift unsern Soldaten aufging. Es kam vor, daß sie nach einem mühevollen Tage am Abend zuerst zur Bibel griffen und dann zum Feldkessel, um ihr Abendessen zu bereiten. — Bei Mars la Tour lag ein Brandenburger im schrecklichsten Kugelregen auf der Erde; rechts und links fielen seine Kameraden. „Da schlug ich — schreibt er — mein Neues Testament auf und fand hinten drin den 124. Ps., — der bekanntlich so endigt: Unsre Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. — O wie köstlich war mir jetzt das Wort Gottes. Als ich mein Testament wieder eingesteckt hatte, rief der Hauptmann: ‚Auf Kinder kommt! in Gottes Namen wollen wir noch einmal auf den Feind losgehen; mit Gott, für König und Vaterland!‘ Ich sprang auf und sagte: ja in Gottes Namen, ich gehe mit. Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, da bekam der Hauptmann einen Schuß durch den Kopf und fiel tot nieder.“ — Es war zwei Tage später bei Gravelotte, da lag ein sterbender Pommer, der sagte zu seinem Leutnant: „Was ich so bei mir habe, die Uhr mit der Schnur von meiner Marie Haar — sie hat's mir zum letzten Weihnachten geschenkt — und das kleine Testament, wo vorn mein Einsegnungsspruch drinsteht, das nehmen Sie an sich und geben Sie's ihnen zu Hause.“ Dem totwunden Mann war seine Bibel der letzte Gedanke und der größte Schatz. — In Paris saß ein Soldat gefangen, der schrieb nach Hause: „Mein neues Testament, das ich im Lager bei Knielingen gekauft habe, hat mir manchen Trost gegeben: das habe ich ganz durch-

gelesen. In einer solchen Lage sucht man seinen Heiland und Erlöser. Ich habe es freilich nicht verdient, daß mich der Herr so glücklich durchgebracht hat. Psalm 91," schreibt er dann ganz lakonisch dabei. — Es kam freilich auch vor, daß ein Unteroffizier im Lazarett dem Kolporteur, der ihm ein Neues Testament anbot, erwiderte: „das geben Sie man den Kranken ꝛc." Das ist freilich nicht christlich. Aber es sind in dieser Art nicht viel Klagen laut geworden. Was einst eine Breslauer Diakonissin nach Hause schrieb: Unsre lieben Preußen verlangen nach Gottes Wort; was einmal um Mitternacht ein Kolporteur erlebte, der aus dem Schlaf geweckt wurde, weil ein Soldat eine Bibel kaufen wollte; das war der herrschende Trieb. Zuweilen geschah es ja, daß das eben erstandene Neue Testament, wenn es recht schön gebunden war, mit dem nächsten Brief nach Hause, an Vater und Mutter geschickt wurde. Aber es bekundet keinen schlechten Sinn, wenn der Sohn im Felde für die Seinen kein besseres Geschenk weiß, als das Wort des lebendigen Gottes.

Fast noch mehr Bedeutung als die Bibel — ähnlich wie auf dem Lande das Gesangbuch — hat für unsre Soldaten das Kirchenbuch, eine Sammlung von guten Kernliedern und Gebeten, mit welchen die Psalmen zusammen gebunden sind. Die Leute von Fröschweiler haben den Inhalt wohl zu schätzen gewußt, als sie in den Tagen nach der Schlacht die Preußenbücher auflasen, die zu Tausenden auf dem Schlachtfelde lagen. Viele Jahre hindurch hatten sie aus einem schlechten Gesangbuch die verwässerten Lieder der Aufklärung singen müssen, nur erst wenige Wochen vor dem Kriege war ein gläubiges Gesangbuch wieder in die Gemeinde eingeführt. Da verglichen sie nun die alten kirchlichen Lieder: „O Haupt voll Blut und Wunden" oder „Wie soll ich dich empfangen" in dem preußischen Buch und in ihrem neuen miteinander, und als sie fanden, daß das zusammen stimmte, schlugen die Lieder der Väter so schnell Wurzel, daß, wie Pfarrer Klein sich ausdrückt, keine Macht der Erde sie mehr verdrängen konnte. In Wörth starb der Pfarrer, und Pfarrer Klein übernahm hier den Konfirmandenunterricht. Die Kinder sollten nun auch die Lieder nach den alten guten Texten lernen, die im Wörther Gesangbuch nicht zu finden waren. Da brachten sie ihm Schlachtfeldbücher, und wer's gesehen hätte, mit welchem Eifer, mit welcher Freude und Begeisterung die lieben Kinder diese Lieder lernten, der hätte sich gefreut. Und das war kein Strohfeuer. Es ist in Wörth eine merkwürdige, fast allgemeine Erweckung entstanden, bei welcher das Kriegsbuch mitgewirkt hat. Als ich einige Jahre darauf in Wörth ein militärisches Denkmal zu weihen hatte, stand ein altes Mütterchen dabei, die sagte ganz treuherzig zu mir in ihrem elsässischen Dialekt: wir wissen wohl, warum Gott die Deutschen hat gewinnen lassen. — Nun, von diesem Kriegsbuch will ich rühmen. Da lagen bei Wörth drei preußische Soldaten auf kühler Erde; noch am Tage nach der Schlacht lagen sie friedlich bei einander, das Auge gebrochen, aber die Züge lieblich verklärt.

Alles andre Gepäck hatten sie vor der Schlacht abgelegt, eins hatten sie mitgenommen. Auf dem Boden lag das kleine Soldatengesangbuch des einen aufgeschlagen; sein Gesicht war noch auf das Buch gerichtet, die Hände waren gefaltet. Dem andern schien das seine aus der matten Hand entfallen zu sein, und der dritte hielt dasselbe kleine Gesangbuch noch mit den erstarrten Fingern, als habe er es eben öffnen wollen. So verklärte das geistliche Lied die Sterbestunde der Tapferen und half ihnen, nach ihrem Sieg auch den letzten Feind, den Tod zu überwinden. — Auch bei St. Privat wurde unter den gefallenen Helden der Garde ein Toter gefunden, der in der erstarrten Hand das geöffnete Gebetbuch hielt; die aufgeschlagene Seite enthielt das Dankgebet eines Soldaten nach errungenem Siege. So hängt der Mut mit der Religion zusammen; und die Hoffnung des ewigen Lebens gibt Freudigkeit, in den Tod zu gehen. Wie nötig war diese Freudigkeit bei dem Sturm auf St. Privat, und wie herrlich hat sie sich offenbart! Hier fiel Prinz Salm, jener treue deutsche Mann, der die Gefangenschaft des edlen Kaisers Maximilian von Mexiko geteilt und damals das Leben gerettet hatte, um es nun für sein Vaterland dahin zu geben. Haben wir gesiegt? fragte er und starb gern, als er ein Ja vernahm. — Ebendort, so erzählt Divisionspfarrer Jordan, lag ein verwundeter Major. Als man ihm meldet, daß sein Bataillon als eines der ersten, die Fahne voran, in St. Privat eingedrungen sei, da glänzte es wie Verklärung auf seinem Angesichte. „Gott sei Dank," so rang sich's aus seiner Brust, „nun schmerzen keine Wunden mehr." Und wie die Führer, so die Mannschaften. Als am späten Abend der Kanonendonner verstummte, die brennenden Gehöfte mit ihrem Feuerschein den Nachthimmel erleuchteten, schmetternde Trompeten den Sieg verkündeten und aus der Ferne die Klänge des Chorals: Nun danket alle Gott! herüberdrangen, da leuchtete es wie Freudenschein in den Augen der armen Verwundeten auf dem Verbandsplatze. Wer noch Kräfte hatte, der sang das Lied leise mit trotz Wunden und Schmerzen. Denn, Gott sei Dank, die Lieder unsrer Kirche standen nicht bloß im Kirchenbuch, sondern auch im Herzen und Gedächtnis der Soldaten.

Man hat viel auf den toten Memorierstoff gescholten, der durch die preußischen Regulative in die Köpfe der Schulkinder eingeprägt worden sei. Ja kurz vor dem Schluß des alten Jahres hat eine Zeitung unsrer Residenz gemeint, die vielen auswendig gelernten Bibelsprüche und Kirchenlieder seien an den vielen Verbrechen Schuld, welche uns in der Gegenwart zuweilen schaudern machen. Ich hätte nun große Lust, von diesem Memorierstoff viel Gutes zu sagen. Wenigstens tot ist er im Kriege nicht geblieben, sondern er hat viele, die wegen Krankheit und Wunden nicht lesen konnten oder im Gefecht keine Zeit zum Lesen hatten, mächtig gestärkt. Es soll's uns ein Soldat selbst sagen, wozu das Auswendiglernen gut ist. „Täglich bitte ich — so schrieb ein Württemberger — Gott um Bewahrung, wenn es sein heiliger Wille ist; wenn

nicht, so tröste ich mich mit den Versen: „Gut und Blut, Leib, Seel' und Leben ist nicht mein, Gott allein ist es, der's gegeben," oder „Gott hat mich in guten Tagen oft ergötzt, sollt' ich jetzt nicht auch etwas tragen," oder „Kann uns doch kein Tod nicht töten, sondern reißt unsern Geist aus viel tausend Nöten." Ferner aus dem Lied: Was Gott thut, das ist wohlgethan, den Vers: „Muß ich den Kelch gleich schmecken, der bitter ist nach meinem Wahn." Besonders zu gut kommt es mir, daß ich die einzelnen Verse anfangen kann. Sehr wohl hat es mir auch gefallen, daß unser Herr General von Hügel, nachdem wir zum erstenmal in Feindesland unsre Gewehre geladen hatten, der Brigade zurief:

„Das walte Gott, der helfen kann,
Mit Gott fang' ich die Arbeit an,
Mit Gott nur geht es glücklich fort,
Drum ist auch dies mein erstes Wort:
Das walte Gott."

Aus diesem Brief geht zweierlei deutlich hervor, daß der Memorierstoff für einen gemeinen Soldaten ebenso gut zum Trost wie für einen General brauchbar zum Kommando ist.

Unzählige Male während des Feldzugs hat dieser geschmähte Memorierstoff unsre Krieger erquickt und begeistert. Oft wurde beim Biwakfeuer oder im Quartier ein gemeinsamer Choral gesungen. Oder es rückte wohl zuweilen ein Truppenteil müde und matt am Abend in eine Kirche ein; irgend ein musikkundiger Einjährig-Freiwilliger setzte sich an die Orgel und intonierte ein: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren, oder: Befiehl du deine Wege; die Truppe aber sang aus vollem Herzen das Lied mit und vergaß darüber die Beschwerden des Krieges. Es singt sich mit so ganz besonderer Andacht: Eine feste Burg ist unser Gott, wenn man vor einer Festung liegt und die Geschütze donnern von den Forts hernieder; und es klingt so gar gewaltig in der Seele: Jesus meine Zuversicht, wenn Tausende von Kameraden unter diesen Klängen bestattet werden. Am ergreifendsten aber war es immer, wenn am Abend der Schlacht nach gewonnenem Siege das alte protestantische Tedeum: Nun danket alle Gott, welches zuerst beim Schluß des dreißigjährigen Krieges so recht aus dem Jammer des deutschen Volkes herausgesungen ist —, wenn dies herrliche Lied noch in der Dämmerung von Regiment zu Regiment ertönte, gleichsam ein christlicher Triumphgesang des Sieges. Wer es am Abend von Sedan hat mitsingen dürfen, dies gewaltige, durch die Abendlüfte gen Himmel brausende, aus hunderttausend Herzen hervorbrechende: Nun danket alle Gott, der wird es sein lebenlang nicht vergessen. „Du magst — schrieb ein Jüngling an Pastor Ahlfeld — an manchem Feste und in mancher großen Versammlung das Lied gehört und mitgesungen haben, aber ein solches, wie wir es hier am 2. September gehört und gesungen haben, kennst du nicht." Dies ging über allen Gesang. — Auch ein gut katholischer Altbayer schrieb darüber nach Hause: „Der Herr Pfarrer hätt's sehen sollen bei Sedan, wie

preußische Jäger neben uns nach der Schlacht a geistlich Lied gesungen hobn, und die Musik hat dazu gespielt. Wir haben alle gejuchzt aus Freud', aber gleich aufgehört, wie die Preußen zu singen angefangen hobn; geschämt hobn wir uns a weni, denn uns is koa Lied eingefalle, dös so rühri wor wie das von den Preußen." — Ja über dies Singen der preußischen Soldaten haben zwei Engländer miteinander einen merkwürdigen Strauß ausgefochten. Der eine war der ungläubige Professor Beesly, der ohne zu wollen, uns das schönste Zeugnis gab, als er sagte, Frankreich, obwohl dem Namen nach katholisch, sei in Wahrheit von allen religiösen Fesseln frei, während die Deutschen, Protestanten nicht bloß dem Namen sondern auch der Sache nach, ihre Psalmen singenden Legionen ausgesandt hätten, um den heiligen Boden des Kommunismus anzugreifen. Darauf hat damals ein gläubiger Engländer, Mr. Alexander, der unter den deutschen wie unter den französischen Soldaten Gottes Wort austeilte, eine herrliche Antwort gegeben. „Ich war — schreibt er in einem lesenswerten Büchlein, in welchem er Preußen Englands alten Alliierten nennt — unter diesen deutschen Soldaten in ihren Lagern um Metz und Paris und kann bezeugen, daß ihr Psalmensingen kein Mythus, sondern ein wirkliches und glorreiches Faktum ist, dessen in der Geschichte noch Erwähnung geschehen wird, wenn der Name Beesly — jener Ungläubige — längst vergessen ist. Mögen die, welche wollen, die protestantischen Psalmensänger verspotten, so bleibt es doch eine Thatsache, auf welche wir Protestanten mit Recht stolz sein dürfen, daß seit der Zeit der Reformation alle rechten Kriege durch sogenannte protestantische Psalmensänger ausgefochten sind, und daß sie ausgefochten sind zur Bewunderung der Welt." Einen so tiefen Eindruck machte das Liedersingen auf einen gut evangelischen Mann Englands. Und in der That ist ein Choral, der durch die Regimenter und Divisionen einer ganzen Armee hindurchgehend, ohne Liederbuch frei aus dem Gedächtnis gesungen wird, ein Stück deutscher Herrlichkeit; aber er ist nur möglich in einem Volke, das in den Schulen seine Kinder die geistlichen Lieder fleißig singen läßt, nur möglich in einer Volkskirche, deren Millionen Glieder alle dieselben Choräle singen. Allzuleicht vergessen in unsern Tagen die Staatsmänner wie die Lehrer, welche Kraft der nationalen Charakterbildung, welches gewaltige Moment der Einigkeit darin liegt, daß ein ganzes Volk denselben Glauben bekennt, dieselben Choräle singt. Auswendig Wissen, wenn es recht gelehrt wird, ist doch zugleich ein inwendig Wissen, das viele Geister um dieselben Gottesgedanken sammelt. Wenn es wirklich einmal dahin käme, daß der Unglaube den konfessionellen Religionsunterricht und damit unsre Kirchenlieder aus den Schulen verdrängte, so würde man zu spät inne werden, daß mit dem Psalmensingen die Legionen auch ihren Heldenmut verlieren. Die Kirchenlieder sind ein köstlicher Schatz der ganzen Nation, soweit sie evangelisch ist. Dasselbe „Nun danket alle Gott", das am Abend des ersten September zu Sedan gesungen wurde, erscholl am Mittag des zweiten von dem

Rathausturm zu Berlin. Und als in einem Konzert während des Krieges zum Schluß der Einzugsmarsch nach Paris verlangt wurde und der Dirigent nach kurzem Besinnen das große Kampflied der Reformation anstimmte: „Eine feste Burg ist unser Gott,“ da sangen auch hier in der Heimat die Zuhörer begeistert mit; auch ihnen brachte der Memorierstoff, den sie gut eingeprägt hatten, eine unvergeßliche Stunde.

Das war die Stimmung in den Tagen der Siege. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung“, diesen Grundton gab uns die Botschaft des Kaisers, so ging die Botschaft weiter von Mund zu Mund, von Herz zu Herz. Wir alle fühlten die Hand Gottes, die uns auf Wunderwegen dem Ziel der deutschen Einigung entgegenführte. Die Dinge, welche der Arm des Allmächtigen in wenigen Monaten durch unser Volk und an unserm Volk ausgerichtet hatte, waren zu groß, als daß sie Menschenwerke sein konnten. Auch laue Menschen, denen sonst die göttliche Vorsehung eine unbekannte Größe war, erkannten in den übermenschlichen Ereignissen den waltenden Gott und stimmten ein in das Bekenntnis ernster Geister: Herr Gott, dich loben wir! Unsre Kniee beugten sich, und unsre Seelen bekannten in unendlicher Glaubensfreudigkeit: es ist der Herr. Jenen Sängern im höhern Chor gleich waren wir wie Träumende, die der Herr erlöst hat. Unser Mund war voll Lachens, unsre Zunge voll Rühmens. Der Herr hatte Großes an uns gethan, des waren wir fröhlich. Und auch für uns galt es: die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Auf den Schlachtfeldern wie in der Heimat sproß eine reiche Segensernte hervor. Denn nicht bloß das war die Frucht des Krieges, daß die Bibel fleißiger gelesen, das Kirchenbuch häufiger aufgeschlagen, der Choral mächtiger gesungen wurde. Tausend Spuren in Briefen und Berichten, in gelegentlichen Äußerungen und ausführlichen Gesprächen bezeugen, daß in vielen Herzen der Same der Ewigkeit aufging. Das beständige Wandeln in Todesgefahr hat eine ausreifende Kraft. Es fragt und sorgt so mancher um die Seligkeit derer, die ohne sichtbaren Glauben im Kampfe für König und Vaterland gefallen sind. Nun wissen wir, daß der Tod für das Vaterland nicht genug ist zum seligen Sterben. Aber wir wissen auch, daß viele, die in ihren Wunden daliegen und sterben, in wenigen Stunden innerlich mehr erleben können, als bei gewöhnlichen Zeiten ein Mensch Jahre hindurch erfährt. Die Erfahrungen vom Schlachtfeld und aus dem Lazarett lassen keinen Zweifel, daß unsre verwundeten und sterbenden Soldaten mit seltenen Ausnahmen, wenn ihnen das Wort Gottes nahe gebracht wurde, den Heiland ergriffen als den einzigen Grund ihrer Seligkeit. Nicht viele deutsche Männer reden gern von dem, was in solchen Stunden ihre Seele bewegt; dennoch haben wir tausendfache Kunde von seligem Sterben erhalten. In Heilbronn in der Turnhalle lag ein Brandenburger von Mars la Tour. Er war früher kein frommer Mensch gewesen; aber in dem Kampf der Schmerzen begehrte er das heilige Mahl und konnte mit dem Gebet

frommer Lieder, die sein Gedächtnis bewahrte, sich vorbereiten. Als in der letzten Nacht sein Stündlein gekommen war, konnten die Umstehenden bemerken, wie seine Lippen bis zuletzt die Lieder der Kirche bewegten. So empfing manch einer in der Hitze der Trübsal die Notreife für die Ewigkeit. — Dir leb' ich, dir sterbe ich, dein bin ich tot und lebendig; mach mich, o Jesu, ewig selig, mit diesen Worten schloß ein Württemberger an seinem Todestage sein Gebet. Sein König war an diesem Tage gerade nach Gmünd gekommen, um nach den Verwundeten zu sehen. Das erfuhr der Kranke und begehrte den König zu sehen. Dieser kam auch, legte dem totkranken Soldaten die Hand auf das Haupt; das war dessen letzte Freude. — Auch unser Kaiser ging einst durch die Lazarette und fand einen Schwerverwundeten schlafend; dem schrieb er auf einen Zettel: mein Sohn, gedenke an deinen König! Beim Aufwachen fand der Kranke den Zettel und sagte, als der Kaiser beim Rückweg durch dasselbe Zimmer ging: Ich werde an Ew. Majestät denken, auch dort oben. — Ja, sie waren in der rechten Gemütsverfassung, die armen Verwundeten; wunderbar ergeben und ganz bereit, für das Vaterland zu leiden. Einer, der am Kopf so zerschossen war, daß er nicht sprechen konnte, schrieb nichts als das Wort „Gott" in sein Notizbuch. — Ein andrer Sterbenskranker verwies in dem Brief, welchen der Lazarettpfarrer an seine Mutter schrieb, auf Matth. 18, 8: „Es ist dir besser, daß du zum Leben lahm oder ein Krüppel eingehst, denn daß du zwei Hände und zwei Füße habest und werdest in das ewige Feuer geworfen." — Ein dritter lag in der Kirche von Vionville und dichtete unter Schmerzen ein Lied von „Hoffnung und Trost."

Gibt's für den Kranken schön're Tage
Als die, wo er mit frohem Herzen
In Gott zufrieden jede Klage
Und all' die Leiden, all die Schmerzen,
Die er erlitten, schwinden sieht?

Ein Gottvertrauen in der Brust
Verleiht Geduld, gibt starken Mut,
Auch große Schmerzen selbst mit Lust
Zu tragen. Denn im Herzen ruht
Mir das Bewußtsein, daß es siegt.

Begreiflicher Weise führte nicht immer und überall das Leiden so in die Tiefe; es geschah auch wohl, daß sich einzelne abwandten und dem Seelsorger den Rücken zudrehten, daß hier und da ein sogenannter Gebildeter offen aussprach: „Ich habe davon nie etwas gehalten, man muß konsequent sein"; daß wohl auch einmal ein gottloser Spötter und Lästerer den Krankensaal mit seinen schlechten Reden vergiftete. Aber verglichen mit der allgemeinen Erfahrung waren das nur vereinzelte Fälle, für deren jeden man aus demselben Zimmer viele entgegengesetzte Züge religiösen Lebens anführen könnte, die man nicht erwartet. Es ist doch ebensosehr ein Zeichen christlichen Verständnisses, wie dankbarer Gesinnung, wenn die sämtlichen Kranken eines Saales der pflegenden

Diakonissin ihren Dank zu Weihnacht dadurch aussprachen, daß sie ihr in einem Etui die heiligen Geräte zu Kranken-Kommunionen schenkten. Und wenn unter dem Eindruck des religiösen Hauches in Courcelles bei Metz der Lazarettarzt Seelsorge trieb, weil ein Verwundeter das Bedürfnis des Trostes fühlte und ein Geistlicher nicht zugegen war, so zeigt dieser Fall, der wiederum nicht vereinzelt dasteht, daß das christliche Leben die gewohnten Ordnungen, welche es bei uns in Norddeutschland so gern innehält, in seiner Kraft durchbrach. Als der Kranke starb, bat der Arzt einen durchreisenden Pfarrer um die Bestattung desselben. Ich habe — so erzählte er dabei — am Sterbebett dieses Soldaten auch einigermaßen als Geistlicher gewaltet. Ich sagte dem Soldaten: „Sie wissen, daß Sie sterben müssen, aber Sie haben auch gehört, daß es einen Gott gibt, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupt fallen kann. Es ist Ihnen auch gepredigt worden von einem Heiland, der für uns gestorben ist, und von dem wir Vergebung der Sünden haben müssen. Glauben Sie das Alles?“ Darauf nickte der Jäger und bald war er verschieden. — Ich meine — schreibt Oberpfarrer Weikert, der uns diese schöne Geschichte aufbewahrt hat — das Glaubensbekenntnis aus dem Munde eines Arztes muß für den Kranken eine besonders gute Medizin sein.

Das aber ist der allgemeine Eindruck, den nicht bloß die deutschen Ärzte und Geistlichen, sondern auch englische und französische Berichterstatter von unsern Verbandplätzen und aus den Lazaretten mitgenommen haben, daß eine wahrhaft heldenmütige Geduld fast jeden einzelnen verwundeten oder sterbenden Mann beseelte. Ein Offizier, der von einem Mitrailleusenschuß mehr als fünfzig Wunden erhalten hatte, sang am Morgen nach der Amputation seiner Glieder das Lied: Fest steht und treu die Wacht ꝛc. Es kam vor, daß ein Schwerkranker mit voller Seelenruhe auf die Postkarte, die seinen Tod melden sollte, die Adresse seiner Angehörigen schrieb. Und wo etwa einer die Fassung nicht fand, da fand sich ein andrer, wie im Lazarett von Maizières, der ihm Trost zusprach: „Lieber Kamerad, was sprichst du so? Weißt du nicht, daß auf Erden alle Wunden schmerzen? Erst im Himmel gibt’s keine Wunden und keine Schmerzen mehr. Da wird der Tod nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen.“ Ich habe noch zwei Jahre nach dem Krieg im Lazarett von Metz Verwundete, die von den Schmerzen geradezu zerrissen wurden, Kranke, die halberstorben unter den furchtbarsten Leiden dalagen, in Seelenpflege gehabt, und nie habe ich ein Wort der Klage oder der Anklage von ihren Lippen gehört, sie duldeten freudig für ihr Vaterland, und sie duldeten aus christlicher Ergebung.

Andrerseits waren auch die Äußerungen tiefster christlicher Bewegung nicht etwa bloß durch das Leiden bedingt; sie treten uns überall entgegen. Besonders der Gebetsgeist erwachte; in der Ungewißheit des Schicksals von Tag zu Tag flüchteten sich die Herzen in die Gewißheit des göttlichen Erbarmens. „Jetzt betet man nicht mehr,“ sagte ein

Bürgersmann aus Neukirchen zu einem Soldaten, der sich von einem Crischonabruder ein Neues Testament kaufte. Was? antwortete der Soldat — gerade in solcher Zeit betet man, und wo gebetet wird, da ist auch der Sieg. — „Deine Gebete — schrieb ein Soldat an seine Mutter — sollen mein Panzerhemd sein.“ — „Eure Gebete haben mir gewiß geholfen,“ meinte ein Geretteter von Wörth in einem Briefe an die Eltern. — „Wie danke ich meinen Eltern, daß sie mich beten lehrten. Ich bin getrost. Gottes Wille geschehe,“ schrieb ein Grenadier aus Pommern an seinen Bruder. — „Ohne Beten kommt man nicht aus,“ sagte ein Bayer aus Franken, dem beide Arme und ein Bein abgeschossen waren, und der doch ein so heiteres Gemüt hatte, daß alle, die ihn sahen, ihn für übermütig hielten. — „Kinder, betet,“ rief ein Oberst, „die Schlacht beginnt.“ — Ein Ulanenoffizier bat den Feldgeistlichen, ihm eine stille Andacht zu halten in der Stunde, in welcher ihm zu Hause sein Kind getauft wurde. — Und als im Jahre 1872 unser Kronprinz seine erste Inspektionsreise durch Württemberg machte, die einem Triumphzuge glich, da sagte er beim feierlichen Empfang zu Prälat Kapff: „Wir haben Ihren Gebeten im letzten Kriege viel zu danken.“

Das Gefühl, daß all' unser Kriegen und Siegen nicht Menschenwerk war, herrschte unter allen und unter den hohen Offizieren am meisten. „Zu Gott beten und hoffen — schrieb der edle General von Gersdorf kurz vor seinem Heldentod bei Sedan — gibt Mut und Hoffnung, wenn man sagen darf: Du hast uns bisher Kraft gegeben, unsre Schuldigkeit zu thun.“ „Die Ehre des Erfolgs — sagte General von Obernitz beim Siegeseinzug in Stuttgart — gebührt vor allem Gott. Ihm haben wir unsern Dank darzubringen.“ „Gott der Allmächtige hat Großes an uns gethan, ihm sei Ehre, Preis und Dank“ — mit diesen Worten bedankte sich von Werder für die Bibel, welche Stuttgarter Frauen ihm schenkten und von welcher er sagte: „sie weist nach oben und führt zu Gott, an dessen Segen alles gelegen ist.“ Und in einem andern Briefe bald nach den unermeßlichen Erfolgen am Jura schrieb derselbe Feldherr an einen Verwandten: Wir selbst wollen demütig sein und immer demütiger werden und unsern Herrn Gott loben und preisen, indem wir ausrufen: Du hast unser redliches Wollen gesegnet, du hast Kraft und Ausdauer verliehen und uns die Maßregeln finden lassen, die das Gelingen ermöglichten. — Anders hat auch Prinz Friedrich Karl bei seiner Rückkehr nicht gedacht, als er zu den Magistratspersonen von Berlin sagte: „Man muß diese Erfolge zurückführen auf die gnädige Hilfe des Höchsten. Dieses Gefühl, Werkzeug in seiner Hand gewesen zu sein, gibt auch so großen Erfolgen gegenüber Demut und Vertrauen.“ Soll ich daran noch erinnern, wie dieser Geist demütigster Dankbarkeit für Gottes Treue und Gnade jedes Telegramm unsers Kaisers, jede Kundgebung unsrer Kaiserin durchwehte? Als dieser Ton der Kaiserlichen Depeschen in Frankreich, wo man den Krieg sehr menschlich und mechanisch auffaßte, statt Anerkennung Mißbilligung fand, schrieb ein englisches

Blatt, der English Independent: „Der König von Preußen ist ein Fürst von Ehre, und so lange er sich in einem aufgezwungenen Kriege glaubt, den er ganz allein zur Verteidigung seines Landes führt, freuen wir uns seines ehrfurchtsvollen Bekenntnisses, daß er seine Erfolge doch etwas anderm zuschreibt, als der Masse und Organisation seiner Armeen oder der Klugheit und Geschicklichkeit seiner Generäle. Wenn es irgend einen Krieg gab, in welchem sittliche Gründe den wundervollen Sieg der einen Nation und die äußerste Niederlage der andern veranlaßten, so ist es dieser.“ Für uns aber bedurfte es dieser Verteidigung nicht erst; uns alle, glaube ich, hat der fromme Geist der Königlichen Nachrichten begeistert, hat es tief im innersten Gemüte berührt, wenn der Kriegsherr des deutschen Volks im Schlachtengewirr wie im Siegesjubel, unter dem Weihnachtsbaum wie am Silvesterabend, als König von Preußen wie als Kaiser von Deutschland Gott die Ehre gab, und daß bei der Kaiserkrönung unter jenem Bilde Ludwig's XIV., welches die Unterschrift trägt: „Der König regiert durch sich selbst“, der erste Kaiser deutscher Nation von neuem bekannte, er regiere durch Gott.

So groß war doch der Eindruck von dem allen in Frankreich selbst, daß mitten im Kriege französische Geistliche davon völlig überwältigt waren. „Unsre Leute — so predigten sie ihren Gemeinden — sind mit Tanz, Spiel, Trunk und Liederlichkeit in den Krieg gezogen; die Preußen mit Gebet, darum haben sie auch den Segen. Sie kommen freudig zum Gottesdienste, zur Beichte, zum heiligen Abendmahl.“ — „Wie fromm sind ihre Soldaten — rief ein französischer Priester von Paris aus — wie innig beten sie. Einer hat eine Stunde vor dem Hochaltar gekniet, ein andrer bei jedem Hochaltar in der Kirche gebetet.“ — „Es ist recht schade um Sie, daß Sie nicht katholisch sind — sagte sehr naiv eine Nonne zu unsern Leuten — Sie sind bessere Christen.“

So lautete das Urteil über die Armee während des Krieges. Wer in dieser Zeit mit Augen des Verständnisses in der Heimat das deutsche Volk betrachtete, der entdeckte auch hier bei uns einen bessern, frömmern Geist. Wie eine Reserve des Gebets stand in wöchentlichen und täglichen Betstunden das Volk hinter seinem Heere. Auch die deutsche liberale Presse, leider dem lebendigen Glauben oft abgeneigt, wurde von einem Hauch religiösen Geistes berührt. Den Prahlereien französischer Zeitungen gegenüber schrieb ein weltliches Blatt am Anfang: Wir vertrauen auf die Wahrheit der an diesem Orte und in dieser Einfachheit doppelt erhabenen Worte, die zu Leipzig auf dem Napoleonsteine zu lesen sind: der Herr ist der rechte Kriegsmann, Herr ist sein Name. So entzündete sich an der Flamme von 1813 das Feuer von 1870, und dem Worte entsprach die That in allen Ständen und an allen Orten. Unzählige persönliche Kräfte wurden durch die Johanniter, durch die Malteser aufgeboten. Dem Aufruf Wicherns und Engelberts zu christlicher Felddiakonie antworteten begeisterungsvoll unsre Männer und unsre Jünglinge. Diakonissen und barmherzige Schwestern haben miteinander gewetteifert im

Erweis der Treue und der Hingebung. An dreizehn Millionen Thaler sind öffentlich zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger gesammelt. Viel persönliche Liebe und Teilnahme von Männern, Frauen und Jungfrauen hat diese Gaben gesammelt, ausgeteilt und angewandt; ein unermeßliches Kapital religiösen Geistes und christlicher Bewährung steckt in solchen Zahlen. Auch unsre Feinde haben es anerkennen müssen, daß ihren Gefangenen und Kranken jede Liebe zu teil geworden ist, welche ein christliches Volk spenden kann.

Nicht so günstig lautete zuletzt ihr Urteil über die Armee, welcher kalte Grausamkeit und habgierige Plünderungssucht vorgeworfen ist. Es ist nicht schwer, diese Vorwürfe aus Feindes Mund zu entkräften und auf ihr rechtes Maß zurückzuführen. Daß hier und da in verlassenen Häusern und Schlössern einiges mitgenommen ist, wer mag das leugnen! Der Krieg ist in gewissem Sinne seinem Wesen nach eine Auflösung der göttlichen Gebote. Wenn er länger dauert, macht er die Soldaten leicht rücksichtslos und gewaltsam. Es geht über die Möglichkeit der Disziplin, eine Million von Männern, die täglich Eigentum und Menschenleben vernichten sehen, von jedem Unrecht abzuhalten. Immerhin war die Manneszucht im deutschen Heere besser, als im französischen. Professor Monod erzählt selbst, daß der französische Generalstab ein Schloß völlig ruiniert hatte, während in der Nähe der Stab des Prinzen Friedrich Karl sein Quartier unversehrt ließ. Später sind alle Verwüstungen auf deutsche Rechnung gesetzt. Trotzdem gestehen wir zu, daß mannigfache Unredlichkeiten geübt sein mögen. Aber während Frankreich aus den Plünderungen des Sommerpalastes zu Peking ein Museum errichtet hat, schrieben unsre Zeitungen voll Unwillen geharnischte Aufsätze über das Verwerfliche des „Rettens und Rollens.“ Daß der Krieg zuletzt oft den Charakter eines unbarmherzigen Rassenkampfes annahm, daran sind einzig und allein die Franktireurs schuld. Der deutsche Soldat ist nicht grausam; hundert Beispiele für eins bezeugen seinen harmlosen Sinn mitten im Krieg und seine Feindesliebe. Ein preußischer Offizier hat einen verwundeten Turko stundenweit auf seinem Pferde geführt; ein Einundzwanziger verwundete einen Franzosen, der auf ihn geschossen hatte, mit seinem Bajonett, aber pflegte ihn, als er merkte, daß jener schwer verwundet sei; ein Pommer trug einem Franzosen, der in die Gefangenschaft gehen mußte, sein Kind eine weite Strecke Wegs zum Geleit. Bei dem ersten Gottesdienst in der Kathedrale zu Metz sammelten die Truppen für das niedergebrannte Peltre; vor Paris sammelten Jäger für die Kinder einer von französischen Kugeln getöteten Witwe die Summe von 110 Franks. Ebendort schmückte ein Sachse für die Kinder einer Witwe, bei der er im Quartier lag, einen Weihnachtsbaum. Deutsche Telegraphenbeamte übernahmen die Patenstelle bei einem armen Kinde, das sie reichlich beschenkten. Für das eroberte Straßburg offenbarte sich eine wirklich bewundernswerte Liebe; in Königsberg haben deutsche Bürger den dort gestorbenen Franzosen ein Denkmal gesetzt; und es ist noch in aller Er-

innerung, daß wir unsre Frauen sehr energisch erinnern mußten, für die Kriegsgefangenen nicht mehr Interesse zu zeigen, als für die eignen Krieger. Solche Züge sprechen von selbst dafür, daß Volk und Heer das schwere Wort Christi: liebet eure Feinde, begriffen und geübt haben.

Noch zwei Einwürfen muß ich begegnen: einem, den französische Protestanten und Pastoren gemacht haben, „wir hätten den Nationalhaß geschürt und die französische Sünde gebrandmarkt, anstatt zum Frieden zu mahnen. Der Vorwurf ist in seiner Allgemeinheit durchaus ungerecht; mit Recht darf man den französischen Protestantismus anklagen — das eine Blatt l'Église libre ausgenommen, welches in der That das höchste Lob verdient, — daß er den deutschen Geist geschmäht hat. Allerdings, liest man heute die Artikel unsrer kirchlichen Blätter, die Predigten aus der Kriegszeit wieder durch, so findet man manchen Gedanken, der mit der Liebe nicht besteht, manchen Ausdruck, der vor dem Richterstuhl Christi nicht standhält. Mögen unsre französischen Brüder uns entschuldigen, wenn die Ungerechtigkeit der Kriegserklärung uns eine Zeitlang vielleicht ungerecht machte, wenn die wirklich unerhörten Verlästerungen des deutschen Geistes beim Beginn des Krieges unsre Geduld erschöpften, die offiziellen und privaten Unwahrheiten während des ganzen Kampfes unsre Achtung verminderten. Noch lange Zeit nach dem Kriege hat ein französischer Protestant unsre Gottesdienste und Predigten der Heuchelei geziehen. Wer so verleumdet, hat kein Recht, anzuklagen. Doch brauchen die deutschen Prediger die Anklage nicht zu fürchten.

Ich schlage die Predigten der Kriegsepoche nach, sonderlich aus der ersten Zeit und beginne mit dem Dome in Berlin. Die Hofprediger von Hengstenberg und Kögel mahnen an die Gelübde von 1866 und strafen das Volk um seinen Undank und Unglauben, wenn auch freilich — wie es nicht anders sein kann — der Ton des guten Gewissens und der reinen Sache hindurch klingt. Carus in Stettin sieht den Krieg als scharfe Zuchtrute an und ruft zur geistlichen Kriegsbereitschaft. Hoffmann in Halle ist so ernst und streng, daß er von Gott nicht Sieg um jeden Preis zu erbitten wagt, sondern die Sünden der Nation unter die göttliche Möglichkeit einer demütigenden Niederlage stellt; zugleich mit der höchsten patriotischen Begeisterung haucht Beyschlag der akademischen Jugend, die sich freiwillig zu des Königs Fahnen meldet, doch den Gedanken ein, das Gericht von 1870 müsse für unser Volk mehr Frucht schaffen als das von 1866 und unser Schuldbewußtsein bei dem ungerechten Gesamtzustande müsse tausendfach sein. So haben sie alle geredet, mit höchster Vaterlandsliebe und doch in vollem Bußernst. Auch vor Paris, als der böse Geist der Unzucht unter den Truppen einkehrte, sind erschütternde Strafpredigten gehalten, die keine Menschenfurcht kannten, keine Schmeicheleien sagten, sondern durch Mark und Bein drangen.

Freilich wenn die Franzosen von unsern Geistlichen verlangten, sie sollten die Fortsetzung des Krieges nach Sedan für eine deutsche Sünde und die Eroberung von Elsaß-Lothringen für ein deutsches Verbrechen

erklären: so forderten sie eine Unmöglichkeit. Die Église libre selbst hat damals den französischen Protestanten die bittere Wahrheit gesagt, daß sie im Unrecht wären, an Deutschland die Forderung zu stellen, die sie an Frankreich bei keiner Eroberung gerichtet hätten, und daß es schiene, sie sähen die Eroberung erst für eine Sünde an, seitdem Frankreich dadurch verliere. Und auf die Klagen der protestantischen Pfarrer vor Paris, daß Deutschland den gottlosen und verabscheuungswürdigen Krieg auch nach Sedan noch fortsetze, da doch Frankreich den Frieden wünsche, — antwortete ein kirchliches Blatt Englands sehr treffend: „die Franzosen wollen Frieden schließen, aber auf ihre Bedingungen; sie vergessen, daß der Besiegte den Frieden nicht diktiert, sondern annimmt. Frankreich unternahm den Krieg, um Land zu erobern; da es besiegt ist, dürfen die Deutschen wohl fragen, warum es nicht Land verlieren soll.“ Sei es mit dieser Verteidigung aus französischer und englischer Feder genug. Wir möchten alte Wunden nicht wieder aufreißen und freuen uns, daß sie anfangen zu vernarben.

Der andre Zweifel an dem religiösen Geiste des deutschen Volks während des Krieges kommt aus deutschem Munde und weist auf die Kriegslitteratur hin, die in keiner Weise ein christliches Gepräge habe. In der That tragen die Broschüren und Berichte der damaligen Zeit mehr den Charakter des Patriotismus; in den Tausenden von Liedern, die in der Kriegszeit erschienen, suchen wir vergebens den starken, vollen Glaubensklang Arndts oder den innigen frommen Ton Schenkendorfs. Nur vereinzelt weht durch die Kriegsgesänge der Hauch lebendigen Christentums. Meist bleiben die Dichter, auch wo sie religiöse Accente brauchen, an der Peripherie der Religion, nicht selten verirren sie sich in Äußerungen des Hasses und der Feindschaft; sie rufen lieber den Franzosen als sich selbst zu: thut Buße. Dennoch bringen die Zeitungen jeder Richtung in jenen Tagen Lieder voll geistlicher Anregung. „Mit Gott wollet streiten für euer Vaterland, Gebete euch begleiten, Heil dir, o Kriegerstand“ klingt es aus Magdeburg; — „Bringt ein Hoch der Treue, der Treu', die Gott entstammt“ aus Darmstadt; — „Und will Gott, daß ich falle, so soll's mit Ehren sein“ aus Augsburg. „Und wenn ich wohl nicht wieder komm', dann Weib, vertrau' auf Gott, erzieh' die Kinder christlich fromm, weint nicht um meinen Tod“; so tröstet ein Gedicht der Staatsbürgerzeitung; „Wenn er's verhängt, daß wir auch unterliegen“ so predigt die Nationalzeitung bei Beginn des Kampfes Ergebung. Als dann statt der gefürchteten Niederlagen eine wundervolle Reihe von Siegen das patriotische Gefühl begeisterte, gab man allgemein Gott die Ehre. Daß der tiefe christlich-poetische Geist der Freiheitskriege nicht aufwachte, lag in den Verhältnissen. Das Glück wird selten die Seele so andächtig stimmen, wie das Unglück. Dennoch hat in manchen Liedern von Geibel und Redwitz, besonders in dem tiefempfundenen Liede der Prinzessin Reuß: „Wir sind's nicht wert“ der christliche Gedanke seinen vollen Ausdruck gefunden. Und was Freiligrath in seinem: „Hurra, Germania“,

das sich an poetischer Kraft über alle Gedichte erhebt, ausruft: Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir, das war doch der eigentliche Grundton alles Singens und Sagens. Nicht der moderne Gott des Zweifels und der Kritik war es, welchen das deutsche Volk in seinen Kriegsliedern feierte, sondern der alte starke Gott, der mächtige Herr der Heerscharen, der große Wunder thut und über die Geschicke der Völker allgewaltig gebietet. Dieser Gott der Offenbarung wird von den Feinden des Glaubens gern tot gesagt; aber in den großen Zeiten unsrer Geschichte wird er der deutschen Christenheit immer wieder lebendig und offenbart sich von neuem hier im Feuer und Sturmwind, dort im leisen, sanften Wehen.

So war der Geist des Krieges; und mit dem Kriege hat er nicht völlig aufgehört zu wehen. Wenn die deutschen Krieger in den Jahren, welche auf den Krieg folgten, nach Wörth oder Saarbrücken, nach Mars la Tour oder St. Privat kamen, um den gefallenen Kameraden ihrer Regimenter oder Brigaden, ihrer Divisionen oder Armeekorps Denkmäler der treuen Erinnerung zu weihen, dann wachte er lebendig und spürbar auf, dieser Geist der Frömmigkeit aus der Kriegszeit. Und viele von den Trauernden, welche die Gräber ihrer lieben Toten aufsuchten, die Witwen und Waisen, welche einen gefallenen Vater beklagten, die Väter und Mütter, die um tapfere Söhne weinten, die Geschwister, welche einen Bruder betrauerten, sie waren in ihrem Heldenschmerz und in ihrer Christenhoffnung lebendige Beweise der Treue zum Vaterland und des Glaubens an den Herrn. Auch an diese Trauer knüpft sich noch eine gesegnete Arbeit der britischen Bibelgesellschaft. Es wurde von dem Komitee desselben der Beschluß gefaßt, den Witwen und Eltern der Gefallenen ein Exemplar des Neuen Testaments mit Psalmen zu schenken. Man glaubte, daß die heilige Schrift, als ein Andenken an die Verstorbenen dargeboten, mit Ehrfurcht gehegt und mit Andacht gelesen, den wunden Herzen eine reiche Quelle des himmlischen Trostes aufschließen könnte. Der schöne Plan war nicht leicht durchzuführen, da die Leidtragenden in allen Teilen des deutschen Reichs zerstreut waren. Die Geistlichen waren die geeignetsten Vermittler, um die heilige Sache in den Gemeinden bekannt zu machen; auf ihre Aufforderung hin meldeten sich doch mehr als 15 000 und erhielten die sinnige Gabe. Jedes Exemplar enthält den Namen des Empfängers und den Namen des Verstorbenen auf dem ersten Blatt; zwei passende Schriftstellen sind darüber gedruckt, Joh. 11, 25: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe“, und Jer. 49, 11: „Wer übrig bleibt von deinen Waisen, denen will ich das Leben gönnen, und deine Witwen sollen auf mich hoffen.“ Auch der Kaiser erhielt ein solches Neues Testament, das man in feiner Kenntnis des landesväterlichen Herzens ebenso schlicht hatte binden lassen, wie alle andern.

Bedenkt man, daß je 21 unter 100 Verstorbenen Söhne von Witwen, je 23 verheiratete Männer waren, so wird man doppelt fühlen, wie viel Schmerz zu stillen, wie viel Weh zu heilen war. „Nur das Wort

Gottes — so schrieb eine Mutter zum Dank an die Gesellschaft — vermag in dem schweren Kummer vollen Trost zu geben. Menschliche Vernunft und menschlicher Trost sind unter solchen Umständen äußerst ohnmächtig. Gebe Gott uns seine Gnade, daß wir von seinem heiligen Worte einen gesegneten Gebrauch machen, und mögen die Segnungen, die es verheißt, an uns, unsern zehn übrigen Kindern und unsern Nachkommen in Erfüllung gehn." Das ist ein Brief von vielen, die in demselben frommen Geist geschrieben waren. Es kam vor, daß bei einem Brande eins von diesen Neuen Testamenten mit verbrannte; der Trauernde bat um ein andres und bezeugte den empfangenen reichen Segen. — So ist der Ausgang wie der Anfang des Krieges durch die Thatsache bezeichnet, daß das lebendige Gotteswort von ganzem Herzen begehrt wurde; mit den Gedanken Gottes ausgerüstet, zogen unsre Krieger in den großen Kampf, und mit der Liebe Christi tröstete sich unser Volk in dem Schmerz um seine gefallenen Helden. Dieser Sinn war in der deutschen Nation während des ganzen Krieges lebendig; das darf unsre Freude und unsre Hoffnung sein. Gewiß sind in der Zeit der Freiheitskriege mehr und größere religiöse Persönlichkeiten offenbar geworden; die vorangehende Not hatte sie geboren und erzogen. Aber nie, auch in den Freiheitskriegen nicht, war in einer deutschen Armee der religiöse Geist allgemeiner, durchdringender verbreitet, als in dem deutschen Heere des letzten französischen Krieges.

Es ist schmerzlich, daß das Gedächtnis der göttlichen Wunder nur so kurze Zeit unter uns gedauert hat. Fast als ein unlösbares Problem steht die Frage vor uns, wie es möglich war, daß die Zeit des Krieges für das geistliche Leben unsers Volkes so unfruchtbar bleiben konnte. „Der Herr hat Großes an uns gethan": dieses Gefühl mußte in Deutschland lebendig werden und bleibende Frucht schaffen. Wie aus den erbeuteten Kanonen des Krieges Glocken zum Gottesdienst gegossen sind, so mußte der ganze wunderbare Reichtum an Sieg und Herrlichkeit zu Ehren Gottes, zur religiösen und sittlichen Erneuerung unsers Volkes verwandt werden. Gott hatte uns aus großer Gefahr mit allmächtiger Hand gerettet; er war mit uns gewesen in Kampf und Sieg; er hatte — was mehr ist als jeder Sieg — über Bitten und Verstehen den alten deutschen Hader von uns genommen und die Sehnsucht eines Jahrtausends endlich erfüllt. Wir waren mit einem Male groß, frei und stark:

mit Gott und unserm Kaiser *ein* Volk, *ein* Haus, *ein* Heer.

Aber in dieser großen Wendung der deutschen Geschicke mußte der Geist Gottes unsre begeisternde Kraft werden. Wir hätten den neu gekräftigten religiösen Gedanken, mit dem Gedanken der Einigkeit verschwistert, hinübertragen sollen in die Tage des neuen Deutschlands. Leider ist dies nicht geschehen, und viele finden, es stehe seit dem Kriege schlimmer um das geistliche Leben als vorher.

Mancher freilich hat von den Ereignissen für das Reich Gottes zu viel erwartet. Nicht einmal die Trübsal hat die sichere Verheißung, daß

sie den einzelnen und die Völker zu Gott zurückführt; noch weniger wird man von Siegen und Ehren eine Bekehrung der Personen, eine Änderung des Volksgeistes erhoffen dürfen. Wir stehen seit Jahrzehnten in der starken Strömung einer materialistischen Weltanschauung, die tief und breit unser Volk durchzieht. Nur die bewußte Rückkehr zu den Anschauungen und Thatsachen des Christentums kann dieser unheilvollen Bewegung Halt gebieten; ein Krieg allein vermag es nicht. Der französische Krieg war ein Siegeslauf ohnegleichen; es wäre das erste Mal in der Weltgeschichte, daß unermeßliches Kriegsglück eine Nation religiös erneuert hätte. Vielmehr liegt in einer Epoche von Blut und Eisen immer auch mancherlei sittliche Gefahr: die unvermeidliche Nichtachtung von Leben und Eigentum, die furchtbare Wirksamkeit mechanischer Kräfte und Gewalten, die Berauschung in Sieg und Triumph. — Gewiß, wenn die Männer eines Volkes, aus der materialistischen Strömung herausgerissen, ihr Leben für die hohen Güter des Vaterlands einsetzen und unter den Gefahren des Kampfes ihre Augen auf Tod und Ewigkeit richten, so muß das heilsam auf die Seele wirken. In der Ungewißheit der kriegerischen Entscheidungen und der persönlichen Schicksale suchen die Gedanken der Streitenden wie ihrer Angehörigen in der Heimat im Glauben und im Gebet den lebendigen Gott. Aber der menschliche Leichtsinn vergißt die Gefahr leicht, wenn sie vorüber ist; er vergißt auch die Rettung und den Retter. So mag denn ein Krieg wohl dazu dienen, daß eine ungöttliche Strömung sich auf einen Augenblick zurückstaut; völlig bemeistern kann er sie nicht. Vorbereiten und anregen kann er die Erweckung; aber eine gründliche Erneuerung ist nur dadurch möglich, daß in den vorbereiteten und angeregten Herzen der Geist Gottes zum völligen Durchbruch kommt. Diesem Geiste war während des Krieges in mannichfacher Weise Bahn gebrochen; ihm hätten nach dem Kriege die Herzen sich ganz ergeben müssen.

Aber mit dem Frieden kamen die Milliarden, und es begann jener unselige Tanz um das goldene Kalb, an dessen Folgen die Nation noch heute krankt. War schon vor dem Krieg der deutsche Idealismus merklich im Verschwinden; nach dem Kriege ergriff die Gier nach Geld und Genuß alle Stände. Die deutsche Treue und Redlichkeit litt Schiffbruch auf der Silberflotte, die aus Frankreich kam, und in Sturm und Finsterniß fehlte der rettende Leuchtturm, die Macht der Religiosität. Schon vorher war durch ein Überwuchern des Materialismus der Einfluß des Christentums auf das Volksleben geschwächt; der Kulturkampf, der bald nach dem Kriege begann, konnte diese unheilvolle Entwickelung nur beschleunigen. Nicht als ob dieser Streit, der mit der Unfehlbarkeitserklärung anfing, zu umgehen gewesen wäre; bei der Spaltung Deutschlands in eine protestantische und eine katholische Hälfte ist die gegenseitige Bekämpfung der beiden Parteien in aufgeregten Zeiten ebenso unvermeidlich, wie ihre Befreundung auf die Dauer notwendig ist. Das deutsche Geistesleben verläuft nun einmal in diesem Gegensatz und hat davon, wie von

jedem Geisteskampfe, mancherlei Schmerz, mancherlei Segen. Aber nicht in dem Sinne der Unkirchlichkeit durfte dieser Strauß geführt werden, wie es, zwar nicht nach der Absicht der Regierung, aber doch von der öffentlichen Meinung geschah. Die Freigeisterei bemächtigte sich des Kampfes, der ein Streit zwischen Berlin und Rom bleiben mußte, und machte daraus einen Krieg zwischen Glauben und Unglauben. Nur dadurch ist der Kulturkampf so verhängnisvoll geworden. An sich war es kein Unglück, daß wir nach dem Völkerkrieg in einen Geisteskampf gestellt wurden, der die Seele frisch und rüstig erhielt. Wenn Deutschland die große Aufgabe, welche der Kulturkampf in sich trug und welche darin bestand, Staat und Kirche im Sinne des staatlichen Rechts und der kirchlichen Freiheit auseinanderzusetzen, wirklich löste, so war das ein Sieg, eben so bedeutend wie Metz oder Sedan. Daß die Lösung so wenig gelang, ist die Schuld des herrschenden unkirchlichen Geistes. Aber sie ist noch heute möglich, wie je, wenn sie im rechten Geiste versucht wird. Könnte der deutsche Liberalismus den Entschluß fassen, sich mit dem lebendigen Christentnm wieder zu befreunden, so wäre die gedeihliche Entwickelung unsrer Nation gesichert. Wenn nicht, so stehen unabsehbare geistige Kämpfe vor uns; denn nur von dem Gesichtspunkte des lebendigen Glaubens aus lassen sich die Angelegenheiten der Kirche ordnen. Leider ist uns augenblicklich die Erfüllung dieser Hoffnung in die Ferne gerückt. Ein Mißtrauen gegen die Kirche, das dem Verständnis ihres Wesens und ihrer Aufgaben entgegensteht, verwirrt den öffentlichen Geist, und in dem Lande Luthers stehen die Errungenschaften der Reformation in Gefahr.

Ein falsches Bildungsideal beherrscht bei uns die gebildeten Kreise und wird von einer Presse, die selten auf der Höhe der Gegenwart steht, dagegen oft ohne Gesinnung und Nachdenken arbeitet, in die Volkskreise hineingeworfen. Eine zusammengeraffte Menge von Kenntnissen, besonders auf dem Gebiet der Realien, gilt für Bildung; die sittlich-religiöse Charakterentwickelung tritt dagegen zurück. Unsichere Dogmen der Naturwissenschaft werden ohne Prüfung geglaubt und nachgesprochen; die religiösen Grundlagen von Jahrtausenden werden ohne Besinnen preisgegeben und zerstört. Man spricht noch von Gott, man will auch noch eine Religion; aber jener ist nicht der Gott der Offenbarung, und diese ist nicht die Religion des Neuen Testaments. Ohne Pietät vor dem geschichtlichen Charakter des germanisch-christlichen Lebens verkennt man den deutschen Geist und die Bedeutung der Religion. Ganz abgesehen von dem Frieden der einzelnen Seele kann auch das nationale Leben des religiösen Charakters nicht entbehren. In den Tiefen des Glaubens sind die starken Wurzeln der sittlichen Kraft. Die Hingebung an das Vaterland ersetzt die innere Gewalt der religiösen Mächte nicht. Wir haben es täglich vor Augen, wie der Atheismus auch den Patriotismus vernichtet. Dagegen ist die gemeinsame religiöse Überzeugung ein Band des Friedens um alle Stände und um alle politischen Richtungen. Wo dies Band fehlt, fallen die Interessen auseinander; die politische Einheit

vermag den Haß der Parteien nicht zu hindern, das Geistesleben zersetzt sich und der Klassenkampf beginnt. Es gibt doch Anlaß zu den ernstesten Bedenken, daß nach den gemeinsamen großen Thaten des letzten Krieges der nationale Aufschwung so schnell nachgelassen hat und ein Parteienkampf entbrannt ist, der für die deutsche Zukunft ebenso gefährlich werden kann, wie es die frühere politische Zerspaltung in der Vergangenheit war. Alle Prinzipien sind dabei schwankend geworden; die Gewissenhaftigkeit hat Schaden gelitten, der Egoismus ist entfesselt, das geistige Leben droht zu verkümmern.

Aber es will uns scheinen, als beginne eine Gegenströmung sich bereits in starken Wellen Bahn zu brechen. Hier und da mahnen die Stimmen freigesinnter, tüchtiger, im Volk angesehener Männer, es sei Zeit umzukehren, ohne Religion gehe es nicht weiter, man müsse sich auf die Grundlagen des sittlichen und religiösen Lebens zurückbesinnen. Diese Stimmen werden sich verstärken und vermehren; unsre Zustände und Verhältnisse, die niemand befriedigen, werden den treuen Mahnern je länger je mehr aufmerksame Zuhörer und teilnehmende Herzen verschaffen. Das Christentum ist und bleibt der Gesundbrunnen der Völker; es gibt auch für uns keine Genesung als in der Rückkehr zu Gott. Aber eins ist Not. Wollen wir das Ziel, so müssen wir auch die Wege wollen, die dahin führen. Kein religiöses Volksleben läßt sich denken ohne Kirche, keine wirksame Kirche ohne lebendigen Glauben, festes Bekenntnis, öffentliches Ansehen. Man gönne der Kirche ihre berechtigte Selbständigkeit und erweise dem Glauben die gebührende Achtung. Man höre endlich auf, in Zeitungen und Versammlungen den Glauben Borniertheit, den kirchlichen Sinn Herrschsucht zu nennen. Man lasse davon ab, dem Phantom einer bekenntnislosen Schule nachzujagen, das wie Geist aussieht und nur ein Irrgeist ist. Man schaffe dem Volk, und zwar den Beamten wie den Arbeitern, den Fabriken und Werkstätten wie den Eisenbahnen und Posten, den Sonntag wieder; denn ein Volk im allgemeinen kann nur soviel Religion haben, als es Sonntagsfeier hat. An diese Aufgaben gehe jedermann, der ein Herz hat für Deutschlands Wohl und Wehe. Von den Höhen bis zu den Tiefen muß wieder der warme Odem des Glaubens durch unser Volk wehen; lebendig fromme Persönlichkeiten mit weitem Herzen müssen in die sittlich-religiöse Bewegung eintreten, die bereits leise beginnt. Unser Volk muß wieder gebildet werden nach dem Bilde Christi. Auch die Armee mit ihrer wundervollen Organisation und ihrem unermeßlichen Einfluß hat den Beruf, an dieser echten Bildung mitzuwirken. In einer der Schlachten des Kriegs traf eine Kugel die Brust eines Tapfern, gerade auf das eiserne Kreuz, und nahm Kreuzgestalt an. So müßte der ganze Dienst mit dem Zeichen jenes größten Kampfes und Sieges von Golgatha gezeichnet werden. In diesem Zeichen ist der Krieg geführt, sind die Siege errungen. In diesem Zeichen müssen und werden wir auch die Kämpfe des Friedens ausfechten.

Verzweifeln wir nicht an der christlichen Zukunft unsrer Nation.

Bewahren wir aus diesen Kriegserinnerungen als einen köstlichen Schatz die Gewißheit, daß das Evangelium unter uns noch mächtig, der deutsche Geist für den Glauben noch empfänglich ist. Und unverzagt, in lebendigem Glauben und unerschütterlicher Liebe, voll Mut und Hoffnung arbeite jeder, ja jeder, so viel er vermag, an der Wiedergeburt unsres heißgeliebten Volkes.



Die Bibel und die soziale Frage.

Rede, gehalten im evangelischen Arbeiterverein zu Nürnberg am 22. September 1879.

Liebe Herren und Freunde! Das müßte kein rechter Deutscher sein, der sich nicht freute, wenn ihn sein Weg nach Nürnberg führt. Es ist nur ein Nürnberg, sagt ein alter Volksspruch, der noch heute gilt. Freilich haben die Zeiten auch an der ehemaligen Reichsstadt viel geändert, aber noch immer schlägt einem, der deutschen Geist lieb hat, das Herz höher, wenn er an die Stadt gedenkt, die in alten Tagen aller Künste und Handwerke Hauptstadt war, und die auch in unserm Jahrhundert durch ihren Gewerbfleiß eine Perle der bayrischen Krone ist. Mit Recht singt davon ein frommer deutscher Dichter:

Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Muß man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Das ist die deutsche Treue,
Das ist der deutsche Fleiß,
Der sonder Wank und Reue
Sein Werk zu treiben weiß.
Das Werk hat Gott gegeben;
Dem, der es redlich übt,
Wird bald sein ganzes Leben
Ein Kunstwerk, das er liebt.

In dieser Stadt mit ihren Kirchen und ihrer Hohenzollernburg, mit ihren Türmen und Giebeln, ihren Kunstwerken und Denkmälern bin auch ich allezeit gern eingekehrt. Aber niemals bin ich lieber gekommen als diesmal, da ich vor christlichen Brüdern über einen Gegenstand reden soll, der mich seit einem Jahrzehnt beschäftigt, seit anderthalb Jahren im innersten Herzen bewegt hat.

Die soziale Frage, dies Rätsel der Gegenwart und der Zukunft, soll ich vor Ihnen besprechen im Lichte der heiligen Schrift, die alle Rätsel löst. Und das will ich als meine tiefste Überzeugung an die Spitze meines Vortrags setzen, daß, wenn Meister und Geselle, Fabrikant und Arbeiter von dem Geiste der Bibel lebendig erfüllt sind, die soziale Frage ihre Schrecken und Gefahren verliert. Nur weil das Christentum in unsern Tagen daniederliegt, hat sich wie ein Gespenst, aus Not und Neid, aus Egoismus und Unglauben geboren, jene drohende Gestalt erhoben, welche viele mit Zittern und Zagen die soziale Frage nennen. Sie ist nicht neu, diese Frage; sie ist eigentlich so alt wie die menschliche

Arbeit und gehört jedem Zeitalter an. Auch das alte Nürnberg hat sie gekannt; die Zünfte mit ihren Gesetzen und festlichen Tagen, mit ihren Ordnungen und Streitigkeiten, waren die Form, in welcher die Arbeit vergangener Jahrhunderte ihren Schutz und ihre Förderung suchte. Die moderne Industrie hat die Organisation noch nicht gefunden, in welcher Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Kapital und Arbeit ihren Frieden machen; es fehlt an dem sittlich-religiösen Geist, der die Interessen der verschiedenen Stände ausgleicht, an der Gerechtigkeit, welche Lohn und Ehre richtig verteilt, an der Liebe, welche die Trennung der irdischen Verhältnisse überbrückt, an der Selbstverleugnung, welche jedem das Seine gönnt. Recht verstanden ist nun die soziale Frage der Versuch, jene Organisation und diesen Geist zu schaffen; sie ist die Frage nach der besten Form der menschlichen Gesellschaft. Sie ist keine bloße Lehr- oder Arbeiterfrage, auch nicht allein Sonntags- oder Wohnungsfrage, nicht nur Innungs- und Lehrlingsfrage: sie ist dies alles zusammen und noch viel mehr, sie ist die gemeinsame Arbeit an dem Wohl, dem materiellen und sittlichen, an dem geistigen und geistlichen Wohl des Volkes. Eben darum kann man nicht groß und bedeutend genug von derselben denken. Jeder ist daran beteiligt, alle Mächte müssen zu ihrer Lösung mithelfen; in diesem Sinne ist sie die beherrschende Frage unsrer Gegenwart und unsrer Zukunft. Was dieselbe besonders schwierig erscheinen läßt, ist das Auftreten einer Partei, welche die „soziale Frage“ auf die rote Fahne geschrieben hat, nicht um sie in Frieden zu lösen, sondern um mit diesem Losungswort das Bestehende umzustürzen. Die Sozialdemokratie will die Sicheln zu Spießen und die Pflugscharen zu Schwertern machen; so muß es unsre Sorge sein, den Trotz des Umsturzes zu brechen und unser Volk zu überzeugen, daß mit dem guten Willen aller sich mancher Notstand heben, manche Hilfe schaffen läßt. Wer wollte leugnen, daß es oft an diesem Willen gefehlt hat, daß Habsucht und Eigennutz auf der einen Seite, Neid und Haß auf der andern viel verdorben haben? Der Materialismus, in welchem unser Zeitalter steckt, ist ein schlechter Boden, um Frieden darauf zu bauen. Und gewiß deshalb hat uns Gott die Gefahren der sozialen Frage gesendet, damit wir an ihnen unsre Sünden und Fehler erkennen und uns wieder zurechtfinden auf den Weg der Wahrheit und der Rechtschaffenheit. Wo liegt dieser Weg? Der eine sucht ihn hier, der andre da; dieser in der Freiheit, jener in dem Gesetz. Bei den widerstreitenden Interessen der Menschen scheint es vergebliche Mühe, sich über den richtigen Weg verständigen zu wollen. Und eins ist klar: so einfach und leicht, wie mancher Phantast sich vorstellt, ist die Reformation der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht zu bewerkstelligen; Universalmittel gibt es weder für leibliche noch für soziale Krankheiten. Auch an der Besserung der sozialen Dinge werden viele Faktoren, die einzelne Persönlichkeit und die Gesellschaft, der Staat wie die Kirche, die Schule wie die Wissenschaft, jedes an seinem Teile, mitwirken müssen. Aber es würde uns eine große Hilfe sein, hätten wir dabei göttliche

Vorschriften, gottgelegte Fundamente, auf denen wir das Gebäude der öffentlichen Wohlfahrt aufführen könnten. Wir wären der Lösung der sozialen Frage ein gut Stück näher, wenn die Bibel uns Weg und Ziel zeigte. Wir wüßten dann, wie wir uns dem Willen Gottes gemäß in dieser schwierigen Sache zu verhalten hätten. Nun, gerade darüber möchte ich zu Ihnen reden. — Suchen wir in der Schrift! Sie enthält den Weg des ewigen Lebens gewiß. Vielleicht finden wir, daß sie auch für die irdischen Verhältnisse des Besitzes, der Arbeit, der gegenseitigen Hilfe Grundsätze aufstellt, denen wir nur zu folgen brauchen, um im einzelnen das Rechte zu finden.

Soviel steht von vornherein unzweifelhaft fest, daß für das Wichtigste in der sozialen Frage, für die Persönlichkeit selbst, für ihr Denken und Wollen, ihr Reden und Thun in der Bibel die absolute Norm vorhanden ist. Fromm, redlich, wahrhaft, genügsam, liebreich zu sein, schreibt dies Buch allen vor, den Reichen wie den Armen. Man vergißt es in dem Parteigeschrei von heute so oft, daß Wohl und Wehe des Menschen am meisten von ihm selbst abhängen. Man ist schlecht, und erstaunt über die Schlechtigkeit andrer. Man ist nicht edel, großherzig, barmherzig, freundlich, sondern üppig, kleinlich, geizig, stolz, und wundert sich dann, daß die Menschen, mit denen man zu thun hat, gemein, gierig, gehässig werden. Oder — man ist nicht treu, fleißig, sparsam, häuslich, sondern pietätlos, träg, unordentlich — und findet es unrecht, daß drüben Vertrauen, Liebe und Achtung schwinden. Wenn die Mahnungen der Bibel besser zu Herzen genommen würden, wieviel glücklicher wären die Menschen! „Fällt dir Reichtum zu, hänge dein Herz nicht daran. Ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums. Haltet euch herunter zu den Niedrigen. Brich dem Hungrigen dein Brot!“ So spricht die Schrift zu denen, welche der Welt Güter haben. — „Ein Bruder, der niedrig ist, rühme sich seiner Höhe. Selig seid ihr Armen, denn das Himmelreich ist euer. Wer nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen. So wir Nahrung und Kleidung haben, lasset uns begnügen.“ Mit solchen Sprüchen, und ihrer sind Hunderte, gedenkt die Bibel der Armen. Für jeden Stand, für jede Lebenslage hat sie Mahnung und Tröstung. Wer ihr folgt, hat Segen. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Es wäre vieles von den Schwierigkeiten der sozialen Frage mit einem Male verschwunden, wenn jeder, reich und arm, vornehm und gering, seine Pflicht erfüllte. Aber man hat recht, wenn man erwidert, gerade das geschehe nicht; die Menschen seien von Natur böse, und in dem Streit um Mein und Dein, um Gewinn und Verlust, würden sie noch böser. Darin liege der Ernst der sozialen Frage, daß der Mißbrauch der Güter, die Ausbeutung der Schwachheit, die Verachtung des Nächsten so groß sei. Und es ist die Frage, ob die Bibel darüber Aufschluß gibt, wie diesen Mängeln zu begegnen sei. Untersuchen wir genauer die Mißstände, welche sich mit dem Güterleben verbinden, so finden wir vor allem drei Hauptschäden:

der Besitz häuft sich in wenigen Händen an, und die Kluft zwischen reich und arm vertieft und verbreitert sich; die Arbeit ist in ihrem Ertrag gegenüber dem Kapital weder richtig gelohnt noch recht gesichert; für die Not, welche aus Armut, Krankheit, Alter, Invalidität, Tod entspringt, ist nicht genügend gesorgt. Daß diese drei Punkte den Notstand unsrer Zeit bilden, wird kaum geleugnet werden. Das große Kapital, durch ein schnödes Kreditwesen unterstützt, hat heute ein solches Übergewicht gewonnen, daß es in der Hand seines Besitzers in riesigen Verhältnissen wächst. Der kleine Handwerker, der weniger Mittel hat, der das Rohprodukt teuer kauft, die Maschinen nicht oder doch nicht in gleicher Vollendung beschaffen kann, geringeren Umsatz und deshalb größere Geschäftskosten hat, kann die Konkurrenz nicht bestehen und geht zurück. Die „oberen Zehntausend" werden reicher; die ärmeren Klassen, auch wenn ihre Lage sich gegen früher verbessert hat, schreiten nicht in gleichem Verhältnis vorwärts; die Hoffnung, sich emporzuarbeiten, dieser Hebel der Thätigkeit, schwindet immer mehr. Und die Begriffe der politischen Gleichheit, die in unsern Tagen Gemeingut aller geworden sind, lassen es desto schmerzlicher fühlen, daß der soziale Abstand so groß ist. Dies der erste Punkt. Der zweite ist noch bedenklicher. Eine Menge von Industriezweigen machen den Unternehmer reich und lassen den Arbeiter oder die Arbeiterin in der drückendsten Lage. Eine ganze Weberfamilie des Erzgebirges verdient dreihundert Mark; der Fabrikant, der sie beschäftigt, ist vielleicht ein Millionär. Eine Stickmustermalerin oder Wollenstrickerin in Berlin verdient täglich kaum eine Mark, deren Hälfte von der Wohnungsmiete verzehrt wird; der Händler, welcher die Arbeit verkauft, wird ein reicher Mann. Ich glaube, daß das Lohnsystem nie völlig abgeschafft werden kann, und daß ein Arbeiter, dessen Lohn bei mäßiger Lebensweise für den Haushalt genügt, zufrieden sein muß; aber ich glaube auch, daß redliche Arbeit ihren Mann nähren muß und bei einer richtigen Organisation der Arbeit nähren kann. Unter den Verhältnissen von heute ist nicht einmal der karge Lohn gesichert. Jede Krisis wirft Scharen von Arbeitern brotlos vor die Thür. In Zeiten des blühenden Geschäfts ruft der Fabrikant die Hände ohne Maß und Zügel herbei; kann er sie nicht mehr beschäftigen, so überläßt er sie ihrem Elend. In Berlin sind gegenwärtig Tausende von Arbeitern, die seit drei, vier Jahren keine regelmäßige Arbeit haben. — Diese Sorge wächst — und das ist der dritte Punkt —, wenn Alter, Krankheit, Invalidität, Tod sich melden. Ein durchgreifendes Versicherungswesen existiert nicht. Und Almosen sind keine wahre soziale Hilfe; sehr oft fehlt es auch an diesen. Wir erleben fast täglich Selbstmord aus Hunger; gewiß eine furchtbare Kritik unsrer Zustände.

Wie verhält sich die Bibel zu diesen Notständen? Wir können nicht erwarten, daß sie moderne Industrieverhältnisse im einzelnen vorausgesehen und berücksichtigt hat. Aber für die einfachen Zustände Israels finden wir eine soziale Gesetzgebung, welche durchaus göttliche Weisheit

atmet, allen sozialen Gefahren von vornherein begegnet und die Lösung des sozialen Problems darbietet. — Das Land ist mein, spricht Jehovah; die Israeliten, welche es benützen, sind nicht Eigentümer, sondern nur Pächter, Verwalter. Sie dürfen nichts davon dauernd verkaufen; der Besitz ist Stammeseigentum, Familienbesitz. Muß einer aus Armut sein Besitztum verpfänden, so kann jedes Familienglied zu demselben Preise das Pfand einlösen. Ist die ganze Summe nicht vorhanden, so muß das Pfand für die betreffende Zeit zurückgegeben werden. Im fünfzigsten Jahre aber, dem Halljahr, fiel jedes Eigentum ohne Lösung an den ehemaligen Besitzer oder seine Familie zurück. Damit war die Anhäufung eines kolossalen Besitzes unmöglich gemacht, der Verarmung ganzer Familien vorgebeugt. Das Wahre am Sozialismus ist die Befreiung vom Egoismus und die Sorge für das Gesamtwohl. Beide Züge waren in der mosaischen Gesetzgebung stark ausgeprägt. Der Grundbesitz war unveräußerlich und unverschuldbar. Gott hat den Jammer der Schuldenbelastung verhindert; Zins zu nehmen von geliehenem Gelde war den Israeliten verboten. Hatte der Herr die Schrecknisse eines harten Kreditsystems oder die schlimme Anlage des Volkes Israel erkannt? Gewiß beides; daher das Gesetz. Damals war die eigne Arbeit das einzige Erwerbsmittel; durch das Zinsverbot war sie mit Mitteln versehen und vor Ausbeutung geschützt. Arbeit und Kapital lebten in Harmonie. Die Vermehrung des baren Vermögens war nur durch Verkauf der Produkte möglich; nicht auf ein riesiges Anwachsen des Geldes, sondern auf ein geruhiges und stilles Leben war es abgesehen. Jeder Mensch war seines Unterhaltes sicher. Soviel als nötig, um den Hunger zu stillen, durfte man auf jedem Acker, in jedem Garten pflücken. In jedem siebten Jahr und dem Jubeljahr durfte von dem Eigentümer weder gesät noch geerntet werden; dann gehörte der Ertrag des Bodens dem ganzen Volke. Das Land war Nationaleigentum. Auch in andern Jahren sollte man das Getreide an den Ecken stehen lassen, sollte man die Obstgärten und Weinberge nicht nachlesen; die Nachlese gehörte den Armen. So war für die Not gesorgt. Und eine Anzahl von Gesetzen schützte den kleinen Mann vor Bedrückung; nicht hart durfte er behandelt werden, „denn er ist dein Nächster, dein Bruder“. Man lese nur, welche Fülle von zarter göttlicher Sorgfalt in den sechs Versen liegt (5. Mosis 24, 10—15):

> „Wenn du deinem Nächsten irgend eine Schuld borgst, so sollst du nicht in sein Haus gehen und ihm ein Pfand nehmen; sondern du sollst draußen stehen, und er, dem du borgest, soll sein Pfand zu dir hinaus bringen. Ist er aber ein Dürftiger, so sollst du dich nicht schlafen legen über seinem Pfande; sondern sollst ihm sein Pfand wiedergeben, wenn die Sonne untergeht, daß er in seinem Kleide schlafe und segne dich. Das wird vor dem Herrn deinem Gott eine Gerechtigkeit sein. Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorbehalten, er sei von deinen Brüdern oder Fremdlingen, die in deinem Lande und in deinen Thoren sind.

Sondern sollst ihm seinen Lohn des Tages geben, daß die Sonne nicht darüber untergehe, denn er ist dürftig; auf daß er nicht wider dich den Herrn anrufe und sei dir Sünde."

Zu dem allen kam, daß das Volk sich als ein Volk von Brüdern ansah, die ohne Standesunterschied in Bluts- und Geistesverwandtschaft lebten. Der Sabbat, der Ruhetag, das Zeichen zwischen Jehovah und seinem Volke, diese magna charta aller Arbeitenden und Geplagten, versiegelte das schöne Verhältnis, welches die Menschen mit ihrem Gott und miteinander verband. In dem Gedanken, das Volk Gottes zu sein, hatte Israel eine ideale Welt, welche den einzelnen über die Kümmernisse und Nöte des täglichen Lebens mit Adlerflügeln emporhob; und ein lebendiges Gottvertrauen wehrte auch in schweren Tagen der Verzagtheit und der Verzweiflung. „Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln," sang mit dem harfenspielenden König sein ganzes Volk. „Es soll allerdings kein Bettler unter euch sein," befahl das Gesetz. Und die Erfahrung durfte bestätigen: „Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie den Gerechten verlassen gesehen oder seinen Samen nach Brot gehen." — Das ist also das soziale Idealbild des Alten Testaments. Fromme, geheiligte Menschen sollen ein Brudervolk bilden, das nach dem göttlichen Befehl auch seine irdischen Verhältnisse ordnet. Kein Überwuchern des Besitzes, kein Wuchern mit dem Gelde, keine Bedrückung der Armen, sondern Maß im Reichtum, Großmut im Borgen, Barmherzigkeit in dem Verkehr zwischen Herr und Knecht: das waren die Gedanken Gottes, in einem System von Einrichtungen und Ordnungen kristallisiert.

Es wäre zu viel gehofft, wenn man dächte, in einer sündigen Menschheit dies Ideal völlig realisiert zu sehen. Aber als strenge Hüter der nationalen Wohlfahrt wachen die Propheten über den Ordnungen Gottes. Wenn die Reichen gegen das Gesetz in Land und Häusern Wucher treiben, tritt wohl ein Jesaias öffentlich gegen sie auf und spricht: „Wehe denen, die ein Haus an das andre ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen. Es ist vor den Ohren des Herrn Zebaoth: was gilt's, wo nicht die vielen Häuser sollen wüste werden und die großen und feinen öde stehen." Ebenso straft Micha und droht mit dem Gerichte Gottes. Den Bedrückten aber wird der Arm Gottes gezeigt, der helfen kann. „Der Herr schaffet Recht denen, die Unrecht leiden; er behütet die Fremdlinge und Waisen und erhält die Witwen," verheißt Ps. 146.

Je weiter sich das Volk von der Zeit der Gesetzgebung entfernte, desto gröber wurden die Übertretungen, desto gewaltiger wurden auch die Mahnungen an die Übertreter. Charakteristisch für den kühnen und scharfen Geist, in welchem die Weisen des Alten Bundes die sozialen Sünden strafen, ist eine Stelle aus Jesus Sirach, Kap. 13, 2—30:

„Geselle dich nicht zum Gewaltigen und Reichen; du ladest sonst eine schwere Last auf dich. Was soll dir der irdene Topf bei

dem ehernen Topf? Denn wo sie aneinander stoßen, so zerbricht er. Der Reiche thut Unrecht und trotzt noch dazu; aber der Arme muß leiden und dazu danken. Solange du ihm nütze bist, braucht er dein; aber wenn du nicht mehr kannst, so läßt er dich fahren. Weil du hast, so zehrt er mit dir, und bekümmert ihn nichts, daß du verdirbst. Wenn er dein bedarf, kann er dich fein äffen, und lächelt dich an, verheißet dir viel, und gibt dir die besten Worte, und spricht: Bedarfst du etwas? Und ladet dich einmal oder drei zu Gast betrüglich, bis er dich um das Deine bringe und spotte dein zuletzt. Und wenn er gleich deine Not siehet, läßt er dich doch fahren und schüttelt den Kopf über dich. Darum siehe zu, daß dich deine Einfältigkeit nicht betrüge und in Unglück bringe. Wenn dich ein Gewaltiger will zu sich ziehen, so weigere dich; so wird er dich desto mehr zu sich ziehen. Dränge dich nicht selbst zu ihm, daß du nicht verstoßen werdest; fleuch es auch nicht zu sehr, daß man dich zur Not brauchen könnte. Wehre dich nicht, so er dir etwas befiehlt; aber verlaß dich nicht darauf, daß er dir sehr gemein ist; denn er versucht dich damit und mit seinen freundlichen Gebärden holet er dich aus. Wenn er ungnädig wird, so bleibt es nicht bei solchen freundlichen Worten, und scherzet nicht mit Strafen und Gefängnis. Darum hüte dich und siehe dich wohl vor. Du lebest in großer Fahr. Ein jeglich Tier hält sich zu seinesgleichen; so soll ein jeglicher Mensch sich gesellen zu seinesgleichen. Es ist eben, als wenn sich der Wolf zum Schaf gesellete, wenn ein Gottloser sich zu Frommen gesellet. Wie Hyäna mit dem Hunde sich gesellet, also auch der Reiche mit dem Armen. Wie der Löwe das Wild frißt in der Heide, so fressen die Reichen die Armen. Wie dem Hoffärtigen unwert ist, was gering ist, also ist der Arme dem Reichen auch unwert. Wenn der Reiche fallen will, so helfen ihm seine Freunde auf; wenn der Arme fällt, so stoßen ihn auch seine Freunde zu Boden. Wenn ein Reicher nicht recht gethan hat, so sind viele, die ihm überhelfen; wenn er sich mit Worten vergriffen hat, so muß man's lassen recht sein. Wenn aber ein Armer nicht recht gethan hat, so kann man's aufmutzen; und wenn er gleich weislich redet, so schweigt jedermann, und sein Wort hebt man in den Himmel. Wenn aber der Arme redet, so spricht man: Wer ist der? Und so er fehlet, so muß er herhalten. Reichtum ist wohl gut, wenn man es ohne Sünde braucht; aber Armut des Gottlosen lehret ihn viel Böses reden."

Ich will nur beiläufig die interessante Thatsache erwähnen, daß, als das Sozialistengesetz angenommen war und die sozialdemokratische Litteratur ihre Unterdrückung vor Augen sah, in einer der letzten Nummern die Berliner Freie Presse die Leser ermahnte, fleißig in der Bibel zu lesen; eine Aufforderung, der ich mich von Herzen anschließe. Wenn die ver-

führten und gegen das Christentum erbitterten Arbeiter die Unerschrockenheit sähen, mit welcher die Schrift die Sünden des Reichtums straft, sie würden vor der göttlichen Wahrheit mehr Respekt haben; sie würden freilich daraus auch lernen, daß die Sünde der Leute Verderben ist, und daß Gott die Revolutionsgedanken verbietet. Es wurde damals besonders auf dieses Kapitel des Jesus Sirach hingewiesen; daneben auf den Brief des Jakobus. Und soviel wenigstens ist richtig an diesem Hinweis, daß das Neue Testament ebenso wie das Alte den Mammonsdienst bekämpft, die Liebe fordert, dem trotzigen Reichtum entgegentritt, der hilflosen Armut zur Seite steht. In der Litteratur aller Völker ist keine Geschichte, die so wie das Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus den lieblosen Übermut bestraft und des Bedrängten sich annimmt. Man begreift es in der That nicht, wie es den falschen Propheten unsrer Tage gelungen ist, dem Volke einzureden, das Christentum sei die Religion der reichen Leute und der Ausbeuter. Es ist dieser Vorwurf eine schändliche Lüge. Das Evangelium dient freilich allen, den Reichen wie den Armen; es könnte nicht Gottes Wort sein, wenn es anders wäre. Aber es beweist den Mühseligen und Beladenen, den Armen und Verlassenen eine unvergleichliche Teilnahme. Und da, wo Christus, aufgefordert, sich über seinen Missionsberuf zu rechtfertigen, seine ganze erbarmungsvolle Wirksamkeit schildert, nennt er als das Höchste und Beste: den Armen wird das Evangelium gepredigt. Ein Evangelium, das nicht, wie seine Feinde sagen, die Menschen bloß auf das Jenseits vertröstet, sondern mit dem Lichte des ewigen Lebens, mit den Flammen des Gerichts auch die irdischen Verhältnisse erleuchtet.

Das Neue Testament ist nicht für ein einzelnes Volk, sondern für die ganze Welt, nicht einer einzelnen Epoche, sondern allen Jahrhunderten gegeben. Eine soziale Gesetzgebung finden wir darin nicht; der Buchstabe der Satzung wird zum Geist. Aber in der Form des Geistes finden wir alle Grundsätze des Alten Testaments wieder, nur verklärt zu allgemeinen, menschen- und weltbeherrschenden Prinzipien, geschrieben nicht auf steinerne Tafeln, sondern in das Gewissen. Der Mensch mit seinem Hab und Gut ist nicht Eigentümer, sondern Haushalter; das bloße Sammeln irdischer Schätze ist keine des Christen würdige Arbeit; Bruderliebe, Barmherzigkeit ist höchste Pflicht, ohne deren Erfüllung man nicht selig wird. So hat Christus, so haben seine Apostel jene drei Mißstände des sozialen Lebens angefaßt und zu überwinden versucht. Wir sehen deutlich, vertieft und vergeistigt kehren die Gedanken wieder, welche dem Gesetz Gottes zu Grunde lagen.

Der Besitzer ist nur Haushalter; sein Eigentum ist anvertrautes Gut. Zu seiner Zeit kommt der Herr und spricht: Thue Rechnung von deinem Haushalt. Christus hat das eigentümliche Gleichnis vom ungerechten Haushalter ganz besonders dazu erzählt, um seine Jünger aller Zeiten an den rechten Gebrauch des Geldes, „des ungerechten Mammons,“ zu erinnern. Nicht willkürliche Benutzung ist erlaubt. Sich Freunde

machen mit dem ungerechten Mammon, das ist die göttliche Weisheit, welche uns in diesem Gleichnis so dringend empfohlen, deren Mangel in dem Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus so bitter gestraft wird; dieser Weisheit sind die ersten Christen gefolgt. Ja unter dem Brausen des Pfingstwindes, unter der Glut der ersten Flammen heiligen Geistes haben die Jünger das persönliche Eigentum dem Herrn geopfert, um den Brüdern damit zu dienen. „Alle aber, die gläubig waren geworden, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nachdem jedermann not war.“ Man mißdeutet diese Geschichte, wenn man sie zu einem Beispiel des praktischen Kommunismus oder Sozialismus stempelt, wenn man sie erzählt, um damit zu beweisen, daß der heilige Geist kein Privatvermögen mehr dulde. Es handelt sich hier gar nicht um dauernde Einrichtungen, noch weniger um Recht und Gesetz, da jede Gabe frei war. Auch finden wir sehr bald nach diesen Pfingstthaten arme Witwen zu Jerusalem, die sich beschwerten, daß sie bei der täglichen Handreichung übersehen wurden; und niemals ist in der heiligen Schrift das Recht des persönlichen Besitzes angetastet, weil dasselbe zum Wesen des Menschen gehört, eine Voraussetzung und Frucht der Arbeit ist, zur Bethätigung der Freiheit und zur Beweisung der Liebe dient. Aber man verkennt den Sinn jener pfingstlichen Gütergemeinschaft ebenso, wenn man sie für eine vorübergehende unpraktische Schwärmerei erklärt. Sie war kein Rausch der Phantasie, sondern der Durchbruch einer neuen Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern das, was des andern ist, die Hab und Gut ebenso wie Leib und Seele in den Dienst Gottes stellt. „Haben, als hätten sie nicht,“ so beschreibt die Schrift den innern Zustand des äußern Reichtums. „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.“ Das griechische Wort für Haushalter ist Ökonom; es wäre die rechte Nationalökonomie, welche diesem Spruch des Petrus folgte.

Ist der Mensch nun Haushalter, so muß er das Gut im Sinne des Eigentümers verwalten. Der Eigentümer ist Gott, seinem Willen ist nichts mehr zuwider, als wenn ein Mensch aus dem Schätzesammeln seinen Lebensberuf macht. „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen,“ — lautet das Urteil Christi. — Verstößt jemand gegen dies Gebot; — „wahrlich ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen; es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme.“ „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Es ist ein schneidender Satz, den die Apostel hinzufügen: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis; denn Geiz ist eine Wurzel alles Übels.“ — Und während der Mißbrauch des Reichtums, die Sicherheit, welche auf das Geld vertraut, mit dem erschütternden

Weckruf: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele fordern! aufgeschreckt werden — wird dem Arbeiter sein Recht gesichert: ein Arbeiter ist seiner Speise wert. Und mit dem liebevollsten Verständnis geht der Herr in seinen Parabeln und Reden auf das Leben der Arbeiter ein, er, der selbst in eines Zimmermanns Hause groß geworden war, das Vorbild höchster Liebe.

Was das Alte Testament durch das Wort erst lehren, erst befehlen muß, das bewirkte Christus durch sein Leben und Sterben, diese verkörperte Predigt des Erbarmens. Ob er wohl reich war, ward er doch arm um unsertwillen, auf daß wir durch seine Armut reich würden. Er nahm Knechtsgestalt an und erniedrigte sich selbst. Er kam nicht, um sich dienen zu lassen, um zu dienen. Er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; als der Ärmste der Armen ist er über die Erde gewandelt. Mit den Armen hat er verkehrt, aus den Armen hat er seine Apostel erwählt, den Armen und Elenden hat er gedient. Und nie ist ein Wort der Bitterkeit über seine Lippen gegangen gegen die Reichen; er vermahnte sie nur, Gutes zu thun; denn danach wird er richten. „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Und dieser Geist selbstloser, dienstwilliger, herzlicher Bruderliebe ist als ein unverwüstliches Erbteil seiner Jüngerschar hinterlassen; sie haben es treu bewahrt. „Den Reichen von dieser Welt gebiete — schließt St. Paulus seinen ersten Brief an Timotheus — daß sie nicht stolz seien, auch nicht hoffen auf den ungewissen Reichtum, sondern auf den lebendigen Gott, der uns dargibt reichlich allerlei zu genießen, daß sie Gutes thun, reich werden an guten Werken, gerne geben, behilflich seien, Schätze sammeln, ihnen selbst einen guten Grund aufs Zukünftige, daß sie ergreifen das ewige Leben.“ — „Wenn aber jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm?“ fragt St. Johannes. Und in den Diakonen, den Armenpflegern der ersten Gemeinde, hat das Christentum zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit ein Amt der Barmherzigkeit gestiftet. —

Wurde aber an diesem königlichen Gesetz der Liebe gefrevelt, dann können auch die Männer des Neuen Testaments im prophetischen Stil des Gerichts die Mammonsknechte zur Rechenschaft ziehen. Wenn in der Gemeinde Christi der Reiche mehr gelten soll als der Arme, — „ist's recht, fragt Jakobus, daß ihr solchen Unterschied bei euch selbst macht?“ Denen aber, welche die Arbeiter ausbeuten, ruft er zu: „Wohlan nun, ihr Reichen, weint und heulet über euer Elend, das über euch kommen wird. Euer Reichtum ist verfaulet, eure Kleider sind mottenfräßig geworden. Euer Gold und Silber ist verrostet, und ihr Rost wird euch zum Zeugnis sein und wird euer Fleisch fressen wie ein Feuer. Ihr habt euch Schätze gesammelt auf den letzten Tag. Siehe der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben und von euch abgebrochen ist, der schreiet, und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren

des Herrn Zebaoth. Ihr habt wohlgelebt auf Erden und eure Wollust gehabt und eure Herzen geweidet als auf einen Schlachttag." — Aber man glaube nicht, daß nur die Herren und Vornehmen so gewaltig in ihrem Gewissen geschüttelt werden. Die Dienenden werden ebenso stark gemahnt zur Zufriedenheit und Genügsamkeit, zum willigen Gehorsam und zur Demut. „Daß sie ihren Herren unterthänig seien, in allen Dingen zu Gefallen thun, nicht widerbellen, nicht veruntreuen, sondern alle gute Treue erzeigen, auf daß sie ihre Lehre Gottes, unsres Heilandes, zieren in allen Stücken." Und ausdrücklich wird hervorgehoben, daß die Knechte unterthan seien mit aller Furcht den Herrn, „nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen." Die Räsonneure und Revolutionäre, die Gesellen und Arbeiter, welche von dem Arbeitgeber kein strenges Wort hören wollen, die Mägde, welche um ein paar Thaler aus dem Dienst laufen: kurz die untreuen, ungehorsamen, widerwilligen Dienstleute, deren es heute so viele gibt, finden an der Schrift keinen Advokaten, der sie verteidigt.

Und mit dem allen sind doch nur erst die ins Auge fallenden Elemente der sozialen Frage berührt. Dringen wir tiefer, wie vieles hat das Neue Testament, was mit den wirthschaftlichen Dingen eng, aber feiner zusammenhängt: die gewissenhafte Persönlichkeit, die aus dem Glauben heraus wahrhaftig und getreulich ihr Leben gestaltet; das christliche Familienleben, in welchem jede Arbeit erst die Stätte findet, wo sie des Morgens frisch entspringt und des Abends gesegnet ausruht; der Kreis der Gemeinde, in welchem die Unterschiede vor dem Angesichte Gottes aufgehoben sind und der frömmste Christ das tüchtigste Mitglied ist, jenen majestätischen Begriff des Reiches Gottes, des Leibes Christi, der uns gelehrt hat, uns alle als Brüder eines Hauses, als Glieder an dem großen Organismus der erlösten Menschheit anzusehen. Starke Mahnungen liegen in diesen Schriftgedanken, nicht nur ein äußeres Glück zu suchen, sondern vor allem eine innere Zufriedenheit; nicht bloß an sich zu denken, sondern das Leben anzusehen als eine Probe der selbstverleugnenden Liebe zu Weib und Kind, Eltern und Geschwistern; vor Gott sich mit allen Brüdern eins zu wissen und eben deshalb gern die Unterschiede der Erde anzuerkennen und Ehre zu geben, dem Ehre gebührt; nicht isoliert den eignen Weg zu gehen, sondern Anschluß zu suchen, auf Gemeinschaft zu dringen und auch in den irdischen Dingen daran zu denken, daß wir Glieder sind an einem Leibe, und daß Einigkeit stark macht. Lauter soziale Bindeglieder, Verhältnisse einer höheren Ordnung, von denen noch mehr als von der Verteilung der Güter Glück und Segen abhängt. Die ganze Atmosphäre der Bibel ist von Ideen durchzogen, die als fruchtbare Keime in der sozialen Welt ihre Kraft beweisen. Selbst die innerlichsten Empfindungen des Glaubens wirken hinein in die Lebensaufgabe des einzelnen und der Gesamtheit. Wer an einen Vater im Himmel glaubt, der weiß, sein Geschick ruht in Gottes Herzen, der nimmt die Freude aus der Herrn Hand dankend hin und verzagt

nicht in trüber Stunde. Es kann wohl einmal einer irre werden an Gottes Wegen und fragen: Herr, wie lange und warum? Aber er wird nie denken, daß der Weg zum Glück durch den Umsturz geht, über Thron und Altar. — An Christum glauben und in ihm einen Erlöser haben, das macht ein frohes friedliches Herz, versöhnt mit Himmel und Erde, macht uns einig mit den Brüdern, hält uns im Kreuz aufrecht, weil der Gottessohn es voranträgt, und stärkt uns in Widrigkeiten und Nöten. Den heiligen Geist haben ist Begeisterung im Herzen und Schwung im Gemüt. Ein Mensch des Geistes trachtet nicht nach fleischlicher Lust, die so viel Herzen elend macht, will nicht reich werden durch Lug und Trug, sondern auch in der Werkstatt und Fabrik Gottes dienen. — An der Ewigkeit und an Vergeltung festhalten, hält die Seele wachsam und gibt Furcht vor der Sünde. — Das Gebet erfüllt mit Zuversicht im schweren Beruf und hebt auch das Bedürfnis des Leibes in das Licht Gottes: unser täglich Brot gib uns heute. — Und wenn dann der Gottesdienst zu gemeinsamer Erbauung ruft, wenn alle dasselbe Lied singen, dieselbe Predigt hören, dieselbe Bitte aussprechen und denselben Dank; wenn an dem Tisch des Herrn begnadigte Gotteskinder von demselben Brot essen und aus demselben Kelch trinken, dann ist doch in der That auf Erden ein Reich wahrer Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aufgerichtet, daß die Welt nicht kennt und nicht kennen kann. Vor dieser Herrlichkeit einer Weltanschauung, die auf dem Glauben an den lebendigen Gott ruht und in der Liebe zu den Brüdern sich bewährt, muß doch der lügenhafte Vorwurf verstummen, das Christentum habe zur Lösung der sozialen Frage nichts gethan und könne nichts thun. Das Evangelium ist die größte soziale Macht, die je auf Erden gewirkt hat; und es ist nicht wahr, daß seine Mission vorüber sei, daß es in den ersten Jahrhunderten vielleicht Gutes gethan habe, aber unter den Verhältnissen der Gegenwart unfähig sei, irgend eine Besserung zu schaffen. Gewiß, wenn die Kirche ihre rechte Gestalt und Gewalt hätte, wenn sie mehr, als sie es ist, eine Gemeinschaft gläubiger Christen wäre, von den Fesseln des Staates erledigt und von der Liebe des Volkes getragen, dann könnte sie mehr leisten, kräftiger mitarbeiten an der Lösung der sozialen Frage. Aber unthätig ist sie auch jetzt nicht. Ich sehe vor mir das weite Gebiet der innern Mission, hier die Rettungshäuser zur Bergung verwahrloster Kinder, dort Anstalten zur Ausbildung ihrer Erzieher, da Marthashöfe, um treue Mägde zu bilden und zu beherbergen, da Magdalenenasyle, um die verlornen Töchter zu retten; ich sehe, ein Heiligtum dienender Liebe, die Diakonissenhäuser über mein Vaterland verbreitet und in den großen Städten die Stadtmission ihren gesegneten Gang durch die Häuser gehen. Ich frage, sind das nicht werte Beiträge zur sozialen Frage? Und nur der Geist der Bibel ist es, die diese Häuser gebaut, die hilfreichen Herzen geweckt hat. Das sind nur einzelne Notstände, höre ich erwidern, an welche die Kirche ihre Hand legt. Aber gegen den großen Notstand, der im innersten Mark unser Volksleben zerfrißt, gegen die

Zerrüttung der sozialen Verhältnisse, für die Versöhnung von Großindustrie und Handwerk, von Kapital und Arbeit, für die Beseitigung der Krisen in der Kirche, für die Hebung und Sicherung der Arbeiterexistenz — was kann da die Bibel, die Kirche helfen? Nun, indem die Bibel jedem das Gewissen schärft und die Kirche den Reichen wie den Armen die Mahnung zuruft, ihre Pflicht zu thun, indem so in den Seelen der böse Wille bekämpft, der gute Wille geweckt wird, geschieht schon das Wichtigste und Notwendigste. Aber ich glaube in der That, daß die Kirche, besonders die evangelische Kirche sich mehr hineinstellen kann und muß in das soziale Leben, daß sie das Sittlich-Religiöse nicht loslösen darf von den leiblichen und materiellen Bedingungen, an welche es für gewöhnlich geknüpft ist. Ein Arbeiter, der in der Gegenwart kein rechtes Auskommen, für die nächste Zukunft keine sichere Existenz und für sein Alter keine Hoffnung hat, ein Familienvater ohne gesunde Wohnung und ein Christ ohne Sonntag: ein solcher Mensch, von der Schlangenlist der Sozialdemokratie umgarnt und gegen die Verführung durch keinen Korporationsgeist geschützt, wird in den seltensten Fällen ein lebendiges Glied der Kirche, leicht aber ein Rekrut des Umsturzes werden. Steht es aber so, dann ist es Pflicht der Kirche, mitzuwirken, daß die sozialen Grundlagen geschaffen werden, auf denen sich ein gesundes Volksleben aufbauen kann. Man traue dem Berater nicht, der uns zuruft, die Religion gehöre in das Kämmerlein, nicht ins öffentliche Leben; — der so spricht, ist der Kirche kein getreuer Eckard. Das Gebet gehört in das Kämmerlein, und auch nur das stille, einsame Gebet; die Religion aber, das Christentum gehört in das politische, soziale, industrielle Leben. Ist es da nicht, so wird es bald auch im Kämmerlein nicht mehr sein; herrscht der Glaube nicht, so regiert der Unglaube. Es ist der Kirche große und heilige Aufgabe, das öffentliche Leben für sich zurückzuerobern, und so wird sie dem Volke wieder eine Burg der Wahrheit, ein Hort der Gerechtigkeit und ein Quell heiligen Lebens werden. Freilich diese Stellung muß sie sich erst gewinnen; viele, auch unter ihren Freunden, meinen, es zieme der Kirche nicht, in den sozialen und politischen Dingen Partei zu ergreifen. Wir würden dies zugeben, wenn die Parteien nicht längst zuvor Partei gegen die Kirche genommen hätten. Wir bedauern, daß dies so ist; wir halten es für Deutschlands böses Verhängnis, daß der Liberalismus so oft mit dem Unglauben verbrüdert ist, daß er auch in sozialen Dingen die Hilfe der Kirche abweist. Die liberalen Bildungsvereine sind religionslos; die Gewerkvereine stehen unter einem Juden, und in der neubegründeten Konkordia sind neben trefflichen Christen Männer des bittersten Kirchenhasses. Wer es glaubt, daß die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang und an Gottes Segen alles gelegen ist, der kann auf solche Mittel keine Hoffnung setzen. Er muß wünschen, daß die Kirche in die soziale Frage eintritt. Und wir meinen, unsre bisherige Betrachtung gibt uns ein Recht zu diesem Wunsch. Wenn die Schrift jedes Eigentum ein anvertrautes Gut nennt,

aber die Gegenwart macht einen Götzenmammon daraus, den sie anbetet; wenn die Schrift die Habsucht verbietet, aber unser ganzes Erwerbsleben trägt den Charakter wilder Jagd nach dem Gewinn; wenn die Schrift Liebe und Barmherzigkeit fordert, aber in der Arbeitswelt herrscht oft nur Egoismus und Unbarmherzigkeit; wenn so die Bibel und das herrschende System sich widersprechen, dann darf, dann muß die Kirche ihren Ruf ertönen lassen. Das deutsche Volk muß es wissen, daß die Kirche Christi dies mammonistische System, an welchem der deutsche Geist zu Grunde geht, verabscheut. Freilich wehrt man uns die Teilnahme an diesen Dingen und beruft sich auf Christi Wort: „wer hat mich zum Erbschichter über euch gesetzt?" — aber die soziale Frage ist eben nicht ein Erbschaftsstreit, sondern eine persönliche, sittliche, religiöse Frage, an deren Beantwortung die Kirche dringend beteiligt ist. Und wenn Sie mich zum Schluß fragen, was denn die Kirche thun soll, um den Gedanken der Schrift mehr zu ihrer Kraft zu verhelfen, so sehe ich einen Teil der Antwort vor mir. Ein Vereinsleben schaffen, pflegen, fördern, das nicht bloß religiös, sondern auch sozial arbeitet, das nicht hinter Schloß und Riegel tagt, sondern seine Mitglieder dazu erzieht, die christliche Idee öffentlich zu vertreten; der Unordnung und der Atomisierung wehren und jeder gesunden Organisation hilfreich zur Seite stehen; das Innungs-Genossenschafts-, Versicherungswesen mit ihrem Geiste unterstützen und Gottes Odem hineinhauchen; der Anwalt der Bedrängten und Elenden werden in diesem Kampf ums Dasein, der die Schwachen noch schwächer macht; den Mammonskultus furchtlos strafen und die Pflicht der Liebe verkündigen; in allem das Gewissen und das Herz des Volkes sein: das ist die Aufgabe, deren sich die Kirche, Laie wie Geistlicher, annehmen muß. Nur so genügt sie der Bibel und der sozialen Frage.



Sozialdemokratisch, Sozialistisch und Christlich-Sozial.

Vortrag, gehalten in Braunschweig am 30. März 1880.

Hochgeehrte Versammlung! Der Aufforderung verehrter Männer, hier in Braunschweig einen Vortrag über die soziale Frage zu halten, bin ich mit großer Freudigkeit gefolgt. Gilt es doch einer der wichtigsten Angelegenheiten unsrer Zeit und ist doch hier in Braunschweig ein Generalquartier der Sozialdemokratie.

Unter den bewegenden Fragen, welche unsre Zeit in eminentem Maße beschäftigen, ist die soziale Frage gewiß die bewegendste. Sie ist wie ein breiter, tiefer Strom, der die denkenden Köpfe, die fühlenden Herzen in seine Wellen und Hunderttausende in seine Strudel hineinzieht.

Wir in Deutschland haben ganz besonders Grund, auf diese Bewegung aufmerksam zu sein und uns keine von allen ihren Phasen entgehen zu lassen; die Zeit mahnt mit allem Ernste zur Achtsamkeit auf ihre Zeichen. Der Nihilismus im Osten, die Kommune im Westen, die ganze große Umsturzbewegung in Deutschland zeigen, daß wir uns in der That, wie so oft das Wort lautet, auf vulkanischem Boden befinden. Und genau wie es die Geographen schildern, daß die Vulkane nicht einzeln auftreten, sondern über die ganze Erdoberfläche hin Linien und Kreise bilden, so ist es heutzutage auch mit der vulkanischen, sozialdemokratischen Bewegung. Man hört freilich vielfach, wir hätten so viel wie Rußland und Frankreich nicht zu befürchten. Aber ich erinnere an die beiden Attentate auf unsern Kaiser und meine: dieselben Revolutionsgedanken, dieselben Umsturztendenzen wie in Rußland und Frankreich sind auch bei uns. Ein Kommunard, der sich in Genf aufhielt, sagte zu einem Deutschen: „Das würde kein Kommunard in Frankreich gethan haben, auf einen französischen Kaiser zu schießen, der sein Volk und Land groß, einig und mächtig gemacht hätte; Ihr in Deutschland müßt doch noch schlimmer sein als wir.“ Die sozialdemokratische Bewegung in Deutschland ist in der That sehr tief, sie umfaßt viel weitere Kreise, als in andern Ländern und ist durch langjährige, ungehinderte Agitation in viele Herzen und Geister eingedrungen. Sie hatte, als sie still gelegt wurde, über 70 Organe zu ihrer Disposition und — was in keinem andern Lande in dem Maße der Fall ist, wie bei uns — wissenschaftlich bedeutende Menschen stehen entweder ganz und gar auf dem Boden der Sozialdemokratie oder nähern sich doch dieser Richtung in der ausgesprochensten Weise. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte: in dem Momente, wo eine von so vielen Seiten gefürchtete soziale Revolution losbräche, würde sie in Deutschland die allerkompaktesten und allergewaltigsten Heeresmassen für ihre Parole vorfinden. Das alles ist gewiß Grund genug, uns zur Wachsamkeit zu mahnen, und notwendig ist es, einer solchen Erscheinung ins Angesicht zu sehen. Spinoza sagt: man muß die Dinge der Erde nicht belächeln, nicht beweinen, man muß sie verstehen! In bezug auf die Sozialdemokratie herrschen irrtümliche Auffassungen und zwar nach zwei Seiten. Eine Klasse von Nationalökonomen sieht die Sozialdemokratie als etwas ganz harmloses, als ein System sozialer Reformen an, die das Wohl des Nächsten bezwecken. Die unsittlichen Tendenzen, die daran haften, den Krieg gegen das Christentum, der damit verbunden ist, vergessen sie und — von der gedankenscharfen Energie, dem Opfermute und der Hingebung dieser sozialdemokratischen Partei angezogen — rühmen sie der Bewegung fast nur Gutes nach. Diese Auffassung ist gewiß falsch. Die Sozialdemokratie ist nicht bloß ein Streben nach sozialen Reformen; sie ist, wie sie sich in Deutschland darstellt, und wie sie sich Jahrzehnte hindurch in Schriften, Büchern und Versammlungen dargestellt hat, eine neue Weltanschauung; eine Weltanschauung, die, wenn sie die Menschen einmal ergriffen hat, sie losmacht von Christentum, Patriotismus und

deutscher Sitte, sie trennt von den sittlichen Grundlagen unsres Lebens und sie einen Weg führt, der meines Erachtens nur in einem Abgrund enden kann und will.

Aber auf der andern Seite begeht man gleichfalls einen Fehler, wenn man die Sozialdemokratie für ein Produkt müßiger Köpfe, gemeiner Charaktere, schlechter Agitatoren erklärt, auch das ist sie nicht. Freilich die allerleichteste Art, sich mit dieser tiefgehenden Volksbewegung abzufinden, wäre die, daß man die ganze Schuld daran auf ein paar ehrgeizige, vaterlandslose Menschen schiebt. Aber so pflegen sich doch die Dinge der Menschheit nicht zu entwickeln. Eine Bewegung, die so tief eingreift, die in kurzer Zeit eine solche Menge deutscher Männer, auch deutscher Frauen umfaßt, die so nachhaltig wirkt, daß ihr gegenüber eine dem modernen Geist widersprechende Gesetzgebung unternommen werden muß, eine solche Bewegung ist weder ein Produkt müßiger Köpfe, noch ein Spiel des Zufalls, noch eine Ausgeburt der Thorheit. Eine solche Bewegung muß ihren Grund haben, dem nachzuforschen unsre Aufgabe und unsre Pflicht ist. Wollen Sie das, so wird es uns am schnellsten zum Ziele führen, wenn wir die Begriffe: „Sozialdemokratisch, sozialistisch und christlich-sozial" entfalten, um daran die mancherlei Schattierungen von Wahrheit und Irrtum in der sozialen Welt klar zu machen.

Ich beginne mit der Skizzierung der so gefürchteten Erscheinung „Sozialdemokratie". Sie ist ein Kind des Zeitgeistes und der Not, aus sittlicher Verwilderung, religiösem Abfall, wirtschaftlichem Unrecht und Elend geboren. Der letzte Punkt ist nicht zu übersehen. Es existiert wirklich eine soziale Ungerechtigkeit und Not; sie findet sich überall, und wir haben sie in Berlin vor Augen. Die Ungerechtigkeit tritt in den Zügellosigkeiten des Kapitals und in den teils dürftigen, teils unsicheren Lohnverhältnissen hervor; die Not hat während der letzten fünf Jahre die Handwerker- und Arbeiterkreise — und diese stehen in der sozialdemokratischen Bewegung voran — mit furchtbarer Gewalt ergriffen und bis heute auf das allertiefste bewegt. Man halte diesen Gesichtspunkt fest; ohne denselben ist man nicht im stande, die Sozialdemokratie richtig zu beurteilen. Man lasse sich auch nicht durch einzelne Beispiele von hohen Löhnen und Verschwendung in den Arbeiterkreisen imponieren; diese Beispiele sind richtig, aber sie beweisen nichts und können den allgemeinen und dauernden Thatbestand nicht erschüttern. Eine kürzlich von dem auswärtigen Amt der Nordamerikanischen Union herausgegebene, auf genauen Erhebungen beruhende Lohnstatistik zeigt, daß Deutschland von allen Industrieländern die niedrigsten Löhne hat: durchschnittlich 16 Mk. die Woche, während in Frankreich der Wochenlohn über 20 Mk., in England über 29 Mk., in Amerika über 54 Mk. beträgt. Dabei sind die Lebensmittelpreise bei uns nicht niedriger als anderswo, ja sie sind viel höher als in Nordamerika. Der Lohn der Arbeiter ist in einigen Gegenden unsres Vaterlandes überaus gering. Ich war vor zwei Jahren auf einer Konferenz der innern Mission mit dem königlich sächsischen

Fabrikinspektor zusammen. Zu jener Zeit ging durch die Zeitungen die Notiz, daß eine Weberfamilie im sächsischen Erzgebirge, Mann, Frau und Kinder im Durchschnitt nicht mehr verdiene, als jährlich 300 Mk. Das war mir unglaublich. Ich fragte deshalb den Inspektor, ob das wahr sei; „ja, erwiderte er, das ist buchstäblich wahr, ich kann für die Genauigkeit einstehen.“ So ist es im Erzgebirge, wir finden Kreise in Berlin, die ähnlich leiden. Während der Arbeitskrisis der letzten Jahre haben Arbeiter an der Stadtbahn und an der Kanalisation lange Zeit hindurch nicht mehr als 12½ bis 15 Sgr. erhalten; und Tausende waren da, welche ihre Brüder um diesen Hungerlohn beneideten. Ein Tagelohn von 2 Mk. galt für leidlich, und doch ist es unmöglich, Frau und Kind davon zu ernähren. Stand es so bei den Männern, die Verhältnisse der Frauenarbeit waren und sind noch viel ungünstiger. Die Arbeiterfrage ist auch eine Frauenfrage; es sind in Berlin 120000 selbstthätige Frauen, deren zum Teil bitteren Kampf um die Existenz ich dem Erbarmen und Mitleide ihrer besser gestellten Schwestern recht ans Herz legen möchte. Ich kam einst zu einer Witwe, die mit ihrer Tochter beim Wollestricken saß; diese erzählte mir, daß, wenn sie mit ihrer Tochter von morgens 5 Uhr bis abends 10 Uhr strickte, sie nicht mehr als 7—8 Groschen verdienen könne. Diese Zahlen sind nicht übertrieben; Tausende von Frauen verdienen nicht mehr. Rechnen Sie, mit Rücksicht auf die großstädtischen Verhältnisse, 4—5 Thaler monatlich für die Wohnung ab, was bleibt dann? nichts als Kummer und Elend. Nun tritt aber für die Arbeiter durch die Krisen der heutigen Zeit ein andres Moment fast noch mehr in den Vordergrund, als der ungenügende Lohn. Ich habe in den letzten Jahren vielfach Gelegenheit gehabt, die Klagen und Notschreie der Arbeiter zu hören, vorzugsweise der gutgesinnten Arbeiter, welche die Kirche, die sittlichen Grundlagen unsres Volkslebens, ihr Vaterland noch lieb haben; dabei ist mir eins klar entgegengetreten, die vollkommene Unsicherheit ihrer Existenz. Seit vier bis fünf Jahren sind bald Zehntausende, bald Tausende von Arbeitern auf Monate hinaus brotlos. Niemand kommt so an das Elend des Volkes heran, wie wir Geistliche; ich versichere Sie, daß wir unzählige Familien in Berlin gefunden haben, die in der arbeitslosen Zeit alles versetzt hatten, die nichts besaßen als einen Tisch, ein paar Stühle und vielleicht ein Strohlager, um sich darauf zu legen. Ich habe neulich in Berlin eine Familie, welche exmittiert war und ihr Hab und Gut hatte beim Hauswirte lassen müssen, für 30 Mk. losgekauft. Das war der ganze Besitz einer Familie von sieben Köpfen; gewiß Zustände, für die jeder Mensch Erbarmen fühlen muß. Und solchen Zuständen muß man ins Gesicht sehen, ihrem Ursprunge nachforschen, ihren Übeln abhelfen. Sie sind hervorgerufen durch die heutige Art des Geschäftslebens, durch den Großbetrieb in Verbindung mit der entfesselten Konkurrenz, durch den Wechsel von Schwindel und Krach, die in immer kürzeren Zwischenräumen auf einander folgen und die keinem Stande mehr schaden als dem Arbeiterstande.

Der letzte Krach, der heute noch nicht überwunden ist, hat furchtbar lange gedauert, lange genug, um Tausende von Arbeiterfamilien vollkommen zu zerrütten. Nun könnte man sagen: das ist von dem modernen Geschäftsbetrieb unabtrennbar, das muß ertragen werden; unabänderliche Dinge muß man mit Geduld und Ergebung auf sich nehmen. Es ist doch schwer, sich in solche furchtbaren Verhältnisse hineinzufinden, ohne zu murren. Ja, wenn das Bestehen solcher Zustände wirklich unvermeidlich, wenn all das Arbeiter- und Handwerkerelend unabänderlich wäre, dann könnte man in der That allen, die darunter leiden, keinen andern Rat geben, als stilles Dulden. So liegen aber die Dinge nicht. Sondern zum großen Teil sind es menschliche, sichtbare Sünden und Thorheiten, welche die in unsern sozialen Zuständen liegenden Schwierigkeiten hervorrufen und vergrößern. Es ist wahr, auch der Schuld der Gesellschaft gegenüber soll man Nachsicht üben, nicht gleich die Faust ballen, sondern mit Ruhe und Klarheit an der Beseitigung der Übelstände arbeiten. Aber es gibt nur eine Macht, welche uns das Murren verwehrt, uns die stille Klage und das gläubige Gebet auf die Lippen legt und doch zur That begeistert: das ist die Religion. Leider ist diese Macht in unserm Volke gebrochen. Seit Jahrzehnten haben Gelehrte und Ungelehrte, Zeitungen und Bücher, Vorträge und Versammlungen gewetteifert, den Leuten die Bibel zu zerreißen, die Geistlichen und die Kirche verächtlich zu machen. Man darf sich nicht wundern, wenn die Menschen sagen: dort liegt für uns keine Hoffnung, kein Heil, kein Trost; ihr habt uns den Himmel genommen, nun gebt uns die Erde! Die Atmosphäre, in welcher unsre Arbeiter leben, ist keine ideale Atmosphäre; ich glaube dem Zeitgeiste nicht zu viel nachzusagen, wenn ich es ausspreche, daß er durch und durch mit materialistischen Gedanken erfüllt ist. Nicht geistige oder innerliche Ziele sind es, welche die meisten Menschen in unsern Tagen vor Augen haben und welche die Journal- und Zeitungsschreiber ihnen vor Augen stellen, sondern sehr irdische Ziele. Reichwerden, genießen, von einer Lust zur andern schwärmen: das gilt vielen als des Lebens höchster Zweck. Hat aber ein Geschlecht diese materialistische Weltanschauung in sich aufgenommen, so wird der Besitzende leicht kalt gegen die fremde Not und zurückgezogen auf sich selbst, der Arme neidisch und gierig, voll Unlust zur Arbeit und zum sozialen Frieden. Der Materialismus macht selbstsüchtig und schlecht. Die armen Arbeiter, die kleinen Handwerker in unsern Tagen fühlen das wohl. Sie sind verlassen und verirrt; ihnen gegenüber steht ein großer Egoismus, der nur an sich selbst denkt. So schwinden auch ihnen die sittlichen Gedanken aus den Herzen, so werden sie ergrimmt und zu Feinden der gegenwärtigen Gesellschaft. Und oft kontrastiert mit ihrer Not ein sinnloser Luxus der Besitzenden, ein übermäßiger Reichtum, der nicht immer mit vollkommener Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit erworben ist. Wir haben in Berlin das Äußerste vom Tanz um das goldene Kalb erlebt. Wir haben mit Augen gesehen, wie Menschen mit Lug und Trug, in frecher

Übertretung göttlichen und menschlichen Rechts, ohne Rücksicht auf fremdes Wohl, nur den Mammon im Auge, über die Trümmer fremden Glückes sich zum Reichtum emporschwangen. Soll da nicht in den Herzen der Armen, nicht in den Köpfen der denkenden Arbeiter der Gedanke auftauchen: ist das Eigentum, welches auf unredliche Weise gewonnen ist, geheiligtes Eigentum? In dem Besitze liegt eine große Verpflichtung, in dem Reichtum eine große Verantwortlichkeit. Sagt sich das Eigentum von den Grundlagen los, welche es tragen; achtet es die Gebote Gottes nicht und setzt sich über die Forderungen der Menschenliebe hinweg, dann beschwört es selbst die Gefahr der Empörung herauf. Ich meine, unser ganzes soziale Gebäude ruht darauf, daß die Nichtbesitzenden und Ungebildeten von Respekt und Ehrfurcht erfüllt sind gegen die oberen Klassen, dazu gehört aber vor allem, daß ehrlich erworbener Besitz in edler Weise barmherzig und freundlich benutzt wird, nicht bloß für den eignen Genuß und Vorteil, sondern auch zum Wohl der Mitmenschen, zu Stillung fremden Wehes und zur freigebigen Teilnahme an allen großen Angelegenheiten des Gemeinwesens. Viele reiche Leute gibt es in unserm Volke, welche von dieser Auffassung des Reichtums keine Ahnung haben. Aber eben aus ihrer Unkenntnis, Gewissenlosigkeit, Pflichtwidrigkeit wächst am meisten die soziale Frage hervor.

Ich weiß wohl, die bloße Not, das Bedürfnis beſſrer Zustände braucht noch nicht auf den Weg der Sozialdemokratie zu führen. Aber wenn eine Zeit, von Materialismus und Atheismus durchdrungen, in die Herzen den Zunder der Begehrlichkeit hineinwirft, dann kann man sich in der That nicht wundern, wenn der Gedanke an Agitation, an Revolution, an Umsturz des Bestehenden auftaucht. Und gerade das ist, wir dürfen es nicht verschweigen, obwohl es vielfach geleugnet wird, die Signatur der Sozialdemokratie. Nicht bloß eine soziale Reform, sondern ein System des Umsturzes und der Revolution wird in den Kreisen der Sozialdemokratie ausgebrütet. Alle ehrlichen Sozialdemokraten geben es unter vier Augen zu, daß sie von wirtschaftlichen Reformen, auch von den wohlmeinendsten Maßregeln für ihre Pläne nichts erwarten, sondern nur von dem Umsturze aller Dinge. Der Nachweis ist nicht schwer beizubringen. Man kann von den mehr als 70 Blättern und Journalen, welche die Sozialdemokratie vor dem Sozialistengesetz besaß, aufschlagen, welches man will, man findet in jedem einzelnen glühenden Haß, revolutionäre Drohung, Gewaltthat und Revolte.

In den Kämpfen, welche wir ein halbes Jahr hindurch in Berlin mit der sozialdemokratischen Partei geführt haben, ist das klar bewiesen; die stürmischen Versammlungen waren selber beinahe Symptome innerer Revolution.

Ich habe die Not anerkannt, aus welcher die Sozialdemokratie zum Teil hervorgeht; ich darf auch die Gefahren nicht verschweigen, welche diese Bewegung in sich birgt, die Abgründe, welche sie vor unserm Volke aufgethan hat, und die Sünden, an welchen sie krankt. Phantasten und

Verführer haben sich des Volkes bemächtigt, die unleugbar großen Notstände noch übertrieben, die schlechten Leidenschaften wachgerufen und Millionen unsrer Mitbürger dem Vaterlande und der Kirche entfremdet. Das dies möglich war, daran tragen die andern Parteien eine große Mitschuld. Die Irrtümer des Liberalismus und die Versäumnisse der Konservativen haben beide zu dem Aufkommen der Sozialdemokratie mitgewirkt. Allzusehr hat man den Arbeiter und kleinen Handwerker, welche die Grundlage der sozialdemokratischen Partei bilden, sich isolieren lassen. Der allergrößte Fehler des modernen Liberalismus ist, daß er keinen Sinn für die Notwendigkeit der Korporationen hat; er hat die alten Arbeitsorganisationen aufgehoben und an ihre Stelle nichts Neues gesetzt. Nun hat der Mensch und namentlich der schwache, notleidende Mensch so sehr ein Bedürfnis nach Hilfe, daß er seine Hand nach jedem ausstreckt, der ihm Beistand verheißt. Ergreift sie der nicht, der es gut mit ihm meint und ihm wirklich helfen kann, so reicht er sie dem Agitator.

Carlyle hat einmal gesagt: Wer aus den aufgehobenen Händen oder den Klagen eines Volkes etwas andres heraushört, als den Ruf: helft uns! der kennt die Volksseele nicht. Nun hat aber unser Volk wirklich lange laut und tief gerufen: helft mir! Niemand hat ihm die Hände gereicht. In seiner Isolierung blieb es sich selbst überlassen. Innungen waren nicht da, so entstanden Parteien; Führer fehlten, so kamen die Verführer; die geregelte Leitung blieb aus, sie wurde ersetzt durch die wüste Agitation. Aus alle dem werden Sie erkennen: die Sozialdemokratie ist eine sehr komplizierte Erscheinung, welche aus einem unleugbaren Notstande der Industrie hervorgegangen, mit revolutionären Träumen verbunden, von dem materialistischen, atheistischen Zeitgeiste beherrscht, allmählich zu dem Gespenst geworden ist, als welches die Gegenwart sie fürchtet. Und daß sie zu einer widerchristlichen, vaterlandsgefährlichen Bewegung geworden ist, das verdanken wir ganz andern Mächten als dem Sozialismus. Liberalismus und Fortschritt haben ihr vorgearbeitet und helfen zu ihrer Ausbreitung noch heute mit. Hätte nicht der falsche liberale Zeitgeist das Christentum in bitterster, giftigster, unverständigster Weise bekämpft und herabgesetzt, niemals wäre das Volk so völlig der christlichen Gedanken bar geworden, daß es die Sozialdemokratie zu seiner Religion hätte machen können. Aber unaufhörlich hat man der Masse zugerufen: es ist mit der christlichen Weltanschauung vorbei. Ganz offen erklärte einmal das leitende Blatt des Liberalismus, es handle sich heute darum, ob der Mensch von etwas Überirdischem beherrscht, oder sich selbst regieren solle; — und das Blatt sprach sich für das Zweite aus.

Noch vor wenigen Wochen, als die Attentate der Nihilisten uns aus Rußland gemeldet wurden, sagte ein Berliner Blatt, man solle die Leute nicht verleumden; sie hätten ihr Leben, ihre Güter gelassen für eine Idee, wie einst die Märtyrer für das Christentum, und das müsse man in gewisser Weise anerkennen. Ein andres Blatt schrieb vor zwei

Jahren in bezug auf das Jahr 1848: Wer an diese Tage zurückdenkt, der fühlt etwas wie Gottesdienst, und wer an diesen Tagen von damals Anteil genommen hat, hat das Gefühl, seine Bürgerpflicht erfüllt zu haben. So wird der liberale Wind gesäet, ohne zu bedenken, daß daraus nur die sozialdemokratische Sturmesernte hervorgehen kann. Und diese Unbesonnenheit dauert fort.

Wenn solche Dinge in liberalen Blättern stehen, so kann man sich nicht wundern, daß die Leute sagen: ihr preist die frühere, die fremde Revolution, nun so wollen wir eine künftige bei uns selbst machen.

Es bedarf einer großen Umkehr, einer durchdringenden Wiederherstellung der christlichen Weltanschauung, der lebendigen Achtung vor den sittlichen und religiösen Grundlagen unsres Volkes, wenn der angerichtete Schaden wieder gut gemacht werden soll. Und zwar muß der christliche Geist wieder anfangen, die gesamte Nation zu durchströmen, nicht bloß die sogenannten „untern Klassen“. Er bedarf einer allgemeinen Wiedergeburt. Denn das sage ich frei und offen, zu meinen, daß die sittlichen Gesetze, daß die religiösen Glaubenslehren nur für die niedern Klassen seien, ist eine Anschauung, welche weder Aussicht auf Erfolg, noch Anspruch auf Achtung hat. Die religiöse Wahrheit gilt für alle, für den Philosophen auf dem Katheder, wie für den Handwerker in seiner Werkstatt; die sittlichen Gesetze gelten für alle, sowohl für diejenigen, welche über Millionen gebieten, als auch für die Ärmsten. Es muß unserm Volke erst wieder klar gemacht werden, daß sich jeder unter die Grundsätze zu stellen hat, denen das deutsche Volk seine Geschichte verdankt, unter die Grundsätze der klaren starken, christlichen Weltanschauung.

Ich habe bisher das eigentlich sozialistische Element in unsrer Betrachtung beiseite gelassen und gehe nun dazu über, dies nachzuholen. Ohne zu wissen, was Sozialismus ist, kann man auch die Sozialdemokratie nicht verstehen. Freilich treten an dieser letzteren Erscheinung die Züge der Agitation, der demokratischen Wühlerei, der Feindschaft gegen die Kirche am lebhaftesten hervor; aber die eigentlich treibende Kraft der Bewegung ist doch der sozialistische Sauerteig; das Werkzeug, womit die Partei arbeitet, ist die soziale Frage. Versuchen wir es einmal, die sozialen Wünsche und Forderungen der Sozialdemokratie rein für sich zu betrachten und zu erkennen, welches die Bedeutung des zweiten Wortes in unserm Thema ist: Sozialistisch. Ein deutscher Professor Schäffle, der eine Zeit lang österreichischer Minister gewesen ist, hat den Sozialisten den Gefallen gethan, etwas für sie zu leisten, was sie selbst schwerlich hätten leisten können. Er hat den Sozialismus dargestellt, losgelöst von seiner Verbindung mit der politischen Revolution, dem Hasse gegen die Kirche, und hat aus den Büchern, Journalen und Schriften der Sozialdemokratie heraus zusammengestellt, was eigentlich ihre sozialen Bedürfnisse sind. Sein Buch: „Quintessenz des Sozialismus“, obwohl

es den Fehler hat, die Sozialdemokratie nur unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkte zu betrachten, ist doch für uns ungemein wertvoll, weil es einen klaren Blick ermöglicht auf die Projekte und Pläne, welche der deutsche Sozialismus formuliert hat. Man kann als Hauptforderung des Sozialismus bezeichnen: er will eine bessere Verteilung des Ertrages der Arbeit, und zu diesem Zwecke eine andre Einrichtung des Eigentums. Er findet, daß, wenn die Arbeit und das Kapital an dem Ertrage von beiden ihren Anteil empfangen, das Kapital den Löwenanteil und der Arbeiter nur einen sehr geringen Lohn bezieht. Lassalle hat dies Verhältnis das eherne Lohngesetz genannt. Er behauptet, daß der Arbeiter immer nur soviel verdient, als das Minimum beträgt, welches zur Erhaltung seines Lebens nötig ist. Ganz richtig ist das nicht; denn schon in demselben Handwerke wechseln die Löhne je nach der Tüchtigkeit, und in den verschiedenen Handwerken sind sie ungemein verschieden. Außerdem hängt die bessere oder ungünstigere Lage des Arbeiters von der Stärke seiner Familie, von der häuslichen Tüchtigkeit der Hausfrau, von den Ansprüchen ab, welche gemacht werden. Ein ehernes undurchdringliches Gesetz ist es nicht, daß der Arbeiter nur das Notdürftigste verdient und nicht im stande ist, zu sparen, wie es denn überhaupt im sittlichen Leben des Menschen keine eisernen Gesetze gibt. Aber im großen ganzen wird zugegeben werden müssen, daß der Lohnsatz um das Bedürfnis des Arbeiters, sich und seine Familie zu erhalten, sich bewegt. Dieser Zustand mißfällt den Arbeitern, und sie meinen, wenn das ganze Erwerbsleben in andrer Weise geordnet wäre, würde für sie ein größerer Anteil entfallen. Sie denken sich also die Zukunft folgendermaßen: Der ganze Besitz an Land, Rittergütern wie Bauerhöfen, Vieh und Inventar, das gesamte Eigentum an Fabriken, Maschinen und Werkstätten müßte in die Hand des Staates übergehen. Dieser Staat ist der Volksstaat; er ordnet das ganze Erwerbsleben von sich aus so, daß er die bisherigen Eigentümer expropriiert und die gesamte Produktion in seine Hand nimmt. Jeder Mensch ist Arbeiter und empfängt von dem Gesamtertrag nach dem Maße der Leistung seinen Anteil. Kapitalisten, Besitzer, Arbeitsgeber gibt es nicht mehr; der Staat ist der einzige Arbeitgeber, Besitzer, Kapitalist. So ungefähr formuliert sich der Grundgedanke des deutschen extremen Sozialismus. Jeder Einsichtige erkennt sofort, daß dieser Volksstaat, daß ein solches wirtschaftliches System praktisch unmöglich ist; gewiß der schwerste Vorwurf, den man gegen das Programm einer politischen Partei erheben kann: Lassalle, dessen Programm viel weniger forderte, dem es nur darauf ankam, mit Staatskredit lauter Produktivgenossenschaften zu schaffen, schon er meinte, seine Idee würde erst nach Jahrhunderten in Erfüllung gehen können. Jene extremsozialistischen Ideen müssen einem klaren Denker immer als undurchführbar erscheinen. Es ist unmöglich, von einem Punkte aus die gesamte Produktion eines Volkes zu bestimmen, unmöglich, von Staatswegen den einzelnen Menschen an diese oder jene Stelle des Erwerbslebens zu setzen,

unmöglich, ohne den Stachel des persönlichen Interesses den Menschen arbeitsam und erfinderisch, ohne persönliche Freiheit das Arbeitsleben befriedigend und glücklich zu gestalten. Soviel aber leuchtet ein, daß es in dem Volksstaat mit der Freiheit, seinen Beruf zu wählen, vorbei ist und das persönliche Interesse, der Trieb vorwärts zu kommen, zu erwerben, seiner Familie ein Erbteil zu hinterlassen, daß all diese starken Beweggründe zur emsigen, energischen Arbeit aufhören müssen. Auch was den Umsatz betrifft, so ist es undenkbar, daß der Volksstaat einen Umtausch von Produkten mit fremden Ländern bewirkt, wenn nicht in den fremden Ländern gleichfalls der Volksstaat eingeführt ist, so daß erst die ganze Erde zu einem internationalen Volksstaatenverbande gemacht werden muß, ehe dieses System an Stelle der heutigen Gesellschaftsform treten kann. Wesentlich in gleichem Sinne beurteilte auch Schäffle die praktische Möglichkeit des Sozialismus. Aber es ist ein Beweis dafür, wie schnell die sozialistischen Ideen vorwärts gehen, wenn derselbe Schäffle vor zwei Jahren ein großes Werk über die soziale Frage geschrieben und darin nicht mehr dieselben Zweifel an der Durchführkeit des Sozialismus geäußert hat. Natürlich wird das System für den Arbeiter und Handwerker in eine volkstümliche Sprache übersetzt. Most, der bekannte Buchbinder und Agitator, hat die soziale Frage für das Volk bearbeitet. Seine Verheißungen lauten ganz anders, viel drastischer und praktischer. Er meint, wenn der Volksstaat eingeführt sei, würde es dahin kommen, daß der Mensch nur noch vom sechzehnten bis zum achtundzwanzigsten Jahre zu arbeiten hätte; dann sei soviel erarbeitet und der Nachwuchs der Arbeiter so groß, daß er sich zur Ruhe setzen und ganz behaglich seiner Muße leben könnte. Das Familienleben wird dann vollkommen aufhören, das Volksstaatsleben an die Stelle des häuslichen Lebens treten. Am eignen Herde wird nicht mehr gekocht, für die eignen Bedürfnisse nicht mehr gesorgt. Der Wunsch, seine Kinder selber zu erziehen, ist ihm eine Unverschämtheit, welche die Mütter nicht in Anspruch nehmen dürfen. Die Hausfrauen reinigen auch ihre eignen Stuben nicht mehr, das geschieht durch Maschinen, welche die Häuser der Stadt reinigen, wie jetzt die Straßen. In dieser Weise werden die sozialistischen Ideen populär gemacht. Der Mangel an Kritik ist sehr groß; man nimmt solche Thorheiten hin und glaubt, daß es möglich ist, sie einmal praktisch durchzuführen. Man könnte über diese Leichtgläubigkeit lachen, wenn dieselbe nicht so traurige Folgen hätte.

Der Sozialismus hat aber eine sehr ernste Seite; er ist ein sehr begreiflicher Gegensatz gegen den übertriebenen Individualismus. Das liberale wirtschaftliche System hat die volle Freiheit des einzelnen proklamiert. Die Freiheiten, unter denen unser Volk seufzt und verkümmert: die absolute Gewerbefreiheit, die absolute Freizügigkeit, die Wucherfreiheit, die Aktienfreiheit, sie alle sind Resultate des Dogmas, wonach der Mensch vollkommen ungehindert sein soll, seine Kräfte zu entfalten. Und unzweifelhaft hat dies System der freien Konkurrenz seine Vorteile. Es

spannt die Kräfte an und macht das persönliche Interesse zum lebendigen Faktor im wirtschaftlichen Leben, einen Trieb, den man niemals wird entbehren können. Aber in seiner Übertreibung führt es dazu, daß alle Organisationen zerschlagen werden, daß ein Atomismus eintritt, welcher die Zusammenhänge der Menschen zerreißt und nichts andres im Gefolge hat als ein großes Proletariat. So entsteht die Kluft, welche die oberen Zehntausend scheidet von der großen Masse verarmter und heruntergekommener Menschen. Die Brücke, welche über diesen Abgrund führt, ist schon jetzt nur noch schmal und zerbrechlich. Wachsen die Dinge so weiter, so wird die Kluft immer tiefer und die Möglichkeit, sich aus der Armut zur Wohlhabenheit emporzuarbeiten, immer geringer. Das aber ist vielleicht einer der treibendsten Beweggründe in der sozialdemokratischen Bewegung, daß die Nichtbesitzenden vor einer irdischen Zukunft stehen, die oft geradezu hoffnungslos ist.

Dem gegenüber hat die soziale Auffassung ein gewisses Recht. Denn der Sozialismus bedeutet nicht bloß jenes Projekt, das gesamte Privateigentum in Staatseigentum zu verwandeln, sondern er enthält auch die Forderung, daß das Erwerbsleben sozial, d. h. gesellschaftlich, organisch gestaltet werden soll. Und es ist meine Überzeugung, daß wir die Gefahren des sozialistischen Systemes nur überwinden werden, wenn wir mit den berechtigten Elementen desselben uns auseinandersetzen, daß wir der sozialistischen Phantasie, das Privateigentum aufzuheben, nur begegnen können, wenn wir mit zwei Gedanken des Sozialismus vollkommen Ernst machen, mit dem einen: das wirtschaftliche Leben wieder in eine organische Form zu bringen, und mit dem andern: die Kluft zwischen reich und arm mehr zu schließen. Übrigens hat auch der Grundgedanke, daß das Eigentum Kollektiveigentum werden müsse, nach mancher Richtung große Fortschritte gemacht. Wenn eine Kommune die Wasseranlagen, die Gasanlagen u. s. w. in ihre Hand nimmt und dadurch ein allgemeines Bedürfnis befriedigt, so ist das eine sozialistische Einrichtung. Daß die Post, der Telegraph und neuerdings auch die Eisenbahnen nicht mehr Sache von Privaten sind, sondern in die Hände des Staates übergehen, ist ein Stück gesunder Sozialismus. Man ist noch nicht daran gewöhnt, die Dinge unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten, aber ein aufmerksamer Beobachter unsrer sozialpolitischen Verhältnisse erkennt unter den Bewegungen der Politik den Herzschlag der sozialen Frage. Auch die Regierung geht mehr und mehr auf diese Anschauungen ein. Als Minister Maybach den Ankauf der Eisenbahnen empfahl, betonte er das soziale Element ziemlich stark. Vergessen Sie nicht — sprach er — daß eine Menge von kleinen Beamten, welche bisher nur auf Kontrakt angestellt waren, von jetzt ab unter dem Gesetze stehen und vom Staate unter Besserung ihrer Privatverhältnisse als seine Beamten angestellt werden. Freilich handelt es sich hierbei mehr um Gegenstände des gemeinsamen Bedarfs, um Einrichtungen und Verkehrsmittel, bei denen leicht bewiesen ist, daß die Stadt oder der Staat sie besser in

ihrer Hand haben. Aber der Staat hat auch seine Domänen, Bergwerke, Forsten; und niemand wird leugnen können, daß diese vom Staate in vortrefflicher Weise verwaltet werden. Der Sozialismus schließt nun so: wenn der Staat den Telegraphen, die Eisenbahnen, Posten, Bergwerke, Felder und Wälder in die Hand nimmt, warum nicht das ganze Erwerbsleben? Er weist auch wohl auf den Unterhalt einer Armee im Kriege hin, wo der Staat eine Million von Männern anstellt, ernährt, versorgt und in Thätigkeit bringt. Wenn das möglich ist, warum sollen nicht auch die andern 30—40 Millionen vom Staate angestellt werden können? Bei dieser Frage ist eins übersehen, daß es sich nämlich für Handwerk und Fabrikation um ganz andre Probleme handelt, als bei dem gegenwärtigen Staats- und Kommunalbetrieb, daß bei der eigentlich industriellen Thätigkeit das Moment der freien, persönlichen Arbeit viel schwerer in die Wagschale fällt. Aber soviel geht doch aus dem Angeführten hervor, daß eine sozialistische Auffassung der wirthschaftlichen Ordnung nicht etwa bloßer Unsinn ist, sondern daß neben dem falschen ein gesunder Sozialismus lebt, der Beachtung verdient. Hätte man dies immer anerkannt, sich den arbeitenden Kreisen freundlich genähert und, anstatt aus ihren Versammlungen wegzubleiben, den Versuch gemacht, sie zu belehren und das Wahre, Berechtigte in ihren Wünschen anzuerkennen, das Schlechte, Unsittliche, Unchristliche aber energisch zu bekämpfen — wir würden nie in diese Schwierigkeiten hineingekommen sein.

Was nun aber thun? Für den Moment ist Friede; das Sozialistengesetz hat äußerlich gewirkt. Versammlungen werden nicht gehalten, Zeitungen erscheinen nicht, die große Organisation der Sozialdemokratie ist unterdrückt. Wir wissen, wie leicht der Mensch bei den größten Gefahren sich in Schlaf wiegen läßt; es sind schon heute viele, die an die Macht der sozialdemokratischen Ideen nicht mehr glauben, weil sie von denselben nicht mehr täglich beunruhigt werden. Hin und wieder werden sie freilich durch eine sozialdemokratische Reichstagswahl oder das Begräbnis irgend eines Führers aus dem Schlaf geweckt. Aber das dauert gewöhnlich nicht lange, und man schlummert wieder ein. Es herrscht in unserm Volke noch immer ein unbegreiflicher Indifferentismus, eine gefahrdrohende Gleichgültigkeit in der sozialen Frage. Ich erinnere zum Beweis an merkwürdige Thatsachen, welche sich an den Namen „Konkordia" knüpfen. In den 40er Jahren hat der erste christliche Sozialpolitiker unsrer Nation, Viktor Aimé Huber eine „Konkordia" begründet, ein Blatt, in welchem er den Versuch machte, im konservativen Geist eine Harmonie der Interessen zwischen Arbeit und Kapital herzustellen. Dieses Blatt erschien kurze Zeit und mußte zu Grunde gehen, weil es zuletzt keine Abonnenten hatte. So wenig Interesse war für die soziale Frage in unserm Volke. Anfangs der 70er Jahre hatten wir dasselbe traurige Schauspiel. Nach dem großen Erfolgen des Krieges kamen in Bonn eine Anzahl wohlwollender Fabrikanten zusammen, um einen Verein zu begründen, welcher für das Wohl arbeitender Klassen

sorgen sollte. Sie hatten jenes alte Blatt im Gedächtnis und wollten ein neues schaffen, wiederum „Konkordia" genannt. Man kann ja auch für ein Blatt kaum einen schönern Namen finden. Das Blatt wurde vortrefflich von einem tüchtigen, wohlwollenden, christlichgesinnten Manne redigiert; nach drei Jahren hörte es auf. Mit Schrecken las ich damals, daß es aufhören müßte; ich eilte sofort zu dem Redakteur und fragte nach dem Warum. „Nicht das Geld fehlt uns — so lautete seine Antwort — auch das Programm nicht, aber, was mir fehlt, das ist die Teilnahme der großen Industriellen, die kümmern sich nicht um das Blatt und nicht um die Sache." Das Blatt hatte nicht 200 Abonnenten mehr und war das einzige evangelische Blatt für die soziale Frage im ganzen deutschen Vaterlande.

Man hat in jüngster Zeit von neuem den Versuch gemacht, eine dritte „Konkordia" herzustellen, hat von neuem ein Blatt herausgegeben und hat aus allen Parteien und Fraktionen Kräfte dazu herangezogen. Es steht nun dahin, ob das Unternehmen besser gedeihen wird, als die früheren. Ich fürchte, daß ein Verein, in welchem Graf Moltke neben Max Hirsch sich befindet, nichts leisten wird; heute gilt es Klarheit der Ziele und Wege, nicht allgemeine wohlwollende Absichten. Die konservativen Klassen müßten sich besinnen, aus ihrem Schlafe erwachen, wie Offiziere vorangehen und viel energischer, als früher, die Sache in die Hand nehmen. Das wäre eine Hilfe in der Not. Aber der Indifferentismus ist furchtbar groß. Ich sprach gelegentlich mit einem Grundbesitzer über die soziale Frage. Er hörte mich unwillig an, als ich ihn aber zum zweiten Male darauf anredete, sagte er mir ganz offen: „ich liebe die soziale Frage nicht." Das ist freilich sehr bequem, aber auch sehr schädlich. Wir müssen sie alle lieben, diese Frage unsrer Zukunft; und je mehr Schwierigkeiten sie uns macht, desto sorgfältiger müssen wir sie treiben, um an ihrer Lösung mitzuarbeiten. Als in Berlin die Reformbewegung begann, da ging ein Freund der Sache zu einem sehr reichen Manne und bat um einige Gaben für unsre christliche soziale Bewegung. Der Mann war ein halber Millionär und ohne Erben. Er ließ sich die Gefahren, welche in der Sozialdemokratie liegen, ausführlich vorerzählen; zuletzt aber, als es darauf ankam, eine Gabe zu bewilligen, meinte er: „ich will Ihnen was sagen, ich bin sehr alt, und ich glaube, so lange ich lebe wird die Revolution noch nicht losbrechen." Damit schickte er den Freund nach Hause und zeichnete auch nicht einen Pfennig. Das ist ein Beispiel für viele; so kommen wir aber nicht vom Flecke. Nun ist da eine andre Klasse, die Optimisten. Diese führen eine andre Rede: man muß die Sache gehen lassen, wie sie will; solche Unvernunft in den Köpfen der Menschen kann keine Dauer haben, es wird schon von selbst besser werden. Sie sehen die tiefen Schatten nicht, die auf unserm Volke liegen, nicht die dämonischen Mächte, welche im Herzen rege sind; sie machen die Augen zu und denken, wenn es auch einmal dunkel wird, die Sonne geht immer wieder auf. Es gibt eine dritte

Klasse, welche geradezu auf das Elend, die Revolution spekuliert, die Pessimisten. Die Zustände sind schlimm — sagen diese — aber sie werden auf friedlichem Wege nicht besser; es kann erst durch die große soziale Revolution besser werden, sie ist ein Gewitter, welches die Luft reinigen wird. Solcher Leute gibt es viele, und ich halte ihren Standpunkt für den allergefährlichsten. Revolutionen sind keine Gewitter, Menschenherzen keine Atmosphäre; Revolutionen reinigen die Luft nicht auf die Dauer. Wenn das der Fall wäre, dann müßte Frankreich die reinste Luft haben, es wird dort aber von Revolution zu Revolution immer drohender; die Kommune hat es gezeigt. Lassen Sie uns daher thun, was wir können, um den großen Gefahren, welche in der sozialen Bewegung liegen, zu begegnen. Ich glaube, wir müssen die Sozialdemokratie ansehen als etwas, das hervorgegangen ist aus einer großen Zerrüttung unsres materiellen, sittlichen und religiösen Lebens; wir müssen sie ansehen als die Peitsche, welche Gott braucht, um uns aus dieser nichtswürdigen materialistischen Weltanschauung aufzurütteln, welche unsre besten Güter, unser deutsches Vaterland, unsre deutsche Zukunft bedroht. Wir müssen unsre Schuld fühlen, an die Brust schlagen und geloben: wir wollen es besser machen, wir wollen uns wieder bekennen zu dem Gott unsrer Väter und zu unsrer Kirche; wir wollen Rechtschaffenheit, Treue, Ehrlichkeit in den Geschäften beweisen, wir wollen unsre armen Brüder von Herzen lieb haben und ihnen als Freunde nahe treten, um die Kluft zu überbrücken, welche uns von ihnen scheidet. Vielleicht werden sie dann wieder erkennen, in welchem Mißverständnis sie sich befinden. Denn es ist ein ungeheurer Irrtum der Sozialdemokratie und des Sozialismus zugleich, zu meinen, mit der Ausgleichung der irdischen Güter sei das Paradies wieder auf Erden; wenn nur kein Reicher und kein Armer mehr da sei, dann müsse Frieden auf Erden eintreten. Nichts ist falscher als das. Es gibt Unterschiede im Menschenleben, die viel tiefer einschneiden als die Unterschiede von reich und arm: — gesund und krank, klug und einfältig, gut und böse. Gesunde Menschen möchten ihre Gesundheit nicht für Hunderttausende hingeben; ein guter intelligenter Kopf ist ein ganzes Kapital wert, Herzensgüte ist ein unbezahlbares Gut. Da liegen Unterschiede, welche der Sozialismus niemals beseitigen wird. So lange die Erde steht, müssen wir es dabei bewenden lassen, daß Unterschiede auf der Erde bleiben und daß eine Unter- und Überordnung vorhanden sein muß. Allerdings sollen die Obenstehenden, die Glücklichen, die Reichen, die Starken sich der Untenstehenden, der Schwachen annehmen. Gerade im Norden Deutschlands fehlt oft das vertrauliche Verhältnis der Hohen zu den Niedern; das muß aber sein. Es liegt in der Entwickelung der Dinge, daß, wenn im politischen Leben durch das allgemeine direkte Wahlrecht die Gleichheit betont wird, dieses auch in das soziale Leben hineinwirkt. Auch hier strebt der Nichtbesitzende nach Unabhängigkeit und Sicherheit. Es genügt nicht mehr, den nicht besitzenden Klassen aus

Erbarmen Almosen zu geben, wir müssen aus Liebe und Gerechtigkeit ihnen mit Freuden zu allem verhelfen, was sie fordern dürfen, und wir müssen es thun im lebendigen Geiste des Christentums und des Patriotismus. Dieses Ziel hat mir bei der Begründung der christlich-sozialen Arbeiterpartei vorgeschwebt. Ich gehe dazu über, Ihnen in knappen Strichen zu skizzieren, was ich unter diesem Begriff verstehe. Ich kenne kein andres Wort, das so geeignet wäre, alle die Rätsel der sozialen Frage zu bezeichnen und zu lösen, wie dieses. „Christlich" bedeutet den Glauben an den dreieinigen Gott, an die göttliche Weltordnung, an Frieden und Freude im heiligen Geiste, schließt alle die Tugenden in sich, welche das Volk im Erwerbsleben nötig hat, und alle die Pflichten, welche Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu üben haben. „Sozial" bedeutet: brüderlich-gemeinschaftlich, es diktiert uns die Losung: einer für alle, und alle für einen; es fügt zu dem inneren Geiste zugleich die äußere Form des Wirtschaftslebens, welche vorhanden sein muß, wenn das Erwerbsleben blühen soll. Sie finden in beiden Worten zusammengefaßt die innerlichen und äußerlichen Bedingungen einer gedeihlichen menschlichen Thätigkeit. In den Kreisen der evangelischen Kirche haben christlich-soziale Bestrebungen niemals ganz gefehlt. Ich erinnere an die große Thätigkeit der inneren Mission, welche mit einer herzlichen Freudigkeit der Liebe sich auf die Notstände des Volkes einläßt und mit allen Mitteln darangeht, denselben abzuhelfen. Sie hat es mit den einzelnen Schäden des nationalen und kirchlichen Lebens zu thun und wirkt ja mittelbar sehr intensiv auf die sozialen Dinge ein; aber auf die wirtschaftlichen Fragen als solche kann sie ihrer Natur nach nur selten eingehen. Auch die Kirche als solche kann das nur ausnahmsweise thun. Aber die soziale Frage, so wie sie nun einmal ist, dies Ineinander von Politik und Nationalökonomie, von Moral und Religion, ist ein so wichtiger, auch für die Zukunft der Kirche bedeutender Faktor geworden, daß sie von kirchlicher Seite auch in ihrer ganzen Stärke und Ausdehnung ins Auge gefaßt werden muß. Aus diesem Grunde haben vor drei Jahren Männer, die ihr Volk und ihre Kirche lieb hatten, die Gründung eines Reformvereins bewerkstelligt und eine christlich-soziale Arbeiterbewegung ins Leben gerufen.

Manche haben Anstoß daran genommen, daß Geistliche an dieser Sache beteiligt sind. Man ist es in der evangelischen Kirche an uns Pastoren nicht gewohnt, daß wir in eine öffentliche Agitation hineintreten. Aber stellen Sie sich vor, daß in Berlin 100 000 Sozialisten sind: 56 000 Wähler nach Ausweis der letzten Wahlen und gewiß ebensoviele Leute, welche noch nicht wählen können, denn die Sozialdemokratie sitzt auch in der Jugend. Sieht man nun, daß diese 100 000 Sozialisten durch ihr sozialistisches System, welches mit dem Atheismus verquickt ist, auch zu Atheisten werden, daß nur wenige von ihnen noch zur Kirche kommen und sich allmählich dem christlichen Gedanken entfremden, so können Sie es gewiß einem Geistlichen nicht verargen, wenn er in diesen

sozialdemokratischen Abgrund hinunterklimmt, um den Versuch der Rettung zu machen. Gilt es doch, einen großen Teil unsers Volkes dem Vaterlande, einen großen Teil der Kirche dem Glauben, die Arbeiter ihrem wahren Wohl, dem zeitlichen wie dem ewigen, zurückzugewinnen. Nichts andres hat mich getrieben. Aber ganz besonders bewog mich die Thatsache, daß ich in meiner Gemeinde Leute vorfand, welche mit dem Geistlichen noch ein inneres Verständnis suchten und dennoch nach wirtschaftlicher und politischer Seite Sozialdemokraten waren. Ich fürchtete für ihr Heil; denn wer einmal in diesen Strudel hineingeraten ist, wird mit hinweggezogen; wenn kein Einhalt geschieht, kann es nicht ausbleiben, daß das ganze arbeitende Volk der großen Städte sozialdemokratisch wird.

Dieser Gedanke hat mich damals erfaßt; ich bin in den Abgrund hineingesprungen und wußte nicht, wie tief er war. Als ich eines Morgens an die Litfaßsäulen die Plakate schlagen ließ: „Volksversammlung im Eiskeller zur Begründung der christlich-sozialen Arbeiterpartei“, da war mir sehr bewegt ums Herz. Ich ging fast allein dorthin. Mir gegenüber vermutete ich, wie sich nachher auch als richtig herausstellte, eine große Masse von sozialdemokratischen Arbeitern. Mein Gewissen trieb mich; nie bin ich getrosteren Muts in eine öffentliche Versammlung gegangen, nie habe ich freudiger geredet. Als ich gesprochen hatte und einen ungekünstelten Beifall von vielleicht 1500 Arbeitern, zum größten Teile Sozialdemokraten, fand, da hatte ich die Hoffnung: hier ist noch etwas zu retten. Ein Gedanke, wie er in jenem amerikanischen Sprichwort lebt: Ein Mensch mit Gott ist die Majorität, flog durch meine Seele. An diesem Optimismus hat sich die Bewegung weitergesponnen, aber es blieb nicht immer bei der Zustimmung; die nächsten Versammlungen waren die energischsten Kämpfe, welche je in Berlin zwischen der christlichen und antichristlichen Weltanschauung geführt sind. Einige waren schaurig; so nackt war die Zuchtlosigkeit und die Gottlosigkeit noch nie aufgetreten. Niemand hatte vorher gedacht, daß deutsche Menschen bei den Namen Gott, Christus, Sünde, Gewissen nicht bloß schreien, sondern heulen würden. Es hatte niemand gedacht, daß, wenn man ihnen mordgierige Lieder vorlas, in denen der Wahnwitz zum Völkermorde anfeuert, sie mit voller Sympathie sich zu diesen Liedern von der blutigen Revolution bekennen würden, und doch geschah dies. Es war das eine Thatsache von ungeheurem Gewichte. Auch Weiber sagten sich in offener Versammlung von jeder Sitte, Scham und Frömmigkeit los. Durch unsre Herzen zitterten damals die Schauer des Abfalles von Gott. Es wurde die große Bewegung zu Massenaustritten aus der Kirche begonnen. Man sagte den Sozialdemokraten: geht nicht in die Versammlungen, aber tretet aus der Kirche aus. Sie kamen in die Versammlungen und traten aus der Kirche nicht aus. Einige hundert Austritte: das war alles. Soweit waren sie noch nicht gekommen, daß man ihnen zumuten durfte, die Heiligtümer ihres Volkes offen zu verlassen und dafür die rote Fahne Mosts zu ergreifen. Daß nun aber Hun-

derte und Tausende kamen, um Woche für Woche gesunde soziale, patriotische, religiöse Gedanken zu hören, war ein großer Erfolg. Man hat uns zum Vorwurfe gemacht, daß wir ein volkswirtschaftliches Programm aufgestellt haben. Aber gegen eine mit sozialen Gedanken unlösbar verquickte Strömung kann man nicht erfolgreich arbeiten ohne ein soziales Programm. Unser Programm war, wie der Nationalökonom von Scheel schreibt, durchaus konservativ; wir ließen die Grundpfeiler der heutigen Gesellschaftsordnung festgemauert stehen, nur gaben wir rückhaltlos den Sozialdemokraten recht, wo sie recht hatten. Aber wir machten keine Konzessionen, um sie zu gewinnen, keine Versprechungen, um sie zu ködern. Wir sagten ihnen die volle Wahrheit, freilich wir sagten sie auch den Besitzenden. Und das verdroß. Man nannte unser Programm selber sozialdemokratisch. Im Reichstage wurde von einem Freikonservativen gesagt: die Christlich-sozialen seien schlimmer als die Sozialdemokraten. Als wir zu der ersten Feier von Königs Geburtstage Musik haben wollten, sagte uns ein Stabstrompeter: für Sozialdemokraten blase ich nicht. Nun, dieser Stabstrompeter wußte es nicht besser. Wenn aber Leute, die doch ein Urteil haben sollten, so etwas sagen, dann ist es freilich schlimm genug. Es beruht ein so falsches Urteil entweder auf Unkunde oder auf Haß. Denn von den eigentlich sozialistischen Forderungen: Verwandlung des Privateigentums in Kollektiveigentum, Abschaffung des Lohnsystems, von diesen Kernpunkten des Sozialismus ist in unserm Programm natürlich gar nichts enthalten. Wir begannen sofort mit der Forderung großer organischer Neugestaltungen der Arbeit sowie des Handwerkes. „Herbeiführung obligatorischer, fachlich geschiedener, durch das gesamte Reich hindurchgehender Genossenschaften“, so lautet der erste Punkt unsers speziellen Programmes. Und die heutige Bewegung in der Innungs- und Zunftfrage hat uns durchaus recht gegeben. Ich glaube, daß gegenwärtig 7/8 der kleinen Handwerksmeister dasselbe fordern wie wir. Nur vergessen sie leicht, daß eine Großindustrie vorhanden ist, für welche zugleich gesorgt werden muß. Man kann deshalb jetzt nicht blos Meisterinnungen schaffen, sondern muß auch an die Gesellen, ja auch an die Fabrikarbeiter denken. Man muß Innungen in einem neuen Geiste schaffen, Genossenschaften, welche den Großbetrieb wie den Kleinbetrieb organisieren und jedem Bedürfnis gerecht werden, welche der Untüchtigkeit der Lehrlinge ein Ende machen und die Übermacht des großen Kapitals möglichst einschränken. Nur so wird der Frieden wieder in die Kreise der Arbeiter zurückkehren. Es ist das auch die einzige Möglichkeit, um dasjenige, was ich vorhin als den brennendsten Wunsch der Arbeiterwelt charakterisierte, zu erreichen, nämlich die größere Sicherheit der Existenz. Auch in dieser Beziehung sind inzwischen große Fortschritte gemacht. Einer der Großindustriellen des Rheinlandes hat im Reichstage den Antrag gestellt, welcher den zweiten Punkt des christlich-sozialen Programms bildet, nämlich, die Errichtung einer obligatorischen Versicherung für die gesamten Arbeiter im deutschen

Reiche. Als wir vor zwei und einem halben Jahre diesen Punkt formulierten, hieß es, das sei purer Sozialismus. Heute redet niemand mehr so; die obligatorische Versicherung ist parlamentsfähig geworden.

Diese beiden Punkte sind durchaus die wichtigsten. Daß die Arbeiter wieder zu Korporationen zusammengefaßt werden, nicht isoliert dastehen, sondern unter der Zucht des Korpsgeistes in brüderlichem Verkehr untereinander stehen und, anstatt falschen Projekten nachzujagen, sich um ihre Sache kümmern und die Arbeit lieb gewinnen: das ist das Nötigste. Und daß der Arbeiter, wenn er invalide ist, versorgt werde, daß, wenn er krank wird, ihm Unterstützung zu Teil wird, wenn er stirbt, seine Witwe und Waisen Brot haben, das ist das Zweitnötigste. Es kommt so oft vor, daß ein Fabrikarbeiter, welcher 20—30 Jahre in der Fabrik gearbeitet hat, entlassen wird, weil es an Arbeit fehlt und dann, weil er alt ist, in keiner Fabrik ein Unterkommen findet, daß er also in seinem Alter vollkommen hilflos den Kampf ums Dasein mit ungleichen Waffen führen muß. Dagegen muß Abhilfe geschafft werden. Diese Organisationsfragen sind die dringendsten, wenn man der Sozialdemokratie wirksam entgegenarbeiten will. Unser Programm hat sie deshalb vorangestellt. Aber es sind noch andre Punkte, welche dazu beitragen sollen, die Kluft zwischen reich und arm zu überbrücken, das Übermaß des Privatbesitzes ein wenig einzuschränken. — Wenn der Staat und die Kommunen ihren Besitz vergrößern, ihren Betrieb ausbreiten, so stimmen wir dem zu. Als wir dies zuerst aussprachen, fanden wir fast nur Widerspruch. Seitdem hat nun der Staat, Preußen wenigstens, die Eisenbahnen in großem Umfange angekauft, und das, was wir damals als wünschenswert erklärten, ist wirklich in großartiger Weise zur Ausführung gekommen. Heute sehen es die meisten ein, daß die Vermehrung des Staatsbetriebes im Eisenbahnwesen eine gesunde Maßregel ist. Wirtschaftlich ist dies von vornherein klar; aber auch unter dem sozialen Gesichtspunkte verdient dieser Umschwung betrachtet zu werden. Eine Menge von Spekulationspapieren verschwindet durch den Ankauf der Eisenbahnen von dem Markte, eine Menge von festen Renten wird geschaffen, eine Fülle von sicheren Existenzen ersteht in den Beamten, welche Staatsbeamte werden.

Noch zweierlei, das wir in unser Programm aufgenommen haben, liegt dem Arbeiter besonders am Herzen: der Normalarbeitstag und die progressive Einkommensteuer, Forderungen, welche in vielen Kreisen einen üblen Klang haben. Unter dem Normalarbeitstage denkt man sich eine Arbeitszeit von acht Stunden und glaubt, er soll ein Vorschub für Faullenzer sein. Das ist aber der Normalarbeitstag, wie wir ihn verstehen, nicht; unsers Erachtens soll jede Genossenschaft eine Normalzeit als Maß der Arbeit feststellen. Wie das Geld am Zins, soll die Arbeit an der Arbeitszeit ihre Norm haben. Ich will bemerken, daß in der Schweiz seit dem 1. Januar 1878 der Normalarbeitstag und zwar allgemein mit elfstündiger Arbeitszeit eingeführt ist. Ich habe nun einen Politiker der

Schweiz gefragt, ob sich Schwierigkeiten dabei herausgestellt hätten, worauf dieser antwortete: Nein, es geht ganz vortrefflich.

Die progressive Einkommensteuer ist ebenfalls eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit. Wenn durch unser neues Zollsystem auch auf die Nichtbesitzenden eine neue Steuer gelegt ist, welche wie alle indirekten Steuern progressiv nach unten wirkt, so liegt es in der Billigkeit, daß die Reichen auch in Progression ihre direkten Steuern zahlen. Natürlich denkt man dabei nicht, wie die Sozialdemokraten, an eine Progression, welche zuletzt die Einnahme vollkommen aufsaugt, sondern an eine gelinde Progression, welche dem Reichen nicht weh thut und dem Armen, der von der Hände Arbeit leben muß, doch eine kleine Steuererleichterung verschafft. Viele unsrer Zeitgenossen wollen nun freilich von allen diesen Maßregeln einer gerechtern Verteilung, einer bessern Ausgleichung des Besitzes nichts wissen. Sie denken, jeder müsse an seiner Stelle das Seine thun, um die Verhältnisse zu bessern. Auch wir wenden uns in unserm Programm an die persönliche Hilfe in allen Kreisen. Aber so wünschenswert es ist, daß der einzelne durch Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit an der sozialen Frage mitarbeitet, so klar ist es doch auch, daß im Grunde nur der Staat diese Frage zur Zufriedenheit lösen kann. Nur auf gesetzlichem Wege lassen sich diese Dinge in eine Verfassung bringen, daß wir vor der Zukunft nicht zu zittern brauchen. Man denke nur nicht, daß durch die Attentate unser Volk belehrt, durch das Sozialistengesetz die Gefahr beseitigt ist. — Uns hat die gegenwärtige Stille nicht dazu bewogen, unsre Arbeit einzustellen, sondern vielmehr dazu, rüstig weiterzukämpfen und, wenn der Sozialismus uns in den Versammlungen nicht mehr entgegentreten kann, den andern Gefahren unsres Volkslebens entgegenzuarbeiten. An jedem Freitag Abend kommen wir zusammen; soziale, patriotische, wissenschaftliche, religiöse Themata wechseln in unsern Versammlungen ab. Es kommt uns darauf an, die ganze heutige Gesellschaft an der christlichen Weltanschauung zu mustern und allem, was derselben widerspricht, den Kampf anzubieten. Allzulange hat sich das Christentum mit der Defensive begnügt; wir möchten wieder einmal zur Offensive übergehen und die Feinde der christlich-sozialen Weltanschauung herausfordern. Sie haben gewiß mit Interesse unsre Kämpfe gegen die schlechte Presse und gegen das moderne Judentum verfolgt. Und ich nehme auch hier Gelegenheit zu konstatieren, daß wir durchaus nicht die Absicht haben, das Judentum in bezug auf seine Religion zu kränken, sondern daß wir vielmehr den unheilvollen Einfluß, welchen das jüdische Kapital, ohne an der mühevollen Arbeit teilzunehmen, auf die Erwerbsverhältnisse ausübt, zu bekämpfen suchen. Den Einfluß zu brechen, der mit den Mitteln des jüdischen Kapitals auch die Presse und die Versammlungen beherrscht und der wenigstens in Berlin vollständig unerträglich ist — das ist unsre Aufgabe in der Judenbewegung dieser Tage. Geht die moderne jüdische Tendenz dahin, den christlichen Glauben und die sittlichen Grundsätze unsres Volkes zu zer-

setzen, so muß, wer das Wesen der sozialen Frage erkennt, dagegen einschreiten. Es ist vollkommen unmöglich, die Sozialdemokratie zu beseitigen, wenn nicht die Religion wieder auf den Thron und in ihr Recht gesetzt wird; aber dazu gehört Kampf und Arbeit. Man verkennt in unsern Tagen die Bedeutung des Christentums und der biblischen Weltanschauung viel zu sehr. Man denkt, die Religion sei nur für den einzelnen Menschen. Das ist ein schwerer Irrtum; unsre Religion, dieses dem Arbeiter und Armen so überaus freundliche Christentum, hat auch eine große soziale Macht. Es ist nun einmal der Vertreter aller gesunden Gedanken, auch derjenigen im wirtschaftlichen Leben. Im Alten und Neuen Testamente sind die Forderungen gestellt: kein übermäßiger Besitz, kein Trachten nach Reichtum, aber Liebe und Barmherzigkeit! Mit diesen Grundsätzen ist die Bibel der unanfechtbare Kodex der Tugend auch im Erwerbsleben. Nur das lebendige Christentum ist der Faden, welcher die verschiedenen Stände und Berufsklassen: reich und arm, vornehm und gering, klug und ungebildet, mit einander verbindet. Es ist ein allgemeines Besitztum; und mancher Arme, wenn er reines Herzens ist, kann davon mehr haben, als der Reiche, welcher in seinen Gütern schwelgt. Solange das Christentum noch Gemeineigentum eines Volkes ist, solange ist weder Umsturz noch Sozialdemokratie zu fürchten. Wo aber dieser innere Besitz aufgehört hat, da kann man sich nicht wundern, wenn das äußere Eigentum bekämpft wird. Lassen Sie uns festhalten am Glauben, Liebe und Hoffnung, festhalten an der Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit und lassen Sie uns in unserm Kampfe der Parole folgen:

> „Liebe Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt und deinen Nächsten als dich selbst."

In dem innern Heiligtum der Brust lösen sich alle die schwierigen Fragen, hier wird der Hauptkampf wider das Böse gekämpft. Und daß das Böse bekämpft und bezwungen wird, daß der gute Wille wieder in unserm Volke zur Herrschaft kommt, das ist es, worauf es ankommt.

Zur Handwerkerfrage.

Vortrag, gehalten zu Breslau Ende März 1880.

Meine Herren! Der Einladung hier in Breslau über die Handwerkerfrage zu reden, bin ich gern gefolgt. Diese Frage ist eine rechte Zeitfrage; wenn die Gegenwart von einer Menge ungelöster Fragen bewegt wird, die wie Schneeflocken im Winter die Atmosphäre durchfliegen, so ist die Handwerkerfrage gewiß eine der wichtigsten. Nach Breslau aber bin ich mit besonderer Freude gekommen, weil ich seit 1866

für diese Stadt eine aufrichtige Sympathie im Herzen trage. (Bravo.) Als damals die großen Städte unsres Vaterlandes eine nach der andern gleichsam die Heeresfolge verweigerten, und Deputationen nach Berlin schickten, um vom Kriege abzumahnen, da war es Breslau, die nächste Stadt an der Gefahr, welche durch ihre Deputierten erklärte: wir sind bereit, Gut und Blut für das Vaterland zu lassen, obwohl wir den Folgen des Krieges am meisten ausgesetzt sind. Das ist der Bürgersinn, der ein Volk groß macht. Lassen Sie uns alle das Gelübde von neuem ablegen, diesen Geist der Hingebung, der Freudigkeit, der Aufopferung für das Vaterland allezeit zu pflegen, und wir werden es erleben, daß aus der dunklen Gegenwart bessere Zeiten emportauchen. Und wenn in diesen Tagen hier am Orte ein Handwerkerverein in der Bildung begriffen ist, so halte ich das für eine besonders freundliche Fügung und für ein lebendiges Zeichen der Hoffnung. Das Losungswort der heutigen Zeit lautet: Organisation! Kein Gedanke wird auf Erden viel ausrichten, wenn er nicht Form und Gestalt annimmt, wenn nicht alle, die diesen Gedanken teilen, sich zusammenfinden, um ihn lebensfähig und lebenskräftig zu machen. Alle Beteiligten müssen für die gute Sache zusammenwirken, ohne Furcht und Sorge, mit Mut, Klarheit und Freudigkeit; hängt der Sieg auch nicht gleich an der Fahne: ein ehrliches Ringen wird immer gekrönt. Und rückhaltlos spreche ich es als meine tiefste Überzeugung aus, daß es die Pflicht aller ist, gleichviel zu welcher Partei sie gehören, an der Lösung der großen, schweren, dunklen, sozialen Frage mitzuarbeiten. Dabei ist es in der That eine günstige Wendung unsrer politischen Geschichte, daß anstatt der Phrasen, welche früher die Köpfe beherrscht haben, anstatt der Schlagworte: Freiheit, Fortschritt, Kultur, Zivilisation, hinter denen man that, was man wollte, die soziale Frage heutzutage die Herzen regiert, daß nicht mehr die politische Redensart, sondern die Existenzfrage die Geister bewegt. Ich nehme keinen Anstand, es hier vor dieser Versammlung zu erklären: es ist ein unleugbarer Erfolg der sozialdemokratischen Bewegung, daß die soziale Frage allbeherrschend auf der Tagesordnung unsres Jahrhunderts steht, und daß sie nicht eher von derselben verschwinden wird, als bis alle Patrioten, alle Christen, alle rechtschaffenen Männer gethan haben, was sie können, um diese Frage zu lösen. (Anhaltender Beifall.) Aber machen Sie sich, wenn Sie ernstlich mitarbeiten wollen, auf Kampf gefaßt. Ich habe gelesen, daß man hier in Breslau den Stab aufbewahrt, mit welchem die fromme Elisabeth von Thüringen die Hunde abwehrte, wenn sie ausging, um Wohlthaten zu erweisen. Wollen Sie nun an der Erneuerung des deutschen Vaterlandes mitwirken, so rate ich Ihnen: brauchen Sie diesen Stab fleißig, um die Hunde abzuwehren, welche sich an Ihre Fersen heften. (Stürmischer Beifall.) Gegner gibt es genug: Sie kennen das Wort des Spottes und des Hohnes: Die Zünftler kommen, die Zünftler rühren sich, die Reaktionäre, die Rückschrittler sind wieder da. Lassen Sie sich durch Worte ja nicht ein-

schüchtern, machen Sie solch ein Wort des Spottes zu Ihrem Losungswort und sagen Sie frank und frei: Gewiß das wollen wir! Wir wollen die Zunft, aber nicht den alten Zopf, auch nicht den neuen Fortschrittszopf, der noch länger ist, als der alte, sondern die Zunft im Geist unsres Jahrhunderts mit allen Mitteln und Kräften der Gegenwart. Und etwas andres können verständige Menschen niemals wollen. Das Alte kehrt wie es war nie wieder; das Angesicht des praktischen Staatsbürgers sei immer nach vorwärts gerichtet. Und gerade vorwärts sehe ich manche Hoffnung leuchten. Jahrzehnte hindurch hat man die Forderungen und Bitten des Handwerkers, des Arbeiterstandes in den Papierkorb geworfen. Ich halte es für einen großen Gewinn, daß das heute nicht mehr geschieht, sondern daß, wenn Petitionen aus dem Volke an die Thür des Reichstags oder Landtags klopfen — ich kann es aus meiner eignen Erfahrung versichern, — daß auf allen Bänken Leute sitzen, welche diesen Bitten die allergrößte Aufmerksamkeit schenken. Es ist bis jetzt zwar noch nicht viel erreicht, aber im Reichstage des vorigen Jahres ist doch ein klein wenig an der Gewerbeordnung gerüttelt worden, deren Verbesserung allerseits auf dem Programm der Handwerker steht. Wollen Sie mehr erreichen, dauernd vorwärts kommen, dann ist eins notwendig: machen Sie sich von falschen Allianzen, von Verbindungen, die Ihnen nichts helfen können, los; verlassen Sie die Partei der Phrase. Lassen Sie sich auch nicht einschüchtern, wenn man sagt, eine Handwerkerpartei sei nicht berechtigt, eine Handwerkerpartei sei nichts andres, als lediglich Interessenvertretung. Gerade darin, daß Sie Ihre Interessen vertreten, liegt Ihr Recht. Ich halte es für etwas sehr gesundes, wenn eine Partei erlaubte Interessen vertritt; und es erscheint mir absolut notwendig, daß die lange vernachlässigten Interessen des Handwerks wieder zur Geltung kommen, in aller Gewissenhaftigkeit, mit aufrichtiger Vaterlandsliebe, aber mit aller Kraft, die Ihnen zu Gebote steht. Eins ist klar, der *Liberalismus*, welcher *seit einem Jahrzehnt unser Vaterland beherrscht hat, ist an der sozialen Frage gescheitert.* (Stürmischer Beifall. Rufe: Oho! Zischen. Unruhe.) M. H., wenn ich Liberalismus sage — und ich will das für den ganzen Abend bemerken — so meine ich nicht jenen edlen Liberalismus, der für das Wohl des Volkes opferfreudig einsteht, der unsrer Zeit die großen Gedanken der Gewissens- und Religionsfreiheit, der Rechtsgleichheit und freie Bewegungen gebracht hat und der verständig genug ist die Freiheit nicht brauchen zu wollen ohne die Mittel der Zucht und Ordnung; diesen wahren Liberalismus meine ich nicht, den haben wir alle, der ist konservativ. Sondern, wenn ich von Liberalismus in wirtschaftlichem Sinne rede, so meine ich diese falsche Weltanschauung, welche die Grundlagen wirtschaftlicher Ordnung nicht kennt und wohl für das politische Recht und die persönliche Freiheit einige Worte übrig hat, aber gar kein Verständnis besitzt für das Recht der Arbeit und die Freiheit der Korporationen. Ich meine den thörichten

Liberalismus, welcher unser Volk in einen trostlosen Konkurrenzkampf nach innen und außen hineingeworfen hat, in einen Erwerbskrieg, der ebensogut, wie irgend ein Kampf auf dem Schlachtfelde eine Menge von Leichen hinterläßt und dazu führt, daß im tiefsten Grunde der Egoismus siegt und die edlen Gedanken und Bestrebungen eines Volkes zu Grunde gehen. (Beifall. Rufe: Sehr richtig!) Das Handwerk weiß davon ein Lied zu singen; aber in der liberalen Partei findet es kein Echo.

Kürzlich hat ein Gelehrter zu Berlin über die Handwerkerfrage einen sehr liberalen Vortrag gehalten. Ein Fortschrittsblatt referierte darüber und verschärfte die Gedanken bis zur Hoffnungslosigkeit. Der Redner hatte gemeint, das Handwerk könne gegen das große Kapital nicht mehr ankommen, es sehe sein unvermeidliches Schicksal herannahen und müsse sich wohl oder übel darin fügen. Der Berichterstatter legte dem Vortragenden seinen Wunsch mit den Worten in den Mund: Das Handwerk stirbt! Nun, soweit sind wir doch noch nicht. Wäre das der Fall, läge wirklich das Handwerk im Sterben, dann brauchten Sie nicht hier zu sein, dann brauchte der Handwerkerverein sich nicht zusammenzuschließen, dann wäre es in der That Zeit, die Flinte ins Korn zu werfen und sich in das Unvermeidliche zu ergeben. Aber ich glaube bestimmt, so liegen die Dinge nicht, so tief ist das Handwerk noch nicht heruntergekommen und so völlig sind auch die Handwerker noch nicht verloren. (Beifall. Sehr richtig!) Man muß nur versuchen, beide zu retten. Einen schweren Stand haben Sie allerdings.

Ihre Not beruht auf einem falschen Prinzip und einem schlechten System. Arbeit ist Ware: dieser Grundsatz liegt eigentlich der heutigen Verirrung und Verwirrung des wirtschaftlichen Lebens zu Grunde. Die Arbeit hat ja eine Seite, welche eine gewisse Ähnlichkeit mit der Ware aufweist. Wer Arbeitskraft besitzt, kann sie anbieten und verwerten; der Arbeitgeber erwirbt sie durch den Lohn. Nichtsdestoweniger ist es ein Frevel an der Menschheit, wenn man sagt, Arbeit ist nichts als Ware und steht unter denselben Bedingungen, wie ein Kaffeesack oder ein Zentner Zucker. M. H., Arbeit ist Arbeitskraft und diese Arbeitskraft ist der Mensch selbst, der Mensch nicht bloß in seinem äußeren, sondern zugleich im innersten Thun, verklärt durch die treue Sorge für Weib und Kind, geheiligt durch ein edles Familienleben, begeistert durch den Hauch und Odem der Religion. Das ist Arbeit, keine Ware, sondern eine Thätigkeit des von Gott nach seinem Ebenbilde geschaffenen Menschen. (Bravo!) Solche Arbeit darf nicht der Willkür überlassen, nicht bloß durch Angebot und Nachfrage geregelt werden, sie verdient, daß man ihr Ordnungen setzt und Rechte gibt, woran sie erstarkt und emporblüht, mit Sorgfalt gepflegt, vor Schädigung behütet. Der einfache Sprachgebrauch überzeugt uns von dem Irrtum eines liberalen Grundsatzes. Wäre Arbeit Ware, dann müßte auch der Arbeiter Arbeitgeber heißen. So aber ist er der Arbeitnehmer. Das Prinzip: Arbeit ist

Ware — ist durchaus falsch. Lassen Sie es gelten und bestehen, dann wird auch der Arbeiter zur Ware. Ein Arbeiter hat nichts als seine Arbeitskraft, sie ist sein ganzes Kapital. Er kann es nicht verzehnfachen, verhundertfachen, sondern wenn die Zeit kommt, wo sein Haar grau wird, nimmt es ab. Dies Arbeitskapital zu schützen, dahin weist uns die Aufgabe unsrer Zeit, nicht allein auf das harte Gesetz von Angebot und Nachfrage. Darin wurzeln doch alle die großen Vergehen in bezug auf die Wirtschaftsordnung, daß man viel zu wenig an den Menschen und viel zu viel an den Vorteil dachte. (Beifall.) Heute schon denken sehr viele, welche vor Jahren noch in diesen Fehlern des Liberalismus gesteckt haben, ganz anders.

Niemand unter den Politikern nimmt seit geraumer Zeit an der Handwerkerfrage einen größeren Anteil als der Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. Miquel. Er hat für die Osnabrücker Innungen ein Statut ausgearbeitet, hat sich in regster Weise an den Versammlungen der Handwerker und auf dem Hannoverschen Städtetage erklärt: Wenn der Handwerkerstand obligatorische Innungen wolle — er habe nichts dagegen. So völlig hat er, belehrt durch den Niedergang des Handwerks, seine Meinung geändert. Vor einem Jahrzehnte stand er auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Als im Jahre 1869 die Verhandlungen über die Gewerbeordnung stattfanden, da war es derselbe Miquel, welcher die alten Innungen hat vernichten helfen. Tot sind sie; denn was davon noch existiert, hat keine Lebenskraft mehr und schützt den Handwerkerstand nicht gegen Pfuscherei, Ausbeutung und Elend. Damals sagte er folgendes: „Man muß sich hierbei doch fragen, bedarf es überhaupt einer Gewerbeordnung? Ist es denn notwendig, die gewerblichen Verhältnisse gesetzlich zu regulieren? Wir müssen dieselben im Gegenteil auf den Boden voller Freiheit stellen.“ Ich halte einen Augenblick inne. Wie? Das Handwerk ist eine der edelsten Thätigkeitn der Menschen und es sollte ohne Ordnung, ohne Gesetz der vollen Freiheit überlassen bleiben? Vom Handel hat man dies nie behauptet. „Abgestorbene Verbände — so fuhr Miquel fort — zwangsweise zu behaupten ist unmöglich. Aber man wird sich, glaube ich, mit mir, wenn auch schwer entschließen müssen, den Zünften das Recht der Selbstauflösung zu gewähren. Die Konsequenz meines Satzes wird die wirkliche Auflösung der Zünfte sein. Man muß nicht durch das Gesetz die Korporationsrechte vernichten, sondern ihnen das Recht der Selbstauflösung geben. Dann werden sie sich selbst zu eigner Beruhigung sagen, daß sie nicht durch Zwang aufgelöst worden sind, sondern sich ihr eignes Schicksal bereitet haben. Ich glaube nicht, daß jemand von uns bereuen wird, hierbei einen Schritt zu weit gegangen zu sein.“ So verteidigte Herr Miquel die Gewerbefreiheit, den Gegensatz zur Innung, und als es sich bei der Gewerbeordnung nun darum handelte, den Innungen das Recht zuzugestehen, die zu zahlenden Beiträge exekutivisch einzuziehen, verwies er die Innungen auf den Weg der Zivilklage. Ein Rückblick darauf ist

sehr lehrreich. Wenn binnen zehn Jahren der Liberalismus von dieser Miquelschen Position zu dem vollen Gegensatz, zu den obligatorischen Innungen zurückgedrängt ist, so leuchtet daraus für jeden Einsichtsvollen klar hervor: Die Aufhebung der Innungen, die Proklamierung der Gewerbefreiheit, diese ganze sogenannte neue Gewerbeordnung, war ein Irrtum, der wieder gut gemacht werden muß.

Schon damals haben verständige Männer die Entwickelung der Dinge in allen ihren Einzelheiten buchstäblich vorausgesagt. Der Abgeordnete Wagener, der bei dieser Gelegenheit sprach, definierte die Gewerbeordnung von 1869 dahin, daß sie nur die Kodifikation der Grundsätze der Manchesterschule sei, die Nationalökonomie der Bourgeoisie, welche allem Vernünftigen entgegenstehe und die so schnell als möglich um jeden Preis zu beseitigen sei. „Wo diese Theorien in größerem Maße zur Durchführung kommen, da erscheint auch die Sozialdemokratie. Die Theorie ist ja falsch, die Wirkungen sind verderblich, aber die Strömung ist doch so stark, daß wir sie nicht aufhalten werden. Die Menschen lernen so wenig aus fremder Erfahrung, daß jedes Land und jede Gesellschaft ihre Erfahrung selbst machen muß. In derselben Weise werden auch wir es bald bereuen, was man den Arbeitern und Handwerkern mit der bloßen Freiheit geboten hat, und wir werden entweder zum Wiederaufbau zeitentsprechender Innungen schreiten müssen oder immer mehr auf sozialdemokratische Wege getrieben werden." Das, meine Herren, sagte ein konservativer Abgeordneter vor 10 Jahren. Sie sehen also, das Geschrei über Reaktion in bezug auf die konservativen Korporations- und Innungsbestrebungen ist durchaus falsch. Die ersten Konservativen standen damals so, wie wir heute stehen. Der einsichtige Konservatismus ist immer für eine gesetzliche Ordnung des Handwerks gewesen. Aber nur der, welcher heute anders als vor zehn Jahren handelt, der ist Reaktionär. Wir treiben keine Reaktion, sondern Aktion. Wenn aber die Gegner das Reaktion nennen wollen, ich habe nichts dagegen. (Beifall.) Gegen schlechte Zeitströme zu reagieren ist nicht nur ein Recht, sondern die höchste Pflicht. Und ich halte es für ganz unmöglich, ohne den Gedanken einer umfassenden Organisation der Arbeit und der Arbeiter die soziale Frage auch nur anzurühren. Ich weiß wohl, die soziale Frage ist nicht so einfach. Sie besteht aus vielen einzelnen Fragen, von denen die Handwerkerfrage nur eine ist: allgemein gefaßt, ist sie die Frage nach der möglichst besten Form der menschlichen Gesellschaft, ein großes Problem, wohl wert, daß jeder seine Kräfte daran setzt. Ihre einzelnen Teile gliedern sich und stellen einzelne Aufgaben. Das Handwerk und die Arbeit in die beste Organisation zu bringen, das ist die Aufgabe der Handwerker- und Arbeiterfrage. Dazu ist freilich noch viel zu thun. Es ist für die Großindustrie etwas geschehen, für die Landwirtschaft ein Anfang gemacht; für das Handwerk und die Arbeit aber ist noch sehr wenig gethan. (Anhaltender Beifall.) Und doch ist die Sache so überaus wichtig. Da ist der Mittelstand, der

Bürgerstand beteiligt, der ohne durchgreifende Hilfe verloren geht. Wo wird aber, wenn dieses Element der Ordnung, dieses feste Material verschwindet, der Staat Ersatz schaffen? Wenn — was in manchen Ländern noch drohender als bei uns bevorsteht, — den oberen Zehntausend, den Reichen und Besitzenden fast nur noch ein Volk von Proletariern gegenübersteht, das voll Haß und Groll ist, wo soll das enden? Nein, es ist notwendig, das Handwerk wieder fest zu begründen durch solide Organisation. Früher stand es besser damit. In den blühenden Zeiten des Handwerks haben die Innungen die Arbeit vor der Übermacht des Kapitals geschützt. Nur der gelernte Meister durfte das Handwerk betreiben. Man stellte einen Preis der Arbeit fest, wobei jeder bestehen konnte. Das Wort der Bibel: Der Lohn der Arbeiter, welcher abgebrochen wird, schreit, wurde damals mehr beachtet. Aus jenen glücklicheren Zeiten kommt der Spruch: „Handwerk hat goldnen Boden.“ Die Handwerksmeister waren wohlhabend und angesehen; sie nahmen an städtischen Angelegenheiten den regsten Anteil, während heute das Zepter oft in den Händen solcher liegt, welche die mühevolle Arbeit mit ihrem Wohl und Wehe nicht kennen. (Bravo.) Wenigstens in Berlin sind in der städtischen Verwaltung viele Israeliten, denen das Wohl des Handwerks fern genug liegt. — Ein zweiter Vorzug der Zünfte war der, daß sie das Handwerk vor Pfuscherei behüteten. Damals mußte jeder rechtschaffen lernen und der Lehrling, der bei dem Meister wohnte, mußte unbedingt seine Zeit aushalten, er wurde dann geprüft und wenn man ihn für tüchtig befand, wurde er Gesell und nach Vollendung eines Meisterstücks Meister. Da war noch Ordnung, Tüchtigkeit und Kraft im Handwerk und für den Käufer eine sichere Garantie vorhandeu. Die Innung hielt darauf, daß die Arbeit gut und tüchtig gemacht wurde, nicht so billig wie heut die Fabrikware, aber solide und reell. Die verrufene deutsche Devise „Billig und schlecht“ kannte man noch nicht. Ferner hatten die Genossen des Handwerks in der Innung ihre Schiedsgerichte, welche fast alle Streitigkeiten zu schlichten berufen waren. Es kam damals nicht soviel zu Prozessen wie heute. Der Mörtel, welcher das Handwerk zusammenhielt, hieß Ehre und Vertrauen. Alles war besser. Es herrschte Brüderlichkeit, Freundschaft, Herzlichkeit, eine Art von Gleichheit — nicht die utopische Gleichheit der Revolutionsgedanken, sondern eine christliche Gleichheit in der gemeinsamen Arbeit und Hilfe. Die Innung ließ ihre Glieder nicht in Not und Elend versinken. Ein tüchtiger Geist, ein christlicher Odem beseelte den Handwerkerstand, auch eine rechte Fröhlichkeit. In den Innungen wurde des Gesanges und edler Spiele gepflegt. Es war damals nicht wie leider in unsern Tagen, wo man bei allen freudigen Ereignissen, ja selbst dann, wenn die Gedenktage gewonnener Schlachten und gefallener Kameraden gefeiert werden, an nichts weiter denkt, als an Essen, Trinken und Tanzen. (Sehr wahr!)

Diese Innungen haben nun aufgehört, zum Teil durch ihre eigne

Schuld. Es ist ja nichts Menschliches frei von Irrtum und Sünde; an diesem Gesetz nahmen auch die Zünfte teil. Sie wurden zu Kasten; zu Pflegerinnen des Meisteregoismus, die Meister hielten die Gesellen ab, zünftige Meister zu werden. Man pflegte mehr seine Privilegien, als die großen Aufgaben des Handwerks. Als die französische Revolution hereinbrach, welche die Oberfläche der gesellschaftlichen Welt auch in Deutschland veränderte, war eine ihrer ersten Forderungen, daß die kräftigen Zünfte nicht mehr bestehen sollten. „Die Innungen — so lautete das Dekret vom 17. Juni 1791 — dürfen unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederhergestellt werden.“ Man kann sagen: die Revolution hat den Zünften ein Ende gemacht. Absolutistischer Sinn, abstrakte Gelehrsamkeit und unchristliche Weltanschauung brachten es auch bei uns nach und nach dahin, daß die Zünfte ganz in Mißkredit kamen. Übrigens wurde die alte Form der Innung durch die Entwickelung des gewerblichen Lebens selbst unmöglich gemacht. Die neue Zeit der Gewerbe ist bezeichnet durch das Wort Maschine. Die Maschine braucht viele Menschen, die an ihr arbeiten. Sie hat die Arbeitsteilung hervorgerufen und die Arbeit über den engen Rahmen der Werkstatt hinausgebracht. Mit dem Kapital verbunden ist sie die Beherrscherin der industriellen Gegenwart. Das läßt sich auch nicht wieder ändern. Es hieße ja gegen Windmühlenflügel kämpfen, wollte man große Fortschritte einfach negieren. Wer die Innungen wieder beleben will, muß die Bedeutung der Maschinen anerkennen. Aber anerkennen müssen wir ebenso, daß die Folgen des Aufhörens der Innungen sehr traurige gewesen sind. Man schüttete das Kind mit dem Bade aus und schaffte ab, anstatt neu zu organisieren. Der Handwerkerstand wurde geknickt; — das Bürgertum gebrochen und in den großen Fabriken entwickelte sich ein Proletariat, welches eine Gefahr für unser Volksleben ist. Die mittelalterlichen Zustände sind freilich nicht mehr herzustellen, aber darin, daß die Form der alten Innungen sich überlebt hatte, liegt noch nicht, daß man das Prinzip dieser Innungen wegwerfen mußte. (Beifall.) Dieses Prinzip der geordneten Korporationen mußte man behalten und im Geiste der neuen Zeit ausgestalten. Dem gegenüber schrieb man im Jahre 1869 das Wort „Gewerbefreiheit“ auf die Fahne des Handwerks. Gewerbefreiheit ist das Gegenteil von Gewerbeordnung, ein Niederreißen aller Schranken, ein Durchstechen aller Dämme, welche die wilden Wasser des Egoismus aufhalten, eine falsche Freiheit ohne ein Gegengewicht der Ordnung und Zucht, ein Unglück für die einzelnen Menschen wie für die Nation. Man lasse sich durch den Klang Freiheit nicht berücken, es gibt eine doppelte Freiheit: die Freiheit eines Vagabonden und die Freiheit eines edlen Mannes. (Bravo.) Für das Gewerbe würde die edle Freiheit darin bestehen, daß es befreit würde von äußeren Bedrückungen und von der Untüchtigkeit in seiner eignen Mitte. Eine solche Gewerbefreiheit wäre in der That identisch mit Gewerbeordnung. (Bravo.) Weder die Staatsmänner noch die Parlamente, noch die Hand-

werkerkreise werden leugnen, daß unsre Gewerbeordnung das nicht leistet, was sie muß. Manche sagen sogar, mit dieser Gewerbeordnung sei überhaupt nichts anzufangen. Was Schiller einmal sagt:

> Heilige Ordnung, segensreiche
> Himmelstochter, die das Gleiche
> Frei und leicht und freudig bindet,

eine solche Ordnung ist unsre Gewerbeordnung nicht. Sie hat dazu geführt, daß die Handwerker in der Konkurrenz sich zerfleischt haben, während sie vom Großkapital abhängig gemacht worden sind und erschöpft vor der Frage stehen: Was wird deine Zukunft sein? Wie ein unentfliehbares Geschick, das erbarmungslos in den Reihen der Handwerker wütet und Verdruß an der Arbeit, auch an der Heimat, am Vaterland erzeugt, liegt unter den Verhältnissen von heute der Ruin des Handwerks vor unsern Augen. (Bravo.) Diese Desorganisation der Gesellschaft muß wieder zur Organisation zurückgeführt werden. Ansätze dazu sind immer gewesen.

Es wird Sie gewiß interessieren zu erfahren, daß im Jahr 1848, als in Frankfurt das erste deutsche Parlament zusammentrat, um dem deutschen Volke die Freiheit zu verschaffen, daß gerade in jenen Tagen das deutsche Handwerk sich aufmachte, um mit einer ungemeinen Energie, Kraft, Ausdauer und Geduld sein Recht zu fordern: — nicht Gewerbefreiheit, sondern obligatorische Gewerbeordnung. 540 Petitionen kamen damals an das Parlament, darunter nur 44 für Gewerbefreiheit, von denen 40 allein aus der Pfalz, 4 von Privatleuten waren. Auch aus Breslau kam eine, mit einer einzigen Unterschrift von einem Herrn Kopisch. (Ruf: O armer Kopisch! Heiterkeit.) Man konnte also in ganz Breslau im Jahre 1848 für Gewerbefreiheit niemand finden, als nur den einen Mann. (Stürmische Heiterkeit. Sehr gut!) Der Ausschuß des Reichstages, welcher diese Petitionen sammelte und behandelte, schrieb darüber folgendes schöne Wort: „Da die vorliegenden Petitionen fast ausschließlich vom Handwerkerstand ausgegangen sind, so konnten bei unsrer Beratung die Verhältnisse desselben nicht unberührt bleiben. Es wird der Versammlung vorbehalten bleiben, darauf zurückzukommen. Aber wir wollen den bemerkenswerten Eifer nicht unerwähnt lassen, mit dem die Petenten bemüht gewesen sind, der hohen Versammlung die Überzeugung zu verschaffen, daß nicht die Ansichten und Bestrebungen einzelner, sondern die eines ganzen Standes in diesen Aktenstücken vertreten gewesen sind.“ In jenen Petitionen pulsierte — mit Ausnahme der Pfalz — der Geist des gesamten Handwerkerstandes Deutschlands. Leider ging die Versammlung auseinander ohne in diesen Dingen etwas zu beschließen. Aber gleich im Jahre darauf petitionierten 80 000 Meister und Gesellen in der Nationalversammlung zu Berlin um obligatorische Innungen. Dieser Gedanke ist dann seit 1848 nicht mehr aus dem Herzen der Handwerker entschwunden; und man hat immer von neuem versucht, ihn zu realisieren. Am 5. September 1862 schlossen

viele Handwerker nach altem Brauch die Kette und stifteten den deutschen Handwerkerbund; im Jahre 1863 in Frankfurt a. M. haben sie gegen die Gewerbefreiheit offen protestiert. Trotz aller dieser Äußerungen hat man es doch für gut befunden, dem deutschen Handwerk im Jahre 1869 die Gewerbefreiheit aufzuerlegen, an der es noch heute leidet. Und besonders in den letzten Jahrzehnten hat sich dies Leiden verschlimmert.

Sie haben in diesen Tagen die Rede gelesen, welche der frühere Minister Delbrück über die Anträge der Konservativen auf Abänderung der Gewerbeordnung gehalten hat. Er hat die Handwerksverhältnisse historisch betrachten und nachweisen wollen, daß die Gewerbefreiheit dem Handwerk nichts geschadet hat; er hat aber die Statistik nur bis zu den sechziger Jahren beigebracht. Die Wirkungen der Gewerbeordnung von 1869 sind von ihm gar nicht berührt worden. Ich glaube aber aus den Äußerungen und Erfahrungen vieler Handwerksmeister genau zu wissen, daß es gerade das letzte Jahrzehnt gewesen ist, in welchem die Wirkungen dieser neuesten Gewerbefreiheit zu Tage getreten sind. Gerade die letzten zehn Jahre haben unter den Handwerkern große Verwüstungen angerichtet. (Ruf: Sehr wahr!) Seitdem liegt das Handwerk fast unheilbar auf dem Krankenbett. Viele Ärzte kommen hinzu und wollen helfen. Sie können sich über die Arznei noch nicht recht vereinigen. Die Handwerker aber wissen es, was ihnen allein helfen kann: die obligatorische Innung. (Beifall.) Ich kann bei diesen Verhältnissen der Gewerbefreiheit nicht unterlassen auf einen Punkt zu kommen, der in unsern Tagen sehr vielfach besprochen worden ist: Die Bedeutung der Juden für das Handwerk. (Ruf: Jetzt kommt die Sache! Heiterkeit.)

Ja jetzt kommt die Sache, eine sehr ernste Sache. Der Kern der sozialen Frage ist offenbar der, das richtige Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit und den rechten Anteil beider am Ertrag der Arbeit festzustellen. Alle sozialen Streitigkeiten und Aufregungen der letzten anderthalb Jahrzehnte drehen sich um diesen Punkt. Aber unter diesem Gesichtspunkt ist in der That die Teilnahme der Juden an unserm Erwerbsleben nicht ohne Gefahr. (Widerspruch, Beifall, Bravo, Zischen.) Das wird mir niemand bestreiten können, daß von den Juden bei uns bisher in sehr einseitiger und übertriebener Weise der Gewinn des Kapitals gesucht, aber der Lohn mühevoller Arbeit verschmäht wird. Eben darum liegt in der Judenfrage der Ausdruck der Schwierigkeiten unsrer sozialen Lage. Ich gehöre nicht zu denen, welche sagen, die soziale Frage sei nichts als Judenfrage; aber ein schweres Symptom unsrer kranken sozialen Zustände ist sie in der That. Bei den Debatten über den oberschlesischen Notstand ist amtlich konstatiert, daß ganze Distrikte unsers Vaterlandes durch semitischen Wucher (Ruf: Lüge. Beifallsturm) geschädigt seien! Semitischer Wucher: so lautet das amtliche Wort. (Rufe: Lüge, Raus! Beifall.) Ich berühre diese Fragen nicht, um eine Hetzjagd hervorrufen zu wollen, sondern lediglich, um offenbare Schäden, die

thatsächlich vorhanden sind, beseitigen zu helfen. (Stürmischer Beifall.) Der Wucher, welcher — ich weiß das recht gut — nicht bloß semitisch ist, sondern auch Nicht-Juden in seine Netze gezogen hat, wird ganz hervorragend von Juden betrieben; und ganze Landstriche werden durch ihn verwüstet. Haben Sie den Mut der Wahrheit; uns kann nur die Wahrheit helfen und die wirkliche Besserung dieser Übelstände. (Sehr richtig!) Außerdem übt in Breslau wie in Berlin das jüdische Kapital, in der Presse übt der jüdische Geist im öffentlichen Leben eine solche Tyrannei aus, eine solche Zerstörung an den Grundpfeilern unsres christlichen Glaubens und unsres nationalen Lebens, daß die Zustände geradezu entsetzlich und unerträglich werden. Dabei ist eine andre Gefahr nicht zu übersehen. General Loris Melikoff in Petersburg hat kürzlich die Vorsteher der dortigen jüdischen Quartiere zu sich befohlen und befragt, worin es liege, daß ein so großer Teil der Nihilisten israelitischer Abkunft sei. — Das ist die amtliche Konstatierung jüdischer Umsturzgelüste; jedenfalls eine große Gefahr. (Sehr richtig!) Und auch unser deutsches Judentum ist tief in die Sozialdemokratie verflochten. Also auf der einen Seite ein Betonen, ein Mißbrauchen des Kapitals und auf der andern ein Spielen mit dem Nihilismus, der Sozialdemokratie, der Revolution.

Die Folgen von dem allem in unserm Erwerbsleben sind trübe Zustände. Es sind unheimliche Gewalten, die unser Volk bedrängen, ich will sie bezeichnen mit den Worten: Mammonismus, Egoismus, Atomismus, Herrschaft des goldnen Kalbes. (Bravo!) Ein Freund von mir, ein Engländer, hat mir darüber ein unvergeßliches Wort gesagt. „Als ich vor 25 Jahren nach Deutschland kam“ — so äußerte er sich — „war ich erstaunt, ein Volk zu finden, bei welchem Geist mehr galt, als Geld; heute kenne ich kein Volk, bei dem das Geld soviel gilt, wie in Deutschland.“ Und wir müssen leider sagen, dem ist so. Wir haben jenen schönen idealen Charakter eingebüßt, und ein großer Teil unsres Volkes hat sich auf die Jagd nach unverdientem, unredlich erworbenem Mammon begeben. Wo aber der Mammon herrscht, regiert der Egoismus, der dunkle Despot, der keine höheren Lebenszwecke kennt, als reich zu werden, und sei es auch auf den Trümmern fremden Glücks seinen Palast aufzubauen. Wer so handelt, wird bald in seinem Herzen die Liebe und die Barmherzigkeit erlöschen sehen. Aber die Liebe ist der Magnet, der die Menschen zusammenhält, jene Liebe, die voll Erbarmen ist für fremde Not, die unser Heiland mit seinem göttlich reichen Herzen so ausgedrückt hat: Mich jammert des Volks. Diese Liebe ist notwendig für reich und arm. (Bravo!) Der Mangel an dieser Liebe ist der tiefste Grund unsres Elends. Die Lieblosigkeit trennt, vereinzelt, entfremdet die Menschen und stürzt uns von einer Krisis in die andre. Lassen Sie mich an Beispielen aus meiner Berliner Erfahrung die Lage der Dinge beleuchten.

Ein braver Handwerksmeister hatte einen Lehrling im dritten Jahre.

Der Meister wurde krank und konnte keine neuen Arbeiten übernehmen. Aber die Reparaturen hätte der Lehrling wohl ausführen, das Geschäft hätte weitergehen können. Der Lehrling aber lief aus der Lehre zu einem andern, gegenüber wohnenden Meister (Bewegung), der ihn aufnahm. Abhilfe war unmöglich.

Ein Zimmermeister hatte zwei Söhne, auch Meister; da alle drei ohne Arbeit waren, versuchte er für seine Rechnung ein Haus zu bauen. Ein kleines Kapital hatte er. Er kaufte einen Baugrund zu dem Schwindelpreise, welchen die Aktiengesellschaften machen dürfen. Er erhielt ein Baukapital nicht unter 11—12 Prozent Unkosten. Die Wuchergesetze sind ja leider aufgehoben. Das Baugeld reichte nur bis zur Ausführung des Daches. Der Meister nahm 2000 Thaler auf und war gezwungen dem Geldleiher 4000 Thaler zu schreiben. Die Zinsen wurden fällig und konnten nicht gedeckt werden. — Solche Fälle sind Tausende. Und welches ist fast immer das Ende vom Lied? Das Haus wird subhastiert, und die Handwerksmeister, welche bei dem Baue mitwirkten, gehen mit ihren Forderungen leer aus, der Wucherer hat das Grundstück.

Noch eines. Ein Schneidermeister hatte seine Kundschaft verloren, weil in seiner Nähe ein Kleidermagazin eingerichtet war. Zuerst wurde der Meister ein Arbeiter des Magazins. Das ging eine Zeit lang fort, bis das Magazin Bankrott machte. Ich versuchte, mit einigen Freunden dem Manne wieder Kundschaft zu verschaffen, er schleppte auch eine Weile sein Leben hin, bis er endlich aus Nahrungssorgen sich mit Kohlengas vergiftete. Alle diese Unglücklichen waren Opfer der Krisis, in der wir beständig leben, der Geschäftskrisis, der Kreditkrisis, der Hungerkrisis. An die Sohlen dieser Krisis heftet sich die Verwilderung, die Not, der Selbstmord, die Gottlosigkeit, die Umsturzgedanken. Es ist nicht wahr, was man prophezeit, daß die bloße Konkurrenz, das völlige Gehenlassen zügelloser Freiheit im Erwerbsleben, Solidität, Tüchtigkeit, gute Arbeit und guten Lohn schaffen würde. Die Geschäfte sind zerrüttet, und der Geschäftsgeist ist es auch. Unreeller Geschäftsbetrieb, frecher Kontraktbruch und leichtsinniger Konkurs: das sind überhandnehmende Schäden, in denen der Jammer der Gegenwart zu Tage tritt. In den Kreisen aber der gestörten Existenzen, der brotlosen Handwerker und Arbeiter, der um ihre Sitten und um ihren Glauben durch eine gemeine Presse betrogenen Volksmasse kocht der Haß der Klassen, gärt der wilde Stoff einer sozialen Revolution. Und an einem System klarer, großer, umfassender Reformgedanken, dem einzigen Mittel den Sturm zu beschwören, fehlt es noch immer. Betrachte ich diese gefahrvollste Seite unsres Volkslebens, so ergreift mich bange Sorge. Wenn ich die Flamme im Osten zucken sehe und an das Jahr 1870 im Westen denke, an so manche Umsturzpläne in unserm Volke und in ganz Europa, dann erfaßt mich die Sorge um unsre Zukunft. Ich habe noch Hoffnung, aber ich frage: wann geht man energisch an die Arbeit? Könnten nicht viele Vaterlandsfeinde gewonnen werden? Könnten nicht diejenigen, welche heut

wie Prometheus an den Felsen geschmiedet, Gott hassen, weil sie ihre Brüder zu lieben vorgeben, während sie nichts erreichen, als daß ein Adler ihre Leber wegfrißt, — könnten sie nicht durch gesunde Organisation von ihren Plänen, die wie Rittergüter im Monde liegen, zur Arbeit zurückgeführt werden? Würden sie nicht Genüge finden in der Teilnahme an der gegenwärtigen erneuerten Gesellschaftsform und am Aufbau des Handwerks auf gesunder Grundlage, an der Reorganisation der Arbeit auf sozialer Basis mitwirken und so ihren Sozialismus aufgeben. Gewiß sind starke Mittel zur Hilfe nötig. Es muß darauf gehalten werden, daß das übermächtige Kapital den Handwerksstand nicht schädigt. Wer ein Handwerk betreiben will, muß dasselbe gelernt haben; es darf unter halben Leuten und unfertigen Pfuschern nicht leiden. Eine Prüfung der Lehrlinge muß ihre Tüchtigkeit zeigen. Ein Ungelernter, der Geld hat, darf nicht durch die Anlage eines Magazins die Arbeit ausbeuten, sodaß die Kräfte des gelernten Meisters verzehrt werden, bis er auf den Standpunkt des Proletariers herabgedrückt wird. Nach dieser doppelten Richtung hin soll die neue Innung einen organisierten Schutz gewähren. Manches aus den Prinzipien der alten Innungen wird sich auf die neuen übertragen lassen. Besonders aber muß der echte Geist der Zünfte zurückkehren. Wo in einer Schar der lebendige Korpsgeist der Zusammengehörigkeit waltet, da ist die Schar noch nicht verloren, sondern lebensfähig. Es kommt aber alles darauf an, diesen Geist wieder zu erwecken und ihm die rechte Gestalt zu geben. Daß Innungen notwendig sind, bezweifelt heut niemand mehr. Die große Frage, eigentlich die Kernfrage der ganzen Handwerkerbewegung, ist nur die, ob obligatorische oder freie. Es ist vor kurzem über diese Frage im Reichstage verhandelt. Besonders die Konservativen haben sich offen und frei für die starke Innung ausgesprochen. Kleist-Retzow sagte: Wünschen die Handwerker obligatorische Innungen, wir wollen ihnen beistehen. Die Steuer- und Wirtschaftsreformer haben gleichfalls die Zwangsinnung gefordert. Ich rechne es dem Programm der Christlich-Sozialen zur Ehre an, daß wir als ersten Punkt obligatorische Genossenschaften aufgestellt haben. Sie werden daraus ersehen, daß die christlich-soziale Partei schon seit mehr als zwei Jahren energisch diese Frage ins Auge gefaßt hat. Was damals vereinzelte Anschauung war, ist heute schon Gemeingut. Aus Bielefeld, Magdeburg und Hannover, besonders stark aus Schlesien, aus Ratibor, Leobschütz, Schweidnitz kommen Stimmen, welche obligatorische Innungen verlangen. Und in der That, Innungen mit solchen Rechten, wie sie in den Anträgen der Konservativen gefordert werden, können nur obligatorische sein. Sie allein sollen die Aufsicht über das Lehrlingswesen, die Prüfungen, die Fachschulen haben, sie allein sollen als Vertreter des Handwerks gelten, die Schiedsgerichte und die Gewerbekammern besetzen, Exekutionen verfügen und die Beiträge einziehen, kurz die ganze Organisation des Handwerks leiten. Um das zu erreichen ist es notwendig, daß nicht nur einzelne, nicht bloß die

Schwachen, sondern alle Genossen des Handwerks sich zusammenschließen. Und gerade die großen Handwerksmeister sind der Innung am notwendigsten. In Schlesien geht man nach dieser Richtung rüstig vor. Der Magistrat von Schweidnitz hat ein Gutachten eingeschickt, dahin gehend, daß „unsre Meister Mut haben anzufangen, wenn die obligatorischen Innungen eingeführt werden.“ Im Landtage hat sich der Landrat von Bitter aus Waldenburg der Sache mit großer Energie angenommen. Derselbe hat in seinem Kreise Innungen und Innungsvorstände herzustellen versucht; er denkt auch an die Zusammenfassung der gesamten Innungsbestrebungen durch einen Kreisausschuß. Aber auch er hat erklärt, daß ohne Änderung der Gewerbeordnung alle diese Arbeit nicht zum Ziele führen werde.

Unter den Handwerkern treten in neuerer Zeit vier Strömungen hervor, wie in der Kommissionssitzung des Abgeordnetenhauses der Regierungs-Kommissar Geheimrat Lohmann ausführte. Die einen gehen über die heutigen Grenzen noch hinaus, sie wollen nicht einmal das bißchen Gewerbeordnung behalten, das wir noch haben; die andern glauben, man könnte sich auf dem Boden der heutigen Gewerbeordnung gut einrichten und die freie Innung zu Kraft und Ansehen bringen; die dritten folgen dem Impuls des Ministers und schließen sich zu freien Innungen zusammen, aber nur um eine Reform der Gewerbeordnung anzustreben; die vierten endlich wollen nichts thun, bis nicht die Gewerbeordnung beseitigt und bis durch die Zwangsinnung der Boden zu erfolgreicher Bewegung gegeben ist. Welcher Strömung Sie nun folgen müssen, ist klar, der ersten gewiß nicht; aber auch nicht der zweiten. Vielmehr ist es geboten, daß Sie sich zu energischer Reform zusammenschließen und hell und klar die Losung ertönen lassen: Obligatorische Innungen für die gesamten Genossen des Handwerks! Wenn alle Faktoren zusammenarbeiten, nur dann kann es gelingen die Innungen lebenskräftig zu gestalten, durch gemeinsame Geschäftsführung die Vorteile des großen Kapitals zu erringen, die Rohprodukte billig einzukaufen, Maschinen anzuschaffen, ein genügendes Kreditwesen herzustellen. Denn nicht durch Abschaffung des Großkapitals und des Großbetriebs, sondern durch genossenschaftliche Konkurrenz mit dem Großbetrieb muß die Innung der Zukunft sich ihre Existenz sichern. Es ist vielleicht der schwierigste Punkt der Innungsfrage, auf den die Feinde der obligatorischen Innung immer von neuem aufmerksam machen, daß sich bei der heutigen Produktionsweise kein so durchgreifender Unterschied zwischen Handwerk und Fabrikation machen lasse, um auf Grund dessen das Handwerk zur Innung zwingen zu können. Eine Schwierigkeit ist hierbei allerdings vorhanden, aber sie läßt sich meines Erachtens überwinden. Man muß nur das Handwerk in Innungen und zu gleicher Zeit den Fabrikbetrieb in Genossenschaften organisieren. Damit ist für das reine Handwerk wie für die reine Fabrik gesorgt. Liegen mitten immer Betriebsarten, bei denen es zweifelhaft ist, ob sie Handwerk oder Fabrikbetrieb sind, so mag

es diesen überlassen bleiben, ob sie zur Innung oder zur Genossenschaft gehören wollen. Nur daß für jeden Gewerbetreibenden der Zwang existiert, in irgend einem Verband eingeschrieben zu werden. Nach Organisation und Gliederung, nach Schiedsgerichten und Gewerbekammern, nach Schutz und Zusammenschluß verlangt heute ebenso der Arbeiter wie der Handwerker, der Gesell wie der Meister. Es läßt sich keine Organisation als wirksam denken, bei welcher die Meister etwa ihre speziellen Wünsche, Schutz gegen das Großkapital und bessere Ausbildung der Lehrlinge, erreichen, aber sonst nichts geschieht. Wir müssen vielmehr den Gedanken fassen, das ganze Arbeitsgebiet einer Regelung zu unterziehen. Und die neue Innung muß sich von vornherein darauf einrichten, in ihrem Schoße dem Großbetrieb Raum zu schaffen und dadurch die Gefahren, welche dem Handwerk vom Großkapital drohen, zu überwinden. Eine Innung, die mit den Mitteln der Gegenwart, mit assoziiertem Kapital, Maschinen und Arbeitsteilung umzugehen versteht und doch auch dem einzelnen, wenn er für sich bleiben will, freie Bahn gewährt: eine solche Innung würde die Vorteile des Groß- und Kleinbetriebes in sich vereinigen und die Konkurrenz mit dem Großkapital bestehen, die Ausbeutung in den Magazinen abschütteln können.

Es ist in diesen Wochen ein Buch erschienen, das unsre wirtschaftliche Zukunft vom Standpunkte des Jahres 1980 schildert, das reif durchdachte Werk eines treuen, patriotischen Mannes. In diesem Buch, das die nächste Entwickelung gleichsam vorweg genommen hat, ist das Statut einer Mobilien- und Utensilieninnung in Breslau entworfen, einer Innung, die im großen Sinne als Produktivgenossenschaft gedacht ist. Vielleicht ist hier der Gedankenflug noch zu schnell; aber daß auf dieser Linie der Fortschritt des Handwerkslebens liegen muß, wenn dasselbe überhaupt noch einmal genesen soll, ist auch meine Überzeugung. Große Schäden fordern große Maßregeln. Wenn wir die zunehmende Verarmung des Handwerkerstandes beobachten, so müssen wir uns nach energischer Hilfe umsehen, und wenn wir die Desorganisation der Arbeitermassen, die in einer falschen Organisation zum Ausdruck kommt, betrachten, so ist es klar, daß nur durch soziale Verbindungen sozialistische Verschwörungen beseitigt werden können. Wir suchen nach besseren Gesellschaftsformen und werden sie finden, wenn wir es mit Ernst thun und in dem Geiste des Christentums. Ohne Gott gedeiht nichts Menschliches. Das hat unsre Gegenwart vergessen. Die furchtbaren Schläge, welche uns getroffen haben, sind gewaltige Mahnungen, uns daran wieder zu erinnern.

Solche großen sozialen Kalamitäten, wie wir sie erlebt haben und noch erleben, sind große Gerichte über die Völker, und sie kommen nicht ohne die Schuld der Beteiligten. Da darf nicht eine Partei die Schuld auf die andre schieben, wir sind alle schuld, wir müssen uns alle bessern: Staat, Kirche, Fabrik, Handwerk, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, reich und arm. (Bravo.)

Es war in den Märztagen 1813, da ging durch Preußen ein Verlangen nach Erneuerung, und die Mauern Breslaus umschlossen das

Schicksal unsrer Nation. Wie ein donnerndes Ungewitter war das Geschick über unser Vaterland hingezogen und hatte uns tief gebeugt. Der unvergeßlichen Königin, deren Bildsäule neulich enthüllt ward, hatte es das Herz gebrochen, dem Volke richtete es den Geist wieder auf und Gott, der über Wolken thront, half uns gegen den Bedränger Deutschlands. Da erließ der König den Aufruf an sein Volk und unser Sänger sang: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Nicht Sturm des Aufruhrs, nicht ein Aufstand zur Gewaltthat war's, sondern ein Sturm der Hingebung und ein Aufstehen des Volksgeistes zu Buße und Glauben unter der Devise: Mit Gott für König und Vaterland. Lassen Sie uns diese Devise auf die alten Handwerksfahnen schreiben und Gott wird Ihnen im ehrlichen Ringen um des Handwerkes Heil den Sieg und den Segen nicht versagen.



Christlich-konservative Ziele für die Gegenwart.

Vortrag gehalten am 1. April 1881 im Festsaal der Liederhalle zu Stuttgart.

Verehrte Anwesende! Der heutige Tag*) erinnert uns an die großen Geschicke unsres Vaterlandes. Selten ward Menschen vergönnt größeres zu sehen, als wir vor zehn Jahren geschaut haben. Was ein ganzes Jahrtausend der deutschen Geschichte gesucht und nicht gefunden, ersehnt und nicht empfangen hatte, das fiel beim heißen Ringen in die bewaffnete Hand Alldeutschlands. Als der Krieg geendet und der Friede gekommen war, da — so meinten viele — sollte eine Zeit neuen Glücks, unermeßlichen Aufschwunges für unser Volk beginnen. Leider fand die große Zeit ein kleines Geschlecht, wir hatten in unzähligen Schlachten den gefährlichsten Feind bezwungen; aber der Anfechtung der Mammonslust, der Geldgier war das deutsche Volk nicht gewachsen und mit den Goldströmen, die von Frankreich zu uns flossen, ward eine Menge deutscher Redlichkeit, Genügsamkeit, Sparsamkeit, eine Menge christlicher Tugend hinweggerissen, wurde ein Abgrund aufgewühlt, in dem ein gut Teil deutschen Glückes versunken ist. Nicht daß unser Wohlstand litt in diesen zehn Jahren, aber daß das deutsche Gemüt verarmte, daß Tausende und Tausende am Glauben Schiffbruch litten, daß eine materialistische Weltanschauung, teils Gleichgültigkeit, teils Feindschaft gegen das Christentum, die Nation in weiten Kreisen beherrschte — das war unser Elend. Schwere Ereignisse sind notwendig gewesen, uns auf die Gefahren aufmerksam zu machen, in denen wir stehen. Die soziale Frage in der drohenden Gestalt der Sozialdemokratie hat zuerst die Schläfer aufgeweckt. Viele meinen, diese wilde

*) Es war der 1. April, Fürst Bismarcks Geburtstag.

Erscheinung sei nichts weiter als das Produkt einiger überspannter Köpfe, oder der Mutwille einer überhitzten Phantasie. Wer so denkt, kennt die Menschenherzen und die Völkerereignisse nicht; nicht aus dem Zufall wird eine so ernsthafte Erscheinung geboren, sie kann nur hervorgehen aus tiefen Schäden des materiellen, sittlichen und religiösen Lebens einer Nation. Materialismus ist der Vater, Geldgier die Mutter der sozialen Umsturzidee und sie dient dazu — das fühlt mehr und mehr jeder — die Knechte einer entarteten Weltanschauung an sich selbst und an das Reich Gottes zu mahnen. Auch mit dieser Bewegung war es noch nicht genug, es gehörten furchtbare Frevel, Mordversuche auf Kaiser, König und Fürsten dazu, um der Mahnung, welche in der Sozialdemokratie lag, vollen Nachdruck zu geben. Noch heute stehen wir erschüttert unter dem Eindrucke des letzten vollbrachten, des ersten gelungenen Attentats. Und fast noch mehr als der Frevel erschreckt uns was wir darüber lesen, daß in Frankreich an den Straßenecken Plakate angeschlagen wurden: Der Erste ist gefallen, die andern folgen; daß auf den Trottoiren der Stadt Genf die Nihilisten tanzend umhersprangen und sich vor Jubel nicht lassen konnten. Und wenn schon heute aus diesen Kreisen sich die Drohungen wiederholen, ist das nicht in der That gefährlich? Dennoch fehlt vielen auch für diese entsetzlichen Dinge das rechte Verständnis. Vor wenigen Wochen hielt man bei Berlin eine Versammlung; man besprach die Petersburger Ereignisse, und ein bildungsfroher, kulturseliger, nationalitätsschwärmerischer Mensch trat auf und sagte: Ja, das ist entsetzlich, bei uns könnte doch dergleichen nicht geschehen. — Der Mann hatte vollkommen vergessen, daß bei uns, in den Straßen von Berlin, auf einen Kaiser, den ich gewiß den Liebling seines Volkes, den Einiger Deutschlands, den Vater seines Vaterlandes nennen darf, daß auf ihn zweimal binnen wenigen Wochen ein Attentat versucht wurde, das zweite unter den erschreckendsten Umständen. Erinnern wir uns an das, was damals durch die Presse ging, so steht die herrschende Weltanschauung in ihrer ganzen Erbärmlichkeit vor den Augen unsrer Seelen. Ein Blatt schrieb damals, der Mörder Nobiling sei mystischen Gemüts gewesen, man habe ihn manchmal über der Bibel gefunden; ein andres meinte, er stamme aus den Schulen der Regulative; ein drittes, der Geist Goethes und Schillers fehle unsrer Nation zur rechten Gesinnung; ein viertes, der Patriotismus allein könne über eine solche That trösten. Und doch war die That ein Beweis, daß es vielen durchaus nicht bloß am Patriotismus, sondern an jedem menschlichen Gefühl für König und Vaterland fehlt. Liegt es aber so — und diese Anschauung ist noch nicht überwunden, die Gefahren sind noch nicht vorüber — dann gilt es für unser Geschlecht sich aufzuraffen; dann stehen vor uns große Aufgaben. Sehen wir zurück auf diese vulkanische Periode, in welcher auch der deutsche Boden zitterte, und es will uns bange werden, — lassen Sie uns lieber mit guten ernsthaften Entschlüssen vorwärts schauen und all die Mahnungen und Antriebe, die in der Gegenwart liegen, zusammenfassen, damit ein jeder Stand, eine jede

Partei an ihrer Stelle ihre Pflicht thue! Ich kann wohl sagen, wenn ich auf die tiefgehende Bewegung in den Herzen unsres Volkes schaue, dann ist es mir als umrauschte mich der Adlerflügel einer neuen Zeit, dann habe ich das Gefühl, die ganze Gegenwart steht an einem Wendepunkte, und die Zukunft wird davon abhängen, wie wir uns diesen Wendepunkt zu nutze machen. Ebendeshalb habe ich zu dieser Versammlung reden wollen von christlich-konservativen Zielen für die Gegenwart.

Wenn ich die beiden Ausdrücke christlich und konservativ verbunden habe, so wollte ich damit nicht sagen, daß die Christlichkeit eine selbstverständliche Eigenschaft der konservativen Partei oder aller konservativen Männer sei, ich habe das Wort christlich dem andern Worte konservativ mehr als eine Aufgabe an die Seite stellen wollen. Aber davon bin ich tief durchdrungen, daß der Konservatismus, wenn er echt sein und dem Vaterlande nützen soll, durchdrungen und beherrscht sein muß von dem christlichen Gedanken. Ich wünschte, daß auch in den andern Parteien das Verlangen, von der Grundanschauung des Christentums durchdrungen zu werden, mehr vorhanden wäre, als es thatsächlich ist. Es ist eine begründete Klage, einer der deutschen politischen Propheten hat sie schon vor Jahrzehnten angestimmt, es sei ein Stück deutschen Unglücks, daß bei uns die politischen Parteien zugleich religiöse Parteien seien. Der Liberalismus deckt sich meist mit Freigeisterei, der Fortschritt mit Kirchenfeindschaft, die Sozialdemokratie mit dem Haß des Christentums, und das lebendige positive Christentum wird oft mit dem Konservatismus so verbunden gedacht, daß ein richtiger Liberaler dem gläubigen Christentum nicht anhängen könne. Ich weiß wohl, hier in Süddeutschland, auch im Westen unsres Vaterlandes ist das zum Teil anders; aber weite Striche unsres politischen Lebens sind von diesem Verhältnis beherrscht. Warum, so fragt man unwillkürlich, kann nicht ein Liberaler ein guter Christ sein? warum sollen nicht die, welche mit den heutigen wirtschaftlichen Zuständen unzufrieden sind, appellieren an die Gedanken des Christentums, an diese unermeßliche Fülle von Liebe, Barmherzigkeit und Gedanken gesunder Ordnung, damit es besser würde? Vielleicht schenkt uns eine glücklichere Zukunft den Zustand, daß das Christentum wieder mehr unsern ganzen Volkskörper durchdringt, und die Überzeugung, daß das Evangelium ebenso notwendig ist für das politische Leben, wie für das persönliche. Wenn man in die Tiefe der Dinge schaut, kann man nicht leugnen, daß das persönliche Leben des religiösen Elementes nicht entraten kann. Ich kann das Ihrem Gefühl überlassen und brauche von diesem innersten Heiligtum des Glaubens hier nicht zu reden. Aber es ist auch vielen Christen verborgen, was das Christentum füe das politische, für das soziale Leben bedeutet. Das Evangelium ist das Salz der Nationen. Jede Partei muß fordern, daß eine Volkssittlichkeit vorhanden ist; aber eine Tugend und Tüchtigkeit, die eine ganze Nation als Sitte beherrscht, läßt sich nicht denken ohne die Kraft gemeinsamer religiöser Überzeugung. Es ist ein geistreiches und wahres Wort, daß die Weltanschauung des

Unglaubens wie eine dünne Eisdecke ist, die zur Not einen einzelnen Menschen trägt, aber will eine Masse hinübergehen, so bricht das Eis zusammen und verschlingt alle. Es ist wirklich nicht genug, gute Einrichtungen und gute Gesetze zu schaffen; es ist dann immer noch der gute Wille nötig, der seine Pflicht thun, das Böse überwinden, den Nächsten schonen will. Und dieser Wille zum Guten entspringt nur aus dem Glauben an eine höhere Weltordnung. Damit die Leidenschaften eine kräftige Warnung empfangen, ist der Gedanke der Vergeltung absolut notwendig; ohne einen jüngsten Tag fehlt der Menge die durchgreifende Sittlichkeit. Ich möchte nicht falsch verstanden werden, als ob ich meinte, das Christentum sei eben nur für die Menge. Ein solcher grauenhafter Gedanke liegt mir fern. Wahrheit ist Wahrheit für den Hohen wie für den Geringen, für den größten Denker, der die Rätsel der Welt in sich bewegt, wie für den schlichten Mann, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdient. Die Wahrheit des religiösen Lebens muß entweder für alle gelten oder für niemand; nur dann, wenn sie alle beherrscht, wenn sie als eine Macht der Ehrfurcht in dem ganzen Volke lebendig ist und sich in dem Herzen des Volkes bewährt, nur dann ist sie wirklich die innere Gewalt, welche dem Vaterlande zum Heil dient. Auch für das soziale Leben ist das Christentum unentbehrlich. Ich glaube, die meisten Schwierigkeiten der sozialen Frage wurzeln darin, daß unser Volk vielfach den religiösen Gedanken entfremdet ist. Der Ruf: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, der, losgelöst von dem Gedanken des Evangeliums, oft eine Stimme des Aufruhrs war, der so oft die Brandfackel in den Frieden der Völker scheuderte, — diese Losung ist im Sinne des Evangeliums durchaus beruhigend und erquickend. Freiheit, weil uns Gott frei gemacht hat zu allem Guten, Gleichheit, weil wir alle Sünder und alle erlöst sind, weil uns in dem Hause Gottes dasselbe Wort gepredigt wird, den Armen so gut wie den Reichen, und Brüderlichkeit, weil wir als Kinder eines Vaters, als Brüder eines Heilands eine große Familie bilden, so verstanden ist die Losung Wahrheit und Friede. Aus der heiligen Schrift, aus diesem unergründlichen Born religiös-sozialer Gedanken strömt Kraft um Kraft, Trost um Trost, Anregung um Anregung. Die Bibel ist es, welche dem einzelnen sagt: Thue Recht! welche dem Reichen die Pflicht der Rechtschaffenheit, der Barmherzigkeit gegen den Schwachen und Armen vorhält, welche den Armen daran erinnert, nicht Gewalt zu brauchen, sondern Frieden zu halten und genügsam zu sein. Sie schärft denen, welche dieser Welt Güter haben, die Mahnung ein: Ihr seid nur Haushalter und Verwalter, ihr könnt nicht thun mit dem Euren, was ihr wollt, ihr müßt Rechenschaft geben an dem Tage der Vergeltung. Welche Kraft national-ökonomischen Denkens liegt schon in diesen Sätzen der Schrift! Ihr sollt nicht Schätze sammeln auf Erden — so fährt sie dann fort — das soll euer Lebensberuf nicht sein, trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen; sie schafft dadurch das Ideal einer höheren Welt. Sind dies aber die

Schriftgedanken über reich und arm, hat dann noch einer den Mut zu sagen: Das Christentum bedeute für die soziale Frage nichts, das Leben der Völker könne ohne das Christentum vergehen? Ja, dann vergehen die Völker. Es war der Irrtum der Epoche, welche, so hoffe ich, bald ganz hinter uns liegt, daß, wenn man nur den Menschen frei mache von den ewigen Ordnungen, wenn man ihn nur auf sich selbst, seine Kraft und seine Freiheit stelle, daß dann alles gut werde. Wir haben es erlebt, daß dann alles schlecht wird. Ohne lebendige christliche Anschauung kein Heil! Jede Partei, sie heiße wie sie wolle, sollte vor ihren Namen das Wort „christlich" setzen. Wir Konservative, wir wollen's thun und wollen die Einzelgenossen wie die ganze Partei daran erinnern, daß nur dann ein öffentliches Wirken zum Heil sein kann, wenn es aus christlicher Gesinnung entspringt und zu klarer christlicher Weltanschauung sich vollendet.

Zu dem Wort christlich fügen wir das Wort konservativ, ein Wort, das viel gemißdeutet und verleumdet wird. Konservativ heißt bewahrend; man sagt wohl, die Konservativen sind Leute, die alles Alte bewahren und erhalten wollen. Das ist jedoch nicht richtig. Wir wollen das Alte, das gut ist, behalten, und das Alte, das schlecht ist, abschaffen. Gerade gegenwärtig ist die konservative Partei die größte Hilfskraft für eine Erneuerung unsres Volkslebens, für die sozialpolitischen Reformen, die unsrer Gegenwart so notwendig sind. Es hat einer der angesehensten Führer des Fortschritts kürzlich gesagt: gegenwärtig sei der Fortschritt die konservative Partei. Ja, wenn zu einem Konservativen nichts weiter gehört, als daß er alles, was bisher gewesen ist, auch das Schlechteste erhalten will, dann wäre der Fortschritt konservativ; aber damit, daß er alle die Freiheiten bewahren will, die uns in ihrer Fülle und in ihrem Zusammenhang wirklich nicht zum Segen gewesen sind, ist er noch nicht konservativ. Es kommt darauf an, was man erhalten will. Die konservative Partei stellt sich auf ein festes Fundament, auf die gesunde Rechtsanschauung, auf die Geschichte des Volkes, dem sie dient, auf den festen Boden christlicher Weltanschauung; von da aus betrachtet sie die Verhältnisse nicht nach ihrer eignen Einbildung, sondern wie dieselben wirklich liegen. Die liberale Anschauung konstruiert sich einen Staat, die konservative Anschauung nimmt den Staat wie sie ihn findet und sucht daran zu bessern soviel als sie irgend kann. Allerdings ist an unsern Zuständen viel zu reformieren, man wird die Jahre, in denen wir jetzt stehen, gewiß einmal als diejenigen der sozialen Reform bezeichnen. Nun wird der konservativen Partei mit Unrecht nachgeredet, daß sie die Interessen der einzelnen begünstige, die Interessen aller Stände zu einer Interessenpolitik zusammenhäufe und damit nichts andres entfessele als den Egoismus. Aber wenn berechtigte Interessen eine Zeitlang nicht genügend berücksichtigt sind, wenn die Landwirtschaft, das Handwerk, der Arbeiterstand mit Grund klagen, daß man auf ihre Interessen zu wenig Rücksicht genommen habe, warum soll dann nicht eine weise Staatskunst

diese Interessen wieder hegen und pflegen, damit der ganze Volkskörper gesund wird? Eine solche Interessenpolitik ist durchaus die richtige, nur daß eins nicht fehlt, daß über diesen Einzelinteressen das Interesse der Nation nicht versäumt werde, daß jeder Stand und jeder Bürger, wenn es sich um das öffentliche Heil handelt, bereit sei, sich selbst dem Gemeinwohl unterzuordnen, und wenn es sein muß den letzten Pfennig und den letzten Blutstropfen ans Vaterland zu setzen — ohne diese Hingebung wäre allerdings eine Interessenpolitik das Schlimmste von der Welt. Aber darin besteht nun die Aufgabe, die Interessen und die Gerechtigkeit im christlichen und patriotischen Geist miteinander auszugleichen. Die konservative Partei will nicht auf persönlichen oder Standesinteressen ihre Zukunft aufbauen, sie will die edlen Gedanken wahrer Freiheit und Gerechtigkeit in unserm Volke zur Geltung bringen; diesen Gedanken will sie dienen.

Ich möchte die Ziele, welche eine christlich-konservative Partei zu verfolgen hat, unter sechs Begriffe fassen: Autorität, verbunden mit der Wahrheit, Freiheit, verbunden mit der Zucht, und Ordnung, verbunden mit der Gerechtigkeit. Zunächst aber scheint mir das erste Ziel der Konservativen zu sein, daß sie sich selber zu einer erneuerten Thätigkeit aufraffen, mehr als bisher an dem öffentlichen Leben teilnehmen, vor der Agitation für ihre guten Gedanken sich nicht scheuen. Es gibt konservative Schichten, die sind so vornehm kühl, daß sie meinen, es schicke sich nicht, in Volksversammlungen hereinzutreten und da im Staube des Schlachtfeldes Kämpfe auszufechten. Ja, wenn wir unser Volk dem Gegner überlassen, wenn wir die feindliche Presse sagen lassen, was sie will, und die Volksredner reden lassen, was sie wollen, und treten nicht hin unter das Volk und sagen ihm, was *wir* wollen — wie soll denn bei der ungeheuren Macht der Verführung, die heute herrscht, unserm Volk je klar werden, was eigentlich christlich-konservativ ist? Ich glaube, wir Konservativen müssen unser Volk zu derselben Leidenschaft entflammen für das Gute, wie es in den letzten Jahrzehnten von den Gegnern manchmal entflammt ist für das Böse. Wenn irgend etwas uns für die Gegenwart unsres Volkes bedrohlich erscheinen kann, so ist es dies, daß unreife, unchristliche, unpatriotische Gedanken, mit dem ganzen Zauber des öffentlichen Lebens hineingeworfen in das Volk, unwiderstehlich zünden, daß aber das Gute oft so langsam schleicht und kaum von einem Herzen zum andern dringt. Woran liegt das? An den guten Gedanken wahrlich nicht, an diesen alten ehrlichen Fundamenten des Christentums und des Patriotismus gewiß nicht. Aber ich glaube, wir Christlich-Konservativen haben zu viel gejammert und zu wenig gehandelt, zu viel die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und nicht Hand angelegt. Wir haben den Gegnern die Positionen des Volkslebens überlassen; nun stehen sie auf den Höhen mit dem ganzen groben und feinen Geschütz der Presse, der Volksversammlungen ausgerüstet; und wir müssen eine Stellung nach der andern erst wieder zurückerobern. Daß das möglich ist, davon haben wir

in Berlin wenigstens ein kleines Beispiel gegeben. Als vor drei Jahren die christlich=soziale Bewegung begann, die christlich=konservativ ist, nur daß sie das Element der sozialen Reform stark betont, da konnte niemand denken, daß wir nach wenigen Jahren ein Verein sein würden von mehr als 3000 Männern, aus dem Arbeiter=, dem Bürger= und Handwerker=stande, aus dem Fabrikanten= und Beamtenstande, ja bis hinauf in hohe Kreise; dennoch haben wir es und eigentlich nicht mit allzuvieler Mühe errungen. Als vor drei Jahren die Reichstagswahlen kamen und wir natürlicherweise nur wenig Erfolg hatten und es da hieß: Nun ist die Sache aus, da ist sie erst recht angeregt worden. Seitdem hat die christlich=soziale Partei versucht, mit den Mitteln der modernen Zeit den ehrlichen Kampf, Angesicht gegen Angesicht und Mann gegen Mann auszufechten, die christliche Weltanschauung zu verteidigen, zuerst gegen die Sozial=demokraten und als diese unterdrückt wurden und nicht mehr in unsern Versammlungen reden konnten, gegen den Fortschritt und den damit ver=bundenen Atheismus, seit anderthalb Jahren auch gegen das moderne Judentum, das in Berlin wirklich eine erdrückende Macht ist. Niemand wird leugnen, daß durch diese Bewegung viele Anregungen gegeben, in das moderne Leben von Berlin ganz neue Impulse hineingeworfen sind. Um dieselbe Zeit wie jetzt, an jedem Freitag Abend versammelt sich in Berlin die christlich=soziale Partei; oft ist die Zahl der Zuhörer so groß wie hier und ein einmütiger Geist patriotischer, christlicher Begeisterung beherrscht die Versammlungen. Jeder wird das bestätigen, der seit einem Jahr an diesen Versammlungen teilgenommen hat. Ich glaube eben, wir hatten das Problem richtig gestellt. Christlich=sozial: um diese beiden Begriffe dreht sich das Geschick unsrer Zeit. Können wir das Christliche wieder zum rechten Leben in den Herzen unsres Volkes erwecken und die sozialen Gefahren durch soziale Reformen beseitigen; dann liegen Wege des Friedens vor uns. Niemand sollte sich vor dem Wort „sozial“ scheuen; glücklicherweise ist auch die Furcht vor diesem Wort mehr und mehr im Verschwinden, jeder fühlt es, da liegt unsre Zukunft. Was gerade den Konservativen fehlt, das sind große, das ganze Volksleben umfassende, anregende, bewegende Gedanken. Die andern Parteien haben solche Gedanken gehabt; der Nationalliberalismus hatte die nationale Ein=heit, er hatte den großen Begriff der persönlichen Freiheit. Mit diesen Worten Einheit und Freiheit hat er Jahrzehnte das öffentliche Leben in seiner Hand behalten. Diese Worte genügen jetzt nicht mehr; die Einheit haben wir und der Freiheiten mehr als zuviel. Auf dem Boden der Freiheit suchen wir heute wieder mehr Ordnung herzustellen, heute werden es andre als jene liberalen Gedanken sein, die unserm Volk eingehaucht werden müssen. Ich glaube, sie bewegen sich um diese beiden Worte „christlich und sozial“. Daß in unsrer Kirche die rechte Form und Kraft der Freiheit gefunden werde, und daß in das wirre Leben unsrer sozialen Welt wieder die klaren Gedanken der Ordnung hineindringen, die Ge=danken der sozialen Gemeinschaft, der Brüderlichkeit, wo einer für alle

steht und alle für einen. Das wären zwei große Aufgaben der konservativen Partei: alles natürlich unter dem Gedanken des neu erstandenen Reiches, das wir festhalten und in der Begeisterung für unsern Kaiser und die Landesfürsten mit allen Mitteln schützen wollen. Das Reich Gottes aber sei unsre Kraft und unser Ziel. Wenn die christliche Weltanschauung unser ist, dann haben wir das erste Wort der Konservativen schon zur That gemacht, das Wort Autorität.

Autorität heißt zum Autor aller Dinge, zu dem Schöpfer sich erheben; sie giebt dem Königtum wie dem Volkstum seine Ordnung. Es war ein böses Wort, das vor Jahrzehnten unter dem Eindrucke der deutschen Revolution gesprochen wurde, die Firma von Gottes Gnaden hat bankrott gemacht. Diese Firma macht nie bankrott; was von Gottes Gnaden ist, das bleibt, und wer das Gefühl und die Überzeugung hegt, daß Gottes Gnade ihn auf seinen Posten gestellt hat, der hat an dieser Gnade den stärksten Trieb seine Pflicht zu thun. So lernen es die Fürsten, sich wie der große preußische König im vorigen Jahrhundert, anzusehen als die ersten Diener des Staates. Ich füge hinzu, daß dieser selbe König, Friedrich der Große, sich einen König der armen Leute nannte, womit er freilich nicht meinte, daß er der König der Reichen nicht sei; aber doch wollte er das betonen, daß er und seine Regierung auf die Schwachen und Bedrängten mit einem besonders wachsamen Auge sehen müssen. Wir Konservative müssen die Vollmacht der Obrigkeit von Gott ableiten, der sie verliehen hat, nicht von der Majorität. Darum sind wir auch gegen den Parlamentarismus. Nicht gegen die konstitutionelle Verfassung. In der Konstitution eines Volkes tritt die Einheit des Staatslebens stärker hervor, da verbinden sich Fürst und Volk zu einem gemeinsamen Ganzen, für die kräftige Wirkung nach innen und für die gemeinsame Abwehr nach außen. Wohl dem Volke, wo Regierung, Parlament und Volk in einem Geiste zusammenstehen; aber daß die Majorität eines Parlaments den Willen der Regierung beugen kann, daß ein König gezwungen sein soll, der Majorität der Volksvertretung zu folgen, aus dieser seine Räte zu nehmen, das ist nicht konstitutionell, das ist Parlamentarismus, und den wollen wir nicht. Was wäre aus unsrer Geschichte geworden, wenn unsre Fürsten dem Willen der Majorität gefolgt wären; das geht nicht an. Regieren, persönlich regieren mit persönlicher Verantwortung, das ist es, was noch immer auf ein Volk Eindruck macht, und was wir auch in unsrer Zeit des konstitutionellen Regiments nicht aufgeben können und wollen. Der Konservatismus knüpft eben an das Gewordene an, und wo, wie in Deutschland, die Fürsten für das Volk soviel gethan haben, muß ganz von selbst die Liebe zum Vaterland auch Liebe zu den Fürsten sein. Ein konservativer Standpunkt fußt in dem Bestehenden, er kennt ein Recht der Revolution nicht, er ist besonnen genug zu wissen, daß, wenn die Revolution sich aufmacht, mehr Güter in Gefahr stehen zu versinken, als jemals auch durch die glücklichste Revolution gewonnen werden können. Nicht Revolution, sondern

Reform, anknüpfend an die bestehende Ordnung auch bei starken Umbildungen und Erneuerungen, der langsame Schritt der Besonnenheit, das ist Konservatismus im Bunde mit der Autorität. Und, daß diese Autorität nicht Willkür werde, davor ist sie durch ihre Gemeinschaft mit der christlichen Weltanschauung geschützt. Die konservative Partei will die Kirche in ihren Thätigkeiten stärken, sie hat den Bund von Thron und Altar, den Bund von Herd und Altar gerne, sie weiß es, daß die Kirche als ein Reich Gottes hineingebaut ist in die Reiche der Welt, daß die Unterschiede der Erde, die Verschiedenheiten von Bildung und Besitz, von Glück und Unglück, in diesem Reiche Gottes ihren Ausgleich, und in den Hoffnungen, welche es für das Jenseits erweckt, ihre Zuflucht finden. So mißt sie die Autorität an der Wahrheit. Und die Kirche selber soll es nicht auf sich kommen lassen, daß man ihr vorwerfen könne, sie vergesse, den bestehenden Parteien die Wahrheit zu predigen, die christliche Wahrheit aber als Weltanschauung. Denn das Christentum ist Weltanschauung, es soll nicht gebannt sein auf die Kanzel und in die Sakristei der Kirche. Man hat einst gesagt, die Religion gehört ins Kämmerlein. In das Kämmerlein gehört das Gebet, das Niedersinken vor dem lebendigen Gott, dem König aller Könige; aber Religion gehört in das ganze Leben; es soll all unser Thun und Treiben, es sollen auch die großen Thätigkeiten des Volkes durchdrungen sein von dem Christentum; erst das prägt den persönlichen wie den öffentlichen Handlungen das Siegel des Göttlichen, des Guten und des Edlen auf. Unser Heiland hat uns ein Gleichnis erzählt vom Mehl und Sauerteig. Der Sauerteig ist das Evangelium, das Mehl die Völkerwelt; nun soll nicht der Sauerteig hier liegen und das Mehl dort stehen bleiben; sondern der Sauerteig soll hineingemengt werden und soll alles durchdringen, bis daß es gar durchsäuert ist. Daran hat es das Christentum vielfach fehlen lassen, es hat sich als Weltanschauung den Menschen nicht vor die Augen gestellt. So hat sich denn ihm gegenüber eine Weltanschauung ausgebildet, die sehr unchristlich ist und gegen das Christentum mit allen Mitteln des persönlichen und öffentlichen Lebens ankämpft. Und solange wir nicht auch hineintreten in das öffentliche Leben und unser Volk überzeugen, daß es für sein Herz und für sein Haus, für den Ehestand wie für die Erziehung, für die sozialen Verhältnisse zwischen arm und reich und die politischen zwischen Unterthan und Obrigkeit, daß es für das ganze nationale Wohl notwendig sei, an dem Christentum festzuhalten, solange wird auch die christlich-konservative Anschauung nicht zu der Herrschaft kommen können, die ihr gebührt. Aber wo das geschieht, wo die schlichten, einfachen Gedanken des Evangeliums laut werden, die uns vom Himmel gebracht sind, um hier auf Erden Glück und Seligkeit zu stiften, da regen sie noch immer nicht die Herzen an. Mancher, wenn er in die dunkle Nacht des deutschen Unglaubens hineinschaut, denkt wohl, da ist alles verloren. O, es ist nichts verloren, wenn wir nur suchen wollen, das deutsche Gemüt ist noch immer empfänglich für die unsichtbare Welt, und das

zarte Gewissen, das Gott als die beste Beigabe dem germanischen Stamm gegeben hat, schlägt noch immer, wenn es nur wachgerufen wird. Davon machen wir in Berlin die schönsten und begeisterndsten Erfahrungen. Ich bin nicht blos der Leiter der christlich-sozialen Partei, wo wir versuchen, mehr auf das öffentliche Leben zu wirken und Strömung zu machen für das Christentum, ich stehe auch an der Spitze der Berliner Stadtmission. Es sind 27 Missionare dort, schlichte Leute, meist Arbeiter und Handwerker, die in einem Brüderhause gebildet sind und nun unter der Leitung von drei Geistlichen in die großen Parochien von Berlin das Licht des Evangeliums hineintragen helfen. Als das Werk begann, fragte man, wie wird es werden? wird man den schlichten Ausleger des Wortes Gottes aufnehmen? Nun, ich will's nicht verschweigen, hier und da wird ihnen einmal eine Grobheit ins Gesicht gesagt, auch wohl die Thür vor der Nase zugeworfen. Aber überwiegend, weit überwiegend ist es die Erfahrung aller dieser Männer, daß die Herzen in Berlin sich nach der Seelsorge sehnen, daß viele bis zu Thränen gerührt fragen: „Kümmert sich denn die Kirche wieder um uns? o das ist schön, kommt doch ja bald wieder." Wir haben alle Vierteljahr eine Versammlung mit den Stadtmissionaren, bei welcher alle Glieder des Komitees zugegen sind und eine bestimmte Frage besprochen wird. In der letzten Quartalversammlung war der Gegenstand des Gespräches: „Was finden die Brüder, wenn sie in ein Sterbehaus kommen?" Da sagten sie einstimmig, daß sie freilich vielfach in gesunden Tagen Zweifel an der Unsterblichkeit, Leugnung des Jenseits gefunden hätten; aber niemals, nicht ein einziges Mal, wenn der Tod in die Familie eingebrochen war, wenn ein Sarg im Hause stand. Die Feinde des Christentums denken sich's viel zu leicht, aus der Volksgeschichte und Lebensgeschichte die tiefen Wurzeln des Christentums auszurotten. Wohl kann es unter der Sonnenfinsternis des Geistes einmal dunkel werden; aber kommen die Tage Gottes, dann bricht die alte Sehnsucht nach dem lebendigen Gott unaufhaltsam wie mit Naturgewalt hervor.

Ich meine, wir stehen gegenwärtig in einer Stunde, wo Millionen unbefriedigt von dem sinnlichen Geiste und den materiellen Zuständen sich darauf besinnen, daß sie nicht recht gethan haben, den alten Gott zu verlassen und sich eigentlich nach etwas besserem sehnen. Diese Stunde müssen wir benützen; die Kirche in ihrer ganzen Schönheit, die sie trotz ihrer Niedrigkeit hat, mit der Wahrheit des Evangeliums und mit der Liebe Christi ausgerüstet, muß wieder hintreten vor unser Volk und mit glühenden Zungen der Begeisterung reden von dem, was unsterblich ist und allein standhält, auch wenn alles zusammenbricht. Ich bin überzeugt, das deutsche Herz ist für diesen Ton noch immer empfänglich und wird die Hand der Kirche, die unser aller Mutter ist, nicht zurückweisen. Hat doch die Kirche auch in den schweren Jahrzehnten, die hinter uns liegen, es nicht unterlassen, Liebe zu üben und zu pflegen, die innere Mission ist davon ein großer Beweis. Dies Thun der Kirche fließt aus

der Wahrheit der Schrift. Weil die, welche lebendige Glieder der Kirche sind, glauben, daß Christus uns geliebt hat, haben sie das Bedürfnis wieder zu lieben, wenn es sein muß bis in den Tod. Von diesem Geist der Wahrheit, die Liebe übt und der Liebe, die aus der Wahrheit stammt, beherrscht, ist die Autorität göttlicher Art und trägt die Freiheit schon in sich. Denn wo Autorität ist, da muß auch Freiheit sein. Die Konservativen sind keine Freiheitsfeinde, sie sind Freunde der rechten Freiheit; aber sie wollen die Freiheit verbunden wissen mit der Zucht; diese bilden das zweite Geschwisterpaar unsrer Ziele.

Wir leugnen es dem Liberalismus nicht, daß er auf der Linie der Freiheit unserm Volke und der Welt mancherlei errungen hat. Freilich ist gewiß, daß der Gedanke der religiösen Freiheit nicht aus dem Liberalismus, sondern aus dem Christentum stammt: der Gedanke der Rechtsgleichheit ist früher da gewesen als unsre liberale Partei. Die gewerbliche Freiheit ist zuerst von büreaukratischen Beamten erfaßt. Die Volksvertretung ist ein Gedanke, der uns zuerst in den Synoden und den Konzilen der Kirche begegnet. Aber diese Summe von wertvollen Freiheitsgedanken hat der Liberalismus erringen helfen; hat er sie auch nicht erfunden, so werden wir doch sagen müssen, er hat sie unserm Volke mitgewonnen, das dürfen wir nicht vergessen. Aber diese Freiheit ist nicht alles, was uns not thut, und wir leben jetzt gerade in den Tagen, die es uns deutlich zeigen, daß der bloßen Freiheit, wenn ihr der Zügel des Maßes und der Ordnung nicht angelegt ist, leicht zu viel werden kann. Die Schwierigkeiten unsres sozialen Lebens sind hauptsächlich darin begründet, daß die individuelle Freiheit das soziale Gebiet in Besitz genommen hat; und nun vermissen wir schmerzlich die alte Ordnung. Es ist zuletzt aus der Freiheit vielfach ein schnödes Spiel des Egoismus geworden; wäre es so weiter gegangen, so würden wir bald die Verfassung gehabt haben, welche die schlimmste von allen ist, die Plutokratie, die Herrschaft des Mammon. Dieser Herrschaft gilt es zu steuern. Wo der Mammon eine Seele oder das Volksgemüt zu beherrschen anfängt, da schwinden leicht die edlen Güter, und unserm Volke sagt man's nicht mit Unrecht nach, daß in den letzten Jahrzehnten dieser Trieb nach dem Gelde unermeßlich gewachsen ist und gerade dadurch die Kluft zwischen arm und reich sich erweitert. Von dem Moment an, als dies Gefühl durchdrang, schreibt sich der Niedergang des Liberalismus her; derselbe ist an der sozialen Frage und an der kirchlichen Freiheit gescheitert. Er hat in seinem Wirken ein gut Stück seiner eignen Prinzipien verleugnet. Nichts hätte dem Liberalismus heiliger sein sollen als die Freiheit der Kirche, die unmittelbar aus seinen Gedanken folgt. Und dazu ist er auch bereit, eine Freiheit zu bewilligen, die Glauben und Unglauben auf den Kanzeln der Kirche in gleicherweise berechtigt; aber der Kirche Freiheit erwerben gegenüber dem Staat, das will unser moderner Liberalismus nicht; er ist zuletzt immer für Staatsdruck eingetreten, und daß der Kulturkampf so böse geworden ist, ist mit die Schuld dieser falschen

liberalen Stimmung. Dagegen ist in den Freiheiten, ohne die wir freilich das moderne Leben nicht denken können, auch in der Presse und Vereinsfreiheit zu viel geschehen. Nichts ist dafür ein deutlicherer Beweis, als das Sozialistengesetz, durch welches einer ganzen Klasse unsrer Mitbürger ihr Recht der Preßfreiheit, der Vereinsfreiheit genommen werden mußte. — Der Freiheit muß die Zucht zur Seite stehen, nur so vermag sie dem Volke den rechten Weg zu zeigen. Wie aber hat es an Zucht gefehlt! In der Erziehung beklagt man sich, daß die Pietät der Kinder gegen die Eltern abnehme. Wie klagen die Meister über die Lehrlinge, welche sie erhalten. Ja freilich, wenn man in der Schule ein Ideal pflegt, das die Kinder losreißt von dem Boden ihrer Konfession, wenn man nicht ein kirchliches Christentum, ja nicht einmal ein Christentum überhaupt, nicht einmal eine Religion der Erziehung zu Grunde legen möchte, sondern am liebsten das Christentum aus der Schule verbannte, oder in blassen, verschwindenden Formen der konfessionslosen Religion; dann kann es einen nicht wundern, wenn es der Jugend an Zucht fehlt. Bloß den Kopf anfüllen mit Kenntnissen und das Herz leer lassen, dadurch wird eben jene falsche Freiheit gelehrt, welche Zügellosigkeit ist und sich nur Freiheit nennt, die Freiheit zum Bösen, während im christlichen Sinne die wahre Freiheit die ist, daß der Mensch seine Kraft frei gebrauche zum Guten. Wenn das Zivilstandsgesetz als ein Triumph begrüßt wurde, daß man nun außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben könne, dann darf man sich nicht wundern, daß so viele Ehen ungetraut und viele Kinder ungetauft blieben, daß nach einer ziemlich sicheren Schätzung in unserm deutschen Volke jetzt schon 200 000 ungetaufte Kinder und 60 000 ungetraute Ehen sind, ein Heidentum aufwachsend mitten in unsrer christlichen Gemeinde. Die Freizügigkeit, welche dem Menschen das Gefühl der Heimat nimmt, hat diese traurige Entwickelung noch beschleunigt, und jene Schankfreiheit, welche in manchen Ländern die Wirtshäuser um 50 Prozent hat wachsen lassen, erklärt es uns, warum unsre ganze Nation unleugbar in einem sittlichen Niedergange sich befindet, von dem sie auferstehen und aufgeweckt werden muß. Und da gilt es nun, im christlichen Geiste sittliche Zucht zu üben und im Sinne der Freiheit die Ordnungen wieder aufzurichten, welche not sind, damit der Geist gesund wird und genese.

Ich komme zu dem letzten Paar christlich-konservativer Ziele, der Ordnung und der Gerechtigkeit. Die liberale Staatsauffassung geht von dem Individuum aus; freien Raum zu schaffen ist das höchste. Die konservative Anschauung geht von dem Staat aus; es ist ihr nicht genug, bloß persönliche Freiheit zu schaffen: sie weiß, die Menschen sind nicht wie Sandkörner und ihr Gang ist nicht wie der der Fische im Meer. Die Menschen sind solidarisch miteinander verbunden und nur in der Gemeinschaft mögen sie stark sein. So gilt es denn, auf dem Boden, den die liberale Weltanschauung leer gelassen hat, neue Ordnungen zu bauen. Und eben dabei sind wir jetzt. Es ist das wichtigste Anliegen der kon-

servativen Partei, dem Handwerk, der Arbeit wieder die rechte Ordnung zu schaffen. Jene Zeit, da man sagte, das Handwerk hat einen goldnen Boden, liegt weit zurück; aber es war eine Zeit, wo das Handwerk organisiert war. Wir wissen alle, daß die Innungen in alter Form nicht möglich sind, aber das, was des Wortes wahre Bedeutung ist, ist immer noch möglich. Innung heißt Vereinigung und Verinnerlichung. Daß die Handwerksgenossen Körperschaften bilden sollen, das ist im Werke; ich füge es als meine persönliche Überzeugung hinzu, daß ich Erfolg auf diesem Wege nur sehe in obligatorischen Innungen, so schwer es manchem auch erscheinen mag, diesen Gedanken in die rechte Form zu bringen. Nur wenn alle Handwerkergenossen wieder zusammenstehen, werden sie stark genug sein, die ihnen drohenden Gefahren zu überwinden. Drei Mächte sind es, welche den Handwerker in den Kampf ums Dasein gestürzt und ihm eine zügellose Konkurrenz geschaffen haben. Der Großbetrieb, die Magazinwirtschaft und die Schäden des Lehrlings- und Gesellenwesens. Können wir eine Innungsform finden, welche dem Handwerkerstand die Kraft gibt, mit diesen Mächten erfolgreich zu konkurrieren, dann ist seine Erhaltung gesichert. Ich möchte daran nicht zweifeln, noch weniger verzweifeln, daß der Kleinbetrieb, wenn er die rechte Form wiedergefunden hat, auch erhalten bleiben wird.

Es liegt, von den Konservativen angeregt, von der Regierung zum Entwurf verarbeitet, ein Gesetz dem Reichstag vor, in dessen Einzelheiten ich mich hier nicht einlassen will. Nur die Grundsätze möchte ich betonen. Wir stehen bei den sozial-reformatorischen Aufgaben, die jetzt dem Volke vorliegen, vor dem Entweder-oder, und jeder muß sich fragen, welcher Seite er sich anschließen will. Will er unbeschränkte Freiheit, so mache er weitere Versuche auf dem Wege, auf dem wir gegangen sind; will er eine soziale Gliederung, so muß er mit der Reformpolitik, die jetzt eingeschlagen wird, im ganzen und großen mitgehen. Und es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Innungen, wie sie uns jetzt in dem Entwurf vorliegen, auch bei vielen der liberalen Partei Zustimmung finden. Genügt auch den Meistern der Entwurf noch nicht, eins ist doch klar, das Lehrlings- und Gesellenwesen wird aus seiner Schrankenlosigkeit herausgerissen werden und wieder Ordnung annehmen können. Freilich die beiden andern Mächte, mit denen das Handwerk zu ringen hat, der Großbetrieb und die Magazine werden mit Sicherheit nur bekämpft werden können, wenn das Handwerk in obligatorischen Innungen zusammensteht. Es würde ja schon heute möglich sein, daß das Handwerk sich eng zusammenschließt, daß es die Vorteile des Großbetriebs sich zu eigen macht und selber Magazine einrichtet, um für die Arbeit den Gewinn zu nehmen, den jetzt der Handel an sich nimmt. Aber ich fürchte, der Geist der Gemeinschaft ist ohne obligatorische Verbindung nicht vorhanden, der das Handwerk von sich aus auf diese große Straße der Reform führt. Und darum meine ich, ist der gegenwärtige Entwurf, so sehr wir ihn willkommen heißen dürfen, doch nur erst eine Übung für

das Ganze, ein erster und zweiter Schritt. Aber das möchte ich den Meistern, die hier sind, zurufen, daß sie nicht wie die Anregung vor zwei Jahren, so auch diese von sich weisen und meinen, damit sei ihnen nicht gedient. Es ist mit dem Gesetz viel gedient. Und vergessen wir nicht, es muß sich die Kraft der Gemeinschaft erst wieder bilden, der notwendige Korpsgeist erst wieder aufwachen. Allzu sehr schreit man in unsern Tagen, weil man des Übermaßes von Freiheit satt ist, nach Staatshilfe und Staatsmacht. Die Staatshilfe wird aber trotz der besten Gesetze und Einrichtungen nichts ausrichten können ohne die Springfedern der eignen Tüchtigkeit, und diese muß erst wieder geübt werden. Also nur Mut und vorwärts. Und nicht bloß für den Handwerker soll Ordnung werden, sondern auch in die Arbeiterwelt hinein will der Staat eine That der Gerechtigkeit hinein tragen.

Wir stehen vor dem Unfallversicherungsgesetz. In diesem Gesetz, das die Staatshilfe so stark proklamiert, noch mehr in den Motiven zu diesem Gesetz, die klar aussprechen, der christliche Staat müsse als solcher den Bedrängten zu Hilfe kommen, sehe ich eine vollständige Wendung unsrer Wirtschaftspolitik. Daß das Haftpflichtgesetz wie es war nicht genügte, sieht jedermann ein. Viele behaupten, daß durch eine Ausdehnung desselben dem Bedürfnis genügt werden würde. Ich glaube das nicht und wünsche es nicht. Wie es die Motive durchblicken ließen und neuere Ereignisse uns ziemlich gewiß machen, ist die Unfallversicherung nur der Anfang; es wird die Versicherung der Invalidität und Krankheit folgen müssen. Es wird dahin kommen müssen, daß der Arbeiter, der mit dem einzigen Kapital, das er hat, mit der Arbeit wirtschaftet, gesichert ist gegen Unfall, Invalidität, Alter, wohl auch, wenn es sein kann — das schwerste Problem! — gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit. Freie Vereine in England haben bereits erwirkt, daß die Existenz ihrer Angehörigen vollkommen sicher gestellt ist, menschlich zu reden. Bei uns ist es den freien Vereinen nicht gelungen, zu irgend einer Bedeutung zu gelangen. Die Arbeiterwelt verlangt nach staatlicher Sicherung ihrer Verhältnisse. Nach den reichen Erfahrungen, die ich in den letzten Jahren aus dem Verkehr mit Arbeitern gemacht habe, kann ich wohl sagen: das ist eigentlich der Kernpunkt der Sehnsucht der Arbeiter, mehr Sicherheit der Existenz. Sie sind klug genug um zu wissen, daß höhere Löhne von dem Gange der Wirtschaft abhängen und daß wir mit unsern Maßregeln dazu nicht viel thun können; aber Sicherheit der Existenz schaffen, das ist eine lösbare Aufgabe und mit gutem Willen und staatsmännischer Weisheit wird sie gelöst werden können. Auch für die Arbeiterschaft muß sich eine Wandlung vollziehen, wenn sie sieht, daß das, was an ihren Forderungen berechtigt war, anfängt in Erfüllung zu gehen, daß der Staat die Fürsorge für die Arbeiter in seine starke Hand nehmen will und ihnen seinen Schutz und Bürgschaft angedeihen lassen will. Dann ist, glaube ich, die Zeit vorüber, wo man die Fäuste ballt und den Staat in Stücke schlagen will; dann ist nur ein Gefühl am Platz, das Gefühl einer Dank=

barkeit gegen die, welche eine gesunde Reformpolitik anbahnen. Unter diesem Gesichtspunkte ist es mir völlig unbegreiflich, wie sich in unsern Tagen der Reformpolitik ein Bündnis entgegenstellt von Sozialdemokratie, Fortschritt und vom Judentum. Ich kann das Bündnis nur so verstehen, daß die negativen Geister, welche in unserm Volke sind, sich hier zusammenfinden.

Das moderne Judentum — ich spreche nicht von dem alten Glauben, den lasse ich seine Wege gehen — bekämpft unsre christliche Weltanschauung, der Fortschritt das Autoritätsprinzip in der Politik und die Sozialdemokratie die bestehende soziale Ordnung. Aber das müssen sich doch die Sozialdemokraten klar sagen, daß zu ihren sozialen Plänen kein größerer Gegensatz gedacht werden kann als die absolute individuelle Freiheit des Fortschritts; daß sie trotzdem mit dieser Partei zusammengehen können, das beruht entweder auf einem Mangel an Überzeugung, oder auf einem Mangel an Erkenntnis. Auch daß sie, wie wir in Berlin erlebt haben, mit dem modernen Judentum zusammengehen, das in so eminentem Maße die Kapitalmacht repräsentiert, ist schwer zu begreifen. Wenn die furchtbare Konkurrenz zum allgemeinen Konkurs zu führen droht, ist dies nicht zum mindesten gerade durch den jüdischen Geschäftsbetrieb verschuldet und verschlimmert. Ich will noch einige Worte über diese Frage sagen, Sie könnten sonst glauben, daß ich mich fürchte, davon zu reden. Was wir in Berlin bekämpft haben und bekämpfen mußten ist nicht der jüdische Reichtum, sondern es ist die jüdische Übermacht, wie sie ja auch an vielen andern Orten unsres deutschen Vaterlandes auftritt, uns in unsrer christlichen Entwickelung hindert und auch die notwendigen Reformen hemmt. Wir haben in Berlin eine jüdische Presse von unerhörter Dreistigkeit. Diese Presse, bei welcher Besitzer und Redakteure Israeliten sind — nur eine solche nenne ich Judenpresse —, übergoß die Kirche von Tag zu Tag mit ihrem Spott und Hohn. Nie hat eine konservative Zeitung an die Synagoge und das Judentum, an die Rabbiner und jüdischen Feste ihren Witz gesetzt; warum erlauben sich's die, welche in unserm Volke Gäste sind, unser Christentum nicht bloß zu bekämpfen, sondern auch zu beschimpfen? Das haben wir lange genug mit angesehen; aber als zugleich zwei Israeliten, die in hohen kommunalen Ämtern stehen, in Volksversammlungen sich in unsre kirchlichen Parteistreitigkeiten hineinmischten und in unverantwortlicher Weise über die kirchlichen Parteien ihre zügellose Zunge losließen, da habe ich es nicht bloß als Bürger, sondern auch als Geistlicher und Christ für meine Pflicht gehalten, diesem Unwesen entgegenzutreten (anhaltendes Bravo!), alles andre, das darauf gefolgt ist, ergab sich aus diesem Anfange. Hätten die Israeliten in der Presse und im öffentlichen Leben, auch in den Geschäften die freundliche Mahnung: ein klein wenig bescheiden, ein klein wenig toleranter, ein klein wenig mehr soziale Gleichheit! als von einem getreuen Warner angenommen, es stände heute besser um diese Bewegung. Aber sie haben es nicht gehört, sondern den Kampf in der wildesten Weise weitergeführt. Und da ist denn in der

That die Bedeutung des modernen Judentums auch für unser anderweitiges Volksleben untersucht, und es ist gefunden, daß auf Handel und Gewerbe das moderne Judentum einen schweren Druck ausübt. Es ist im preußischen Landtag konstatiert, daß allermeist jüdische Wucherer ganze Landstrecken mit einem unzerreißbaren Netze überziehen. Es ist in letzter Zeit, ganz besonders durch den Vorgang eines jüdischen Richters, der einem christlichen Pastor die christliche Eidesablegung nicht gestatten wollte, die Frage aufgestiegen, ob es ratsam ist, daß in dem christlichen deutschen Volke die Juden obrigkeitliche Ämter haben. Jedenfalls muß man solche Dinge besprechen und untersuchen können; die jüdische Presse untersucht alles, sie hat alles, was uns heilig ist, jederzeit auf den Seziertisch gelegt und wir sollten nicht das Recht haben, jüdische Übelstände zur Sprache zu bringen? Das thun wir und werden wir weiter thun! Wir behandeln diese Frage nicht als eine Frage der Rasse, — denn durch die Rasse bricht der christliche Geist hindurch, auch nicht als eine religiöse Frage, das ist Sache der Mission. — Sondern daß diese 500 000 Israeliten auf allen Gebieten unter uns einen unheilvollen Einfluß ausüben, daß sich der deutsche Geist unter diesem Einfluß nicht frisch, froh, frei entwickeln kann, das ist für uns die Judenfrage; in diesem Sinn haben wir sie behandelt. Ich bin überzeugt, von den Tausenden, die hier sind, werden sehr wenige sein, die nicht zugeben, daß wir dazu ein Recht haben. Mögen die israelitischen Mitbürger in Frieden bei uns wohnen, mögen sie ihr Geld erwerben und reich werden; aber mögen sie dem sozialen und kirchlichen Leben gegenüber die Zurückhaltung üben, die ihnen durch ihre Stellung geboten ist; mögen sie nicht fortfahren, im Bunde mit Sozialdemokratie und Fortschritt uns an dem zu hindern, was uns not ist zur Gesundung. Wir verdanken den Juden Lassalle. Wie viele jüdische Elemente unter den Nihilisten in Rußland sind, das hat das Gespräch des Generals Loris Melikoff mit den Rabbinern in Petersburg klar gezeigt. Auch darin liegen Gefahren für unser Volksleben und diese Gefahren müssen wir beseitigen. Kommen die sozialen Stürme, so fallen sie über uns, schwerlich über die Juden; und ich kenne keine größere Aufgabe für die Gegenwart, als die, wie wir jenes drohende Gespenst verscheuchen und Frieden schaffen können in unserm Volke. Es ist ein elender Zustand, wenn man weiß, daß Millionen voll Groll und voll Haß dastehen und sich über ihre Lage beklagen. Wir wollen gewiß thun, was uns möglich und recht ist, wir wollen den Gedanken der Gerechtigkeit, soviel es hier auf der sündigen Erde geschehen kann, hineintragen in das Reformwerk unsrer Politik; aber dann dürfen wir auch auf eins hoffen, daß die Arbeiter mit ihrer Teilnahme uns beistehen; es wäre köstlich, wenn bei diesem gemeinsamen Aufwachen in unsrer Nation auch die, welche früher zürnend abseits gestanden, hinzuträten und sprächen: Mit Gott für König und Vaterland. Vorwärts denn in Gottes Namen mit einem Herz voll Liebe! Da liegt die Zukunft und das Heil unsres Volkes!

Die Bedeutung der christlichen Weltanschauung für die brennenden Fragen der Gegenwart.

Vortrag, gehalten in Gera am 21. Juli 1881.

Geehrte Anwesende! Von Herzen danke ich Ihnen für die freundliche Begrüßung, die mir zeigt, daß auch hier in Gera die Bestrebungen, welche auf christlicher Grundlage die Überbrückung der Kluft zwischen reich und arm zu ihrem Ziele hat, nicht ohne Freunde und Sympathieen sind. Ich bin der Einladung einiger Ihrer Mitbürger, einen Vortrag zu halten, gern gefolgt. Bei der Rückreise aus den Ferien an die Arbeit bin ich hier mit Freuden eingekehrt, um über das zu reden, was zu einem Stücke meiner Lebensaufgabe geworden ist; ich hoffe auch hier wird es mir wie überall gelingen, manche Vorurteile zu zerstreuen und für die Sache, die ich vertrete, neue Freunde zu gewinnen. Das Thema, das ich gewählt habe, fällt mitten hinein in die Bestrebungen, denen als ein Werkzeug zu dienen ich mir bis zum letzten Odemzuge vorgesetzt habe.

Es wird auch Ihnen nicht entgangen sein, daß in der letzten Zeit das Christentum im öffentlichen Leben unsers Volkes wieder mehr hervorgetreten ist. Christliche Staatsidee, christlich-soziale Reformen, christlich-national-germanische Bestrebungen, christliche Kultur, das sind Schlagwörter, Kriegsparolen und Friedensrufe geworden, die in den Versammlungen nicht bloß der Hauptstadt, sondern im ganzen Deutschen Reiche hin- und herfliegen. Christliche Staatsidee! Diesen großartigen Begriff, der die einen ebenso erbittert, wie er die andern begeistert, hat ein Gesetzentwurf plötzlich wieder an das Herz unsers überraschten Volkes gelegt. Christlich-soziale Reform! So heißt die Arbeit, welche sich in die Not unsers Volkes, besonders der bedrängten, bedrückten Volksglieder versenkt und von da aus versucht, die finstern Geister von Haß und Umsturz zu beseitigen und in dem gegen Außen geeinigten Deutschland auch eine Zeit bessern innern Friedens wieder herzustellen. Christlich-national, christlich-germanisch, so heißt der Kampf, der friedliche Kampf, der in unsern Tagen nicht bloß bei den Alten, sondern noch mehr bei der Jugend entflammt ist gegen eine unserm Volk und unserm Glauben fremdartige Macht, welche unsre nationale Entwickelung bedrängt. Das Ziel dieses Kampfes ist christliche Kultur, die wir für das geistige, sittliche und religiöse Gebiet unserm Vaterlande zurückerobern möchten. Und nicht bloß in kleinen Kreisen werden diese prophetischen Rufe als Hoffnungszeichen der Zukunft angesehen, nein, als vollwiegende reiche Begriffe werden sie tausendfach im öffentlichen Leben diskutiert, befehdet, gelobt. Aus den großen Versammlungen der Residenz des Deutschen Reiches kann ich ihnen wahrheitsgetreu berichten, daß es nicht bloß Hunderte,

daß es Tausende, viele Tausende sind, die bei jenen Losungsworten, wenn sie mit Begeisterung in ihre Herzen hineingerufen werden, aufjauchzen und aufjubeln, als hätten sie einen neuen Anker der Rettung gefunden. Vor fünf Jahren hätte das niemand geahnt, daß in den großen Sälen von Berlin, die sich wohl für die Bekämpfung der christlichen Weltanschauung, aber nicht für ihre Verteidigung aufschlossen, einmal große Volksmassen aus allen Ständen Rednern zuhören würden, die ihre Hoffnung setzen auf eine neue Geburt unsers Volkes, unsrer sozialen wie unsrer staatlichen, unsrer geistigen wie geistlichen Verhältnisse, aus den Tiefen des lebendigen Christentums.

Eine nicht gut berichtete Presse thut, als ob in diesen Versammlungen nichts als Hetzerei und Unfriede gesät würde. Selbstverständlich vollzieht sich der Umschwung eines Volkes vom Schlechten zum Guten nicht ohne Kampf. Es gilt auch heute Kampf gegen das Böse; nicht bloß der, welcher an der Spitze einer Partei steht, auch der friedliebendste Bürger muß den Kampf gegen all die Mächte, von denen er die Zerstörung des Vaterlandes, der Kirche, der Kultur befürchtet, furchtlos aufnehmen. Aber vielmehr Friede als Streit wird in jenen Versammsammlungen gepredigt; ich könnte Ihnen von Versammlungen erzählen, welche über die tiefsten Geheimnisse des Christentums verhandelten, welche nicht bloß an den Pforten, sondern in dem innern Heiligtum unsers Glaubens tagten, von religiösen Vorträgen, die von Tausenden gern gehört, aufmerksam durchdacht und zuletzt mit einem begeisterten Beifall, der aus dem Herzen kam, beantwortet wurden. Solche Erscheinungen geben in der That Stoff zum Nachdenken, freilich auch zu Angriffen. Es ist mir auch hier in Gera nicht erspart geblieben, mit Artikeln gewisser Blätter empfangen zu werden, welche von vornherein die Bestrebungen, denen ich dienen möchte, in einem falschen Lichte zu zeigen versuchten.

Das „Geraer Tageblatt“ hat im Anschluß an eine Nachricht der „Magdeburgischen Zeitung“ gerade diese Verbindung von kirchlichen und öffentlichen Bestrebungen getadelt, besonders auch, daß ich in einer Versammlung, welche der Berliner Stadtmission galt, gesagt habe, die Stadtmissionäre unsrer Residenz versuchten es auch, aus den Häusern, welche sie besuchen, die gottlose politische Presse hinwegzubringen und durch eine christliche Presse zu ersetzen. Das ist Grund zu dem Vorwurf geworden, als ob die Berliner Stadtmission sich in Politik mischte. Nichts kann uns ferner liegen als das. Es ist nicht der Liberalismus, auch nicht der Fortschritt, nicht der Sozialismus in diesen Blättern, den wir bekämpfen, sondern die Gottlosigkeit selbst. Niemand thut es mehr leid als mir, daß in der gesamten deutschen liberalen und fortschrittlichen Presse kein einziges Blatt existiert, welches das positive, historische Christentum verteidigt oder auch nur anerkennt. Gäbe es solche Blätter, so würden sie von uns ganz gewiß nicht befehdet werden. Sind aber so große politische Richtungen in unserm Volksleben dermaßen mit dem Unglauben, mit der Befehdung des positiven Christentums verbunden, daß ihre Presse

gar nicht ohne dieselben gedacht werden kann, so ist es natürlich unsre Aufgabe, eine solche Presse zu bekämpfen. Und nur in diesem Sinne habe ich von der Berliner Stadtmission gesagt. Mein herzlicher Wunsch ist es, daß es überall, auch hier in Gera, eine liberale Presse geben möchte, welche das Christentum hochhält, aber ein Christentum nicht im Sinne einiger Zeitungsredakteure, die sich ein eignes Christentum machen, sondern im Sinne unsrer Kirche und des Evangeliums; ein andres Christentum gibt es nicht.

Auch das Blatt, welches in Gera die nationalliberale Partei vertritt, hat in einem Artikel der heutigen Nummer mich und meine Bestrebungen anzugreifen versucht. Nun ist es sehr merkwürdig: das Blatt beruft sich in erster Linie auf das Buch eines Pastors, der die politischen Dinge anders ansieht als ich. Ich finde das nicht logisch. Wenn man den Pastoren das Hineinreden in die Politik wehren will, muß man es allen wehren. Wenn einmal ein orthodoxer Pastor die christlich-sozialen Bestrebungen verurteilt, dann pflegen die Liberalen dies Urteil mit Vorliebe anzuführen, als ob dadurch die Sache sich änderte. Aber nicht wahr, darf ein Geistlicher sozialpolitische Dinge nicht beurteilen, so darf er sie auch nicht verurteilen. Aber die Sache liegt ganz anders. Kurz ehe ich von Berlin in die Ferien ging, sind dort und in Westfalen drei große Konferenzen gehalten worden, welche einstimmig die christlich-sozialen Bestrebungen als eine notwendige ergänzende Thätigkeit neben den Arbeiten der Kirche und Mission erklärt haben. Man kann doch wohl die Stimme eines einzelnen Pastors und dreier großer Konferenzen und ihre Bedeutung nicht miteinander vergleichen. Das ist also eine durchaus falsche Art der Bekämpfung. Wenn dann aus dem „Hamburger Korrespondenten" zitiert wird, es sei unser Bestreben, uns auf die Beihilfe der Staatsgewalt zu stützen, so ist das ein völliges Verkennen unsres Standpunktes. Niemand im ganzen Deutschen Reich kann für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt begeisterter sein als ich; ich glaube, daß nicht leicht in dieser Beziehung ein Geistlicher offener geredet und deutlicher geschrieben hat. Wir wollen unsre Religion, unsre teure Kirche nicht mehr auf den Schutz der Staatsgewalt bauen, obwohl uns jede Hilfe von seiten des Staates sehr lieb ist. Wir wollen unsre Kirche hineinbauen in die gläubige Überzeugung eines christlichen Volkes, und eben weil die Gefahr für das Volk so groß ist, diese Überzeugung zu verlieren, deshalb hat es uns nicht länger gelassen, wir sind hineingetreten ins Volk, um ihm eine bessere Meinung beizubringen vom vielgeschmähten Christentum. Nicht der Staatsgewalt, sondern unserm Volk, unsrer teuern Kirche, der christlichen Wahrheit, welche ein Palladium unsrer Geschichte ist, zuliebe, thun wir unsre Arbeit.

Als ein reisender Wahlagitator, sagt der erwähnte Artikel im „Geraer Tageblatt", zöge ich in Deutschland umher. Die meisten Vorträge, die ich gehalten habe, sind gedruckt. Ich gehe nur dahin, um zu reden, wohin ich eingeladen werde, wie heute hierher. Ich habe nicht einmal

24*

in dem Wahlkreise, in welchem ich als Abgeordneter gewählt bin, für meine Wahl agitiert. Es ist ja die Pflicht eines Abgeordneten, daß er einmal jährlich in seinen Wahlkreis geht, um Bericht abzustatten; aber ich sehe es wirklich nicht für meine Aufgabe an, mich außerhalb Berlins in die Wahlkämpfe zu mischen. Meine Aufgabe ist, für den lebendigen Gott, für meinen Heiland Jesus Christus zu streiten und die christliche Weltanschauung hineinzurufen in unser Volk, bis daß es Gott, ohne den es nicht recht leben und nicht recht sterben kann, wieder lieb gewinnt. Das ist meine Aufgabe, und auch das üble Wort, das in diesem liberalen Blatte steht, wird mich daran nicht irre machen, ein solcher Agitator zu bleiben.

Es heißt hier weiter — und ich überlasse es ganz Ihnen, sich ein Urteil darüber zu bilden — „herunter von der Kanzel, oder — herunter von der politischen Rednertribüne." So schreibt ein sogenanntes liberales Blatt! Die Richtung, die wir heute Liberalismus nennen, ist nie duldsam gewesen gegen andre; sie hat nicht einen Hauch von Freiheit und Toleranz, die man doch sonst allen gutgemeinten Bestrebungen entgegenbringt. Warum — so frage ich — soll man nicht auf der Kanzel und auf der politischen Rednertribüne stehen? Sind die Geistlichen nicht auch Staatsbürger? Wenn ein Pastor einmal sein geistliches Amt geltend macht, so sagen die liberalen Herren alle miteinander: Jetzt gilt das allgemeine Priestertum, der Laie ist soviel wie der Geistliche! Wenn er aber umgekehrt von der Kanzel hinaustritt in die Volksversammlung, dann heißt es: Das ist ein Geistlicher, der darf das nicht! Sie fühlen selber, daß das mit zweierlei Maß gemessen ist. Warum soll ein Geistlicher nicht in die Arena des öffentlichen Lebens treten, wenn er seine Würde nicht verletzt, sondern es im Geiste des Friedens thut? O, diese liberalen Herren, wenn sie den Geistlichen das öffentliche Leben verschließen wollen, werden dann plötzlich ganz fromm und sagen: Darunter kann die Kirche leiden und die Würde des geistlichen Amtes! Sonst wird in ihren Blättern die Würde des geistlichen Amtes auf alle mögliche Weise heruntergerissen und dem Spotte des Volkes preisgegeben; aber wenn wir uns dann aufraffen, um die beleidigte Würde vor den Augen des Volkes wieder herzustellen, dann heißt es: Das duldet die Würde des Amtes nicht! Ein solches Verhalten ist einfach lächerlich!

In dem besagten Artikel wird dann ein Rückblick geworfen auf die Vergangenheit der christlich-sozialen Bestrebungen und gesagt, die Anfänge dieser Erscheinung hätten auf dem Gebiete des Komischen gelegen, dann habe das ganze Treiben eine unverdiente Beachtung gefunden, was bei mir eine zu hohe Meinung über meine Mission hervorgerufen zu haben scheine, daß ich nun einem unwiderstehlichen Triebe folgte und bald hier bald da redete. Aber ich gehe wie schon gesagt nur dahin, wohin man mich ruft; nie folge ich meinem Drange, nur der Einladung ehrlicher Patrioten und Christen. Und was die Bemerkung betrifft, daß die Anfänge der christlich-sozialen Bewegung auf dem Gebiete des Komischen

liegen, so versichere ich Sie, daß allerdings eine allgemeine Übereinstimmung unter den liberalen und fortschrittlichen Redakteuren herrschte, diese ernste, aus der heiligsten Begeisterung geborene Bewegung, deren wachsende Größe sie ahnten, in Spott und Lächerlichkeit zu ersticken und als das nicht gelang, in Haß oder Totschweigen, auch in gemeiner Verleumdung. Aber fragen Sie die Berliner, welche unsre Versammlungen kennen, gute Liberale und auch energische Fortschrittsleute, ob sie unsre Bestrebungen für lächerlich halten, diese Bestrebungen, welche das Volksbewußtsein so mächtig aufgeweckt haben und in ihrer sozial-politischen Seite mit dem, was auf der Tagesordnung der deutschen Reichspolitik steht, durchaus zusammenströmen.

Also Sie sehen, es ist gar nichts mit dem Artikel, wie mit dem meisten, was von dieser Richtung stammt. (Anhaltender Beifall.) Das ist die Art, wie man das deutsche Volk hinters Licht führt; eben deshalb ist es nötig, daß ein Agitator zuweilen kommt und dem Volke ein Licht anzündet über das, was die Wahrheit ist.

Und nun zurück zu meinem Thema. Daß das Christentum unserm Volk wieder anfängt lieb zu werden, daß es bei manchen bisherigen Verächtern wieder Aufmerksamkeit erweckt, daß es — ich darf das aus Erfahrung sagen — Hunderte und Tausende wieder mit glühender Begeisterung erfüllt hat — wissen Sie, woran das liegt? Das wir das Christentum nicht bloß als Glaubenslehre, sondern daß wir es als Weltanschauung verkünden. Gewiß, das Christentum ist auch Glaubenslehre, weil es Offenbarung ist. Es wird viel über Dogmen, Dogmatik und Orthodoxie gespöttelt, — sehr mit Ungrund. Denn wenn das Christentum wirklich göttliche Wahrheit ist, so muß es in festen klaren Formen und Sätzen kristallisiert werden. Aber das Christentum ist nicht bloß Glaubenslehre: es ist göttliches Leben aus der Höhe, sittliche Kraft aus den Tiefen; es ist eine Macht, welche durch nichts andres ersetzt werden kann; ich sollte meinen, keine Zeit hat das so eindringlich gepredigt als die Gegenwart, in welcher alles zusammenbricht, auch das Größte des Menschengeistes, das nicht auf den Grund Gottes gebaut ist. Das Christentum allein kann dem Menschen die Impulse geben, das erkannte Gute zu thun und die Kraft, das erkannte Böse zu lassen. Das Christentum allein wird auf die Dauer einem Volke die rechte Achtung vor Gesetz und Obrigkeit geben, wird den Besitzenden und Gebildeten der Nation die heilige Begeisterung mitteilen, um an die Nöte und Leiden der Unterdrückten zu denken, wird den Notleidenden die maßvolle Besonnenheit und Zufriedenheit schenken, welche sie vor dem Aufruhr bewahrt und sie zurückführt zu dem Wort der Väter: Bete und arbeite!

Es klingt allerdings wie Lehre, wenn ich die christliche Weltanschauung in fünf Sätze zusammenfasse: Der erste: Gott ist Schöpfer und Regierer der Welt. Der zweite: Wir Menschen sind dem Irrtum und der Sünde unterworfen. Der dritte: Wir können uns nicht selbst retten; Gott muß uns retten durch Offenbarung und Erlösung. Der vierte:

Aus den Erlösten bildet sich ein Reich der gläubigen Christen, welche einander lieb haben. Der fünfte: Dieses Reich vollendet sich in ewiger Verklärung; an der Schwelle der Vollendung steht das Weltgericht, welches die Guten von den Bösen trennt. Ich sage, das sieht aus wie Glaubenslehre und doch, welche Fülle von Anwendungen entspringen aus diesen Sätzen sofort für das persönliche und öffentliche Leben! Ist Gott Schöpfer und Regierer der Welt, so sind nicht wir unsre Herren, sondern er ist Souverän. Wir haben seine Ordnungen anzuerkennen und uns unter dieselben zu beugen. Wären die Ordnungen der Erde nichts als Menschengedanken, so wären sie ein leichter Flugsand, den der Wind verweht; sind sie Gottes Gedanken, so sind sie Felsen, um Zeit und Ewigkeit darauf zu bauen. — Sind wir dem Irrtum und der Sünde unterworfen, so muß die Erziehung davon ausgehen, daß der Irrtum erleuchtet, die Sünde gezüchtigt wird, so darf die Gesetzgebung nicht meinen: der Mensch sei von Natur gut und weise, lasse man ihn nur laufen und machen was er will, so werde schon alles von selbst gut werden. Man weiß dann: Die Gesetzgebung muß den Menschen erziehen helfen und in Zucht halten. — Ist Gott unser Retter durch Offenbarung, dann verstummt alles Gerede von falscher Selbsthilfe, dann stehen wir beim Beginn jeder Thätigkeit vor dem Gebet um den Segen und die Hilfe Gottes. Dann wissen wir: nicht Mächte von unten, sondern nur Mächte von oben können die Welt und ihre Entwickelung auf rechte Bahnen leiten. — Sind wir ein Volk von Brüdern, eine Kirche von Christen, welche im Glauben zu einander stehen und gemeinsam die Hoffnung auf das ewige Leben haben, dann kann Weltlust, Eigensucht, kalter Egoismus, lüsterne Fleischesliebe die Menschen nicht beherrschen, ohne daß ihr Gewissen aufwacht; dann müssen sie sich selbst heiligen und den andern helfen, dann kann die bloße Jagd nach dem Mammon nicht Platz greifen, jeder muß an die Not des andern denken und Mittel suchen, wie man ihr abhelfen kann. — Warten wir alle auf ein Weltgericht und eine ewige Vergeltung, dann hat jeder, er sei erzogen und geführt wie er will, in seiner Brust einen gewaltigen Mahner, der ihn hinweist auf eine Entscheidung, der niemand entweicht. Wohl machen die großen Hilfsmittel der feinern Kultur dem einen oder andern möglich, den Weg einer gewissen Gerechtigkeit, nicht der vollkommnen, sondern der bürgerlichen Gerechtigkeit, zu wandeln; aber wer es unternimmt, ein ganzes Volk ohne Religion auf dem Wege der Sittlichkeit zu halten, der kann nur Schiffbruch leiden. Keine Volkssittlichkeit ohne Volksreligion! Wenn wir in unsern Tagen die furchtbare Wahrnehmung machen, in Zahlen bewiesen und bestätigt, daß unser deutsches Volk trotz aller Erfindungen und Entdeckungen schlechter wird, daß die Zuchthäuser und Gefängnisse sich füllen, weil die Verbrechen und Vergehen zunehmen — für den tiefen Kenner des menschlichen Herzens und des Volkes ist die Ursache ganz klar: Die Zunahme der Schlechtigkeit folgt mit mathematischer Gewißheit aus der Abnahme der Religion, aus der Abnahme

des Glaubens an ein Jenseits und eine Vergeltung. Und wie soll ich es nun nennen, daß unser deutsches Volk als es zum ersten Male mit dem Christentum in Berührung kam, mit der ganzen Glut einer unverdorbenen Volkskraft dieses teure Evangelium ergriff, in sein Wesen aufnahm, in seiner Wissenschaft und in seiner Kunst ausprägte, auch seine Rechts- und Staatsverhältnisse dem Christentum unterordnete; — ich meine, ich darf es wohl als Streben nach dem höchsten Ideal bezeichnen. Und wenn dieses Ideal sich in keinem Jahrhundert ganz erfüllt hat, es blieb doch immer ein hohes und begeisterndes Ideal. Freilich, wenn dann Zeiten kommen, in denen der Glaube abnimmt, wenn die christliche Weltanschauung erschüttert und zerstört vor den Augen eines ehemals frommen Volks zusammenbricht, dann beginnt die Gefahr, unter der auch unser Volk wie kein andres leidet, daß wie vorher der Glaube, so nun der Unglaube sich dem öffentlichen Leben mitteilt, mit den politischen Parteien sich dann religiöse Strömungen fast untrennbar verbinden, und daß der politische Liberalismus in allen seinen Schattierungen sich für verpflichtet sieht, die christliche Weltanschauung zu bekämpfen. Ein Prophet unsres Volkes, der Professor Hundeshagen, hat vor mehr als 30 Jahren ein Buch geschrieben: „Der deutsche Protestantismus," worin er diese Gefahr kennzeichnet und es als eine Klippe der deutschen Entwickelung bezeichnet, daß der Liberalismus sich mit der Freigeisterei verbindet, daß das Christentum nur verbunden mit konservativen Ideen gedacht wird, so daß die beiden Strömungen unsres Lebens fast mit Naturnotwendigkeit auseinandergehen. „Liberalismus und Glaube." Was in diesen letzten 30 Jahren geschehen ist, zeigt uns die ganze Tiefe dieser Gefahr. In England ist von diesen Zuständen keine Spur, auch im Westen und Süden unsers Vaterlandes findet man in kleinern Kreisen eine Verbindung von politisch-liberalen Ideen und tiefer christlicher Überzeugung. Im Norden und Nordosten wie in der Mitte von Deutschland dagegen scheint diese Verquickung unheilbar zu sein. Ach, wann werden sie einmal kommen, die Führer der Liberalen, die zu ihren Anhängern sagen: Ihr könnt politisch frei denken, aber dabei kirchlich ganz und voll auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehen. Wann werden sie kommen, die Fortschrittsleute und sagen: Man kann politisch sehr kritisch und scharf sein und kann doch die ewigen Wahrheiten mit aller Kraft der Seele festhalten. Ja, ich rufe es auch dem Sozialismus zu: Es war nicht notwendig, daß er seine sozialen Träume mit Gotteshaß und Kirchenhaß verband, so daß er mit derselben Faust Thron und Altar zerschmettern wollte. Im Christentum selbst liegen so viele Fäden, so viele heilige Verbindungen, so viele Mahnungen zum Frieden, da sind so viele Brücken geschlagen, die sich über den sozialen Abgrund wölben, daß die Vornehmen wie die Geringen, die Armen wie die Reichen sich von Herzen Glück wünschen sollten, ein Buch zu haben wie die Bibel, daß den Fürsten wie dem Volke, den Hohen wie den Niedern ihre Pflichten vorhält. Aber leider ist es zu dieser Erkenntnis bis jetzt bei

uns noch nicht gekommen. Man kann fast sagen: wie es eine christliche Weltanschauung gibt, so gibt es eine liberale Weltanschauung, welche ihr entgegensteht. Nicht, daß alle Liberalen und Fortschrittler so stehen, aber was uns aus ihrer Presse, aus ihren Versammlungen entgegentritt, trägt fast ausnahmslos diesen Charakter. Da heißt es: daß Gott die Welt erschaffen hat, ist sehr zweifelhaft, und daß er sie nicht regiert, ist gewiß. Der Mensch ist Souverän, sein eigner Herr. Das vornehmste Organ des Liberalismus schrieb vor mehreren Jahren — heute würde es das nicht mehr thun — ungefähr so: „Worauf es heute ankommt, ist die Entscheidung darüber, ob wir unter einer überirdischen Macht stehen oder unsre eignen Herren sind“ und es sagte „ja“ zum letztern. Seitdem kamen die Attentate, das Wachsen der Sozialdemokratie, das Nachlassen der Sittlichkeit, und jetzt hütet man sich, dergleichen offen auszusprechen — aber bekehrt sind diese Leute noch nicht. — Glaubt man nicht an die Unvollkommenheit und Sünde der Menschen, so kommt man auf den thörichten Gedanken, daß die Menschen im Grunde gut und weise seien und das man ihnen aus dem Füllhorn politischer Gesetzgebung ein Übermaß von Freiheiten ausschütten könne, in dem Vertrauen, sie würden schon einen guten Gebrauch davon machen. — Glaubt man nicht, daß wir zu unsrer Führung, Erlösung, Erleuchtung, Rettung des lebendigen Gottes bedürfen, so wendet sich der Mensch allein an sich und stolzer Egoismus ergreift ihn. Selbsthilfe ist dann die Losung, nicht Bruderhilfe, nicht Gotteshilfe. Wir wollen nicht die Selbsthilfe und Selbstverantwortung verbannen. Es gibt heute Leute, welche an ihrem Mute verzweifelnd und verzagend die Selbsthilfe von dem sozialen Programm streichen. Darin liegt wieder eine Gefahr. Man muß sich vor ungesunden Reaktionen hüten; Selbsthilfe ist nötig, aber allerdings nur verbunden mit der Bruderhilfe und Gotteshilfe kann sie zu einem Ziele führen. — Und gibt es keine Vergeltung, hat ein Mensch hier unten alle Furcht vor dem Gerichte Gottes weggeworfen, dann fehlt die Bürgschaft für die Sittlichkeit einer Nation. Nicht zu leugnen ist es, man hat unser Volk dazu angeleitet, ebenso die Schöpfung wie die Vergeltung, Anfang und Ende der Offenbarung, als ein Kindermärchen anzusehen. Daß dieser Schaden geheilt wird, daß solche tiefe Irrtümer beseitigt werden, das erfordert viel Arbeit, viel Liebe, viel Geduld, viel Kampf.

Aus dieser liberalen Weltanschauung, die durch den Fortschritt nur verschlimmert worden ist, hat dann die deutsche Sozialdemokratie ihre Weltanschauung gezogen, die weit kühner, rücksichtsloser, gewaltthätiger das gute Alte nicht bloß verwerfen, sondern zerschlagen will. Ihr Gott ist die Partei, ihre Sünde das Eigentum, ihr Heiland ein Agitator, ihr Reich der Hilfe ein traumhafter Volksstaat, und die Vergeltung ein gutes Leben hier unten auf Erden. So malt sich in diesen Köpfen die Welt. — In jenen ersten Tagen, als die soziale Bewegung in Berlin in großen Wellen losbrach, brachte man einen jungen sehr begabten sozia=

listischen Schriftsteller, der an der Schwindsucht gestorben war, zum Totenacker. Ich sage absichtlich Totenacker, nicht Friedhof oder Kirchhof, denn der Ort, wohin man ihn trug, war weder das eine, noch das andre. Es war der Totenacker der freien Gemeinde, an dessen Mauer der Vers stand: „Mach hier das Leben gut und schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn!“ Es war eigen, als der Strom der Menschen sich durch die Straßen von Berlin nach jenem Orte wälzte, spielte das Musikkorps: „Jesus meine Zuversicht!“ recht ein Beweis, daß, wenn der Geist Gottes über einem Volke gewaltet hat, auch der Umsturzgedanke einer Partei die alten Töne: „Jesus meine Zuversicht“ noch nicht aus der Welt schaffen kann. Aber eine furchtbare Thatsache ist es doch, daß ein solcher Spruch an der Mauer eines Totenackers stand. Heute — es wird Sie interessieren das zu hören, — steht dieser Spruch da nicht mehr. In der religiösen Bewegung unsrer Tage hat der Vorstand der freien Gemeinde mit Majorität beschlossen, diese Inschrift zu entfernen, vielleicht das erste Aufdämmern, der erste Morgenstrahl einer christlichen Weltanschauung, die sich auch in diesen Kreisen wieder Bahn bricht. Es ist mir ernst und feierlich ums Herz, wenn ich Ihnen versichere: Was ich möchte, was die Freunde und Brüder möchten, die sich in Berlin mit uns versammeln, was ich auch hier vor Ihnen möchte, ist nichts andres als das: Ihre Geister, die Geister unsrer Brüder und unsres Volkes wieder zu festigen oder zurückzugewinnen für eine Weltanschauung, welche nicht steuerlos auf dem Meer des Lebens dahinstürmt, sondern an dem lebendigen Gott Anfang und Ende, Kraft und Friede hat. Was wir in Berlin erlebt haben, gibt uns Hoffnung, daß unsre Arbeit nicht vergeblich sein wird. Man spricht so oft von dem Strom der öffentlichen Meinung; nun ja, nach der Presse ist es so, als ob $^{9}/_{10}$ oder manchmal $^{99}/_{100}$ des Stromes Wellen des Unglaubens seien. Sieht man aber genau zu, so sieht dieser Strom doch ganz anders aus. Auf der linken Seite ist ein ganz kleiner Streifen entschiedener, bewußter Atheisten, Leugner der christlichen Weltanschauung, auf der rechten Seite ein schmaler Streifen bewußter, lebendiger Christen, die bereit sind, alles für ihren Gott und ihre Überzeugung zu opfern, und in der Mitte flutet ein sehr breiter Strom von Unentschiedenen, Unbewußten, bei denen es sich darum handelt, wohin sie treiben werden, nach rechts oder nach links. Ich glaube, man hat allzusehr diesen Strom nach links treiben lassen, hat zu wenig versucht, Dämme zu bauen, Einrichtungen zu treffen, damit dieser mittlere Strom nach rechts geführt wird.

Nun aber steht die Aufgabe vor uns, die rechte Strömung wieder herzustellen, christliche Staatsidee, christlich-soziale Reformen, christlich-nationale Bestrebungen und christliche Kultur wieder zu pflanzen und zu pflegen, aber dazu brauchen wir die christliche Weltanschauung als unser Licht und Recht.

Christlicher Staat! Wenn das Wort genannt wird, zucken manche Herzen zusammen und erzittern wie vor einem Gespenst der Reaktion,

des Feudalismus, der Hierarchie. „Christlicher Staat“ kann heute nicht heißen: Kirchenstaat oder Staatskirchentum. Daß die Kirche den Staat nicht mehr beherrschen kann, das sagt sich jeder selbst. Die beiden Gebiete sind durch die Entwickelung unsrer Zeit auseinandergesetzt. Es ist wahr, früher lebte in manchem konservativen Politiker der Gedanke: die Kirche hilft dem Staate das Volk im Zaume zu halten, der Staat hilft der Kirche durch Taufzwang und Trauzwang, so thut man sich gegenseitig Liebesdienste und ist einander nötig. Eine solche Auffassung ist nicht mehr möglich. Der Staat hat seine Grenzen reguliert; er hilft uns nicht mehr die Kirchengebräuche zu bewahren, sorgt nicht mehr dafür, daß die Kinder getauft, die Eheleute getraut werden; unter diesem Gesichtspunkte ist es gut, daß unsre Kirche einmal ihren Bestand und ihren Einfluß zu revidieren gezwungen wurde. Ich sage nicht, daß der Zivilstand dem Volke nur zum Nutzen gereicht, er ist übereilt der Kirche ins Angesicht geschleudert; aber es ist gewiß ein Segen, daß der Staat der Kirche nicht mehr mit dem Arme des Zwanges helfen will. — Kein Kirchenstaat aber auch kein Staatskirchentum! Die Kirche muß frei sein: wenn irgend etwas Recht auf Freiheit hat, so ist es die Religion. Sie gedeiht nicht, weder unter Staatsaufsicht, noch unter Polizeizwang, nur in der wirklichen Überzeugung gläubiger Menschen, und darauf wollen wir die Kirche bauen. Aber was soll denn die christliche Staatsidee bedeuten?; schon die Verbindung von „christlich“ und „Staat“ erschreckt manche. Sie denken ans Mittelalter und eine falsch unterrichtete Presse thut alles, um die Schrecken des Mittelalters, Scheiterhaufen und Inquisition wieder herauf zu beschwören und der Staatsidee zuzumuten, daß sie alle Freiheit ersticken will. Nichts thörichter als das! Was dieser Staatsidee zu Grunde liegt, das hat der Reichskanzler in den Motiven zum Unfallversicherungsgesetz gesagt, er hat an praktische Aufgaben gedacht, welche mit dem Mut und Feuer, mit der Liebe und Kraft des Christentums durchzuführen seien, den Armen beizustehen und den Bedrängten zu helfen; den gesunden Sozialismus, der aus der christlichen Staatsidee folgt, zu pflegen, um den ungesunden zu entwaffnen. Was wir als christliche Staatsidee ergreifen möchten, das ist kein Traum, auf den Egoismus der beiden Institutionen berechnet, um die Menschen zu knechten, sondern ein Zusammenwirken, um den Abgrund der sozialen Frage zu schließen, ein gemeinsames Arbeiten an der materiellen, sittlichen und religiösen Hebung unsres Volks. Nicht daß die Kirche vom Staate irgend welche Hilfe für die Überzeugung und Bekehrung der Menschen verlangte; auch wenn der Staat schon helfen wollte, er kann es nicht. Die Kirche ist Gnade, der Staat ist Recht, die Kirche ist Freiheit, der Staat ist Zwang. Aber freilich kann der Staat Hindernisse der Frömmigkeit beseitigen, Verletzungen der Heiligtümer bestrafen, Zucht und Ordnung schaffen, daß in einem Volke nicht der Glaube aufkomme, der Staatsregierung sei es wohl sogar lieb, wenn es der Kirche den Rücken kehre. Die christliche Staatsidee, die heute von

der konservativen Partei auf ihre Fahnen geschrieben ist, will nichts als helfen, arbeiten und zwar an dem, was für uns alle das Größte und Beste ist, an dem geistigen und materiellen Wohle unsrer Nation. Und ich meine wohl, mit solchem Losungsworte im Herzen wird mancher verirrte, verlorne Sohn der Kirche von seinen Träbern wieder umkehren und sagen: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.

Christlich-soziale Reform! das ist das zweite, wobei die christliche Weltanschauung ihre Dienste leisten soll. Daß unsre Erwerbsverhältnisse nicht den Anforderungen der Bruderliebe, der Gerechtigkeit entsprechen, das muß jeder zugestehen, der mitten darin steht. Ich brauche in einer so gewerbreichen, so solid in ihrem Erwerb fundierten, so wohlthätigen und fürsorglichen Stadt wie Gera davon nicht viel zu reden. Das eine ist gewiß, daß heutzutage zwischen Arbeit und Kapital ein bald offener, bald heimlicher Krieg existiert, der zum Frieden werden muß, wenn unser Volk nicht schwere Krisen erfahren soll; gewiß ist auch, daß hier und da das produzierende Kapital, überall aber das spekulierende Kapital, das Börsenkapital mit seiner Geldherrschaft die gesunden Erwerbsverhältnisse unsers Volkes verdirbt, und daß, wenn wir unserm Volke, den Arbeitgebern wie den Arbeitnehmern, wieder auf bessre Wege helfen wollen, dem Handel wie der Industrie, dem Landwirt wie dem Arbeiter, wir uns nach starken Hilfsmitteln umsehen müssen. Nicht wahr, hätten wir da klare Gedanken aus der Bibel, die uns für göttliche Offenbarung gilt, könnten wir den Reichen wie den Armen, den Hohen und Niedrigen sagen: Das sind Gottes Gedanken über Besitz und Eigentum, über Arbeit und Lohn, wir wären gut daran. Und so ist es in der That. Die heilige Schrift ist nicht bloß ein Buch von überirdischen Dingen, sie trägt den Geist der Liebe auch in irdische Verhältnisse hinein. Gewiß, in der Bibel finden sich keine national-ökonomischen Formeln, keine politischen Gesetze: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ sagt Jesus Christ; und als man ihn aufforderte, er solle einen Erbstreit zwischen Brüdern schlichten, sprach er: „Wer hat mich zum Erbschichter gesetzt?“ Es ist eine falsche Auffassung, wenn man sagt: aus dem Christentume könnten unmittelbare Verbesserungen der Gesetze geschöpft werden, aber es ist eine richtige Meinung, zu glauben, daß darin die gesunden Ideen für die Probleme der Gesetzgebung verborgen liegen. Im Alten Testament ist die ausgeführteste, wohlmeinendste, weiseste soziale Gesetzgebung, welche je auf Erden existiert hat. Das Land Israel, das Gott den Israeliten austeilte, ist mein, sagt er. Es gehört nicht den einzelnen, Gott bleibt Eigentümer, er verteilt es an die Stämme, an die Familien; sie dürfen nicht willkürlich damit schalten und walten; jede Familie muß ihr Eigentum behalten; muß sie es einmal verpfänden, so kann der nächste Verwandte zu demselben Preise das Eigentum zurücknehmen; und sollte wirklich ein Eigentum ganz verloren gehen, so kommt das 50. Jahr, das Jubeljahr, wo es heißt: da werden alle Knechte frei, da kommt jeder zu dem Seinen; jeder aufgegebene Besitz kommt

dann zurück an die Familien. Welcher tiefe Sinn liegt in dieser einen Einrichtung! Da kann es nicht diese Klassenunterschiede von unermeßlich Reichen und ganz Armen, von Millionären, ja Milliardären und Verhungerten geben wie bei uns. Und das ist nur eins „Du sollst keinen Zins nehmen“ spricht Gott der Herr. Er will nicht, daß man das Kapital wuchern lasse, daß man Häuser und Äcker zusammenkaufe und sich auf Kosten andrer bereichere. Nichts liegt Gott in dieser sozialen Gesetzgebung mehr am Herzen, als daß er dem Anwachsen des Reichtums wehrt, weil er dessen Gefahren erkennt. Und das dritte: die ganze soziale Gesetzgebung des Alten Testaments ist durchzogen von Vorschriften und Geboten des Erbarmens mit dem notleidenden Nächsten. Eine nachfolgende schlechte Gelehrsamkeit hat diese heilsamen Gesetze nur auf die Israeliten bezogen und manches Unrecht gegen Nichtjuden für erlaubt gehalten. In der heiligen Schrift steht davon nichts. Klar und rein stehen die drei Sätze vor uns: Gott ist Herr, wir sind seine Haushalter. Der Mensch soll nicht unabläßig nach Reichtum trachten und seine Aufgabe als Kind Gottes vergessen. Der Mensch soll seinen Bruder liebhaben, ihm helfen und dienen. Diese selben Gesetze gibt das Neue Testament. „Thue Rechnung von deinem Haushalte“, sagt Jesus in einem Gleichnisse. Auch er sieht die Menschen wie Haushalter an. Und wenn es die Interessen seines Reiches fordern spricht er zu dem Fischer: Laß deinen Kahn, folge mir nach, und zum Zöllner: Laß dein Zollgeld und folge mir. Wie ein Souverän gebietet er über die Güter der Menschen. Eindringlich hat er seinen Jüngern und damit auch uns gesagt: Trachtet nicht nach Schätzen, welche die Motten und der Rost fressen; — trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen.“ Wenn aber die Menschen sich daran versündigen, so ist er der furchtlose Heiland, der zu den Reichen sagt: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme; und die Apostel, ebenso streng in diesem Punkte wie ihr Herr, rufen ein „Wehe“ über die Arbeitgeber, welche den Lohn abbrechen. So steht die Schrift zum Besitz und zur Arbeit. Und auf welcher Seite gebietet sie nicht, gegen jedermann Liebe zu üben, selbst seinen Feind zu lieben, dem Nächsten zu dienen. Christus ist selbst vom Himmel gekommen, um uns zu dienen, nicht sich dienen zu lassen, darum sollen auch wir überall helfen, sollen uns Freunde machen, wie in jenem tiefsinnigen Gleichnisse gesagt wird, mit dem ungerechten Mammon. —

Und nun frage ich Sie: Sind das bloß Glaubenslehren, ist das Dogmatik oder Orthodoxie, oder sind das nicht vielmehr gewaltige Grundlagen für das bürgerliche, für das Erwerbsleben, für die Lösung der großen sozialen Frage, die wie eine Sphinx vor uns steht und jeden, der ihr Rätsel nicht löst, in den Abgrund wirft? O, wenn man die christliche Weltanschauung nur wirklich studiert, annimmt und bethätigt, bethätigt auch, wenn es Opfer kostet, dann wird man — die jetzt

Grollenden, Seitwärtsstehenden eingerechnet, — schon merken, das Christentum ist doch etwas Großes; der Besitzende, wie der Besitzlose hat für Leib und Seele, für Arbeit und Besitz keinen ernsteren, besseren, heiligeren Berater als Jesum Christum den Erretter.

Nun das dritte: die christlich-nationale Bewegung! Es ist eine Freude, wenn man in die großen Volksversammlungen hineintritt, oder in Universitätsstädten, wie mir's schon manchmal zu teil geworden ist, die Jugend sieht, die zum christlich-deutschen Ideal zurückkehrt; — nicht bloß Theologen, auch Mediziner, Juristen, Philologen, Philosophen, die den gemeinsamen Trieb haben, den der große italienische Politiker einmal ausdrückt in dem Worte: „ritornar al segno“, d. h. zu dem Zeichen zurückkehren, von dem man ausgegangen ist. Unser deutsches Volk verdankt seine Größe, seine Kräfte, freilich viele schmerzliche Kämpfe, aber auch wunderbare Siege des Geistes dieser Verbindung des Volkstums mit dem Christentume. So gilt auch für uns, wir mögen in einem Jahrhundert leben, in welchem wir wollen: Rückkehr zum Zeichen des Ausgangs. Wir müssen uns besinnen auf unsre echte Kultur. Wir müssen wieder Deutsche und Christen werden. Und in diesem Zusammenhange darf ich ein Wort sagen, daß, wenn in unserm Berlin und sonst im deutschen Reich sich eine Bewegung gegen die Übermacht des Judentums geltend gemacht hat, das keine Bewegung sein darf des Hasses oder der Verachtung, der Beleidigung oder der Gewaltthat. Auch da tritt die christliche Weltanschauung an uns heran und verbietet uns, wenn manche von den jüdischen Mitbürgern wirklich Feinde der Nation wären, sie zu hassen. Freilich bekämpfen müssen wir sie, ihren Dienst des goldenen Kalbes, wie den Druck des Geldkapitals, der sich übermächtig auf die Arbeiter und Handwerker und manche Industrielle legt, bekämpfen müssen wir die schamlose Befehdung unsrer Heiligtümer in einer jüdischen Presse, bekämpfen müssen wir, daß Juden allzumächtig in die Rechtspflege, in die Bildung eindringen. Wir wollen, wir müssen Deutsche, Christen bleiben, sonst geht unsre nationale Ehre und all das Große, auf daß wir stolz sind, verloren. Das Judentum ist doch ein fremder Tropfen in unserm Blute! (Großer Beifall.)

Gott schütze unser Volk! Und sollten sich Szenen wie in Rußland oder wie jüngst in Neustettin wiederholen, lassen Sie alle, die in dieser Bewegung stehen — und ich habe aus Ihrem Beifall gesehen, daß hier innerlich viele mit uns in Berlin verbunden sind —, lassen Sie uns das heilige Gelübde ablegen, in den israelitischen Mitbürgern eben Mitbürger zu sehen, Trümmer eines alten herrlichen Volks, das freilich den Messias verworfen und dafür den Mammon ergriffen hat; lassen Sie uns nie vergessen, daß neben vielen, die unser Volk bedrücken, auch edle, rechtschaffene, tüchtige Israeliten sind, die an der Arbeit unsers Volkes teilnehmen. Aber ich sage noch einmal, lassen Sie uns nicht müde werden, die Übermacht des jüdischen Geldes zu bekämpfen, bis sie zurückgedrängt ist auf das Maß, bei welchem die Entwickelung unsers deut-

schen Volksgeistes bestehen, blühen und wachsen kann. Das ist ein gesunder, nationaler Egoismus, ohne den eine Nation verderben würde. Aber freilich, wenn man in unsern Tagen meint, der Antisemitismus allein mache es, so ist man im Irrtum. Die Judenfrage ist eine Christenfrage. Hätten wir nicht so viel thörichte Gesetze, die Juden hätten nicht die Gelegenheit, sie so zu mißbrauchen. Hätten wir mehr Achtung für die Heiligtümer unsers Volks, wir würden Zeitungen nicht lesen, Bücher nicht in die Hand nehmen, welche unsre Heiligtümer beleidigen, beschimpfen. Wären wir mehr ein christliches Volk, dem man es auf der Stirn und im Herzen, im Wort und Thun, der Sonntagsheiligung und an der tüchtigen Arbeit anmerkte: das ist ein Volk aus dem Geist und aus Gott geboren, dann brauchte es kaum noch eine Judenmission zu geben, dann würden viele von den israelitischen Mitbürgern sich in unsre Gemeinschaft flüchten, würden Christen und Deutsche werden. Aber hier liegen viele Schäden, die auf dem Wege der christlichen Kultur gehoben werden müssen.

Familie, Schule und Kirche sind die drei gewaltigen Mittel, ein Volk in christlicher Kultur zu erhalten. Die Kirche ist es gewiß, darüber ist kein Wort zu verlieren, allerdings die Kirche nicht in den Umrissen des Protestantenvereins, sondern in der rechten historischen Gestalt, im Glauben an den auferstandenen Gottessohn. Und diesen Glauben sollen wir auch in die Schule hineintragen. Vielen ist dieser Gedanke verhaßt, sie wollen Simultanschulen, bei denen man katholische und evangelische Christen, ja sogar Juden zusammenbringt, auch da, wo es nicht nötig ist, damit ein simultaner Geist in den armen Kinderherzen die Herrschaft gewinne. Eine solche Einrichtung ist Thorheit und Sünde zu gleicher Zeit. Es ist auch unpädagogisch; es ist kein Erziehen und kein Bilden. Lassen Sie mich in ein paar Streiflichtern Ihnen die Unmöglichkeit dieses thörichten Simultanschulwesens klar machen. Denken Sie sich eine Schule, in der Christen- und Judenkinder zusammen sind. Es wird Weltgeschichte vorgetragen und man kommt zur Persönlichkeit Christi. Kann diese so dargestellt werden, daß die Christen befriedigt und die Juden nicht verletzt sind? Oder es sind protestantische und katholische Kinder vereinigt, lassen Sie in der Weltgeschichte, wenn der Lehrer zur Persönlichkeit Luthers kommt, diese so behandelt werden, daß die evangelischen Kinder mit der höchsten Begeisterung, mit den heiligsten Entschlüssen für die evangelische Lehre zu leben und zu sterben, erfüllt werden, ohne daß die Katholiken sich abgestoßen fühlen. Ehe dieses Rätsel nicht gelöst ist, eher kann auch die Simultanschule nicht gedeihen.

Aber aus der Schule allein kommt die Wiedergewinnung der christlichen Kultur nicht, entspringt die Quelle des Heiles nicht. Es muß dazu kommen: Das Haus, die Familie, das deutsche christliche Familienleben. Die geheiligten Persönlichkeiten, von Vater und Mutter, welche ihr Amt, das sie an den Kindern zu erfüllen haben, ansehen als einen Auftrag von Gott und ihre Kinder nicht bloß in irdischer Kunst und

Wissenschaft, sondern auch in der Tüchtigkeit des Geistes, in der Lebendigkeit des Glaubens, nicht bloß für den Staat, sondern auch für die Kirche, nicht bloß für irdischen Erwerb, sondern auch für die Seligkeit erziehen — sie sind die ersten zum Helfen.

Da liegt die Aufgabe unsers Volkes. Unser Familienleben ist viel zu sehr entleert von den Kräften des Heils. Man hatte die religiöse Unterweisung der Schule übertragen; in Zeiten, wo alle Lehrer fromm waren, wo durch Volk und Haus ein Odem des Christentums ging, hatte man gedacht, die Schule besorgt die Frömmigkeit. Ja sie thut es, doch oft — wie? wie? Aber wenn sie es auch recht thut, im Religionsunterricht kann das Christentum nicht gelernt werden. Es ist überhaupt nicht zu lernen; es muß geübt werden in Wort und That. Wie können Kinder lebendige Christen werden, wenn sie an den Eltern nicht das Beispiel sehen? Das ist die Mahnung aus der schweren Zeit an alle: An die Väter, daß sie wieder die Priester ihres Hauses werden; an die Frauen und Mütter, daß sie die heilige Flamme eines gesunden Christentums auf dem häuslichen Herde unterhalten; an die Kinder, über die heute so viel geklagt wird, daß sie in Gehorsam den Eltern wieder dienen. Wohl dem Hause, das durchweht ist von dem Odem Gottes; da ist die Stätte des Heils! Aus Familien bauen sich Städte, aus Familien baut sich ein Volk auf, und die einzelnen Persönlichkeiten, im Grunde die größten Faktoren in der Geschichte des Volkes, werden in der Familie gebildet.

Wenn die christliche Weltanschauung sich wieder Bahn bricht, wenn wir wieder ein christliches Familienleben haben, das seinen Sonntag heilig hält, in dem die Lampe des Gebets nicht auslischt, wo man es den Worten und Werken aller ansieht: Hier ist christlicher Boden, hier ist deutsches Familienleben; wo das Haus eine Stätte der Liebe, eine Burg der Treue, ein Heiligtum des Glaubens wird — da ist Rettung und Heil, dann mag es noch so dunkel aussehen in manchen Schichten; viele solche Heiligtümer und die christliche Weltanschauu ng wird wieder aufgehen, vom Hause ausströmen und ihr Licht gießen über Volk und Staat. Dann werden wir vielleicht später zurückblicken auf unsre Tage der Kämpfe, der Gährung und Arbeit und werden sagen: Da liegt das Morgenrot, die Geburtsstunde des neuen Deutschlands. Die Jahre 1870—71, die Deutschland sicher und stark nach außen machten, waren gewiß gesegnet; aber diese inneren geistigen Kämpfe unsrer Nation sind noch nützlicher, noch segensreicher, weil sie dem deutschen Volke Einigkeit, Friede und Glauben zurückgeben! (Stürmischer Beifall.)



Die Bedeutung der neuen Sozialreform.

Rede, gehalten auf dem konservativen Parteitag in Breslau am 9. Juni 1882.

Meine verehrten lieben Herren und Freunde! So darf ich Sie nach dem freundlichen Empfang, der mir eben zu teil geworden ist, wohl anreden. Ich bin herzlich erfreut, daß Sie mich vom vorigen Jahre her noch in so gutem Andenken behalten haben. Es war eine schöne Versammlung damals, jene Volksversammlung über die Handwerkerfrage, und sie hat nicht bloß hier in Breslau, sie hat weit über die Grenzen der Stadt, in die Handwerkerkreise von Deutschland hineingewirkt. Nun sind wir heute von neuem versammelt unter der konservativen Fahne nicht in Liebichs Saale sondern hier auf dem Schießwerder, und auch hier wieder erfüllt sich das alte gute Wort: Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen. Wenn ich diese große Schar übersehe, so muß ich mir sagen, die hätte ja in Liebichs Saale gar nicht Platz gehabt. (Bravo und Heiterkeit.)

Ja, meine Herren, daß sich hier eine konservative Parteiversammlung zusammenfindet in dieser Zahl, mit dieser freudigen Begeisterung, das will noch ganz etwas andres sagen, als wenn eine große Volksversammlung sich zusammenfindet, zum Teil um zu hören, zum Teil um zu opponieren. Aber wundern darf es uns nicht, daß hier aus Breslau, aus allen Teilen Schlesiens sich treue patriotische Männer so freudig zusammengefunden haben. Denn die Zeiten sind ernst und unsre Aufgaben sind groß. Wer die Zeichen der Zeit versteht, kann die Arbeit, welche wir zu thun haben, die Kämpfe, welche auf uns warten, gar nicht groß genug ansehen. Sehen wir der Gegenwart und der nächsten Zukunft ins Auge, so muß unsre Losung sein: Mut, Glaube, Hoffnung, Ausdauer, nur so werden wir zum Ziele kommen. Die soziale Frage heißt das große Rätsel der Gegenwart, die soziale Reform heißt seine Lösung. Es ist eigentlich nicht schön, daß wir Deutsche so viel mit Fremdwörtern zu thun haben, daß wir einen Begriff, der uns so lieb geworden ist, wie dieser Begriff „soziale Reform“, mit zwei Fremdwörtern ausdrücken müssen. Es heißt eigentlich eine Erneuerung unsres gesamten gesellschaftlichen Gemeinschaftslebens und bezieht sich nicht auf die Frage des Handwerks und der Arbeit allein.

Verehrte Freunde! Wenn die Arbeit leidet, diese persönliche Thätigkeit des sittlichen Menschen, dann ist das ein sicheres Zeichen, daß alles leidet, daß alles reformiert werden muß. (Beifall.) Und in der That, das ist der Charakter unsrer Zeit, daß wir unsern gesamten Bestand im Staat, in der Gesellschaft, in der Kirche, im Arbeitsleben hineinwerfen in den Tiegel der großen Prüfung, ein heiliges Feuer darunter anzünden und ihn nun von neuem durchglühen und ausläutern lassen,

bis daß er in unsrer wunden Zeit das thut, dessen sie bedarf. Unsre nationale Arbeit ist am weitesten vorgerückt. Da liegen die Ziele nicht mehr bloß vor uns, sondern zum Teil haben wir sie erreicht und sehen mit Freuden auf sie zurück. Deutschland ist einig und braucht keinen Nachbar mehr zu fürchten, nicht im Westen, nicht im Osten. (Beifall.)

Durch die wundervolle Weisheit unsres kaiserlichen Herrn, durch die besonnene Kühnheit unsres schneidigen Kanzlers, durch die hohe Feldherrnkunst tüchtiger Generäle, unter denen viele von unsern Feinden sogenannte Junker waren, durch die Tapferkeit unsres Volkes und nicht zum mindesten durch Gottes große Barmherzigkeit ist unsre Nation gefestigt. Aber, teure und verehrte Männer, einen Kaiser haben, der hoch in den siebzigern mit seinem Volk ins Feld zieht, und ihn dann bei der Spazierfahrt in der Hauptstraße seiner Residenz mörderischen Geschossen, frevelnden Versuchen ausgesetzt sehen; draußen auf jedem Schlachtfelde den Sieg gewinnen und hier Niederlagen der Industrie erleben; draußen stark, hier schwach zu sein, was das nationale Band betrifft, und dabei uneinig, zerrissen, zerklüftet bis auf den tiefsten Grund, das ist das Glück nicht, wonach Deutschland begehrt. Und daß wir ein andres besseres Glück erlangen, daran sollen wir arbeiten, dafür sollen wir kämpfen. (Lebhafter Beifall.)

Ein wunderbares Geschick! Während hier die Sieger in der Zeit nach dem Kriege mit einem furchtbaren Schwindel begannen und allmählich einem wirtschaftlichen Abgrunde zurollten, aus dem uns nichts mehr retten zu können schien, blühte die Industrie der Besiegten auf. Sie haben ja nun auch ihren Schwindel und haben auch ihren Krach gehabt in Paris; aber wie gering, wie eng sind dort die Kreise, die in Frankreich unter dem Schwindel gelitten haben, verglichen mit der Niederlage unsres Wohlstandes, die durch die furchtbaren Ereignisse an den Börsen am Anfang der siebziger Jahre über unser Volk gekommen ist. Es war schmerzlich, daß auf diese Jahre des wirtschaftlichen Übermuts und der Unredlichkeit sobald der Zusammenbruch folgte, daß die Trunkenheit unsres Volkes zuletzt aufgerüttelt werden mußte durch die zwei Attentate unter den Linden. So schwer beides ist — das letzte am meisten — so müssen wir doch sagen, Gott sei Dank, daß es so gekommen ist, daß jener wirtschaftliche Bankrott uns die Augen geöffnet hat über unsre sozialpolitischen Thorheiten und daß jene Blitze unter den Linden uns die Nacht enthüllt haben, in welcher unser sittlich-religiöses Leben unterzugehen drohte. (Lebhafter Beifall.)

Unser Elend war, daß wir unter dem Eindruck eines vergifteten öffentlichen Lebens, einer zum Teil nichtswürdigen Presse, einer unablässigen Jagd auf alles, was groß, edel, göttlich und heilig war, wir, das Volk der Ideale, fast verlernt hatten, die Dinge in einem christlich-sittlichen Lichte zu sehen, sowohl die Angelegenheiten des Geistes wie die Angelegenheiten des Verkehrs und des öffentlichen Lebens überhaupt.

Verehrte Freunde! Auch die Arbeit soll man nicht als Ware an-

sehen — man soll sie ansehen als persönliche That. Das war im tiefsten Grunde der Fehler unsrer ganzen früheren wirtschaftlichen Anschauungen, daß wir meinten: nur viel Waren produzieren, nur viele Güter erzeugen, nur viele Dinge schaffen, welche man dann dem Handel für seinen Profit überliefern kann, ob Arbeit, Industrie, Handwerk daran zu Grunde gehen ist gleich. Das war unser Unglück. Heute, m. H., hat sich auf den Kathedern wie in den Regierungskreisen, in den Parlamenten wie in den Volksversammlungen, und — ich sage es mit Freuden — am allermeisten wohl in Berlin und Breslau, ein Umschwung vollzogen, daß man in den Mittelpunkt und das Zentrum der wirtschaftlichen Anschauung nicht die Güter stellt, nicht das Geld, sondern den Menschen. (Beifall.)

Man kann aus früheren Jahrzehnten manches Lehrbuch der Volkswirtschaft durchblättern und findet die sittlichen Seiten des menschlichen Verkehrs und des Arbeitslebens kaum erwähnt. Heut gibt es Lehrbücher der Nationalökonomie, bei denen der ganze erste Teil betitelt ist: der Mensch als Träger der Arbeit. Das Persönliche, das in der Tiefe der Brust sein Heiligtum hat, ist noch immer das Durchschlagende, Kämpfende, Siegende überall auf Erden, auch auf dem Gebiet der Arbeit; und daß wir es da wieder hergestellt haben, daß wir das Verkehrs- und das Arbeitsleben für die sittliche religiöse Anschauung zurückerobert haben, oder im Begriff sind, es zurück zu erobern, das ist, verehrte Anwesende, trotz aller Schwierigkeiten, trotz aller Kämpfe der Gegenwart, doch unsre hohe und heilige Freude. (Lebhafter Beifall.)

Die Gegner sagten: Was ist das ganze Arbeitsleben? Kampf ums Dasein; jeder muß sehen, wie er durchkommt. Freie Konkurrenz ist auf diesem Schlachtfelde das höchste Gebot! Laßt nur das Spiel der Kräfte walten; aus diesem Spiel der Einzelkräfte wird zuletzt eine wunderschöne Harmonie hervorgehen. Ja, wir haben die Harmonie vor Augen gesehen, es war allerdings eine nahezu völlige Einstimmigkeit darüber, daß es so nicht weiter gehen könne, daß der deutsche Wohlstand zu Grunde gehe. (Lebhafte Heiterkeit und Zustimmung.)

Für den Produzenten die billigste Arbeit, für den Konsumenten die billigste Ware, für den Händler der größte Profit, das war eigentlich die ganze Weisheit, das Abc des sogenannten Manchestertums! (Beifall.)

M. H.! Die produktiven Kräfte zu stärken, die in unserm lieben deutschen Boden liegen, wie die, die in den deutschen Armen liegen, ist heute nach der gegenwärtigen Auffassung die erste Pflicht einer gesunden Volkswirtschaft. Nicht, daß der Konsument schlechte Ware billig kaufen, oder — wir kennen ja die Art, wie man das macht — schlechte Ware teuer kaufen kann, ist heute noch das Ziel unsrer Wünsche, sondern, daß Produzent und Konsument miteinander bestehen. Unserm Volke dämmert's allmählich auf, daß ein billiger Preis nicht wünschenswert ist, wenn er dazu führt, daß viele Klassen unsres Volkes überhaupt nichts mehr haben, sondern daß es das beste ist, einer lebt mit dem

andern in gesunden Verhältnissen; jeder muß für den andern ein Opfer bringen, und aus den gemeinsamen Interessen der großen Industrie wie der Landwirtschaft, des Arbeiters wie des Handwerkers blüht eine Harmonie der Interessen auf, welche auf gegenseitiger Anerkennung begründet ist.

Ich sage ganz das, was mein verehrter Vorredner gesagt hat: Die berechtigten Interessen zu stärken, das ist eigentlich die Aufgabe des Staates, als eine soziale Organisation aufgefaßt. Die berechtigten Interessen, davon wußte man Jahrzehnte hindurch gar nichts, man sagte den Leuten: Die Hauptsache ist Freiheit, Zivilisation, Kultur, auch ein Kulturkampf, so daß die Kirchen sich einander den Dolch in das Herz bohrten und die jüdische Presse stand dabei und lachte sich ins Fäustchen. (Zustimmung.) Das galt eine Zeitlang für die höchste Staatskunst. Uns sind die Augen erst übergegangen und dann aufgegangen. (Heiterkeit.) Jetzt wissen wir, daß man auch mit solchen idealen Gedanken Schacher treiben kann, um unter dem Schein des Schachers dem lieben idealen deutschen Volke sein Hab und Gut soviel wie möglich zu beschneiden.

Wenn wir sagen „berechtigte Interessen", so versteht es sich ganz von selbst, und ich glaube, es geht durch alle unsre Herzen hindurch, daß, wenn es das große Interesse des Vaterlandes von uns fordert, jeder einzelne seine Standesvorteile, seine Berufsinteressen, sich selber vergessen kann, um sein Letztes, seinen letzten Pfennig und seinen letzten Blutstropfen hinzugeben für das teure Vaterland. Aber daß man sich in dem Vaterlande wohl fühlt, daß aus allen den Millionen treuer deutscher Männer ein nationales Gebäude aufgeführt wird, in dem uns so von Herzen wohl ist, das kann nur geschehen, wenn neben den patriotischen, sittlichen, geistigen, religiösen Interessen auch die materiellen Interessen gesund fundamentiert sind.

M. H.! Es ist gewiß nicht mein Beruf, einer Zeit, die viel zu viel an Materialismus leidet, Sinn für materielle Interessen beizubringen, aber das meine ich, unsre deutsche Idealität hatte gerade daran gelitten, daß sie sich nach den materiellen, realen Bedürfnissen zu wenig umsah, daß sie ein reines Luftgebäude aufführen wollte und nicht mehr bedachte, auf welchem Boden bauen wir unser deutsches Glück? (Bravo!)

Die Sozialdemokratie, dieses furchtbare Erzeugnis unsrer Zeit, hat uns daran gemahnt, daß man die berechtigten Bedürfnisse eines Volkes nicht übersehen darf — viel zu lange hat man diese höchst beachtenswerte Erscheinung falsch beurteilt. Das System des Gehenlassens wurde auch auf sie angewandt. Man ließ sie sich organisieren, eine Presse entwickeln, Versammlungen halten; wir in Berlin sind Zeugen gewesen, mit welcher Freiheit und Kühnheit in dieser Presse wie in diesen Versammlungen jede irdische wie göttliche Ordnung heruntergerissen, zerstört und mit Füßen getreten wurde. Wäre das Jahr 1878 nicht gekommen, es wäre vielleicht noch bis auf den heutigen Tag so weiter gegangen. Es wären die Umsturzgedanken riesengroß in die Höhe ge-

wachsen, wenn wir nicht gar in der Zwischenzeit bereits eine soziale Revolution erlebt hätten; aber diese Gefahr ist nun vor der Hand beiseite geschoben. In Berlin — ich sage es frei und offen; so tief steckt die Freude am Vaterland, die Hoffnung auf eine soziale Besserung wieder im Herzen des Volkes, — ist heute irgend ein Putsch, irgend ein Umsturzversuch gar nicht mehr denkbar. Einer von den Erwählten der Sozialdemokratie hat unter dem Eindruck der sozialen Reform in der Reichstagssitzung sagen müssen, ja, er glaube, daß durch die soziale Reform die soziale Revolution verhindert werden könnte. Ein bedeutsames Wort! Das ist seit zehn Jahren, seitdem ich über die sozialen Dinge nachdenke und studiere, das Ziel meines Strebens, das ist in den fünf Jahren, seitdem ich in das öffentliche Leben getreten und Politiker geworden bin, mein unablässiges Arbeiten, daß es gelingen möchte, die Umsturzgedanken, welche heut durch die ganze Welt gehen, bei uns zu bannen, nicht durch die Säbel der Polizei, nicht durch Kanonen, auch nicht durch den Knüppel Laskers (Beifall), sondern durch die Liebe und Gerechtigkeit einer weisen Staatskunst. (Anhaltende Bravos.)

Wir waren am Vorabend des Geburtstages unsres teuren Kaisers bei ihm zur Audienz. Die Berliner Bewegung, uns eine unaussprechliche Freude, durfte in ihrem Vorstand Se. Majestät beglückwünschen zu seinem Geburtstage. Da sagte unser Kaiser, der in seiner schlichten königlichen Rede den Nagel so oft auf den Kopf trifft: „Wenn das vergangene Jahr dem Herrscher des autokratischsten Landes, dem russischen Kaiser, und dem Präsidenten des freiesten Volkes, der aus der Wahl dieses Volkes hervorgegangen ist, das Leben gekostet hat, wer ist dann noch sicher?“ Ja, m. H., wer ist da noch sicher? In solchen Zeiten heißt es: Alle Mann an Bord, und Gott segne den Kapitän auf dem Schiff und den Steuermann auch, daß sie den Kurs finden durch die vielen Klippen und Brandungen hindurch in den Hafen des Friedens. Sehen Sie, das ist das, was wir alle nicht bloß wünschen, sondern von Gott erbitten sollen, worüber wir, wenn es sein muß, unser Leben opfern müßten, daß wir unser Volk vor den Umsturzgedanken der Sozialdemokratie retten. (Bravos und langanhaltender Beifall.)

Der Anfang ist gemacht; wenn wir Fortschritte erreichen — ich meine nicht die Berliner —, wenn wir vorwärts kommen auf dem Gebiete der Reform, wenn es uns gelingt, nicht durch Phrasen, sondern durch Thaten unser Volk davon zu überzeugen, daß die Regierung und die besitzenden Stände das Wohl des Volkes pflegen, das Heil des kleinen Mannes im Herzen haben, dann ist auch der Umsturz bei uns unmöglich — dann mag der Nihilismus seine Handgranaten von Osten über die Grenzen werfen — dann mag die Kommune im Westen ihre Feuerfunken über unsre Grenzen schießen — dann wird sich an dem deutschen Volke, das durch die soziale Reform geeinigt, gefestigt und, soweit es auf dieser armen Erde möglich, befriedigt ist, die

Revolution der übrigen Welt brechen. Das ist meine Hoffnung und mein Wunsch. (Rauschender Beifall.)

Unter diesem Lichte sehen Sie diese ganze gegenwärtige Reformbewegung an. Es gibt ja Thoren, unverbesserliche Thoren, welche zwei solche Attentate in einem Jahre erleben und dabei doch denken, das hat weiter nichts auf sich. Wer unsrer Zeit in das Herz sieht, muß sich sagen, wir stehen wirklich über einem Abgrund, und des größten Ernstes, wie der heißesten Liebe, der treuesten Arbeit, der besonnensten Weisheit bedarf es, um das rote Gespenst aus der europäischen Kulturwelt hinauszuscheuchen. Nur wer diese Gefahr kennt und sie beschwören will, wer die Mittel hat, das Gespenst zu bannen, kann heute auf den Namen eines Staatsmannes Anspruch machen.

Nun meine ich, wenn der Fortschritt, unser guter Freund in Berlin (Heiterkeit), wirklich alle seine Ziele erreicht hätte, wenn er in der Armee zweijährige Dienstzeit eingeführt hätte, wenn die Minister nach der Pfeife der Majorität tanzen müßten, wenn wir die indirekten Steuern abschafften und ließen uns durch die direkten Steuern bis zur Unerträglichkeit belasten, wenn wir unsre Zölle an den Grenzen preisgäben und eröffneten unser Land und unsre Märkte jedermann, wenn dies alles erreicht wäre und wirklich der kleine Mann das amerikanische Schmalz umsonst bekäme (Heiterkeit), was wäre damit gethan, um die Umsturzgedanken zu bannen, welche heute in dem Herzen der Sozialdemokratie gewaltig und mächtig sind? Gar nichts, m. H. (Lebhaftes Bravo!) Wenn Sie aber diese Schlußfolgerung durch Ihren Beifall anerkennen, so müssen Sie auch hinzufügen, dann kann uns auch der Fortschritt gar nichts helfen, sondern nur schaden; und es gehört in der That zu den Rätseln für den, der die unglaubliche Gutmütigkeit und die Verblendungsfähigkeit unsres deutschen Volkes nicht kennt, daß, wenn so scharf Königtum und Fortschritt, Weisheit und Thorheit, Liebe und böser Wille, Fähigkeit und Unfähigkeit einander gegenüberstehen, dann in weiten Kreisen unsres Volkes unter infamen Wahlmanövern der Ruf laut wird: Wir erklären uns für das Unheil, für das Verderben, für die Unfähigkeit. (Bravo!)

Ja, m. H., unser Volk muß eben erst politischer werden. (Wiederholter Beifall.) Wenn unsre Arbeiter und Handwerker verständen, was ihnen not ist, so würden sie heute als die ersten sich um die Fahne der Regierung scharen, würden die Hand unsres Kanzlers ergreifen, nicht um ihm auf jedem seiner Wege zu folgen, wohin er führt, oder, wie die fortschrittliche Presse manchmal sagt, mit ihm durch Dick und Dünn gehen — das kann keine Partei, das thun wir nicht, das thut auch kein Stand, — aber um die großen Gedanken des Reichskanzlers, den guten Willen der Regierung zu einem richtigen Ziele, zu einer praktischen Ausführung zu bringen. Die Sache steht doch in der That so, die Regierung hat es erklärt, unser vielgeliebter Kaiser hat es durch seine Botschaft in den Granit der Geschichte geradezu eingegraben,

daß die Aufgabe des deutschen Reiches, des preußischen Staates für die Zukunft sein wird und sein muß, sich der bedrängten Volksklassen anzunehmen. Daß die bedrängten Volksklassen auf solch ein königliches Programm nicht eingehen, daß sie eine Politik, die nicht daran anknüpft, die ohne sie, vielleicht gegen sie, anstatt mit ihnen und durch sie gemacht wird, lieber wollen, ist in der That vollkommen unbegreiflich. (Zustimmung.) Es dämmert ja überall. Daß es uns in Berlin gelungen ist, um die Fahnen der sozialen Reform auf christlicher Basis beinahe 50 000 Männer zu sammeln, ist — wenn wir auch noch nicht gesiegt haben — ein Ereignis von der allergrößten Tragweite.

Meine Herren, in Berlin hat unser Volk begriffen, daß es für Deutschland die größte Ehre wäre, auf diesem großen und kühnen Pfade der sozialen Reform der ganzen Welt voranzugehen, die arbeitenden Berufsklassen zu einer größeren Sicherheit, zu einer größeren Wohlhabenheit zu führen; in Berlin hat es unser Volk begriffen, daß es sich für die Residenz und auch, — füge ich hinzu, — für die Hauptstädte der Provinz schickt, bei solchem Gange nicht zurückzubleiben, sondern, wenn es zum Kampf geht, die ersten zu sein und in der sozialen Arbeit unserm Volke gleichsam als Avantgarde voranzugehen. (Beifall.) Und daß die unausbleibliche und unvermeidliche soziale Reform diese tiefe Arbeit an unsern Verhältnissen von der Regierung, nicht von einer Partei in die Hand genommen wird, ist von der allergrößten Wichtigkeit. Eine Reformpolitik, die bloß der Sozialdemokratie gehört, oder nur dem Handwerkerstande, kann gar nicht anders als einseitig sein. Wenn die Regierung sich an die Spitze der Reform stellt, wenn unser Kaiser, so glorreich und mächtig, unser Kanzler im Bunde mit der Reichsregierung diese Reformarbeit in ihre Hand nehmen, so ist damit zweierlei gesichert, was bei jeder Reform unerläßlich ist: einmal, daß die Reform nicht bloß Projekt bleibt, sondern zur That wird, und daß sie nicht einzelne Interessen auf Kosten der andern bevorzugt. Eine Partei wird immer nur an die Reform denken, die ihr allein nützt; ein König, zumal ein erblicher Monarch, eine Regierung, welche Deutschland groß und einig gemacht hat, wird daran denken, das Wohl aller Parteien und damit das Wohl des Landes auch für die Zukunft zu sichern, und nur das ist rechte Staatsweisheit. (Bravo!)

Meine Herren! Sehen wir uns die Ideen der Reform an, so weit sie von der Regierung bisher ans Tageslicht getreten sind. Die Regierung begann mit dem Zolltarif. Praktische Leute hatten lange darauf gewartet. Unser Markt war vom Ausland besetzt, unsre Nachbarn hatten sich gegen unsre Waren durch starke Zölle verschlossen. Was uns übrig blieb, war ein wirtschaftlicher Zweikampf mit England und ein kleiner Nebenkampf mit Amerika. Das hieß: einen seit langer Zeit fein dressierten englischen Wettrenner mit einem soliden deutschen Pferde zusammen im Hoppegarten loslassen und zu denken, nun werden wir sehen, wer zuerst kommt. (Heiterkeit.) Ja, das weiß jeder von vornherein, daß da das englische Wettrennpferd vorankommen muß. England hat eine alte

kapitalmächtige Industrie und günstige Verhältnisse, Englands Boden ist seit Jahrhunderten nicht von einem Feind betreten, während auf unserm deutschen Boden fast alle Kriege der Weltgeschichte ausgefochten worden sind. Wir haben eben erst angefangen nach einem großen Kriege aufzuatmen, und wir sollen die wirtschaftliche Konkurrenz mit England aufnehmen? Nur der Wahnsinn kann das von der deutschen Industrie verlangen.

Unser neuer Zolltarif dachte gar nicht daran, die Erzeugnisse andrer Nationen von unserm Markte fern zu halten, eine Grenzsperre einzuführen; er ist kein Prohibitivsystem, sondern mäßiger Schutz. Das kann niemand bestreiten. Es läßt sich darüber reden, ob diese oder jene Artikel mehr oder weniger zu besteuern sind. Wir sind im Reichstag eben bei dieser Arbeit; aber daß wir anfangen mußten, unsre nationale Arbeit wieder zu schützen, ist ganz gewiß. Man macht jetzt von radikaler Seite unserm Fürsten Reichskanzler den Vorwurf, er habe mit einer plötzlichen und unerklärlichen Schwenkung die Schutzpolitik angefangen. Das heißt doch wirklich die Dinge auf den Kopf stellen. Ich finde, unsre Regierung hat viel zu lange gezaudert, um den Wunsch des Landes zu erfüllen. Es war wirklich nicht so, daß Bismark rief und alle, alle kamen, sondern alle, alle riefen und dann kam er mit seiner kräftigen Hand (Bravo!), und dafür wollen wir ihm danken. Die Großindustrie hatte den Schutz nötig und die Landwirtschaft auch. Der geringe Zoll, der auf Korn, Fleisch und Holz gelegt ist, ja, er wird wirklich weder die Großgrundbesitzer noch die Bauern zu Millionären machen auf unsre Unkosten. Es werden, — ich sage das nicht von allen Zöllen, aber von dem Kornzoll mit vollster Überzeugung, — diese fünf Groschen auf den Zentner von den Konsumenten nicht einmal empfunden und sichern unsern Landwirten wenigstens das eine, nicht daß in schweren Zeiten Getreide von auswärts nicht kommen kann, sondern daß nicht mutwilligerweise unser Markt mit fremdem überflüssigen Korn überfüllt wird, und das muß jeder wünschen, auch der kein Landwirt ist. (Zustimmung.)

Es müssen sich doch auch die Glieder, welche in der Industrie, im Handwerk, in der Arbeit stehen, klar machen, daß, wenn die Landbewohner, welche noch immer bei weitem der größte Teil der Bevölkerung unsres deutschen Reiches sind, so herunterkommen, so in ihren Erwerbsverhältnissen leiden, daß sie nicht kaufen können, dieser Zustand für die Industrie der größte Schaden ist, der sich nur denken läßt.

Wir denken immer, wenn wir unsre traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse ansehen, die Schuld liege allein in der Überproduktion, ich glaube, sie liegt ebenso — vielleicht mehr noch — in der Unterkonsumtion, darin, daß die Leute in ihren wirtschaftlichen Kräften so schwach sind, daß sie nur, wo es absolut notwendig ist, kaufen. Dadurch kommt diese Lauheit auf unsern ganzen Markt; diese zu heben oder zu lindern wird auf keinem andern Wege geschehen, als daß Industrie und Landwirtschaft

sich einander helfen. Derselbe Schaden drückt weiter unsre ehrliche, fleißige, solid arbeitende Großindustrie; sie leidet schon jetzt unter dem internationalen Geldkapital. Mir haben es große Industrielle, die die schönsten Fabriken, die besten Erwerbszweige hatten, oft gesagt, wir können nicht mehr aufkommen gegen den jüdischen Handel und gegen das jüdische Geld. (Zustimmung.) Aber für die Landwirte ist diese Gefahr geradezu verdreifacht. Die Landwirte, heute ebensowohl der große wie der kleine Landbesitz, leiden unter einer dreifachen Gefahr: sie haben zum großen Teil einen stark überschuldeten Grundbesitz. Wir haben darüber keine Statistik. In Österreich, wo sich die Verhältnisse genau so entwickeln wie bei uns, vielleicht etwas schneller, hat man eine Statistik. Da hat man festgestellt, daß in ungeheuren Proportionen Bauerngüter und große Güter subhastiert werden, und daß immer größere Summen auf Hypothekenlasten ausfallen, weil der Kaufpreis nicht mehr die Hypotheken deckt. Ich bin im vorigen Jahre vielfach in Süddeutschland gereist, da hat mir ein Kundiger gesagt: Nur die schlechten Preise verhindern, daß unzählige Bauernhöfe losgeschlagen werden, sie gehören den Besitzern nicht mehr, sie sind alle in den Händen des Kapitals. Man läßt die Bauern nur darauf sitzen, halb aus Gnade, und weil man niemand findet, der sie bewirtschaften will.

Einer solchen Wirtschaft fehlt es natürlich an Betriebskapital. Wenn der Besitzer Geld braucht, sei es in schlechten Zeiten oder zu Meliorationen, oder wenn er mit Hypotheken überlastet ist, findet er das Geld zu ungeheuren Zinsen nur noch beim Wucherer. Oberschlesien kann ein Lied davon singen. Und bei diesem Zustande, wo unser Landbesitz je länger je mehr überlastet wird, wo die Löhne ungeheuer erhöht und die Produkte lange nicht in dem Maße gestiegen sind, wird auf unser deutsches Volk von Rußland, von Ungarn, von Amerika her eine Konkurrenz losgelassen, aus diesen jungfräulichen Ländern, welche eine so billige Naturwirtschaft haben, daß unsre entwickelte Landwirtschaft bei den hohen Preisen wirklich damit nicht konkurrieren kann. Es ist dies für uns eine Frage von entscheidender Wichtigkeit, welche viel mehr als bisher geschehen, unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen sollte.

Hierbei gelangen wir notwendig zu der Frage: wie erhalten wir unsern landwirtschaftlichen Betrieb, wie erhalten wir unsern Grundbesitz und Bauernstand? Ich war neulich bei einem Manne, der auf dem sozialen Gebiete lebhaft arbeitet, zu Mittag — auch Politiker waren da —, wir kamen auf dieses Verhältnis zu sprechen. Der Wirt erzählte folgende Geschichte: Sein Schwager sei vor geraumer Zeit nach Posen gegangen, um sich da anzukaufen. Mit viel Kapital, mit einer tüchtigen landwirtschaftlichen Kenntnis habe er bis heute sein Gut gehalten, aber heute sei es viel weniger wert, als vor zehn Jahren. Um ihn herum wohnen elf Gutsbesitzer, mit denen er im Verkehr lebte. Alle elf sind bankrott geworden, und auf acht Höfen sitzen Juden. (Sensation.) Ja, das sind Zustände, die gen Himmel schreien, nicht bloß

zur Regierung hinauf. (Laute Zustimmung.) Und da nun zu sagen, laßt es gehen, wie es gehen will, lassen wir leben, was leben kann, lassen wir sterben, was sterben muß, das ist nicht bloß Frevel, das ist eine Frechheit. (Bravo!) Mit der Fürsorge für Industrie und Landwirtschaft begann die soziale Reform der Regierung; aber sie hat ihr Augenmerk auch sofort auf den Handwerkerstand gerichtet. Schüchterne Versuche, die Innungen neu zu stärken, begannen, Versuche, die noch im vorigen Jahre zu etwas geführt haben. Ich nach meiner Überzeugung halte auch das Innungsgesetz vom vorigen Jahre noch nicht für genügend; ich habe es von Anfang an offen, klar und unzweideutig ausgesprochen, daß, wenn man Innungen will, man nur obligatorische Innungen wollen kann. Nur diese haben die Kraft, ihren Gliedern den nötigen Schutz, ihrer Genossenschaft die nötige Macht, dem Staate gegenüber das erforderliche Recht und, das Letzte ist nicht das Geringste — dem Handwerker, der in ihnen steht, den nötigen Kredit zu verschaffen. (Beifall.)

Es ist wahr, in der Politik sind wir noch nicht so weit; aber in Handwerkerkreisen ist man doch über die erste Morgendämmerung hinaus. Was vor wenigen Tagen in Magdeburg geschehen ist, mutet mich an wie ein Handwerkermorgenrot; da hat man beschlossen: obligatorische Innung, Verbot, ein Handwerk zu treiben für den, der es nicht gelernt hat (Beifall), Aufsicht über Gesellen und Lehrlinge, die gleichfalls Innungsgenossen sind, und Gewerbekammern, welche die Innung dem Staate gegenüber mit voller Macht repräsentieren. Ich finde bei diesen Beschlüssen leider noch nicht alle Handwerker, aber manche von unsern Berliner Freunden, die, als man vor vier Jahren sagte: Leute, ihr kommt um die obligatorische Innung nicht herum! meinten, das wäre nicht im Geiste der Freiheit. Heute wissen sie, daß die Freiheit des Handwerks vor allem darin besteht, dasselbe frei zu machen von seinen Blutsaugern (Beifall) und die Innungen frei zu machen, daß sie ihr Leben führen nicht nach dem Kommando des Magaziniers, sondern nach dem, was ihres Herzens Neigung und Hoffnung ist. (Stürmischer Beifall.)

Freilich, das wird von den Liberalen nicht anerkannt. Es ist vor kurzem eine Generalversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung gewesen. Diese will auch dem Handwerk mit Bildung helfen. Nun, Bildung ist ein sehr hohes Gut, aber wenn man einem invaliden Arbeiter sagt: Lieber Freund, du mußt dich recht gebildet machen, — oder einem Handwerker, der am Wucher zu Grunde geht, sagt: Lieber Freund, tritt in den Bildungsverein ein, — oder dem Bauersmann, der nichts zu leben und zu sterben hat, rät: Lieber Freund, du bist nicht gebildet genug, so muß man sagen: Mit solchen Dingen den Notständen gegenüber zu treten, ist geradezu eine Narrheit. (Großer Beifall und Heiterkeit.)

Nun hat ein Herr Eberty, Stadtsyndikus in Berlin, gesagt: Magdeburg liegt ihm so unter den Füßen, wie wenn er auf dem Montblanc steht und sieht unten im Thale die kleinen Menschen kriechen. Dieser Herr Eberty hat gemeint: Wer da sagt, daß man durch etwas andres als

durch Fleiß und Sparsamkeit reich werden könne, ist ein Giftmischer; das ist ein starkes Wort. Er hat das Wort natürlich nicht erfunden, nur ein bißchen verstärkt. Aber das meine ich, wenn er auf die Börse ginge, würde er sehr leicht eine Menge gewisser Leute finden, die ohne Fleiß und Sparsamkeit recht hübsche Sümmchen erworben haben. (Beifall und Heiterkeit.) Ich muß sagen, wenn man solche Dinge liest, da bekommt man manchmal die Vorstellung, daß der radikale Liberalismus von Juden, von Börsenjuden (Bravo) vollkommen regiert wird, und daß der Fortschritt weiter gar nichts ist als ein jüdischer Kompagnon. (Große Heiterkeit.) Es kommt noch viel besser. (Heiterkeit.) Dr. Kapp sagt — ich zitiere nach der „Voss. Ztg." und bitte die Herren von der Presse um die größte Aufmerksamkeit, denn die Fortschrittler sagen von mir, daß ich immer die Unwahrheit rede, es ist die Nr. 258 vom letzten Dienstag — Dr. Kapp sagt: „Lassen Sie sich nicht die Augen blenden durch die in Magdeburg zu Tage tretenden Verrücktheiten." Sagen Sie dies Ihren lieben Handwerksmeistern, sagen Sie dies Ihren Genossen in Breslau, mit welcher unqualifizierbaren Zügellosigkeit hier ein Mann des öffentlichen Lebens, der für die Handwerker ebensogut zu sorgen hat wie jeder andre, von den Handwerkerbestrebungen gesprochen hat, wenn dies Blatt richtig berichtet. (Stürmischer Beifall.) Daneben geht freilich ein Bestreben von seiten unsrer israelitischen Mitbürger, die Innung und das Handwerk gleichsam zu protegieren. Es ist dem Herrn Löwe recht leid geworden, daß man dieses Wort „vom feigen Volke, das zu vertreten keine Ehre sei," ihm wieder vor die Nase gehalten hat; er meinte dann, er habe es gesagt in Rücksicht auf die Handwerker vom Jahre 1806. (Große Heiterkeit.) Das Hübscheste aber ist, was bei der Berufszählung geschehen ist. Bekanntlich ist ein gewisser „Herr Meyer" auf den Zählbogen zur Berufsstatistik eine klassische Figur geworden, vielleicht der einzige Israelit, der auf den Zählbogen zu finden ist. Von ihm heißt es: er bleibt nur über Nacht. (Heiterkeit.) Es ist in der That typisch für das Judentum bei uns, „es bleibt eben nur über Nacht." (Lebhafter Beifall.) Doch nicht dieser „Herr Meyer" ist es gewesen, sondern Herr Dr. Samuel Kristeller, der geschäftsführende Vorsitzende des deutsch-israelitischen Gemeindebundes, welcher jetzt für die Berufsstatistik seinen Glaubensgenossen einige Vorschriften gegeben hat.

Das merkwürdige Schriftstück lautet:

Berlin, im Mai 1882.

Am 5. Juni d. J. findet im gesamten deutschen Vaterlande die von der Reichsregierung angeordnete Berufszähluug statt. Jeder Bürger ist verpflichtet, durch wahrheitsgemäße, korrekte und klare Angaben dazu beizutragen, daß ein möglichst treues Bild von dem Erwerbs- und Berufsleben des deutschen Volkes gewonnen werde. Wir Juden haben hierbei noch eine besondere Verpflichtung und ein besonderes Interesse. Es gilt der Verdächtigung entgegenzutreten, als ob der Sinn für die sogenannten produktiven Berufsarten, die Liebe zum Handwerk, zur Landwirtschaft

und den technischen Gewerben in jüdischen Kreisen gänzlich erstorben sei. Nichts kann verkehrter sein, als die Anschauung, daß der Jude durch seine natürlichen Anlagen und Neigungen oder gar durch die Lehren seiner Religion von diesen nützlichen Beschäftigungen abgezogen und vorwiegend auf den Handel hingewiesen werde. Wer vielmehr das Judentum und seine Geschichte kennt, weiß, daß die Juden, ursprünglich ein ackerbau- und gewerbetreibendes Volk, erst durch die Not der Zeit, durch die Unduldsamkeit ihrer Gegner, durch grausame Verfolgungen und harte Ausnahmegesetze, ganz gegen ihre Neigung und Gewohnheiten, gegen Lehre und Beispiel ihrer angesehensten Führer, in eine einseitig kommerzielle Bahn hineingedrängt worden sind. Wie hoch die Juden des Altertums und des Mittelalters die Würde und den Segen der Arbeit schätzten, wie gesund sie über des Handwerks goldenen Boden dachten, und wie fleißig sie ihn bebauten — während die Völker rings um sie her das Handwerk verachteten — davon zeugen verschiedene Stellen des jüdischen Schrifttums, wahre Perlen ökonomischer und ethischer Weisheit. Die hervorragendsten Lehrer des Judentums — ein Hillel, ein R. Akiba, ein R. Josua ben Chanomja, ein R. Jochoman und viele andre — waren Handwerker; sie verschmähten es nicht, neben ihren ernsten Studien das ehrsame Handwerk eines Schneiders, Schusters, Schmiedes, Töpfers, Bäckers u. dergl. zu betreiben, und sie rühmten sich gern ihrer Berufsarbeit. Diese Vorliebe für das Handwerk hat sich bei den Juden überall da erhalten, wo sie sich freier bewegen konnten und nicht durch exklusive Gesetze, Zunft- und Innungsregeln zwangsweise von solchen Beschäftigungen ferngehalten wurden. Und so fehlt es auch unter den deutschen Juden, so sehr hier auch die Folgen der früheren Ausschließung noch fortwirken, nicht an wackeren Männern, die ein ehrliches Handwerk mit Erfolg gelernt und ihre Existenz darauf begründet haben. Kaum waren in Deutschland die konfessionellen Schranken gefallen und den Juden der Zugang zu den verschiedensten Berufsarten eröffnet, als sich auch schon eifrige Bestrebungen für Förderung des Handwerks in jüdischen Kreisen regten. Und diese Bestrebungen sind schon bisher nicht ohne Frucht geblieben. Die bevorstehende Zählung wird dies darthun, wenn nur — und darauf kommt es an — jeder Jude, der ein Handwerk erlernt hat und einen handwerksmäßigen Beruf betreibt, nicht unterläßt, dies der Wahrheit gemäß ohne jede Umschreibung und Abschwächung in die Listen einzuzeichnen. Falsche Scham, Eitelkeit und die leider in unsrer Zeit so weit verbreitete Sucht, zu glänzen und sich über seinen Stand erheben zu wollen, verleiten manchen, der ein Handwerk betreibt, nebenbei aber ein offenes Geschäft führt, sich lieber für einen Kaufmann, als für einen Handwerker auszugeben, sein Handwerk nach Möglichkeit zu verbergen und mit allerlei fremd und pomphaft klingenden Namen (marchand tailleur, Kleidermagazin, Schuhwarenfabrik, Bazar u. dergl.) zu drapieren. An alle Glaubensgenossen, die es angeht, sei hiermit die dringende Mahnung gerichtet, sich bei der bevorstehenden Zählung ihres

eigentlichen Berufs zu erinnern und der Wahrheit die Ehre zu geben. Der Handwerker halte sein Handwerk hoch! Nur wer sich selbst und seine Arbeit achtet hat Anspruch auf die Achtung seiner Mitbürger! Wenn alle jüdischen Handwerker diese Mahnung beherzigen, so werden sie damit nicht nur ihre Pflicht gegen das Gesetz und das Vaterland erfüllen, sondern auch der Sache des Judentums dienen, indem sie Zeugnis ablegen für das Handwerk unter den Juden.

Die jüdischen Gemeindevorsteher, die Herren Rabbiner, Prediger und Lehrer, sowie alle, die für die jüdische Sache fühlen und wirken, werden gebeten, ihren Einfluß in dieser Richtung in Wort und Schrift geltend zu machen. Es handelt sich um einen wahrhaften Kiddush ha-schem!

Der Ausschuß
des deutsch-israelitischen Gemeindebundes.
(gez.) Dr. Samuel Kristeller,
geschäftsführender Vorsitzender.

Nun, das statistische Amt wird schon wissen, was es zu thun hat. Aber man dürfte doch nicht wünschen, daß so ein Börsianer und Kouponabschneider bei der Rubrik, wo sein Beruf zu kennzeichnen ist, einfach schreibe „Schneider!“ (Brausendes Gelächter, Bravo!) Oder daß einer von den bekannten Güterschlächtern in der Rubrik als „Fleischermeister“ sich bezeichnete. Nun, auf diesem Zettel steht, daß die Juden überall das Handwerk lieben, wo sie nur freie Bewegung haben. In Frankreich haben sie allerdings schon seit drei Menschenaltern freie Bewegung gehabt; da können sie alles werden, Minister, Generäle, aber Handwerker werden sie doch nicht, viel lieber Generäle. Im Elsaß, in dieser Provinz, welche früher zu Frankreich gehört hat und wo die Juden seit der französischen Revolution das Privilegium der politischen Freiheit vollständig genießen, wimmelt es von Wucherern, wie nur an einer Stelle des deutschen Reiches. Das spricht doch ganz dafür, daß auf diesem Zettel, ich will nichts weiter sagen, mindestens starke Übertreibungen stehen. (Bravo!) Nein, da liegt das Heil des Handwerks, das Wohlwollen für das Handwerk nicht. Wir sehen täglich, wie von seiten der Juden und Judengenossen die sozialen Reformen, welche dem Handwerk gelten, bekämpft werden. Und doch liegt in der Reform unsre soziale Hoffnung. Prüfen wir ihren Wert auch nach der Seite der industriellen Arbeiter.

Wir alle fühlen das Große, das darin liegt, wenn der Kaiser eines mächtigen Reiches, jetzt des mächtigsten auf Erden, in seinem 85. Lebensjahre, nach so vielen Lorberen und Siegen, eine soziale Botschaft schreibt, gleichsam sein Testament. Gewiß ist es ein Vermächtnis an alle Nachfolger für die Armen und Bedrängten. Die Bedrängten haben — so lautet die Botschaft — einen berechtigten Anspruch auf ein größeres Maß von Fürsorge seitens des Staates. Diese Fürsorge soll geübt werden auf den Fundamenten des christlich-sittlichen Volkslebens. Wenn ihm Gott vergönne, schreibt der Kaiser, an seinem Lebensabende die ersten Spuren des Volksfriedens zu sehen, würde er mit viel mehr Be-

friedigung auf alle großen Erfolge seiner Regierung zurückblicken. (Beifall.) Es ist unmöglich, in schlichterer und zugleich majestätischerer Weise zu bezeichnen, was es heute gilt; und an solch einem Königswort kann man nicht deuteln — das muß erfüllt werden. Mit der Klarheit eines kundigen Arztes legt unser teurer Kaiser in seiner Botschaft die Finger auf die Wunde des Arbeiterlebens, wo es am meisten schmerzt. Diese Wunde heißt Unsicherheit der Existenz. (Beifall.) Der Arbeiter wird krank, gehört einer Krankenkasse nicht an, die kommunalen Almosen fließen nur dürftig; oft ist der bravste, fleißigste Mann durch eine Krankheit ruiniert. Wir haben Hilfskassen, Kommunalkassen, freie Fabrikkassen, Gewerkvereins-Krankenkassen, aber weil sie nicht obligatorisch waren, haben sie ihren Zweck doch nicht vollkommen erreicht und eine unermeßliche Zahl von Arbeitern ist in vielen Krankheitsfällen ohne Unterstützung — wieder ein Beweis, daß auf dem Gebiet des sozialen Wohls nur Zwangsmaßregeln helfen können, die durchgreifen durch das ganze Volk, nicht aber freiheitliche Maßregeln, die den einen schützen und den andern sein Elend noch desto tiefer fühlen lassen. (Bravo!)

Wir hatten ein Haftpflichtgesetz, das den Arbeitgeber zwang, da, wo er oder einer seiner Bevollmächtigten schuldig war, bei Unfällen den Arbeiter voll und ganz zu entschädigen; nur mußte der Arbeiter nachweisen, daß der Arbeitgeber oder sein Beauftragter gefehlt hatte. Dazu bedurfte es eines Prozesses. Ja, wenn ein Mann durch einen Unfall in der Fabrik vielleicht den rechten Arm verloren hat und soll zu diesem Unglück noch ein andres auf sich nehmen — denn dafür halte ich einen Prozeß — so ist das keine Maßregel der Hilfe, sondern der Verzweiflung, und wenn wir sehen, in wie wenigen Berufsarten dies Gesetz waltete und wie wenige Unfälle zur Entschädigung kamen, müssen wir uns freuen, daß die Regierung auch auf diesem Gebiete in einem weiteren Umfang den obligatorischen Charakter anwenden will. Ist das notwendig für die jetzige Situation? Ich sage unbedingt: ja!

Stellen Sie sich vor, daß ein Arbeiter einen Fehlgriff unvorsichtig begangen hat; wo ist der unter uns, der sich sagen könnte, er sei dessen nicht fähig? Durch diesen Fehler werden vielleicht zehn andre Arbeiter mit betroffen; sie haben alle elf keinen Anspruch, sondern sind den Almosen preisgegeben, was auch bei der wohlwollendsten Haltung der Ortsbehörde etwas Schmerzliches und Bitteres hat. Die Armenpflege in die Höhe zu heben auf ein so großes Niveau, daß jeder Arbeiter, der von seinem zwanzigsten Jahre an einer Unfall- oder Krankenkasse angehört, sagen kann: Was auch geschehe, ob ich selber schuldig bin oder einer meiner Mitarbeiter, oder ob ich durch die schlechten Einrichtungen zu Schaden gekommen bin, es wird für mich gesorgt; — das ist das Problem. Der Soldat in des Königs Rock, der auf dem Schlachtfelde sein Leben einsetzt, wird versorgt; auch der Arbeiter bedarf der Hilfe.

Das ist ein großer Gedanke; es gilt die Armenpflege zu einer höheren Idealität zu erheben. Man beneidet uns schon jetzt um unsre

Armengesetzgebung, die dem Verarmten gestattet, daß er in seinem Heim das Almosen oder die freundliche Gabe verzehrt, die ihm die Kommune gewährt. Aber wie anders ist es doch, wenn jemand sagen kann: Ich habe den Anspruch auf die Sicherung meiner Existenz mir erworben, und für Weib und Kind ist gut gesorgt.

Diese Dinge sind es ja, welche uns in dieser Reichstagssession, ja schon in der vorigen beschäftigt haben. Es ist in der That interessant, an diesem Punkte, wo es sich um arbeiterfreundliche Einrichtungen handelt, wie sie auf der ganzen Erde zum ersten Male angestrebt werden, die Stellung der Parteien zu kennzeichnen. Da tritt zuerst ein sozialdemokratischer Abgeordneter in die Schranken, ein früherer bayerischer Leutnant, Herr v. Vollmar — was ein Arbeiter ist, weiß der Mann gewiß nicht —, und sagt: Diese Politik der sozialen Reform ist weiter nichts als ein politischer Bauernfang; man hat dem Arbeiter eine Zeitlang den Knochen hingehalten und hat ihn irre geführt, heute zieht das nicht mehr. Beides ist absolut unrichtig. Ich glaube vielmehr, dieser sozialdemokratische Führer merkt es, daß die Arbeiter, die solange ihren Beitrag haben zahlen müssen und nichts erreicht haben, doch darauf kommen könnten, der Regierung eher die Hand darzureichen als ihren sozialistischen Führern, und nachgerade geneigter sind, von der Regierung etwas zu nehmen, als den Agitatoren nur immer zu geben und nichts zu empfangen. Volkswirthschaftlich ist das letztere ganz gewiß die bessere Lage. (Heiterkeit.) Man könnte eher sagen, daß mit diesen Reden nicht politischer Bauernfang, sondern politischer Bürgerfang getrieben werden soll, daß man die sozialdemokratischen Arbeiterkreise, die sich lockern und lichten, wieder fester um die Fahne scharen will. (Beifall.) Solche Sozialreform ist kein Bauernfang; solche ernste und große Dinge, durch die wir Deutsche gegenwärtig an der Spitze der Kultur stehen, einfach als Knochen hinzuwerfen, das ist nicht richtig; es sind nicht Knochen, es ist Fleisch, nicht Steine, sondern wirklich Brot. Es fängt auch bereits an, daß die Arbeiter sich nicht mehr bloß davon zurückwenden.

Herr Kräcker, der hier in Breslau gewählt ist, sprach aus einer ganz andern Tonart; er, der als Mann der Arbeit die Interessen der Arbeiter kennt, sagte, daß die ganze Arbeiterwelt der Behandlung dieser Vorlage mit der größten Spannung entgegensieht, und daß der Reichstag fleißig sein solle, sie zum Abschluß zu bringen, denn man warte darauf. Das ist die Sprache eines Mannes, der die Sache versteht. Ich will sonst über seinen politischen Standpunkt nicht reden, aber in diesem Punkte ist er der praktische Mann gegenüber seinen Kollegen.

Herr v. Vollmar sagte dann, die soziale Frage lasse sich auf zwei Wegen lösen: mit Blut und Eisen oder als Kulturfrage; in Deutschland wolle man sie mit Blut und Eisen lösen. Mir ist die Tragweite dieser Redensart gänzlich unklar geblieben. Meint er die Unterdrückung der sozialistischen Partei; — da ist weder Blut noch Eisen angewandt. Gewiß ist manche Gewalt geschehen, die wir bedauern; da sind manche Austrei-

bungen von Familienvätern erfolgt, die wir beklagen; aber die Regierung kann es unmöglich dulden, daß Männer offen zur Revolution blasen; eine Regierung, die das duldet, wäre nicht wert, Regierung zu heißen. Regieren heißt nicht, sich vom Winde treiben lassen, noch von jeder Agitation; sondern regieren heißt, die Zügel in die Hand nehmen und das Staatsschiff durch Sturm und Wellen hindurch zu leiten. (Beifall.)

Das aber hat die Regierung von Anfang an betont; sie wolle nicht bloß unterdrücken, sondern helfen und bessern. Nun kommen die helfenden Maßregeln; das ist doch nicht Blut und Eisen, man müßte sonst das Herzblut unsers deutschen Volkes nennen und das Eisen in seiner medizinischen Gestalt, wo es dazu gebraucht wird, die Blutarmen zu kurieren. (Beifall.) In anderm Sinne kann man nicht von Blut und Eisen reden, wo es gilt unsern arbeitenden Brüdern aufzuhelfen. Das eine ist freilich richtig: die sozialdemokratischen Agitatoren bleiben nicht mehr Fürsten und Könige, wenn wir diese sozialen Reformen durchgeführt haben; auch Lassalle wird nur noch eine mehr schattenhafte Existenz behalten. Der Monarch ist wieder der Träger eines Königtums, das in Preußen immer sozial war, immer das Beste des Volkes vor Augen hatte und in dieser großen Stunde von neuem sich dieses königlichen Berufes mit ganzer Kraft erinnert. (Lebhafter Beifall.)

Ja, m. H., der eine Satz in der Botschaft unsres Kaisers, daß das Volkswohl aufgebaut werden müsse auf den christlichen Fundamenten des Volkslebens, verbunden mit dem andern Satze aus den vorjährigen Motiven des Unfallversicherungsgesetzes, daß den Bedrängten zu helfen, Pflicht des christlichen Staates sei, daß ein solcher gesunder Sozialismus aus der christlichen Staatsidee folge — ein solcher Satz, hinter dem die Macht des Staates und der Kirche steht, ist mehr wert als sämtliche Reden sämtlicher Sozialdemokraten und Fortschrittsmänner in den sozialen Dingen. Denn auch der Fortschritt opponiert dieser ganzen obligatorischen Versicherungspolitik aufs schärfste. Der Fortschritt sagt: Fürst Bismarck muß es doch recht eilig haben, daß er uns die Sachen so schnell vorlegt. M. H., wer den Abgrund nicht sieht, der braucht es auch nicht eilig zu haben, ihn zu vermeiden. Wer die überschäumenden Wasser der Oder nicht sieht oder nicht sehen will, der fühlt sich nicht veranlaßt, einen Damm zu bauen oder auch nur eine Handvoll Erde darauf zu legen. Aber die Oder kommt darum doch, wenn auch einer dabei steht und sagt: Es ist nicht wahr, sie kommt nicht. Wenn dann die Überschwemmung kommt, so bricht sie durch, aber wenn man Dämme baut, so kann man wohl das Land noch schützen. Unser Fürst Bismarck sieht die wilden Wasser, die Wogen der Revolution kommen. Wenn er nun eilig Dämme aufbaut und alle Deichmannschaft heranruft — er ist ja auch einmal Deichhauptmann gewesen —, um die wilden Ströme einzudämmen, so gebührt ihm von uns Bewunderung und Liebe. Und wenn es uns dann auch nicht paßt, bis in den Sommer hinein

eine zweite Reichtagssession zu haben, so erfordert doch die Ehrfurcht vor der Regierung, daß wir die Vorlagen mit Ernst und der nötigen Achtung durchberaten und durchsprechen. Eine Regierung, die Deutschland einig gemacht hat, die so große Dinge gethan und die jahrtausendlange Sehnsucht eines Volkes erfüllt hat, einer solchen Regierung kann man noch viel mehr zuliebe thun als das. (Großer Beifall.)

Und nun zu sehen, wie in der unverständigsten Weise mit Verdrehungen, persönlichen Verleumdungen und Lügen eine großartige Regierungspolitik, die Neuanbahnung der sozialen Reform, heruntergerissen wird, ist geradezu entsetzlich. Sie haben gestern, wie ich erfahren habe, aus dem Munde eines österreichischen Abgeordneten mit großer Begeisterung gehört, wie günstig liberale Männer im Auslande über unsre sozialpolitischen Unternehmungen denken. Nur der deutsche Liberalismus radikaler Natur hat die Stirn, dem Lande gegenüber, den Arbeitern gegenüber, unsre Politik in den Staub zu ziehen, und das ist schlecht. (Lebhaftester Beifall.) Ja, sagt man, die Regierung weiß nicht, was sie will; im vorigen Jahre versuchte sie es mit der Dezentralisation, jetzt mit der Zentralisation, im vorigen Jahre mit dem Büreaukratismus, jetzt mit dem Genossenschaftswesen. Fürst Bismarck hat nun im Anfange des vorigen Jahres gesagt, daß er die Genossenschaft im Arbeiterleben wolle; er hat dann, da er nur die Unfallversicherung im Auge hatte, an eine zentralisierte büreaukratische Reichsversicherungsanstalt gedacht. Ich habe das nicht gern gesehen, das kann ich offen sagen. Für mich liegt die Lösung des sozialen Rätsels in der Bildung von obligatorischen Genossenschaften, sowohl im Handwerk als in der Industrie; und ich habe es mit ungemeiner Freude begrüßt, daß die Vorlage in diesem Jahre aufgebaut ist auf den Genossenschaften. Aber, wer will einem Minister daraus einen Vorwurf machen, daß er zunächst einen andern Weg geht und dann, wenn ihm im Reichstage bei der Kritik bessere Vorschläge gemacht werden, sich dieselben im Winter überlegt und beim zweiten Male mit einer besseren Vorlage kommt! So ein Fortschrittsheld thut das nie. Er sagt: Ich stehe noch heute auf dem Boden wie vor 20 Jahren. (Heiterkeit.) Das kann aber kein Minister; ein Staatsmann muß praktisch vorgehen. — Was haben denn diese Leute gethan, die der Regierung Vorschriften machen? Man muß ja dem Fortschritt nachsagen, er hat von seinem schlechten Prinzip der wirtschaftlichen absoluten Freiheit aus versucht zu thun, was er konnte, er hat ein großartiges Genossenschaftswesen in Deutschland hervorgerufen und kleinartiges Gewerkvereinsleben. Auch das großartige Genossenschaftsleben hat seine großen Mängel; und es irgendwie für eine soziale Hilfe auszugeben, halte ich für absolut thöricht. Es umfaßt überhaupt nicht kleine Handwerker, es hat in Spekulationen gesteckt, es ist viel zu sehr in Dividendenmacherei verwickelt, entblößt von sittlichen Gedanken, und hängt viel zu sehr mit der Politik der Fortschrittspartei zusammen. Wenn aber das Genossenschaftswesen anfängt zu knacken und zu krachen und auf dem Wege der Solidarhaft

hunderte von Menschen in das Unglück stürzen, bis sie den letzten Pfennig verloren haben, so bin ich nicht im stande, bloß Dank zu fühlen, sondern ich muß sagen, das Volk mit solchen Mitteln über die sozialen Gefahren beruhigen, heißt in der That dem Volke Schein statt des Wesens geben. Herr Hirsch hat im Reichstag gesagt, die Genossenschaften seien unser Ruhm und der Neid der auswärtigen Nationen. (Heiterkeit.) Nun, das mag von den Schultzeschen Genossenschaften, soweit sie gesund sind, durchaus gelten, ich habe nichts dawider. Aber von den Hirsch=schen Gewerkvereinen hat bisher niemand gesagt, daß sie unser Ruhm und der Neid der Völker seien. Wenn ich an die Verbandsinvalidenkasse der Hirschschen Gewerkvereine denke, die auf derselben Linie liegt, wie die obligatorischen Versicherungsversuche der Regierung, so muß ich sagen, ich begreife nicht, wie ein Mann, der solchen Dingen vorsteht, sich ge=traut, auch nur ein Wort gegen die Regierungsvorlage zu sagen. Diese Verbandskasse der Gewerkvereine hat, seitdem sie begründet ist, beständig geschwankt, bald in den Prämiensätzen, bald in den Geldern, die man den Invaliden gibt.

Ja, im vorigen Jahre, stellen Sie sich nur das Eine vor, hat diese Verbandskasse mir nichts, dir nichts, die Karenzzeit, d. i. die Zeit, binnen welcher die Mitglieder der Kasse nichts bekommen, von 5 auf 15 Jahre ausgedehnt, und Leute, welche in die Kasse eingetreten sind in der Gewißheit, daß sie nach 5 Jahren Gelder bekommen würden, und die jetzt mit 10 oder 12 Jahren Invalide werden, bekommen gar nichts. Ich zweifle nicht an dem guten Willen und der Geschäftskunde des Herrn Hirsch; aber daß ein solches Kassenwesen nicht die Hilfe ist für die Arbeiter, das sieht jeder Mensch ein, der nur sehen will, und darum ist eine solche Hilfe für uns unannehmbar. Wir wollen bis auf den Grund kurieren und können in den gewerblichen Hilfskassen nicht die Arche Noahs erkennen, die uns aus der Sündflut retten kann. So liegen die Dinge für uns, und wir werden weiter daran arbeiten. Wir freuen uns, daß der Ton, den wir vor fünf Jahren klar in die Welt hineineingerufen haben, „der sozialen Frage ist nur durch Staats=hilfe wirklich zu dienen“, so voll und ganz Anklang gefunden hat. Aber nur nicht klagen! Ich sage das besonders den Handwerkern und Arbeitern. Nur nicht meinen, die Staatshilfe kann alles! Wenn der Staat auch hilft in der Bildung von Korporationen, die wieder Gemeinschaft stiften, wo man sich als Bruder fühlt und nicht als vereinsamtes Atom, so bleibt das Beste immer noch für jeden einzelnen zu thun. Redlich, tüchtig, gewissenhaft, fleißig, eifrig, gottesfürchtig! ja, wer das nicht ist, dem hilft kein Staat und keine Korporation. Aber es ist meine Über=zeugung, daß, wenn man den einzelnen Menschen, der nicht für sich allein, sondern für die Gemeinschaft ist, hinauswirft in den Ozean des Jagens und Rennens nach Erwerb und sagt: Da hilf dir selbst, — so wird mancher schlecht unter dem Druck der Verhältnisse, der ein braver, tüchtiger, ehrlicher Mensch gewesen wäre, wenn ihm zur rechten Zeit

Hilfe geworden wäre. Diese Hilflosigkeit der arbeitenden Klassen in den gegenwärtigen Zuständen der Volkswirtschaft, sie ist es eigentlich, welche uns unaufhaltsam auf die Bahn der Reform treibt. Freilich, zu dem allen muß eins hinzukommen, was ich für das Wichtigste von allem halte. Ebenso notwendig, wie der rechte Realismus für die idealen, ist der rechte Idealismus für die realen Dinge. Sie werden es meinen Worten anhören, — und wenn Sie die Bewegung, die ich in Berlin leite, verfolgen, werden Sie es wissen, — daß wir nicht zu denen gehören, welche die Notwendigkeit der realen Bedingungen für das geistige Leben verkennen. Aber für ein Aufwachen unsres deutschen Lebens auch auf dem Gebiete der Arbeit bedarf es der Erneuerung des einzelnen Menschen. Soll die Welt besser werden, so müssen wir besser werden. Es gibt keinen andern Weg, als diesen.

Darum tritt zu der politischen und sozialen Reform eine sittliche religiöse Thätigkeit als unbedingte Pflicht an uns heran. Zum ersten Male wieder seit langer Zeit — und ich kann sagen, daß ich diese Stunde als einen Segen Gottes preise — umrauschen uns vom Regierungstisch, aus den Volksversammlungen, aus dem Munde beredter Parteiführer die Worte „praktisches Christentum, christliche Staatslehre, christliche Staatsidee, christliche Durchdringung des Volkes.“ (Beifall.)

Liebe Herren und Freunde! Hat denn unser Volk geschlafen? War es ein Träumer, welcher erst geweckt sein mußte? Ja, so war es, und Deutschland galt als gottlos unter den Nationen. Nun ist der Gottessohn, unser Herr und Heiland, gekommen und hat den deutschen Geist wieder angerührt, hat ihn aus der Tiefe des Elends herausgeholt, ihn auf einen hohen freien Berg gestellt und gesagt: Hinter dir, deutsches Volk, liegt deine deutsche christliche Vergangenheit und vor dir eine christliche schöne Zukunft; greif zu! Und als die Deutschen wieder angefangen haben, auf das alte mächtige Mutterwort „deutsch“ und auf das Gotteswort „christlich“ zu lauschen, ist durch viele Seelen ein Strom von Licht und Mut und Hoffnung und Leben geflossen. Wir werden wieder Christen. — Wir wollen die Israeliten nicht hassen, nicht verfolgen. Wir verabscheuen die Greuelthaten in Rußland wie bei uns, sie nützen auch der großen Frage nichts, sie schaden nur; aber das wollen wir nicht dulden, daß wir in unserm ehrlichen Arbeitsleben und Ringen nach Befreiung, in unsrer sittlichen Wiedergeburt und in unserm Streben nach kirchlicher Reform von Leuten uns beherrschen lassen, die nicht unsres Stammes und Glaubens sind. (Langanhaltender und stürmischer Beifall.) Dazu sind die Israeliten von heute wirklich nicht groß genug. (Heiterkeit.)

Wir Deutschen wissen, was wir brauchen, und wenn wir es noch nicht wissen, werden wir es in gemeinsamer Arbeit finden. Mögen unsre israelitischen Mitbürger unter uns wohnen und sich damit begnügen, ihren Erwerb und Arbeit unter uns zu finden. Wenn sie erst einmal in alle Schichten der Arbeit hineingedrungen, wenn sie

Sackträger und Arbeiter geworden sind, wie unsre deutschen Arbeiter (Beifall und Heiterkeit), dann wollen wir ihnen auch sagen, daß sie in das deutsche Leben mehr als bisher hinein gehören. Solange sie aber das Bedürfnis fühlen, sich in die einflußreichen mächtigen Stellen hineinzuarbeiten mit einer Energie uud Schlauheit, die wir nicht leugnen wollen, aber nicht brauchen können, ist uns dieser Zustand unerträglich. (Lebhafter Beifall.) Wir wollen uns selbst leben.

Was wir in diesen Tagen mit dem Liebichschen Saale erfahren haben, ist doch ungemein lehrreich. Ich weiß nicht, ob sich der Herr, der dies der konservativen Partei von Schlesien geboten hat, sich klar macht, was es bedeutet. Dies Betragen, auch unserseits nachgeahmt, wird zu der Parole: Brecht die Geschäftsverbindungen mit den Juden ab! eine Parole, die ich bisher noch immer bekämpft habe, weil ich den Krieg zwischen den Gliedern eines Staates, die in denselben Grenzen wohnen, bis auf das Messer nicht haben will. Das ist aber eine Forderung, die unausbleiblich ist, wenn die Juden, sofern wir einmal ein Wort sprechen, das ihnen nicht bequem ist, gleich die Herren spielen wollen über uns. Das geht nimmermehr. Sie haben jahrzehntelang uns nicht bloß kritisiert und heruntergerissen, sondern die Judenpresse hat nichts mehr für heilig gehalten, was unserm Herzen teuer war. (Stürmischer Beifall.) Nun, der Zustand hat sich ein wenig gebessert. Sie haben zwar gescholten, als ich von ihnen ein klein wenig mehr Bescheidenheit verlangte; aber ein bißchen haben sie es sich doch zu Herzen genommen, und ich hoffe, daß, wenn sie die Gefahr der Judenfrage, die eine internationale geworden ist und sich nicht durch das Gelächter und den Hohn der Zeitungsschreiber beseitigen läßt, wenn sie den Ernst derselben erst merken, werden sie zu der Position zurückkehren, die ihnen gebührt, daß sie unter uns leben als deutsche Staatsbürger, aber auf jeden Gedanken verzichten, uns politisch, kommunal, im Handel und Gewerbe, litterarisch und durch die Presse zu beherrschen. Das ist unmöglich, einfach weil wir Christen sind, weil sie Juden sind, weil wir Deutsche sind, weil sie nicht fühlen wie wir. (Langanhaltender Beifall.)

Das Christentum ist die Fahne unsrer Geschichte, unter dieser Fahne sammeln wir uns zu jeder politischen und sozialen Arbeit, die gesegnet sein soll. In diesem Sinne schließe ich mein Wort mit dem Spruch: „Mit Gott und unserm Kaiser, ein Volk, ein Haus, ein Heer. (Minutenlanger, brausender Beifallsjubel.)

Anhang zum dritten Teil.

An die Wähler des zweiten Berliner Wahlkreises.

25. Oktober 1881.

Gegen die Feigheit und Lüge, mit welchen unwürdige Gegner in Ermangelung besserer Waffen meine Wahl bekämpfen, stelle ich mich persönlich in die Schranken. Der Fortschritt öffnet gegen mich seine Schleusen; ich trete der Flut von Schmutz in der ehrlichen Überzeugung entgegen, daß ich eine gerechte Sache vertrete: das Wohl der Nation, den Kampf gegen das Schlechte, den Schutz redlicher Arbeit, Recht und Gerechtigkeit, Ordnung und Freiheit, Christentum und Gesittung.

An Verleumdung bin ich gewöhnt; ich verachte sie. Neben den anonymen Lügnern erheben sich in den letzten Wochen bekannte Namen und reden gleichfalls die Unwahrheit.

Eine gemeine Schmähschrift erneuerte die alberne Lüge, als hätte ich in jener bekannten Parlamentsdebatte über die Judenfrage meine Unterschrift verleugnen wollen, während doch die Veranstalter der Petition öffentlich erklärt haben, daß sie mich um der Sache willen baten, meinen Namen zurückzuziehen. Der Vorgang im Abgeordnetenhause war nur ein parlamentarisches Kunststück, aber der Fortschritt benutzt es seit elf Monaten, um damit das traurige Geschäft der Ehrabschneiderei zu üben.

In den letzten Tagen hat Herr Mehring, der von der Sozialdemokratie nur die Mostsche Zügellosigkeit gelernt zu haben scheint, mich verdächtigt, ich hätte wissenschaftliche Zitate gefälscht und die Arbeiter geflissentlich getäuscht. Wäre dies wahr, so würde ich noch heute von meiner Kandidatur zurücktreten. Aber diese Behauptungen sind Lügen.

Professor Baumgarten hat vor Juden und Judengenossen mein Christentum angegriffen. Ich bat um Zutritt zu der Versammlung, in welcher dies geschah; der Fortschritt hat ihn mir verweigert. Das ist Feigheit, nicht Liberalismus.

Wie über meine Person, lügt man über meine Bestrebungen. Das fortschrittliche Flugblatt Nr. 2 schreibt: „Hofprediger Stoecker empfiehlt überall im Lande, daß dem Arbeiter auch die Verehelichungsfreiheit wieder eingeschränkt werden möchte. Wer freien will, soll erst, wie vordem in Mecklenburg, die Polizei um Erlaubnis fragen.“ Das letztere ist eine reine Erfindung des Fortschritts; wohl habe ich für die Männer einen spätern gesetzlichen Termin zur Verheiratung gefordert, aber niemals bloß an den Arbeiter gedacht.

Das fortschrittliche Flugblatt Nr. 6 schreibt: „Stoecker schilt auf die Gewerbefreiheit, auf die Freiheit des Großkapitals und des Betriebs, aber er hütet sich, für Großkapital und Großbetrieb irgend welche Beschränkungen vorzuschlagen, nur für das Handwerk soll Innungszwang . . . . eingeführt werden.“ Daraus wird gefolgert: „Was Stoecker will, ist die ungehinderte Freiheit der Großen, aber die Beschränkung und Unfreiheit der Kleinen. — Freiheit für den Großbetrieb, aber nicht für den Kleinbetrieb der Handwerker.“ Das alles ist unwahr. Seit vier Jahren fordere ich, wie in dem christlich-sozialen Programm zu lesen ist, obligatorische Fachgenossenschaften für Groß- und Kleinbetrieb. Mit solchen Unwahrheiten wird das Volk hinter das Licht geführt.

Was ich will, weiß jeder, der es wissen will. Seit vier Jahren stehe ich in dem öffentlichen Leben von Berlin und bekämpfe offen und frei die Übermacht des Kapitals, unredliche Spekulation, schnöde Ausbeutung der Arbeit, großen und kleinen Wucher. Ich betrachte die Ansammlung des mobilen Kapitals in wenigen, meist jüdischen Händen als eine drohende Gefahr und als eine der Hauptursachen des sozialdemokratischen Umsturzes. Aber nicht bloß der Herrschaft des Mammon, auch den Revolutionsgelüsten der Sozialdemokratie, den unpraktischen und unerfüllbaren Versprechungen eines sozialistischen Volksstaates habe ich mich entgegengestellt und betont, daß die soziale Revolution überwunden werden müsse durch die gesunde soziale Reform auf christlicher Grundlage. Diese Reform steht gegenwärtig, von der starken Hand der Regierung angefaßt, als die größte Aufgabe der Gegenwart vor uns. Die Mitarbeit daran ist heute der wahre Fortschritt. Aber der Berliner Fortschritt, der sie mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln verhindern will, ist der Rückschritt; in unfruchtbarem Groll verzehrt er sich selbst. Er ist unfähig, die Bedeutung der neuen Wirtschaftspolitik zu würdigen. Will Berlin an der Spitze der sozialen und nationalen Bewegung bleiben, so muß es dem Fortschritt den Abschied geben. Verdient hat er ihn lange.

Die Gründe, welche der Fortschritt gegen den sozialpolitischen Umschwung in das Feld führt, sind durchaus nichtig. Er räsoniert über die indirekten Steuern; aber die ungerechteste aller, die Mietssteuer, läßt er in Berlin bestehen, wo er doch die Herrschaft hat. Er widersetzt sich den Konsumsteuern; aber die gerechteste Steuer von allen, die prozentuale Börsensteuer, durch deren Ertrag die Konsumsteuern gemindert werden könnten, verwirft er. Durch sein Verhalten zur Mietssteuer und Börsensteuer beweist der Fortschritt, daß es ihm nicht um Erleichterung der Steuerlast des kleinen Mannes, sondern um die Begünstigung des Kapitals und um Opposition zu thun ist. Wir Sozialreformer erstreben in erster Linie eine gerechte Börsensteuer sowie eine stärkere Besteuerung des Kapitals und hoffen, daß dadurch die nichtbesitzenden Klassen entlastet werden können. Wir sehen in dem Vorhaben der Regierung, eine obligatorische Arbeiterversicherung auch mit Zuhilfenahme von Staatsmitteln herzustellen, die Absicht, die indirekte Besteuerung durch einen

Akt ausgleichender Gerechtigkeit zu legitimieren. Dem Tabaksmonopol dagegen könnte ich erst dann zustimmen, wenn meine Bedenken über die sozialen Folgen desselben, über die Lage der Tabaksarbeiter, der Hausindustrie, der kleinen Händler und Fabrikanten, beschwichtigt sind. Ich könnte demselben überhaupt nicht zustimmen, ehe Börse und Kapital stärker zu den Steuern herangezogen sind.

Denn der sozialpolitische Gesichtspunkt beherrscht meine Anschauungen stärker, als der finanzpolitische. Nur so vermag ich für die Großindustrie und Landwirtschaft ein System des nationalen Schutzes, für die Arbeiter ein System der durchgreifenden Versicherung, für das Handwerk eine gesetzliche, und zwar staatsrechtliche Organisation zu begründen.

In allen diesen Punkten stehe ich meinem Gegenkandidaten, Herrn Professor Dr. Virchow entgegen. Ich erhoffe von der Wirtschaftspolitik der Regierung eine bessere Zeit; er prophezeit — nach der „Vossischen Zeitung“ von heute — in seiner gestrigen Rede, daß, „wenn all die staatssozialistischen Projekte ausgeführt würden, die Bürger wie ein Regiment Soldaten zum Essen und zum Arbeiten kommandiert werden.“ Es macht der Stadt der Intelligenz keine Ehre, daß diese Worte mit „Beifall“ aufgenommen sind. Sie bedeuten nichts weiter als sozialpolitische Unkenntnis und demagogische Übertreibung. Die politischen Prophezeiungen des Herrn Professor Dr. Virchow braucht übrigens niemand zu glauben. Er hat immer falsch wahrgesagt. 1864 weissagte er Verrat! und die Regierung gewann Schleswig-Holstein. 1866 widersetzte er sich wie der gesamte Fortschritt dem Krieg; der Krieg brachte die deutsche Einigung. 1869 stellte er den Abrüstungsantrag, weil Frankreich nicht an Krieg denke; einige Monate später hatten wir Krieg und Sieg. Wer so oft geirrt, sollte das Weissagen unterlassen.

Noch eins! Herr Virchow macht mich in seiner gestrigen Rede für die Judenhetze verantwortlich; er behauptet, daß sich auch die Verfolgungen in Rußland auf Grund der in Berlin begonnenen Bewegung entwickelt haben. Ein jüdisch-russisches Blatt selbst erklärt, daß jüdische Ausschreitung daran schuld sei. Was soll man von einem deutschen Mann denken, der trotzdem behauptet, die deutsche nationale Bewegung trage die Schuld? Nur die unheilvolle Verquickung von Judentum und Fortschritt vermag eine solche Verblendung zu erklären, eine Verblendung, an welcher der Fortschritt scheitern muß ebenso in der großen Politik wie in dem kommunalen Leben von Berlin. Herr Professor Virchow hat das Judentum verteidigt und für russische Wucherjuden einen Aufruf unterschrieben; das Christentum hat er immer angegriffen und geringgeschätzt. Ein fortschrittlicher Aufruf nennt ihn den Vertreter der Kultur und den Kandidaten der gebildeten Welt. Ich will keine Kultur ohne Deutschtum und Christentum; deshalb bekämpfe ich die jüdische Übermacht. Mag Herr Virchow der Kandidat der gebildeten Welt genannt werden; die Bildung, welche er vertritt, reißt unser Volk in den Abgrund! Ich möchte lieber der Kandidat des gesamten Volkes sein.

Nach der Wahl.

Vortrag, gehalten am 28. Oktober 1881 in der christlich-sozialen Partei.

Meine Herren! Geschlagen sind wir. Besiegt sind wir nicht! (Tausendstimmiger Ruf: Nein! Nein!) Wir kämpfen weiter und haben die Hoffnung, daß wir einmal siegen werden. Starke Minoritäten werden immer Majoritäten. Hoffen wir, daß es auch in Berlin so sein wird. Richtig verstanden sind wir nicht einmal unterlegen; moralisch haben wir sogar gesiegt. — Als in den Jahren des Befreiungskrieges sich die deutsche Begeisterung aufraffte, um das fremde Joch abzuschütteln, da trafen Preußen und Franzosen zuerst bei Groß-Görschen aneinander. Es hieß damals: Preußen ist besiegt; aber der Sieg kostete dem Feinde mehr als uns. Keine Fahne, keine Kanone wurde gewonnen, und der Feind mußte sagen: Solch' einen Gegner haben wir noch nicht gehabt! — Es war ein Jahr später, als die schlesische Armee durch Frankreich zog, der Marschall Vorwärts voran. Napoleon mit seiner Übermacht, mit seinem großen Geschick warf sich auf den alten eisenfesten Helden und schlug ihn. Nachdem Blücher geschlagen war, rückte er vorwärts. Sonst pflegt der siegreiche Feind vorzudringen; hier rückte die geschlagene Armee vorwärts, und durch die Reihen der Feinde ging die Ahnung: ein Heer, das geschlagen ist und vorwärts rückt, ist unüberwindlich. Wir rücken vorwärts!

Damals in dem Freiheitskrieg gegen Frankreich offenbarte jedermann eine wundervolle und heldenhafte Begeisterung. Ob auch die erste Schlacht verloren war, durch ganz Deutschland hindurch zitterte der Dank und die Freude, in allen Herzen lebte die Hoffnung wieder auf: wir werden doch siegen! Dieselbe Hoffnung begeistert uns, derselbe Dank erfüllt uns gegen die treuen und tapferen Kämpfer, die antifortschrittlichen Wähler.

Wir haben, das werden auch die Gegner, wenn sie unter sich sind, gestehen müssen, tapfer gekämpft; wir haben es uns sauer werden lassen, aber es ist uns süß gewesen, zu arbeiten und zu kämpfen. Siegen wäre ja schöner gewesen; wir sind nicht so eitel, um das nicht offen zu bekennen, aber es erinnert mich an einen Vers von Viktor Scheffel:

> Behüt dich Gott! Es wär zu schön gewesen!
> Behüt dich Gott! Es hat nicht sollen sein!

Es hat noch nicht sollen sein! Die Aufgabe war zu groß, der Gegner zu stark, aber daß Gott uns behüten, uns stärken, uns den Mut bewahren wird, dessen bin ich gewiß. Ich zweifle nicht an dem Mut auch nur eines einzigen der Wähler, ich glaube fest, daß wir standhalten werden, wenn der Wahlkampf von neuem ruft. Es war einmal ein Trompeter von einem hochschottischen Regiment gefangen genommen. Zu

dem sagte Napoleon, er solle seine Signale blasen, Napoleon befahl: „zur Attacke! vorwärts! Rechtsum! Linksum! Lagern!“ Der Trompeter blies. Dann sagte der Kaiser: „Zum Rückzuge!“ Der Trompeter schwieg. „Warum blasen Sie nicht?“ fragte Napoleon. „Das Signal kenne ich nicht!“ (Ruf: Wir auch nicht!) Das Signal kennen wir nicht! (Ruf: Nein!) Und hier ist nicht bloß ein Trompeter, hier sind sechs, die alle sagen: wir blasen nicht zum Rückzug. Es ist auch kein Grund zum Verzagen. Freilich, wenn wir die gegnerische Presse anhören, das klingt, als wären wir vollkommen übergerannt. Aber die Leute, die das schreiben, sind viel zu unwissend, um die Bedeutung unsres Sieges zu verstehen. Eins ist jedenfalls falsch. Vor der Wahl haben sie so kühl, so vornehm gethan, als könnte es ihnen gar nicht fehlen, als seien wir ein Haufe, auf den man gar nichts zu geben hätte. Heute rühren sie die Trommel, heute blasen sie in die Trompete: „Wir haben gewonnen, wir haben gesiegt.“ Ich sage, entweder der Jubel jetzt oder die Ruhe vorher, eins von beiden ist erlogen. Ja, ich meine, wenn sie unter sich sind, dann schütteln sie sehr bedenklich den Kopf über das Anwachsen der antifortschrittlichen Macht. Denn das halte ich für das Große an der Wahlschlacht von gestern, daß sie zeigt, es stehen beinahe 50000 Wähler um die Fahne, unter welcher gegen den Fortschritt und das Judentum in Berlin gekämpft wird. In mehr als 20 Bezirken haben wir gesiegt! Warum soll nicht die Zeit kommen, wo wir in allen siegen?! — Die Schöpfung einer mächtigen antifortschrittlichen Partei ist das Ergebnis von gestern, ein Ergebnis von der ungeheuersten Bedeutung für den, welcher sehen kann. Im Jahr 1877 kaum in den ersten Spuren vorhanden, hat die antifortschrittliche Partei im Jahre 1878 etwa 15000 Leute gesammelt, aber damals scharte man sich um ganz andre Ideen. Die 5000, die damals in zweiten Reichstagswahlkreis dem Minister Falk ihre Stimmen gaben, haben jetzt gewiß zum großen Teil nicht mich, sondern Virchow gewählt. Daß aber in diesem Wahlkreis für mich, den so gehaßten und geschmähten, so mit Lüge und Verleumdung überschütteten Kandidaten gegen 12000 Stimmen abgegeben sind, wer will denn leugnen, daß das in Berlin einen Umschwung bedeutet? Und wie im zweiten hat auch in allen übrigen Wahlkreisen ein riesiges Anwachsen der antifortschrittlichen Partei stattgefunden. Vergessen Sie diese Thatsache nicht, und wenn Sie über die Wahl reden, beuten Sie diese Thatsache aus.

Berlin hat dem Lande ein großes Vorbild gegeben. Wenn wir die Gesamtresultate aus allen großen Städten vor uns haben, dann werden wir erst sehen, daß Berlin sich am besten geschlagen hat, daß hier dem Fortschritt die größte Macht entgegengesetzt ist. Ist das nicht für politisch blickende Augen ein Erfolg? Wir schreiben diesen Erfolg nicht uns, sondern unsern Ideen zu. Die Gedanken, die uns geleitet haben, sind drei. Wir haben unsre Schlacht geschlagen unter dem Ruf: „Soziale Reform!“ Hätte man das an andern Orten auch gethan, ich bin überzeugt, es stände in den Städten besser. Wir haben unsre

Schlacht geschlagen unter dem Losungswort: „Sittliche, religiöse Erneuerung der Nation.“ Wir haben einem gläubigen Katholiken für diesen Kampf die Hand gereicht, um im deutschen Vaterlande die Überzeugung zu verbreiten, daß für die großen Aufgaben der Gegenwart national gesinnte Katholiken zusammenstehen können mit uns. (Bravo!) Und gern will ich dem treuen patriotischen Mann, dem Abgeordneten Cremer, der mit größter Hingabe und Treue gearbeitet und gekämpft hat, der seine ganze Person, sein politisches Leben in die Bresche hineingeworfen hat, laut und öffentlich den Dank der antifortschrittlichen Parteien aussprechen. (Dreifaches Hoch!!)

Wir haben unsre Schlacht geschlagen unter dem Feldgeschrei: Kampf gegen die Übermacht des Judentums. Manchem gefällt diese Losung noch nicht; aber wir haben in den letzten Tagen Dinge lesen müssen, die uns klar beweisen, daß wir mit unsrer Bekämpfung der schnöden jüdischen Macht auf dem richtigen Wege gewesen sind. Was über unsre Wahlagitation in einigen Judenblättern stand, war der gemeinste Schmutz. Und die sonstigen Äußerungen von Juden waren oft nicht besser. Wenn ich Ihnen sage, — ich sage es hier zum erstenmal, — daß, seitdem ich in den Kampf gegen das Judentum eingetreten bin, ich oft Briefe mit unnennbarem Inhalt empfange, daß ich auch in den letzten Tagen wieder solche Briefe empfangen habe, dann werden Sie begreifen, was es heißt: die fortschrittlichen Kandidaten sind die Kandidaten der gebildeten Welt. Als ich den Kampf gegen die Sozialdemokratie aufnahm, habe ich wilde, wüste, freche Briefe bekommen, niemals so etwas! Diese Kampfesweise zeigt doch in der That, daß wir uns die Frage vorlegen müssen: Sind diese Menschen wert, mit uns Deutschen zusammen zu wohnen? Diese Frage ist brennend, wir halten sie fest, wir werden abwarten, ob unsre jüdischen Mitbürger das rechte Maß von Bescheidenheit, Zucht, Ordnung finden werden. Wenn nicht, müssen wir den Kampf verschärfen. Aber ich glaube, daß der Ausfall der gestrigen Wahl auf diese Leute etwas ernüchternd und abkühlend wirken wird. Sie thun freilich, als wären sie außer sich vor Freude, innerlich sind sie es gewiß nicht! —

Ist die Schöpfung einer konservativen Macht, einer antifortschrittlichen schlagfertigen Armee unter dem dreifachen Banner: „Soziale Reform, sittlich-religiöse Erneuerung, Kampf gegen das übermächtige Judentum,“ der erste Erfolg, so ist der zweite meines Erachtens noch viel größer. In vier Wahlkreisen hat der Fortschritt gesiegt, in zweien steht er zur Stichwahl mit der Sozialdemokratie. Zwischen der Stimmenzahl der Sozialdemokratie und denen des Fortschritts ist ein solcher weiter Zwischenraum, daß die sozialdemokratischen Kandidaten nicht durchdringen können. Was folgt daraus? Daß wir in Berlin durch unsre Arbeit die Sozialdemokratie von der Bildfläche der politischen Machtverhältnisse wegfegen werden. Bedenken Sie, was das sagen will, wenn die Stichwahlen das Resultat ergeben: In Berlin ist kein Sozialdemokrat

gewählt. Ich weiß, daß in manchem Herzen hier der Gedanke lebt: wir wählen lieber den Sozialdemokraten als den Fortschrittler. Ich kann Ihnen das in keinem Falle anraten, ich würde das für einen politischen Fehler der schlimmsten Art halten. Vergessen wir über einzelnen günstigen Anzeichen das Prinzip nicht! Wohl hat an einem sächsischen Ort in einer großen Versammlung, wo Rickert der Sezessionist und Kayser der Sozialdemokrat sprachen, der letztere gesagt: „Wir nehmen die Reformen aus der Hand der Regierung hin, auch wenn sie nicht all unsern Forderungen entsprechen.“ Er wundere sich — fügte er hinzu —, daß er den Plänen des Reichskanzlers günstiger gegenüberstehe als Rickert.

Trotzdem ist die Sozialdemokratie die Partei der Revolution, des ausgesprochenen politischen, sozialen, religiösen, zum Teil auch sittlichen Umsturzes. Diese furchtbare Stellung können wir nicht vergessen. Wir Christlich-soziale sind aufgetreten, um die Sozialdemokratie zu bekämpfen, nicht wie Lasker mit dem Knüppel des liberalen Bürgertums, sondern mit dem freien Wort und dem Geist brüderlicher Liebe. Wir haben ihnen gesagt: Entweder ihr tretet auf den Weg der friedlichen Reform, oder ihr werdet unterdrückt. Wir haben dann selbst die sozialen Reformen gefordert, um die soziale Revolution zu vermeiden. Wären die Sozialdemokraten von Berlin unserm Ruf gefolgt, es stände besser mit ihnen; aber sie folgen noch heute nicht. Hätten Sie das Flugblatt gelesen, das Bebel in Dresden verbreiten läßt, so wäre es keinem von Ihnen möglich, für Bebel seine Stimme abzugeben.

Sein Programm ist Gewaltthat und Revolte. Aber ich hoffe eins: Die Sozialdemokratie von Berlin ist bei den Wahlen fast um die Hälfte zurückgegangen, ein Beweis, daß sie erschüttert ist, nicht bloß äußerlich, sondern innerlich. Vielleicht, daß die Führer, welche kluge Menschen sind, sich sagen, und daß ihre Wähler ihnen das erst recht sagen: Auf dem Wege des Umsturzes geht es nicht weiter, werden wir eine sozialistische Partei, erklären wir dem Manchestertum den Krieg, aber erstreben wir unsre Ziele in Frieden, mit gesetzlichen Mitteln, verzichten wir auf den Umsturz, respektieren wir Thron und Altar! Ich bin überzeugt, sie würden eine stark sozialistische Partei sein; viel stärker als wir würden die Sozialdemokraten die soziale Reform betonen. Aber wenn sie nur von ihren revolutionären Gedanken zurücktreten, wenn ihre Führer, von dem Rausch thörichter Phantasie ernüchtert, ehrlich sagen könnten: „wir wollen den Frieden!“ — dann wäre für uns die Zeit gekommen, wo wir dieser Partei die Hand reichen könnten. Dann wäre es möglich, auch hier in Berlin mit ihnen zusammen zu gehen, um den Fortschritt zu bekämpfen. Denn dazu sind wir nicht hervorgetreten, dazu wollen wir die Sozialdemokraten von Berlin nicht schlagen, damit in allen sechs Wahlkreisen der Judenfortschritt triumphiere. Sondern wie wir die Sozialdemokratie bekämpft haben und bekämpfen werden um ihrer b ö s e n revolutionären Gelüste willen, so bekämpfen wir die g u t e n Revolutionäre der

Fortschrittspartei, die auch böse sind, mit derselben Energie; ja wir bekämpfen in der Fortschrittspartei ganz besonders den Widerstand gegen die soziale Reform. Es ist das zweite große Resultat der Wahlschlacht, daß wir die Macht der Sozialdemokratie hier in Berlin haben brechen helfen. Das war unsre Aufgabe, wir werden sie ganz erfüllen! Nachher werden wir dem Fortschritt zu Leibe gehen und ihn zertrümmern im politischen, wie im kommunalen Leben, in letzterem noch mehr als in ersterem.

Haben wir etwa nur für die Wahlen gearbeitet? Gewiß nicht. Wir wollten unsre Mitbürger von dem zweifachen Fluch der Sozialdemokratie und des Fortschritts, der beiden Parteien der Kirchenfeindschaft, erlösen. Wenn wir jetzt mehr als 46000 Wähler um unsre Fahnen geschart haben — bei ihnen ist der Bann gebrochen, sie sind dem Vaterland, dem kirchlichen Leben, dem nationalen Gedanken, der sozialen Reformpolitik zurückgewonnen. Dieses Ergebnis halte ich für das allerwichtigste von den dreien! Nun stehen in Berlin mit Ausnahme der sozialdemokratischen Wählermassen wahrhaft herzerquickend Fortschritt und Antifortschritt einander gegenüber. Die schwache Mittelpartei ist zerrieben; wo sie gewählt hat, ich weiß es nicht. Es gilt Scheidung und Entscheidung. Daß aber gerade hier in der Residenz die Gegensätze scharf einander gegenüber treten, ist gut. Fortschritt — Antifortschritt — dies Losungswort wird bleiben. Sehen wir auf diesen dreifachen Erfolg zurück, wollen wir dann noch zagen? Wir müßten ja keine Augen im Kopfe haben, wenn wir nicht sähen, wie groß der Erfolg ist, den wir gewonnen haben. Trotzdem sind wir äußerlich geschlagen, und es ist wohl am Platz zu fragen, wodurch.

Ich bin in der glücklichen Lage, daß ich von den Wahlen nichts gehofft und nichts gefürchtet habe. Ich bin von dem Ausfall nicht überrascht, ich bin höchstens überrascht durch die Größe der Zahlen von Wählern, welche sich um die sechs Kandidaten geschart haben. Bedenken Sie doch, daß unsre Lage nicht leicht war. Wohl hat das Wort „soziale Reform“ für Tausende etwas Bezauberndes, „christliche Erneuerung,“ „nationale Idee“ etwas Begeisterndes; aber wie viele sind, die keine soziale Reform wollen, die keine religiöse Erneuerung wollen, die an der nationalen Bewegung nicht teilnehmen wollen, weil sie Judenknechte sind! Diese alle hatten wir gegen uns. Auch politisch war in einzelnen Fragen unsre Lage nicht leicht. Das System der indirekten Steuern ist sehr stark betont worden, nach meiner Auffassung, die ich immer vertreten habe, viel zu stark betont worden. Im letzten Augenblick kam dann noch das Tabaksmonopol in den Kampf hinein und die Interessen vieler bäumten sich auf. Mit nicht zu verachtender Schlauheit waren die Fortschrittsflugblätter so geschrieben, daß man immer auf Zahlen stieß: soviel Pfennige ist das Brot, soviel das Fleisch, soviel dies und jenes teurer geworden! Wer das nicht versteht, wer die Kniffe jenes bekannten Zahlen-Salomonski nicht kennt, der wird geblendet. Nehmen

wir es den thörichten Leuten nicht übel, daß sie sich durch soviel Zahlen, aus denen sie sich nicht herausfinden, blenden lassen, durch Unwahrheiten, ja durch schnöde Lügen haben irre führen lassen. Aber bedenken wir auch, welche wundervolle Macht uns diese lügenhaften Blätter für die Zukunft geben, welch ungeheure Ermunterung und Erheiterung für unsre Versammlungen wir an den Liedern von Albert Träger haben werden. Diese Dinge werden in den nächsten Monaten ihre Wirkung thun, wenn wir sie nur zu gebrauchen verstehen. Aber für den Augenblick der Wahl erschwerten die Lügen der Gegner unsre Lage. Diese schwierige Lage wurde noch erschwert durch die Haltung der Berliner Presse. Mich ergreift, wenn ich auf die Schriftstücke der letzten Tage zurücksehe, ein tiefes Schamgefühl, daß sich Berliner Deutsche, getaufte Menschen, solchen Judenschmutz in den Teller schütten lassen — und essen ihn aus! Ich habe gefunden, die Berliner Fortschrittspresse ist teilweise eine umgekehrte Kanalisation! (Bravo!) Während die Kanalisation den Schmutz aus den Häusern nach auswärts bringt, bringt die Berliner Judenpresse den Schmutz der Stadt und des ganzen Landes in die einzelnen Häuser! Dagegen gilt der Kampf. Wenn wir uns nicht in innerster Seele empören über die schamlosen Gemeinheiten, welche man unsrer Regierung, unsern Kandidaten, unsern Wählern nachgesagt hat, dann verdienen wir nicht, daß uns die Sonne in Deutschland bescheint. Wir aber werden es den fortschrittlichen Herren noch eintränken: Ihr wollt Vertreter des Lichtes, der Bildung, der Humanität sein?! Jene Briefe, von denen ich gesprochen habe, sind ein Symbol dieser Art von fortschrittlicher Presse und Bildung.

Ich mahne Sie: angesichts der Kämpfe, aus denen wir kommen, erklären Sie dieser schmachvollen Presse den Krieg. Ist hier unter uns noch einer, der diese Blätter liest, ohne dazu genötigt zu sein, den bitte ich, alle diese Blätter um der deutschen Ehre willen, an der sie sich versündigt haben, nicht mehr zu lesen. Herunter mit ihnen unter die Füße, hinaus aus den Häusern, hinein in den Rinnstein!

Die Presse hat uns zum guten Teil gefehlt. Mir fällt dabei eine heitere Wahlgeschichte aus Westfalen ein. Da kamen einst die Leute vom Dorf bei viel Regenwetter und tiefem Schmutz zur Wahl. Ein Schlaufuchs nahm den Leuten die Stiefel weg, die sie sich im Gasthaus am Ofen trockneten, sodaß sie nicht zur Wahl gehen konnten und dadurch ging der Sieg verloren. Eine Partei ohne nachhaltige Presse ist wie ein Wähler ohne Stiefel, sie kann ihren Weg nicht mit der nötigen Energie gehen. Sagen Sie allen Freunden, den Wählern von Berlin, daß wir die Fortschrittspresse bekämpfen und die unsre stärken müssen; es gibt keine größere politische Aufgabe für uns alle.

Uns fehlten auch noch zum großen Teile die Bezirksvereine, dies wundervolle Werkzeug in den Händen der Stadtväter. Uns fehlten die vielen tausend kommunalen Ehrenämter, die durch den Fortschrittsring gebotene Möglichkeit, Profit zu machen, Vorteile zu erringen; uns fehlten

alle die Mittel, die Bevölkerung unter dem Druck zu halten, daß sie sich gar nicht getraut, ihre freie Meinung zu sagen. Daß wir trotzdem diese Zahlen von Wählern gewonnen haben, zeigt in der That, daß in den Berliner Herzen ein edler Mut aufgewacht ist, der sich vor Bezirksvereinen, Ehrenämtern, Druck und Verfolgung nicht mehr fürchtet — und das ist der Anfang zum Sieg! —

Uns fehlten auch zum guten Teil die Hausbesitzer, diese lieben Leute, die, wenn sie echt fortschrittlich sind, die fortschrittlichen Wähler ganz akkurat und genau anschreiben, aber die andern manchmal weglassen und überhaupt thun, was sie können, damit der Fortschritt ungestört bleibt. Dieser Frage der Hauseigentümer und der Bezirksvereine müssen wir in Zukunft eine viel größere Sorgfalt widmen als bisher. Wir haben für den ersten Angriff das Mögliche geleistet. Das muß aber noch viel besser werden. Wir müssen, eine organisierte Macht, den Kampf aufnehmen mit der andern.

Es wird erzählt, daß auch viel Schwindeleien vorgekommen sind. Darüber wird seiner Zeit das Nötige offenbar werden und zur Anzeige kommen. Eins, das gewiß nicht erlaubt ist, haben wir gestern schon konstatiert. Im sechsten Wahlkreis war der Name des Kandidaten auf dem Wahlzettel so stark gedruckt, daß man ihn auf der Rückseite lesen konnte. So wußte jeder, der an der Wahlurne saß, ob der Mann, welcher kommt, Klotz oder Meyer wählen wollte. Bei vielen von diesen Herren ist es aber sehr gefährlich, nicht fortschrittlich zu wählen! Das ist ihr Liberalismus, aber von der Berliner Sorte!

Sehen Sie, das sind die Gründe unsrer Niederlage. Den stärksten führe ich zuletzt an. Der Berliner Fortschritt steht unter dem Schutz des Judentums, er ist ein Judenknecht geworden! Er entschuldigt alle Sünden des Judentums und schmäht das Christentum. Getaufte deutsche Berliner reden und schreiben für Judengeld gegen die Kirche, gegen die Pastoren, gegen alles, was uns teuer und heilig ist, zu gunsten der Juden. Diese Fremdlinge haben Macht, weil sie Geld haben; sie haben Einfluß und haben ihn ausgebeutet. Aber gerade darum bleiben wir in dem Kampf gegen die Übermacht des Judentums. Wir streiten nicht gegen rechtschaffene Juden, nicht gegen brave Geschäftsleute; es hat mir leid gethan, daß ich das Wort Hepphepp! am Wahlabend auf der Straße gehört habe. Ich bitte Sie: der Kampf muß immer noch edler werden; nur dann werden wir siegen, wenn man uns trotz aller Energie niemals vorwerfen kann, wir hätten mit falschen Mitteln falsche Ziele verfolgt. Aber arbeiten, um das Ziel der Zurückdrängung des Judentums zu erreichen, wollen wir; kämpfen dafür, daß dieser Goliath gefällt werde, das wollen wir. Sie haben gestern gerufen: Philister über dir, es ist wahr, sie sind unsrer mächtig geworden, aber wir fühlen in uns die Simsonskraft einer gerechten Sache, und die Stirnlocken sollen sie uns nicht abschneiden! Nur Mut und Ausdauer! Viele sind auf unsrer Seite und helfen uns. Ich habe seit gestern mancherlei

Sympathiebeweise bekommen, von einem will ich hier öffentlich reden. Sie wissen ja, daß neulich schlechte Berliner Blätter die nichtswürdige Verleumdung gegen mich gebracht haben, daß bei Beginn unsrer Bewegung ein Invalidenhausfonds gestiftet, aber bei der Wahl vor drei Jahren verschwunden sei! So machen's diese Leute; sie machen ehrliche Menschen zu Spitzbuben; es muß doch für sie die Spitzbüberei nicht so schlecht sein, daß ihnen die Verleumdung in diesem Punkte so leicht wird. Es geht wie mit dem Vorwurf der Lüge. Das schlimme Preßvolk ist so ans Lügen gewöhnt, daß es glaubt, die Unwahrheit wird uns so leicht wie ihnen. Doch dies nebenbei! Sie werden sich erinnern, daß bei dem Anfang unsrer Bewegung der Gedanke eines Invalidenhauses auftauchte. Ein Kaufmann Berlins, der unsrer dritten Versammlung beiwohnte, schickte mir damals 50 Mk. Darunter stand: „Für ein Invalidenhaus." — Derselbe Mann hat mir heute einen Brief geschickt, in welchem er schreibt, er glaube die Verleumdung nicht, daß wir das für dies Invalidenhaus gesammelte Geld für die Wahlagitation verwandt hätten und sende uns von neuem 100 Mk. für denselben Zweck. Das ist deutsch! Verleumden ist undeutsch und schlecht!

Ich habe auch Antipathiebeweise bekommen. Auf einer Karte stand: „Adieu Stoecker!" Der Schreiber hat gar nicht gewußt, was er mir sagt. Was heißt denn à dieu!? „Zu Gott!" Nun, zu Gott wollen wir aufschauen, in seinem Namen arbeiten. Diese Menschen wissen gar nicht, was ein deutscher ehrlicher Christ, der das Reich Gottes lieb hat, arbeiten und kämpfen kann für die gute Sache. Wir alle wollen uns mit diesem Geist Gottes erfüllen. Fromme Leute pflegen an solchen großen Tagen, wie gestern und heute, die Losungen der Brüdergemeinde aufzuschlagen und darin eine Ermunterung zu suchen. Gestern lautete die Losung: „Es ward Licht auf der Erde von der Herrlichkeit des Herrn!" Auf der ganzen Erde ist es noch nicht Licht geworden; die Wahlen zeigen, daß es noch viel Dunkel gibt. Aber daß es in vielen treuen Berliner Geistern gestern Licht geworden ist und ein wenig von der Herrlichkeit des Herrn über ihnen geleuchtet hat, das Gefühl haben wir gehabt. Die Losung von heute lautet: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen!"

Lassen Sie uns, mit dem Geist dieser beiden Sprüche ausgerüstet, weiter arbeiten, weiter kämpfen. Die Mächte uns gegenüber sind stark, die politische Fortschrittspartei und die Kommunalverwaltung von Berlin, mit ihnen verbündet das Judentum und die Kirchenfeindschaft. Aber wir fürchten uns nicht, wir gehen im Namen Gottes vorwärts. Wir wollen um Gottes willen und um der Not unsres Volkes willen unsern Brüdern dienen, uns in die Bresche werfen, mag kommen, was da will. Wir kämpfen weiter und wir werden siegen! —

Vierte Abteilung.

Aufsätze über die kirchliche Lage 1875—1880.



Wo stehen wir?

2. Januar 1875.

Wo steht unsre Kirche? Am Abgrund oder in den Anfängen einer neuen Zeit? Im Niedergang oder im Aufgang einer bessern Zukunft? Liegt sie auf dem Sterbebette, wie ihre Feinde ohne Mitleid verkünden, oder, wie ihre Freunde trotz allem freudig hoffen, in den ersten schweren Atemzügen der Genesung? Es wäre vermessen, auf diese inhaltsschweren Fragen, die unser ganzes Herz bewegen, eine einfache Antwort zu geben. So verwirrt sind die Verhältnisse unsrer Kirche, so abhängig von den Maßregeln, welche in den nächsten Wochen und Monaten getroffen werden müssen, so verflochten in die Irrgänge einer hohen und niederen Politik, daß niemand, er müßte denn ein Prophet sein, das Bild der kommenden Tage zeichnen kann. Nur eins ist klar. Wenn der Leiter der preußischen Kirchenpolitik, wenn die oberste Kirchenbehörde, wenn der parlamentarische Liberalismus auf den bisherigen Wegen fortfahren, so steht alles auf dem Spiel, und unsre Landeskirche, die größte protestantische Gemeinschaft der Welt, die Burg der preußischen Größe, die Vorkämpferin gegen Rom, stürzt in Ruinen zusammen. Daß mit den gebrochenen Baustücken der lauernde Katholizismus seine Lücken vermauern würde, ist noch der geringste Schade, der uns droht; die Anarchie des religiösen Geistes im evangelischen Preußen wäre freilich im gegenwärtigen kirchlichen Kampfe der sichere Sieg des Vatikan, aber sie wäre mehr als das: der Einsturz des christlichen, sittlichen Volkslebens, der innere Verfall des kaum geeinten Deutschlands, der Anfang vom Ende. Wir möchten nicht zu schwarz sehen; aber wir meinen, es sei die Stunde gekommen, aus dem Kreise des Volks heraus wie im alten Rom, den Männern am Steuer des Staats und der Kirche zuzurufen: videant consules ne quid detrimenti respublica capiat. Und da ein Rückwärts nicht möglich und nicht zu wünschen ist, so bedeutet unser Ruf ein lautes, energisches Vorwärts! Denn nicht darin liegt die Gefahr, daß die alten Zustände der Kirche zusammenbrechen, die durchaus unhaltbar sind, sondern darin, daß sie krampfhaft festgehalten werden, nachdem ihre Grundlagen zerstört sind, und daß die Zerstörer des Alten nicht genug Geist oder Mut haben, die Baumeister des Neuen zu werden. Unsre gegenwärtige verzweifelte Lage ist die natürliche Folge der langjährigen

Vermischung staatlicher Mächte und kirchlicher Rechte; einer Vermischung, welche den Staat veranlaßt hat, die bisherige Basis der Kirche zu zertrümmern und sich völlig von ihr zu emanzipieren, die aber trotzdem noch immer auf der Kirche lastet und sie verhindert, sich selbst zu schützen und zu organisieren. Man stelle sich vor, daß die Kirche jetzt ihre synodale Verfassung und ihre Dotation hätte, daß sie vom Kultusminister unabhängig und in der Lage wäre, zu beraten und zu beschließen, was ihr gut schiene: gewiß würde kein evangelischer Mann trotz Maigesetze und Zivilstand irgend eine Besorgnis hegen dürfen. Das Unglück unsrer Kirche ist ihre Abhängigkeit und Ohnmacht unter Verhältnissen, welche die äußerste Kraft und Freiheit erfordern; während der Staat rücksichtslos ausführt, was er für sein Recht hält und was wir ihm nicht bestritten haben, darf die Kirche noch immer nicht thun, was sie will, sondern muß auch auf ihrem Gebiet thun, was der Staat will. Alle unsre augenblicklichen Schwierigkeiten lassen sich im letzten Grunde auf diesen Punkt zurückführen, daß gegenüber einer Machtentfaltung des Staatsorganismus, die doch nicht ganz ohne den Beigeschmack der Staatsomnipotenz ist, die Kirche keine andern Hilfsmittel hat als ihre Schwachheit und ihre Geduld. Unsre wichtigste, ja unsre einzige, absolute Forderung ist deshalb unsre Freiheit vom Staat; daß diese Forderung von der Kirche selbst nicht klar gestellt, vom Liberalismus unredlicherweise schon im voraus verweigert, von der Regierung kaum angerührt wird: das ist unsre Sorge. Und doch ist die kirchliche Freiheit unser verbürgtes, verfassungsmäßiges Recht, das wir nicht als eine Gnade zu erflehen haben, das wir als eine alte Schuld des Staats einklagen dürfen. Gern und freudig wollen wir alle Gesetze des Staats befolgen; ohne jede hierarchische Anmaßung wollen wir uns in die Schranken weisen lassen, welche der Staat in seinem Interesse zu ziehen für gut findet; aber innerhalb dieser Gesetze und Schranken fordern wir nach der Verfassung „die selbständige Verwaltung unsrer Angelegenheiten". Das ist die große Frage des Moments und der Zukunft; von ihrer Lösung hängt auch die Beantwortung der Fragen ab, die wir uns am Anfang gestellt haben. Gewinnen wir unsre Freiheit, dann sind wir bei aller augenblicklichen Not doch im Aufgang und in der Genesung; wenn nicht, so steht die evangelische Kirche Preußens am Abgrund und stürzt hinein — für immer. Wer will diese Verantwortung tragen? Welcher Minister? Welche Kammer? Welche Kirchenbehörde? Und wir sind mitten im Kampf gegen Rom!

Mit diesem Kampfe hat die Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche begonnen. Wir sind die ersten gewesen, der Krone Preußen bei ihrer Kriegserklärung gegen Rom von Herzen Glück und Sieg zu wünschen. Eine andre Art der Kriegführung wäre uns lieber gewesen. Hätte Preußen mit aufgerolltem Panier die Unfehlbarkeit bekämpft, seinen Vertrag mit der Kurie gekündigt, im übrigen aber die Kirche machen lassen, was sie wollte: der Ultramontanismus wäre heute nicht

die Großmacht, die er durch die vielen Aufregungen in Verbindung mit dem allgemeinen direkten Wahlrecht geworden ist; anstatt der tausend Geldstrafen und Maßregelungen, die den Fanatismus in jedem katholischen Dorfe wecken, hätte die Regierung leichte, kurze Arbeit und — was vor allem zu beachten ist — gegen die falsche Idee Roms den mächtigen Gedanken der Wahrheit als ihren Bundesgenossen gehabt. Nun, Preußen zog einen andern Weg vor, der, wenn auch mit mehr Schwierigkeiten und auf größeren Umwegen, dennoch zum Ziele führen kann; es unterzog die gesamte Stellung der Kirche zum Staat bis in das einzelnste der gesetzlichen Regelung. Es ist nicht unsers Amtes, diese Gesetze, an denen wir einige Änderungen wünschten, noch einmal zu kritisieren; nicht ein Leiden sahen wir in der neuen Gesetzgebung, sondern vielmehr eine Grundlage für die nachfolgende Unabhängigkeit der Kirche. Auch jetzt, nachdem die Folgen des Zivilstandsgesetzes, uns nicht unerwartet, für viele überraschend, hervorgetreten sind, stehen wir zu dem Gesetze selbst nicht anders; wir halten es für notwendig und für gut. Daß aber der Minister die Einführung desselben zuließ, ehe die arme Kirche für den Ausfall an Gebühren entschädigt und überhaupt neu ausgestattet war, ehe die fertige Synodalverfassung der Kirche eine neue Gestalt und ein Forum zur Beratung der schwierigen Verhältnisse gegeben hatte; daß der Minister durch seinen Kommissar jedes Recht der Kirche auf staatliche Entschädigung in Abrede stellte und erst durch die energische Einsprache liberaler Abgeordneter, unter ihnen Laskers, zur Einbringung eines Aufbesserungs- und Entschädigungsetats gedrängt wurde: das alles ist von uns nicht vorhergesehen und konnte nicht vorhergesehen werden, denn das ist nicht große preußische, protestantische Politik. Gesetze von so tiefgehender, einschneidender Wirkung müssen, ehe sie ins Leben treten, vorbereitet und vermittelt werden; es war ein großer politischer Fehler, daß sie auch der evangelischen Kirche einfach oktroyiert wurden. Nicht sowohl durch sie selbst, sondern durch ihre plötzliche, unvermittelte Einführung ist der Kirche eine tiefe Wunde geschlagen, was von dieser um so bitterer empfunden wurde, da sie wehrlos war und ihre Waffen erst von dem Minister empfangen mußte. Dies ganze Verfahren gegen die evangelische Kirche war um so weniger gerechtfertigt, da es doch nur Rom war, gegen das der Kampf sich richtete. Und wenn auch der Staat diesen Kampf mit juristischen Mitteln, und zwar mit gleichem Recht für beide Kirchen, zu führen gedenkt, so bedarf es doch einem preußischen Staatsmann gegenüber nicht erst der Versicherung, daß es sich dabei um einen idealen Siegespreis handelt, nämlich um die Hegemonie der protestantischen Idee, und daß man diesen geistigen Primat nicht stärkt, indem man die evangelische Kirche schwächt. Bis jetzt aber ist das Resultat des Krieges, daß der Ultramontanismus gesammelt und gestärkt wie nie dasteht, der Protestantismus geschwächt und zerschlagen wie nie daliegt. Man hat den Sturm gerufen und dann den protestantischen Baum entwurzelt; man hat den Krieg erklärt

und das Schwert, die protestantische Kirche, zerbrochen. Das hat der Minister nicht gewollt; wir sind noch immer davon überzeugt, daß er es mit unsrer Kirche gut meint. Nichtsdestoweniger liegen die Resultate seiner Kirchenpolitik klar vor Augen: die preußische Landeskirche erscheint desorganisiert, die Volkskirche für immer zerstört, nur das Staatskirchentum, diese unmögliche Ruine, steht über den Stürmen der Zeit durch die bloße Schwerkraft noch aufrecht. Vor dem preußischen Kultusminister stand die schöne Aufgabe, soviel davon in staatlicher Mitwirkung liegt, den Ultramontanismus tot, den Protestantismus lebendig zu machen; zunächst ist unsre Kirche todesmatt, die römische lebensmutig geworden. Jenes ist nur Scheintod, dieses nur Scheinleben; aber es ist in der That die höchste Zeit, über diesen Zustand sich ernstlich klar zu werden. Die Spannung ist außerordentlich, die ganze Atmosphäre ist mit Elektrizität gefüllt, und die Blitze, welche früher nur auf katholische Bischofssitze niederfuhren und jetzt doch auch schon protestantische Superintendenten und Pastoren treffen, beleuchten eine unheimliche Situation. Möge der Minister, was noch zu retten ist, schnell retten, die Kirche dotieren und neu organisieren helfen, ihre Unabhängigkeit vom Staat durchsetzen und die befreite sich selbst zurückgeben: dann wollen wir das schwere Lehrgeld gern gezahlt haben, wollen all die Drangsal des Augenblicks vergessen und ihm mit Freuden verdanken, was wir als die völlige, aber auch als die einzige Entschädigung für alle Verluste ansehen: unsre Freiheit. —

Es herrscht in den leitenden Kreisen des Staats und der Kirche vielfach der Irrtum, daß mit der Einrichtung einer Synodalverfassung, wie sie jetzt als Bruchstück vorliegt, die Unabhängigkeit der Kirche hergestellt sei. Die Synoden mit einer kümmerlichen Ausstattung an Macht und Rechten sollen bei der kirchlichen Gesetzgebung und einigen Nebensachen mitwirken; damit meint man dem Anspruch der Kirche auf ihre verfassungsmäßige Freiheit genügen zu können. Das ist aber offenbar nur der Anfang der Freiheit, und zwar ein sehr schwacher. Solange der Kultusminister bei der Besetzung aller höheren Kirchenstellen im Oberkirchenrat und in den Konsistorien ein bestätigendes und entscheidendes Votum hat; solange er, ohne die Kirche zu Rate zu ziehen, die theologischen Professuren besetzt, solange er — allerdings im Namen des Landesherrn — die Kirchenhoheitsrechte ausübt und auch bei der Zusammensetzung der Synoden die durch königliche Ernennung eintretenden Synodalglieder beruft; wenn der Kultusminister dies alles, wie wir es in der letzten Zeit gesehen haben, mit absoluter Vollmacht thut, so ist von einer Freiheit der Kirche gar nicht zu reden. Eine Kirche, die in ihren wichtigsten Lebensäußerungen an den Willen des Ministers gebunden ist, kann sich nicht frei nennen. Aber über alle diese Dinge hat bisher noch kein Wort verlautet; und doch, dies ist es gerade, was wir wissen möchten, was die Kirche wissen muß, wenn sie zu all den bisherigen Experimenten Vertrauen haben soll: Wie denkt sich der Minister

sein Verhältnis zu der synodal verfaßten Kirche? wird der Landesherr alle bisher geübten Rechte beibehalten? und wird er sie wie bisher durch den Kultusminister ausüben? Sollte auf diese Fragen ein Ja zu erwarten sein, was wir in der That kaum für möglich halten, dann darf die Kirche in Preußen auf eine angemessene Existenz überhaupt nicht rechnen, bis sie sich ihre Selbständigkeit, vielleicht in schweren Kämpfen und nach bitteren Erfahrungen errungen hat. Wir wissen sehr wohl, daß der Landesherr, und in Preußen besonders, allezeit ein großes Maß von Kirchenhoheit wird beanspruchen müssen, daß er, wenn auch geneigt, nach dem Vorbild Friedrich Wilhelms IV., sein Kirchenregiment in die rechten Hände zu legen, diese Hände wird bestätigen müssen. Dennoch ist es unmöglich, daß er in einer Kirche, die alle ihre Positionen und Privilegien im Staatsleben verloren hat, noch dieselbe Stellung haben kann, wie in einer privilegierten Staatskirche; es ist noch unmöglicher, daß er die Pflichten seiner Stellung dem Kultusminister überträgt, der doch immer mehr oder weniger ein Produkt der Kammermajorität, jedenfalls der Kammer verantwortlich ist. Die Kirche vom Staat befreien, indem man sie in ihren wichtigsten Funktionen von einem Staatsminister abhängig macht, das heißt, sie in einem Zirkel herumjagen, in dem sie zuletzt tot niedersinkt. Daß der Landesherr seine Kirchenhoheitsrechte durch eine vom Kultusminister unabhängige kirchliche Persönlichkeit oder kirchliches Kollegium ausübt, erscheint uns deshalb als die erste, unabweisbare Forderung, welche die Kirche in ihren neuen Verhältnissen stellen muß. Es wäre allzu naiv, durch Aufhebung des Taufzwanges und der kirchlichen Kopulation die Kirche um ihren staatskirchlichen Charakter und in die äußerste Lebensgefahr zu bringen, und dann doch in dieser auf das Freiwilligkeitsprinzip reduzierten und nur durch Freiheit lebensfähigen Gemeinschaft ein Staatskirchentum aufrecht zu erhalten, das früher wenigstens möglich war, heute aber ein Ungedanke ist. —

Und hier ist die Stelle, wo wir nicht anders können, als dem Evangelischen Oberkirchenrat die allgemeine Klage der Kirche aussprechen: daß er nämlich in diesen Tagen staatlicher Gesetzgebung das Recht und die Selbständigkeit der Kirche nicht herzhaft vertreten hat. Wir verkennen die Schwierigkeit seiner Aufgabe durchaus nicht, unter dem Argwohn der Nation, in steter Hemmung durch Minister und Landtag, bei geringer Mithilfe der Kirchenglieder für die Kirche die rechte Existenz zu gewinnen. Die Kirche in ihrer Selbständigkeit vor dem Staat zu vertreten, dazu ist der Oberkirchenrat ins Leben gerufen; die Kirche in der jetzigen Krisis gegen den Staat zu vertreten, war der gewiesene Weg. Die oberste Behörde der preußischen Kirche mußte mit der Kirche selbst, mit ihren Generalsuperintendenten und Konsistorien, Fühlung suchen; sie mußte die gesamte Glaubensmacht der Gemeinden, die noch in reichem Maße vorhanden ist, den Forderungen des Staates gegenüber in die Wagschale werfen und rein nach kirchlichen Gesichtspunkten ihre Anordnungen und Maßregeln treffen. Sie konnte dann der begeisterten Liebe und der

treuen Nachfolge aller Gläubigen gewiß sein. Anstatt dessen suchte sie durch ein Eingehen auf die Wünsche des Staates den Liberalismus für die Durchführung der neuen Kirchenverfassung zu gewinnen und irritierte dadurch das kirchliche Gefühl. In der Frage der Entschädigung für den Ausfall der Stolgebühren hat der Oberkirchenrat allerdings ein energisches Wort zum Minister gesprochen und die kommenden Nöte voraus verkündigt; leider ohne Erfolg. Sonst aber ist er dem Staate allzu bereitwillig entgegengekommen; seine Instruktionen über die kirchlichen Qualifikationen, seine Erlasse über die Wiedertrauung Geschiedener sind in der That kirchenregimentliche Fehler. Die Instruktionen haben durch den seit dem 1. Oktober geoffenbarten Abfall eine thatsächliche Kritik erfahren, die unzweifelhaft beweist, daß es sehr gefährlich werden kann, die schützenden Dämme der Gemeinde- und Synodalordnung niedriger zu machen, als das Gesetz sie gelassen hat. Vertrauen ist gut, aber nur am rechten Ort und zur rechten Zeit; in unsern Tagen muß die Kirche, zwischen lauter feindliche Mächte gestellt, objektive Normen haben, die ihr inneres Leben schützen. — Die Erlasse über die Wiedertrauung Geschiedener sind von allen Stimmen verurteilt; sie werden jedenfalls zurückgenommen werden müssen, auch der Paragraph der Gemeindeordnung, welcher die Entscheidung über die Vollziehung der Trauung in die Hand des Gemeindekirchenrats legt, kann nicht bleiben. Die Kirche ist froh, endlich diese unheiligen Wiedertrauungen los zu werden; sie kann unmöglich in der zivilen Kopulation einen neuen Beweggrund sehen, die kirchliche Trauung zu gewähren. Das beklagenswerte Resultat von dem allen ist, daß zwischen der Kirche und ihrer obersten Behörde — wir konstatieren nur die uns selbst tief betrübende Thatsache — ein beständiges gegenseitiges Mißverstehen herrscht, und daß bei der kirchlichen Arbeit, die nur durch volle Eintracht glücklich vollendet werden könnte, es an dem rechten Vertrauen fehlt. Möge, das ist unser treugemeinter Rat, es dem hohen Kirchenregiment gelingen, in den Gliedern der Kirche wieder das Vertrauen zu wecken, daß es die kirchlichen Interessen stark und überzeugungsvoll vertritt; möge es auf das Kräftigste dahin wirken, daß die Synodalordnung zustandekomme und zu derselben als Schlußstein die kirchliche Freiheit und die Unabhängigkeit des Oberkirchenrats selbst vom Kultusminister hinzugefügt werde.

Im übrigens dem Oberkirchenrat Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir darauf hinweisen, daß in der That seine Arbeit durch die Haltung vieler Geistlichen selbst ungemein erschwert wurde. Durch fruchtloses Eifern gegen das Zivilstandsgesetz hat der positive Protestantismus seiner Sache unglaublich geschadet. Wenn er, anstatt zu klagen, zu grollen und teilweis sogar ungesunde Sympathieen mit Rom zu äußern, freudig in die neuen Verhältnisse eingetreten wäre; wenn er das Zivilstandsgesetz, anstatt darüber Weh zu schreien, voll Verständnis hingenommen und von diesem Standpunkt aus sein Recht gefordert hätte: es stände heute besser mit uns. Die Impulse, die dadurch preisgegeben

sind, kommen nicht wieder; vielleicht sind die Nachteile, die bereits entstanden sind, noch in etwas wieder gut zu machen. Es gilt, die bisherige Position ein für allemal aufzugeben, die Partei der Mißvergnügten, die immer unterliegt, zu verlassen und die klare Erkenntnis zu fassen, daß die evangelische Kirche Preußens noch nicht verloren ist, ja daß sie, im Fall ihre Freiheit aus den gegenwärtigen Verhältnissen hervorgeht, alles gewinnt. Jeder Dom wird schöner, wenn die Nebengebäude, welche ihn schützen und entstellen, weggerissen werden; so wird auch die Kirche, wenn sie alle ihre Nebenverhältnisse aufgegeben hat und im reineren Sinne wieder Gottes Reich geworden ist, herrlicher werden denn zuvor. Wir müssen Gott danken, daß die Unwahrheit und Unwahrhaftigkeit des Unglaubens, mit der unsre Kirche behaftet war, offenbart ist, daß die Tausende von Atheisten, welche als Eiter in unsern Gebeinen saßen, durch freie Selbstausschließung von uns getrennt werden. Kein Gesetz zwingt die Ungläubigen mehr in die Kirche und ihre Amtshandlungen hinein; so muß denn die Kirche mehr als früher eine Stätte der Wahrheit und gläubigen Gemeinschaft werden. Kein Staatsgesetz kann dem Reiche Gottes etwas geben, keins kann ihm etwas nehmen. Wohl ist es für den Anfang zu beklagen, daß viele aus der breiten Mittelmasse des Volkes, die weder entschieden rechts noch entschieden links stehen, dem Einfluß der Kirche entzogen werden. Aber diese Verluste werden mehr als ausgeglichen werden durch den Gewinn, welchen die frei gestaltete, gläubig vereinigte, kräftig entwickelte Gemeinschaft eines sich selbst zurückgegebenen Protestantismus davontragen wird. Jedenfalls muß die Kirche sich auf ihr wahres Wesen besinnen und ihre neuen Formen im mutigen Glauben finden: hilf dir selbst — dieses Wort, richtig verstanden, möchten wir ihr zurufen — und Gott wird dir helfen. Nicht die Kirche thut uns leid, die, vom Staat preisgegeben, besser daran ist, als unter dem Regiment des Staates, sondern zunächst der Staat selbst. Sein Begriff leidet unter den gegenwärtigen Kämpfen ungemein, und seine wahre Macht leidet mit. Die Reformation hatte ihn aus der Entleerung seines Begriffs erlöst und ihm den realen Inhalt einer Gottesordnung, einer christlichen Institution gegeben. Diesen Staat rein auf menschliche Begriffe bauen, zu einem Rechtsstaat machen, mit intellektueller Kultur erfüllen und seines religiösen Inhalts entkleiden, heißt ihn auf den katholischen Begriff zurückführen, heißt die eine Seite des päpstlichen Staatsbegriffs verwirklichen. Freilich wenn in dem Volksleben das Christentum aufgehört hat, die alles beherrschende Macht zu sein, kann auch der Staat nicht mehr der alte christliche Staat sein. Aber um so mehr muß dann die Kirche frei sein in den Grenzen, die ihr der Staat läßt, damit sie ihr eigentümliches Leben entfalten und nach Kräften helfen kann, von sich aus die Religion, dies unentbehrliche Fundament der Reiche, zur Geltung zu bringen. Wie heute die Dinge liegen und die Weltanschauung geht, ist der christliche Staat im alten Sinne unmöglich; aber ebendeshalb ist die freie Kirche notwendig, um mit ihrer göttlichen

Mission die Seelen zu gewinnen. So wird das Volk auch ohne Staatskirche erbaut; und ein Staat, der die Kirche in ihrer Arbeit frei läßt und dankbar anerkennt, kann, wenn auch in anderm Sinn und Geist, doch ein christlicher sein. Wie für die Kirche, ist es auch für den Staat eine Existenzfrage, daß das Reich Gottes ein rechtes, freies Dasein führe. Nur so kann die Kirche ihre Aufgabe lösen, nur so bleibt der Staat Kulturstaat. —

Aber zu dieser Erkenntnis müssen die staatlichen Faktoren zum Teil erst kommen. Wenigstens der liberale Parlamentarismus ist einer lebensvollen Macht der Kirche wenig geneigt. Kaum sah er die Wahlen zum Gemeindekirchenrat, zu den Kreissynoden in einem Geiste vollzogen, der seiner unverbesserlichen Aufklärungssucht mißfiel, da kam aus seinem Munde jenes üble Wort, daß man die andern Stufen der Gemeinde- und Synodalordnung nicht gesetzlich befestigen könne, ehe man nicht sehe, welcher Sinn darin herrschen werde. Das heißt mit dürren Worten, der Liberalismus will keine Kirche ausstatten, die nicht nach seiner Pfeife tanzt. Um diesen Preis verzichten wir auf jede Hilfe des Parlaments; wir bedauern nur, daß der Kultusminister, der dem Liberalismus gerade so notwendig ist wie dieser ihm, nicht darauf bestand, die gesamte Synodalordnung mit einem Male genehmigen zu lassen. Es hieße geradezu das Parlament zum Herrn der Kirche machen, wenn man das Leben der Synoden nach den Wünschen der Majorität gestalten wollte. Glücklicherweise hat das Ergebnis des Zivilstandsgesetzes unserm Liberalismus einen einigermaßen erschreckenden Eindruck gemacht; zum ersten Male vielleicht hat er erkannt, daß sein beständiges Schelten auf Orthodoxie und Glauben, auf Kirche und Geistlichkeit eine Sünde und ein Unheil ist; sogar fortschrittliche Blätter waren „unangenehm berührt" von der Thatsache, daß ein großer Teil unsres Volkes ihrem Rezept gemäß sich verhält und eine Kirche, welche der Liberalismus in Wort und Schrift beständig der öffentlichen Verachtung preisgab, auch thatsächlich verachtet. Hoffentlich werden die Parteien von links es dauernd aufgeben, ihren unberechtigten Ingrimm über die Kirche der Reformation auszuschütten, und es als ihre Pflicht ansehen lernen, den Protestantismus, den am meisten sie in die schlimme Lage von heute gebracht haben, nach Kräften wieder herzustellen. Es ist das Unglück unsrer politischen Entwickelung, daß in den alten Provinzen der politische Liberalismus sich mit der religiösen Freigeisterei in einer gewissen Solidarität befindet; wenn diese Verbindung dauernd in unserm Volke sich festsetzte, so wäre es um die gedeihliche Zukunft desselben geschehen. Der Liberalismus wird immer zu den politischen Systemen gehören, das Christentum ist das religiöse System der Ewigkeit. Der deutsche Bürgerstand, in dem jener seinen Boden hat, ist seit den Tagen der Reformation die Stätte protestantischer Religiosität gewesen und ist es erst seit wenigen Jahrzehnten nicht mehr; ihn müssen wir wieder in dem Schoße der Kirche haben, wenn diese gesund gedeihen soll. Zudem brauchen wir für die Neugestaltung unsrer

kirchlichen Verhältnisse den guten Willen der Liberalen. Die Kirche kann aus dem Zusammenhang mit dem Staat, wenigstens was die Eigentumsverhältnisse betrifft, nicht ohne die Zustimmung der Kammer entlassen werden, sie kann nicht ausgestattet werden, was durchaus nötig ist; ja sie kann, was noch nötiger ist, aus der Liebe des Volkes nicht neu auferbaut werden, wenn der Liberalismus seinen Widerwillen gegen den kirchlichen Glauben nicht aufgibt. Wir hoffen, er wird es jetzt eher thun als früher, da er vor dem Ultramontanismus und der Sozialdemokratie in einer gerechten Besorgnis steht und beide Feinde doch nur besiegt werden können durch eine Wiedergeburt unsrer Nation aus dem Glauben. Auch von ihm fordern wir Unterstützung bei dem großen Werk unsrer Tage, bei der Selbständigmachung unsrer Kirche. Wir fordern sie auf Grund der Verfassung, auf Grund seiner eignen Prinzipien und auf Grund des dringenden Bedürfnisses in unserm Volke. Der Gedanke eines Austritts aus der Kirche liegt vielen im Gemüte, weil sie in der Freikirche eine ungestörte Existenz hoffen; sie wäre jetzt, während des Kampfes mit Rom, gewiß kein willkommenes Ereignis. Aber auf die Dauer ist die Freikirche nur zu vermeiden durch die freie Kirche. Und dringend bitten wir unsre Brüder, die bereits an jene denken, noch auf die Möglichkeit dieser zu warten. —

Wir glauben bestimmt, daß das letzte Ziel der gegenwärtigen Verwickelungen die Entwickelung der Kirche zur Selbständigkeit sein wird; von diesem Gedanken sind seit einer Reihe von Jahren unsre kirchlichen Urteile und Hoffnungen beseelt. Diejenigen, welche sich über unsre Stellung zu dem Zivilstandsgesetz gewundert und geärgert und uns eines falschen Optimismus, einer unweisen Vertrauensseligkeit geziehen haben, sind eben dadurch, daß sie jenen Grundgedanken nicht beachtet, auf falsche Fährte geraten. Zum ersten Male im Vorwort des letzten Halbjahres haben wir ausführlicher darüber geredet; aber ebenso klar, wenn auch nicht so ausdrücklich, handelt seit Jahren jedes Programm unsrer Kirchenzeitung von dem großen Prinzip voller kirchlicher Selbständigkeit. Unsre früheren Aussprüche sind nur darum so wenig beachtet, weil sie gänzlich gegen den Gedankengang der kirchlichen Parteien liefen; daß es zur Herrlichkeit der Kirche gehöre, vom Staat unabhängig zu sein, glaubte man nicht; erst die bittere Not hat die Schädlichkeit des Staatskirchentums gelehrt. Heute kann niemand mehr für die Staatskirche sein; seitdem die Fleischtöpfe Ägyptens sich in Pandorabüchsen des Unheils verwandelt haben, sehnt man sich nicht mehr in das Land des Gefängnisses. Wir sind freilich jetzt in der Wüste unter dem Gesetz; aber wir hoffen, daß nicht das ganze lebende Geschlecht darin sterben wird, sondern daß wir noch das Kanaan der Verheißung und der Freiheit schauen werden. Die Bedingung, unter welcher wir hineingelangen, ist damals wie heute dieselbe: Mut und Gottvertrauen. Josua und Caleb kamen in das gelobte Land, weil sie sich nicht fürchteten, sondern meinten, der Herr könne es ihnen wohl geben. Was den andern unmöglich dünkte, erschien

ihnen im Glauben gewiß; so sehen auch wir die kirchliche Freiheit, die andre als eine Fata Morgana erblicken, aus allen Stürmen als eine Thatsache emportauchen. Das Suum cuique des preußischen Wappens wird zuletzt auch der preußischen Kirche werden: dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist. —

Das nächste zur Verwirklichung dieses Prinzips voller kirchlicher Unabhängigkeit wird auf den Provinzialsynoden geschehen. Nach allem, was man hört, wird der Kreis ihrer Geschäfte nicht groß sein; die Wahl für die Generalsynode und die Beratung für den Notstand der Geistlichen werden die hauptsächlichen, wo nicht die einzigen Aufgaben bilden. Es sind in der That auch die wichtigsten, welche die Kirche im gegenwärtigen Augenblicke zu lösen hat. Nicht aus Feigheit, auch nicht aus Unionsmotiven raten wir den Provinzialsynoden, alles zu unterlassen, was die Lösung der Fessel, mit welcher die Kirche an den Staat gebunden ist, erschweren könnte. Das Wiederaufrühren der Sydowschen Angelegenheit, das Hervorsuchen konfessioneller Beschwerdepunkte, das Anklagen der Maigesetze und des Zivilstandsgesetzes wären solche Erschwerungen, vielleicht absolute Hindernisse. Soviel wir hören, sind viele liberale Abgeordnete willig, der protestantischen Kirche ihr Recht zu geben; so möge man es durch den Ton der Synodalverhandlungen ihnen nicht schwer machen, ihre Fraktionsgenossen dafür zu gewinnen, möge man dem Kultusminister helfen, die gesetzliche Regelung der Kirchenangelegenheiten im Abgeordnetenhause durchzusetzen. Die schwere Lage, in welcher unsre Kirche sich befindet, wird manches Herz bewegen, anders zu urteilen als früher; und die Köpfe werden den Herzen folgen. Besonders für die Dotierung der Kirche, für die Entschädigung der notleidenden Geistlichen wird die nächste Landtagssession von Wichtigkeit sein. Daß die Entschädigung des Ausfalls an Stolgebühren sobald noch nicht geschehen kann, hat uns der letzte Erlaß des Ministers gelehrt. Daß inzwischen die Gemeinden durch eine freiwillige Steuer die Ausfälle der Geistlichen decken, finden wir natürlich und anerkennenswert; denn viele Geistliche leiden Hunger, und es ist immer erfreulich, Spuren von kirchlicher Aktivität in unsern Gemeinden zu finden; es ist noch erfreulicher, wenn diese Thätigkeit von Gemeindekirchenräten ausgeht, die im Sinne des Liberalismus gewählt, durch ihr Amt dazu geführt werden, sich der Not der Kirche anzunehmen. Aber im Grunde wird doch die Entschädigungspflicht des Staats festgehalten werden müssen; auch für die Dotation der Kirche erwarten wir von dem Staate Freigebigkeit. Wenn die bekannte Gerlachsche Schrift über „die Dotationsansprüche und den Notstand der evangelischen Landeskirche“ auch nicht überall die gesetzliche Pflicht des Staats nachweist, so enthält sie doch so bedeutende Momente für die moralische Verpflichtung des Staats, ganz abgesehen von den idealen Motiven preußischer Politik, daß die künftige Kammer nicht umhin können wird, die Dotation unsrer Kirche im Verhältnis zu derjenigen der römischen Kirche auszugleichen. Und hier möchten wir gleich einen Rat an die kirchlichen Organe, eine

Bitte an Minister und Parlament richten. Man sei gegen die Kirche nicht bloß mitleidig, barmherzig, sondern edel und großdenkend; man dotiere ihre Anstalten, Behörden und Synoden nicht von Jahr zu Jahr, sondern für immer, sodaß kein Kammerbeschluß die Dotation antasten kann; man mache auch die Erhöhung der Pfarrgehälter nicht von dem jedesmaligen Gutbefinden der Verwaltungsbehörden abhängig, sondern definitiv. —

Sind diese Fragen erledigt, dann gehe die Kirche an die Befestigung ihrer Selbständigkeit gegenüber dem Kultusminister. Wir wissen keinen realen Grund, der, wenn die Kirche synodal verfaßt und vom Staat gelöst ist, einen Staatsminister noch veranlassen könnte, seine Hand in ihren Angelegenheiten zu haben. Wenn die erste Generalsynode von Sr. Majestät erbittet, die Kirchenhoheitsrechte durch einen kirchlichen Bevollmächtigten ausüben zu lassen, so wird die Bitte schwerlich versagt werden. Eine neue Geschichte des Protestantismus wird beginnen, wenn die evangelische Kirche erst wieder die Freiheit hat, nach göttlichem Befehl und ihrem eignen Wesen gemäß zu leben. Viel versäumte Arbeit ist nachzuholen, am meisten die an ihr selbst. Allzulange hat sie vergessen, den ersten Teil ihrer Attribute im Augsburgischen Bekenntnis wahr zu machen, daß sie eine Gemeinschaft der Gläubigen ist. Das kann sie erst wieder werden, seitdem durch die neue Gesetzgebung ihren ungläubigen Gliedern das Fernbleiben von ihr möglich gemacht ist. War bisher das gesamte Volk zur Mitgliedschaft der Kirche verpflichtet, so macht von nun an nur freiwillige Teilnahme zum Glied der Kirche. An die Stelle der Volkskirche tritt die Vereinigung gleichgesinnter Christen, welche praktische Ziele verfolgen wird und in der Bildung ihrer Gemeinschaft die Probe ihrer Lebensfähigkeit ablegen muß. Manche liebe alte Sitte wird dabei fallen, manche schlechte Gewohnheit endlich verschwinden. Die Stunde der Accidenzien hat geschlagen; auch die Kirchenplätze wird man nicht lange mehr für Geld an die Wohlhabenden verkaufen können. Daß es verschiedene Arten von Trauung, von kirchlichem Begräbnis für reich und arm gibt, ist eine unverantwortliche Schuld, weniger der Geistlichen, als der bis zur Stunde geltenden Anordnungen, die nun wohl bald getilgt sein wird. Unsre Kirche ist unpopulär geworden; sie muß wieder in das Volksleben hinein. Die innere Mission ist die Arbeit an den Notständen des Volkes; wenn die Kirche überall lebendig Hand an dies Werk legte, muß das Vertrauen des Volks bald zurückkehren. Die Laien sollen dabei energisch mithelfen; die Zeit ist nicht fern, wo es an Theologen fehlen wird, und für diese Not müssen Laienkräfte bereit stehen. Das wird in einer Richtung ein Übelstand, in andrer Hinsicht kann es doch ein Gewinn sein. Wie viel blasses, angekränkeltes Leben ist durch die studierten Theologen, die keine christliche Gemeinschaft kannten, in die Kirche gekommen; ein Laie, der aus lebendiger Thätigkeit heraus an die Seelen herantritt, wird oft mehr leisten, als ein Akademiker voll theoretischer Zweifel.

Dennoch erfüllt uns die Thatsache, daß das Studium der Theologie so erschreckend abnimmt, mit tiefer Betrübnis, weil sie ein Beweis ist, daß der Stand der Geistlichkeit, sonst so geachtet und begehrt, keine Anziehungskraft mehr auf die Jugend ausübt. Die neuesten Verordnungen, durch welche der Gemeinde abwechselnd mit den kirchlichen Behörden das Wahlrecht in den Stellen königlichen Patronats verliehen wird, können den Theologenmangel nur steigern. Die Bedingungen eines bestimmten Dienstalters, welche an die höher dotierten Stellen geknüpft sind, werden der Forderung einer allgemeinen Einkommenregulierung nicht gerecht. Die Folgen der neuen Einrichtung werden, wie in den östlichen Provinzen der Volksgeist nun einmal geworden ist, Wahlumtriebe und schlimme Geschichten sein. Es geht bei uns nicht an, den Gemeinden das Wahlrecht zu erteilen, ehe man nicht die Gehaltsverhältnisse geordnet hat. Was Not thut, ist eine Einkommenskala, bei welcher der Geistliche mit seinen zunehmenden Dienstjahren auch im Gehalt steigt, gleichviel an welcher Stelle er sich befindet. Nur so kann dem Elend abgeholfen werden, in welchem die einen Geistlichen darben, während andre im unverdienten Überfluß schwimmen. Das sind einzelne Fragen, aber sie sind wichtig genug.

Wichtiger als alles andre ist die konfessionelle Frage. Unsre Zeit drängt auf Einigung. Werden die Gläubigen ihren alten Hader vergessen, über den die Welt den Kopf schüttelt und die Kirche blutige Thränen weint? Werden sie ihre Hände zusammenlegen, um in gemeinsamer Arbeit die Kirche zu bauen, in gemeinsamem Kampfe ihre Feinde zu bezwingen? Die uns gegenüberstehen, sind Legionen; und wir sind ein kleines Häuflein, wir dürfen die Einigkeit nicht stören durch Rückerinnern an alte Beleidigungen. Mit dem ersten Oktober hat für uns alle eine neue Epoche begonnen; da gilt es nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen. Vor uns liegt die allgemeine Aufgabe aller Gläubigen, dies Schifflein Christi in diesem brausenden Sturm zu bergen. Dazu aber bedarf es der Anstrengung aller, die es mit Jesu treu meinen. Wider uns scheint alles, aber mit uns ist Gott, und sein Reich triumphiert im Zusammenbruch irdischer Gestaltungen. Er wird auch Preußen durch die gegenwärtigen Kämpfe zum Frieden führen. Nicht am Ziele stehen wir, sondern am Anfang; was kommt, liegt in Gottes Hand. Freuen wir uns des einen, daß unsre Zeit eine Zeit der Entscheidung ist. Entschieden wird der Kampf zwischen uns und Rom, entschieden der Strauß zwischen Glaube und Unglaube, entschieden der alte Streit zwischen Staat und Kirche. Preußen hat die rechte Richtung seiner Magnetnadel wiedergefunden; der negative Pol, der durch ein magnetisches Ungewitter ins Schwanken geraten war, zeigt wieder gen Rom, so muß denn der positive wieder zum Evangelium weisen. Hüten wir uns, in diesen Entscheidungstagen unser Vaterland und unser Volk, unsern Staat und unsre Kirche weniger zu lieben, weil wir weniger glücklich sind. Bleiben wir fröhlich in Hoffnung und halten wir an am Gebet. Vor

uns liegen die Tage der großen Gebetswoche, die diesmal nicht bloß in Berlin gefeiert werden. Das Gebet im Namen Jesu hat die Verheißung der Erhörung. Vereinigen wir uns alle in der Bitte um das Heil unsres Vaterlandes und um die Herrlichkeit unsrer Kirche. —

Rechts oder links?

3. Juli 1875.

So lautet die Frage, welche kürzlich von der rechten Seite an uns gerichtet ist. Weil wir bemerkt hatten, es müsse in äußeren Fragen der kirchlichen Arbeit mehr nach dem Grundsatz verfahren werden: wer nicht wider uns ist, der ist für uns, — als nach dem andern: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; weil wir bei der Besprechung der Vorgänge auf der Berliner Pastoralkonferenz, ohne über das Thatsächliche selbst zu urteilen, das Gewissen der Mittelpartei gegen ein unberechtigtes und unweises Richten in Schutz genommen hatten, glaubt man uns fragen zu müssen, ob rechts oder links? Wir können natürlich die Wahl eines Protestantenvereinsmitglieds in die Generalsynode seitens eines Teiles der Mittelpartei prinzipiell nicht verteidigen, wir müssen auch dem linken Flügel der Mitte den dringenden Rat geben, von seinen kirchlichen Grundsätzen jeden Schatten eines Einverständnisses mit links fern zu halten; aber da wir genau wissen, daß in diesem Falle kein Kompromiß weder der Parteien noch der Prinzipien stattgefunden hat, daß jene vielbesprochene Wahl nicht eigentlich gemacht, sondern im Laufe der Verhandlungen geworden ist, daß eine gewisse Aufwallung von versöhnlicher Großmut, kirchenpolitischem Optimismus und persönlicher Anerkennung in gutem Glauben so, wie es nun einmal geschehen ist, gehandelt hat; da ferner der Mann der Wahl bereits mehreren Sitzungen des Konsistoriums beigewohnt und in den kirchlichen Debatten des Abgeordnetenhauses guten Willen gezeigt hat: so hielten wir es einfach für eine Sache des öffentlichen Anstandes, die Angelegenheit zurecht zu stellen und jenen unbegründeten Vorwurf, als habe die Mittelpartei wider besseres Wissen und Gewissen gehandelt, zurückzuweisen. Nur zu diesem Zweck, nicht als wollten wir unsre Übereinstimmung mit der darin vertretenen Auffassung bezeugen, haben wir die Goltzschen Äußerungen zitiert. Wir glauben also, daß es völlig überflüssig war, an uns die Frage zu richten: rechts oder links?

Übrigens erkennen wir das Zwingende dieser Alternative nicht an. Es bleibt noch eine andre Richtung übrig, die nach vorwärts; und eben diese möchten wir wählen. Nicht so ganz einfach und ohne den Ideen Zwang anzuthun, lassen sich die vorhandenen Gegensätze des kirchlichen Lebens unter die beiden Schlagwörter, rechts und links, unterordnen. Der Widerstreit in den dogmatichsen Auschauungen entspringt

aus andern Voraussetzungen, als die Verschiedenheit der Gedanken über Verfassung und kirchliches Leben. Handelt es sich dort um die Gewißheit der göttlichen Offenbarung, bei welcher wir keines Fingers Breite nachgeben dürfen, so treten hier gleichberechtigte Auffassungen nebeneinander, die zum Teil durch soziale und politische Differenzen bedingt sind. Und eben auf diesem letzteren Gebiet entstehen in einer eminent kirchenpolitischen Epoche am leichtesten die Mißverständnisse und Spaltungen. Wir denken nicht, daß die Stellung zum Bekenntnis selbst heute noch die Parteien des Glaubens entzweien darf. Freilich ist auf der Berliner Pastoralkonferenz der ganzen Unionspartei der Vorwurf gemacht, daß sie nur subjektiv, nicht objektiv das Bekenntnis festhalte, ist dem linken Flügel derselben gesagt, daß seine Anhänger wohl den Heiland des Glaubens, aber nicht den Herrn der Herrlichkeit bekennen. Das sind Wunderlichkeiten, die bei näherer Betrachtung keinen Sinn haben. Es mag ja sein, daß bei der theologischen Würdigung des Bekenntnisses in den Lagern der Konfession und der Union noch ein Mehr und Weniger der Anerkennung hervortritt, daß die Notwendigkeit und Gültigkeit des Bekenntnisstandes je nach der kirchlichen Stellung stärker oder schwächer betont wird. Dies Schwanken liegt in der Natur des theologischen und kirchlichen Lebens; es findet sich innerhalb der konfessionellen Partei selbst; die jetzt mehr verklungenen Gegensätze von Kahnis und Hengstenberg, Philippi und Hoffmann, Kliefoth und Höfling sind des Beweis. Aber das wissen wir jetzt alle, daß in einer kirchlich so zerfaserten Zeit, wie die unsrige ist, ein festes Bekenntnis not thut, daß man in dem Sturm, der uns erwartet, nicht ohne festes Schiff, in dem Kampf, der vor uns liegt, nicht ohne deutliche Losung bestehen kann. Wir wollen uns in der Treue zum Bekenntnis, das heißt zum gemeinsamen Bekenntnisgrund der reformatorischen Kirchen, von niemand übertreffen lassen; eine deutsche evangelische Kirche ohne Festhalten an der Augsburgischen Konfession können wir uns nicht einmal in Gedanken vorstellen. Wir können nicht in dem Grade, wie die konfessionelle Partei es für ihre Pflicht hält und als ihre Taktik übt, das Bekenntnis zum Schibboleth der kirchlichen Kämpfe machen und bei jeder Gelegenheit Freund und Feind darauf anrufen. Aber wir werden dasselbe, wo und wann es angegriffen wird, mit aller Kraft schützen und die Kirche darauf weiterbauen helfen. In dieser Frage sind wir von links völlig geschieden; dem Mißtrauen von rechts her können wir nur mit einem Lächeln antworten.

Dagegen ist es richtig, daß wir in den Angelegenheiten der kirchlichen Verfassung mit dem Liberalismus ein wenig mehr Nachsicht und zu seinen Absichten ein wenig mehr Vertrauen haben. Freilich nicht mit dem kirchlichen Liberalismus, der in den Geistlichen des Protestantenvereins, wenige Ausnahmen abgerechnet, seine Hauptvertreter hat, hoffen wir uns verständigen zu können. Sein Programm ist völlig unannehmbar. Wie er in seiner dogmatischen Agitation die unmögliche Gleich-

berechtigung zweier entgegengesetzter Richtungen auf seine Fahne schreibt, so fordert er in seinen kirchenpolitischen Umtrieben Urwahlen zur Landessynode und Vermehrung des Laienelements sowie der städtischen Gemeindevertreter. Müßten nicht diese Männer erkennen, daß bei der kirchlichen Entfremdung der Massen jedes Experimentieren mit Urwahlen ein schweres Unrecht, und bei der herrschenden Unkenntnis in religiösen Dingen die schrankenlose Vermehrung des Laienelements auf den höheren Stufen des synodalen Lebens ein grober Fehler ist? Die neuen Organe der Kirche sind aus der breitesten Wahlgrundlage hervorgewachsen; wer mit denselben nicht zufrieden ist, weil sie seinen Wünschen nicht entsprechen, und nun den Bestand der bisherigen synodalen Errungenschaften in Frage stellt, um sein Gelüsten zu befriedigen, der will nicht die Macht des Glaubens, sondern fördert die Herrschaft des Unglaubens. Es ist ein Widersinn, unkirchliche Menschen zu Herren der Kirche, ungläubige Massen zu Hütern des Glaubens zu machen; es wäre dasselbe, als wenn man unkriegerische Offiziere mit Absicht an die Spitze der Truppen stellte. Solch ein Betragen richtet sich selbst, und wir danken es Professor Beyschlag, daß er, der vor dem Ruf enger Orthodoxie gewiß geschützt ist, verdientermaßen die Machinationen dieser Partei getadelt und an die kirchlichen Gefahren, die daraus hervorgehen, erinnert hat. Wir hoffen noch immer, daß die politischen Männer des Liberalismus sich von den kirchlichen Zumutungen ihrer Partei losringen und der evangelischen Kirche Vertrauen beweisen werden. Bisher hat nur die Presse ihre Fühlhörner ausgestreckt, aber wir meinen, die Redakteure und Mitarbeiter liberaler Zeitungen seien nicht zu verwechseln mit den parlamentarischen Führern der liberalen Partei. Wenn diese Männer langsamer und weniger entgegenkommend, als wir wünschen, an der Befreiung der Kirche mitarbeiten, wenn sie Jahre gebrauchen, wo wir in Monaten fertig sein möchten: vergessen wir nicht, daß die Epoche Raumer-Mühler zwei Jahrzehnte gedauert und für die Selbständigkeit der Kirche so gut wie nichts gethan hat. Haben wir Geduld und Mut! Es ist unsre feste Überzeugung, daß, wie die Dinge sich gestaltet haben, die Freiheit der Kirche nicht ausbleiben kann. Sie ist der große Siegespreis der gegenwärtigen Kämpfe. Um sie zu erlangen, sollen wir freilich das Bekenntnis nicht an die Willkür preisgeben, sollen wir die Kirche, die auf den Felsen gegründet ist, nicht auf den Sand der Volksmassen bauen. Lieber nichts als falsche Grundlagen, lieber keinen Pfennig vom Parlament, als den Judaslohn des Verrats, lieber, wenn es nicht anders sein kann, eine Freikirche mit gesicherter Existenz als eine Landeskirche, in der mit jeder Urwahl der Glaube auf dem Spiel steht. Aber alles, was göttlich und menschlich recht ist, müssen wir thun, um das Ziel zu erreichen. Ebendeshalb weisen wir die Alternative: rechts oder links? ab und schauen vor uns in das Land der Verheißung. Unsre Parole lautet: Vorwärts! —

Was nun?

1. Januar 1876.

Das alte Jahr ist vergangen; es hat uns bis zuletzt ein ernstes, fast schwermütiges Angesicht gezeigt. Noch nie seit Menschengedenken haben die elementaren Naturgewalten so furchtbar wie im letzten Jahre an Europa gerüttelt und geschüttelt. Als wollte der lebendige Gott der vernunftstolzen Geister spotten, die sich vermessen, mit ihrem Wissen und Können die Erde zu beherrschen, haben vom Anfang bis zu Ende des Jahres Seesturm und Überschwemmungen, Grubenexplosionen und andre Unglücksfälle in unerhörter Zahl die Herzen erschreckt. Tausende von Menschen haben in den Wellen entfesselter Ströme ihren Wohlstand, Tausende ihr Leben verloren, das Meer hat unermeßliche Opfer an Menschenglück gefordert, und die letzten Schiffsunfälle an der Wesermündung wie an der englischen Küste sind mit so entsetzlichen Offenbarungen nackter Habgier verbunden gewesen, daß wir über der Sünde der Menschen fast das Unglück vergessen. In dem äußern Aufruhr der Elemente spiegelt sich die innere Empörung der Kulturwelt; alle die Feinde, welche wir während des vergangenen Jahres unablässig haben bekämpfen müssen, folgen uns unbezwungen, friedelos in das neue Jahr hinüber und fordern uns zu weiterem Zweikampf: der Unglaube ebenso wie die Ungerechtigkeit, der Sozialismus ebenso wie Rom.

Wenigstens eine Not, meinten wir, sollte das scheidende Jahr mit sich hinwegnehmen. Als unsrer Kirche die frohe Botschaft erklang, daß es ihr endlich, endlich vergönnt sein würde, den letzten, großen Abschluß ihrer Verfassung zu beraten, als die seit Jahrzehnten immer umsonst ersehnte Generalsynode berufen wurde, da leuchtete in uns die Hoffnung auf, es könnte für den deutschen Protestantismus eine neue Zeit lebendiger Thatkraft anbrechen. So haben mit uns viele gehofft; und wir alle sind traurig, daß unsre Hoffnung gescheitert ist. Von allen Schiffbrüchen des Jahres 1875 ist dieser der schmerzlichste und folgenreichste. Wohl ist die Generalsynodalordnung pflichtmäßig durchberaten, und für das weitere Gutbefinden festgestellt; aber in dem ganzen Werke ist kein Gedanke ausgestaltet, der uns aus dem Wirrsal unsrer kirchlichen Verhältnisse in das Land der Verheißung führt. Selbst wenn der Entwurf von dem König und den Kammern angenommen wird, bleibt im Grunde alles beim alten: die preußische Landeskirche wird eine Synode, aber keine Unabhängigkeit haben, sie wird ein großes Stück Verfassung, aber kaum einen Fußbreit mehr an Freiheit besitzen. In den schweren und verhängnisvollen Irrtum unsrer Zeit, daß Verfassungen beglücken und Paragraphen bessern können, ist nun zuletzt auch die Kirche mit hineingezogen; der unfruchtbare Neid eines abstrakten Liberalismus hat ihr, ganz nach dem Muster politischer Zustände, wohl eine Konstitution, aber keine

Lebensform gegönnt. Was uns not that, war nicht eine Generalsynode an sich, sondern eine Organisation, aus welcher die Kirche neue Impulse empfing und in den Stand gesetzt wurde, mit der Energie neugewonnener Freiheit ihre Aufgabe der Rückeroberung unsres Volkslebens anzufassen. Daß sie ihres Glaubens sicher und ihrer Kräfte mächtig, daß sie aus den Fesseln des Staatskirchentums erledigt und auf den Glauben der Gemeinde aufgebaut, in dieser ungekannten Schönheit vor unser Volk hintreten und sich das deutsche Herz wiedergewinnen könnte, von dem sie einst so treu geliebt ist: dahin ging unser Verlangen und unser Gebet für die Kirche Preußens. War das ein Traum oder Schwärmerei? Nach allem, was voraufgegangen war, nach all den Maßregeln und Verheißungen der letzten Jahre konnten wir nicht weniger erwarten, als für die Kirche eine unabhängige Existenz. Nachdem der Staat in der strengsten Gesetzgebung, welche die Kirchengeschichte unsres Jahrhunderts kennt, sein eignes Terrain so völlig und übervöllig eingenommen hatte, durften wir denken, er würde der Kirche auf ihrem Gebiet eine volle Entfaltung ihrer Kräfte gestatten. Nun ist ihr dennoch durch die Beibehaltung des landesherrlichen Kirchenregiments in seiner ganzen erdrückenden Gewalt, durch die Machtstellung des Kultusministers fast in der früheren Ausdehnung, durch den unveränderten landesherrlich konsistorialen Apparat die freie Bewegung wieder wie vorher gehemmt; und anstatt die Kirche auf ihr einziges Fundament, auf den Glauben, zu gründen, hat man es versucht und durchgesetzt, sie teilweise aufzubauen auf die „Intelligenz“ der großen Städte. Nicht daß wir nun von dieser Intelligenzvertretung den Ruin der Kirche, die Störung des Bekenntnisstandes befürchteten; das Übermaß werden König und Minister schon zu verhindern wissen. Wir fürchten nicht viel von den künftigen Generalsynoden, aber das Schlimme ist, daß wir von ihnen auch nicht viel hoffen können. Und wir hatten soviel gehofft.

Es war doch ein großer Moment, in welchem sich Preußen befand; die evangelische Kirche aller Länder wartete darauf, wie sich bei uns das Verhältnis zwischen Staat und Kirche gestalten werde. Deutschland, welches vor drei und einem halben Jahrhundert wohl zu einer kirchlichen, aber nicht zu einer politischen Reformation gelangt war, hat seit zehn Jahren diese letzte Aufgabe wundervoll durchgeführt. Ohne eigentlich zu wollen, wurde es mit Naturnotwendigkeit nach dem Frieden des letzten Krieges in den kirchlichen Kampf hineingeführt. Unser Kanzler hätte den Streit mit Rom vielleicht noch aufschieben können; er nahm ihn sofort auf, weil er ihn für unvermeidlich hielt und weil er ihn führen wollte mit den Waffen des mächtig erwachten deutschen Nationalgefühls. Der Katholizismus ist aus dieser Krisis unberührt, zum Teil mächtiger hervorgegangen; wir haben die Wahrheit der Schrift, die Rom nicht hat, und sind schwächer geworden als je. Wir sind krank, und unsre Krankheit liegt in der Sozialgestalt unsrer Kirche. Stellen wir die Diagnose, so begegnen uns viele Symptome eines gesunden Zustandes; aber sie alle weisen auf ein Grundübel, das, genau betrachtet, die Schmerzen

verursacht: es ist das Staatskirchentum. Soll die evangelische Kirche wiedergeboren werden, soll sie den Einfluß wieder üben, der ihr zukommt, und an der Erneuerung des religiösen und sittlichen Volksgeistes mit Erfolg arbeiten, so muß sie werden, was sie noch nie gewesen ist, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen notwendig sein soll, eine unabhängige Gemeinschaft des Glaubens. Unvertilgbar lebt in der Menschen Herzen der Zug zu Gott, er ist auch in dem deutschen Herzen noch nicht erstorben. Aber unser Geschlecht, das an der Brust der Freiheit genährt ist, verträgt in dem religiösen Leben die Unfreiheit, die Unwahrheit nicht mehr; ein Glaubensleben unter Staatsaufsicht, eine Kirche unter dem landesherrlichen Regiment hat keine Verheißung mehr. Ebendeshalb erweckte die Ankündigung der Synode ein so allgemeines Interesse; man glaubte, daß die kirchliche Unabhängigkeit nun endlich ihre Stätte unter uns finden werde; als man den Entwurf las, hörte das Interesse auf, und mit dem Schluß der Synode endete die Hoffnung. Die Gedanken kirchlicher Unabhängigkeit sind in den Reden kaum zu einem schwachen Ausdruck gekommen; noch weniger haben sie in der Parteibildung eine Organisation gewonnen. Wie war das möglich?

Daß das Staatskirchentum sich ausgelebt hat, sieht jeder ein. Besonders der Liberalismus, der im Staate nur eine Anstalt formellen Rechts erblickt, sollte dies begreifen. Aber auch wenn man in dem Staatsleben die Verwirklichung der sittlichen Idee, die Ausgestaltung der allgemeinen Kultur erblickt, kann man das eigentümliche Gebiet der religiösen Ideen dem Staat nicht mehr unterordnen wollen. Das Staatskirchentum ist ein Petrefaktum vergangener Epochen, das unsre modernen Anschauungen seltsam anmutet; nur Mangel an Denken oder kirchlichem Geiste kann es aufrecht halten wollen. Seitdem die Monarchie beschränkt, die Verfassung konstitutionell ist, hat die Staatskirche unter uns keinen Raum mehr. Wir billigen das verletzende Wort nicht, daß ein Landtag, der aus Katholiken, Juden, Ungläubigen und aus wenigen gläubigen Protestanten besteht, die Kirche nicht regieren könne. Aber gewiß ist, daß der Landtag eines Volkes, welches durch den Unterschied von Katholizismus und Protestantismus, von christlicher und moderner Weltanschauung gespalten ist, nicht das rechte Forum sein kann, um die Angelegenheiten der Kirche zu beraten, daß ein Minister, der diesem Landtag verantwortlich und von seiner Majorität abhängig ist, in der Kirche keine amtliche Stellung haben kann. So hatten des Kultusministers eigne Worte gelautet, er hoffe die Zeit zu erleben, in welcher er keinerlei Funktion in der Kirche ausüben werde. Wenn er nun das bedeutende Werk unternahm, der größten evangelischen Gemeinschaft der Welt eine endgültige synodale Verfassung zu geben, so mußte er es in dem Gefühl thun, daß hier etwas Vorbildliches zu geschehen habe, daß hier nicht die Zeitungspresse, sondern die Kirchengeschichte als Zeugin und Richterin zuschaue. Er mußte den Mut haben, die kirchenstürmenden Forderungen der liberalen Partei abzuweisen, und die Selbstverleugnung, die ministerielle Macht in der Kirche auf das

geringste Maß zu beschränken. Das erwarteten wir, das erwartete die ganze Welt. Wohl wissen wir, daß ein konstitutioneller Minister unter der Gewalt der Zeitströmung steht, daß er nur unter großen Schwierigkeiten gegen den Strom schwimmen kann. Wir sind nicht der Meinung, das gegenwärtige Ministerium überhaupt anzuklagen, daß es sich auf die liberale Partei gestützt hat. In seinem Kampfe gegen Rom hatte es kaum eine andre Wahl. Aber gegenwärtig ist der Liberalismus überall auf dem Rückzug; er hat auf allen Gebieten das Maß überschritten und muß die Freiheiten, die er mit verschwenderischen Händen ausgestreut hat, langsam wieder einschränken. Nahm der Minister dieses allgemein herrschende Gefühl, daß das liberale Prinzip sich ausgewirtschaftet hat, zu Hilfe; machte er die Unbill geltend, welche er zum Teil aus Notwendigkeit, zum Teil aber infolge der sich überstürzenden Kirchenpolitik unsrer Kirche hatte anthun müssen; ließ er es die liberale Majorität fühlen, daß sie ihn nötiger hat, als er sie: wir zweifeln nicht, er hätte die in den Zusatzartikeln dem Liberalismus gemachten Konzessionen zurückhalten können. Jedenfalls mußte er, wenn er von der Kirche diesen Preis forderte, ein Maß von kirchlicher Unabhängigkeit festhalten, welches den Preis aufwog. Man denke sich nur die Situation, wie sie sich jetzt für die Kirche ergibt. Von unten strömen, aus der Intelligenz der Städte entsprungen, wilde Wasser in die Kirche ein. Könnte der Strom des Glaubens in der Kirche rauschen, wie er wollte, vielleicht risse er die Gegenströmung mit sich fort oder hätte die Kraft sie zu reinigen. Aber Damm auf Damm setzt sich ihm entgegen; es bleibt kaum etwas andres übrig, als daß er den Damm durchbricht. Ohne Bild: nach unten und nach oben unfrei, wird die Kirche, wenn sie ihr Leben behalten will, ihre Fesseln durchbrechen müssen; es ist unsre innerste Überzeugung, daß die Freikirche auf die Dauer nur zu vermeiden ist durch die freie Kirche. —

Freilich steht über der Generalsynodalordnung der Grundsatz, daß das Bekenntnis durch dieselbe unverändert bleibt. Aber solch ein Prinzip darf nicht bloß dastehen; es muß seine Kraft äußern, es muß in den Einrichtungen seine Bewährung finden, seine Energie beweisen können. Prüfen wir den Begriff der Kirche, wie er den Zusatzartikeln, ja dem ganzen Entwurf zu Grunde liegt, so ist es der: sie ist eine Anstalt zum Wählen von Vertretern, damit die Laien mit den Geistlichen, die Synode mit dem Kirchenregiment, das landesherrliche Kirchenregiment mit dem Staate sich ausgleichen. Nichts ist der Kirche nötiger als Thätigkeit aus einem Sinn und Geist heraus. Hier ist lauter Reibung verschiedener Gewalten. In einer politischen Verfassung mag es angehen, den König mit seinem Ministerium der Volksvertretung entgegenzustellen und in dieser die verschiedenen Parteien sich bekämpfen zu lassen; handelt es sich doch um ein irdisches Recht, das in der Beschränkung des einen durch den andern beruht und nur durch das gegenseitige Ringen der Individuen und der Stände gewonnen wird. Und doch sehen wir in unserm Staats- und Volksleben schon jetzt mit erschreckender Klarheit, wie durch eine

Repräsentativverfassung, welche für den deutschen Geist nicht paßt, die Autorität der Gesetze sinkt und der Hader der Parteien sich immer heftiger entzündet. Nun soll die Kirche, welche doch die Verwalterin ewiger, von Gott geoffenbarter Güter ist, gleichfalls mit einem konstitutionellen Schema bedacht werden; auch in ihr soll der Landesherr mit Oberkirchenrat und Konsistorien, gleichsam mit Landes- und Provinzialministerien, der Synode entgegenstehen, und in dieser Repäsentativversammlung der Kirche durch ein neues Wahlgesetz eine Linke, welche Gott sei Dank nach der bisherigen Ordnung nicht zu stande kam, dauernd organisiert werden. Und damit noch nicht genug, soll der Kultusminister positiv mitwirkend und negativ abwehrend, halb Staatsmann, halb Kirchenobrigkeit, noch immer seine Hand im Spiele behalten.

Verhängnisvolle Fehler liegen in dieser Anschauung von der Kirche. Die Verfassung, anstatt der Ausdruck vorhandener Verhältnisse und kirchlichen Lebens zu sein, wird hier ein Mittel für die Parteien. Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben, von dem wir durch die definitiven Synoden befreit zu werden hofften, wird verewigt; durch die Zusatzartikel müssen protestantenvereinliche Elemente in der Kirche das Bürgerrecht erlangen. Am Anfang der Generalsynodalordnung steht als Panier das Bekenntnis, und am Schluß derselben dringen die Feinde des Bekenntnisses durch die Bresche der Synoden hinein und stürmen das Panier. Man sage nicht, daß der Kampf zur Gesundheit des kirchlichen Lebens gehöre. Wohl kennen wir einen in der Kirche berechtigten Kampf, der auf dem gemeinsamen Grunde des Glaubens um Nebendinge geführt wird; es liegt im Wesen des Protestantismus, daß er keine Uniformität verlangt, sondern eine Mannigfaltigkeit der Meinungen gestattet. Aber wenn die Kirche in ihrem eignen Kreise um ihre Fundamente kämpfen, wenn sie unter ihre Berater offenbare Zerstörer dieser Fundamente aufnehmen muß, so ist das kein Kampf, sondern Ruin. Es ist unmöglich, recht zu kämpfen und zu siegen, wenn man den Feind im eignen Lager hat. Im gemeinsamen Arbeiten — so sagt man uns zum Trost — werden die, welche jetzt Gegner der Kirche sind, sich mit dem Glauben befreunden. So im allgemeinen gesprochen ist dies ein leidiger Trost. Wir zweifeln nicht, daß einige edle und irregeleitete Geister, wenn sie in den Sitzungen der Gemeindekirchenräte und der Synoden die mühevolle Stellung der Geistlichen, die Notwendigkeit fester Bekenntnisnorm sehen, dadurch zur Besinnung zurückgeführt werden. Aber es ist geradezu thöricht, der Kirche auf diese ungewisse Hoffnung hin zuzumuten, daß sie ihre Feinde Presbyter und Synodale werden lasse, um sie zu gewinnen. Das Beispiel andrer Länder und Kirchen zeigt es gerade unsrer Zeit nur zu deutlich, daß das der Weg sein kann, den Glauben und die Gläubigen aus der Kirche zu treiben oder in derselben zu unterdrücken. Das Amt eines Gemeindeältesten oder Synodaldeputierten ist kein Gnadenmittel, wodurch Menschen für den Herrn gewonnen werden sollen, sondern es ist der Beruf eines in Schrift und Geist, im Glauben und in der

Liebe bewährten Christen. Man macht schlechte Rechner nicht zu Rechnungsräten, damit sie besser rechnen lernen; man ernennt auch mutlose Soldaten nicht zu Offizieren, damit sie tapfer werden. So soll man auch nicht ungläubige Männer zu Mitregenten in der Kirche wählen lassen. Nur die völlige Unklarheit in den ersten Grundsätzen der Gemeinschaftsbildung und der leider vorhandene Mangel an kirchlichem Ehrgefühl machen es erklärlich, daß z. B. Männer, die in ihren Schriften Gott und den Geist leugnen, in der Gemeinde die Rolle von kirchlichen Führern, ja von Gemeindekirchenräten beanspruchen. Wäre es so, daß Männer ohne Glauben sich von der Wahl, wenigstens von den kirchlichen Ämtern zurückhielten, dann könnte man viel weniger furchtsam in die Zukunft blicken. Aber so ist es nicht; tausend Fälle beweisen, daß Menschen, die nur am Wahltag in der Kirche sind, die kirchlichen Repräsentanten wählen, daß die Kandidaten nicht gläubiger sind als die Wähler. Die in der Kirchenordnung festgestellten Qualifikationserfordernisse, die streng durchgeführt, wohl zur Abwehr des Unglaubens ausreichen würden, sind durch die bekannten Instruktionen geschwächt und können in großen Städten bei den bestehenden kirchlichen Verhältnissen überhaupt schwer durchgesetzt werden. Was uns gegen die Zusatzartikel so argwöhnisch macht, ist das Gefühl, daß auf den höhern Synodalstufen die Elemente des Unglaubens eingeführt und festgesetzt werden und daß die Synoden mit ihren gebundenen Händen nichts thun können, um diese Elemente zu entfernen. Nicht die Majorität der Laien fürchten wir in den kommenden Synoden, sondern die Minorität von Protestantenvereinsleuten, die für ihre Richtung ein Recht gewinnen. Wie man vernimmt, wollte der Kultusminister zuerst sogar die Kopfwahlen für die Generalsynode vorschlagen; nur der Widerspruch seiner Berater soll ihn davon abgehalten haben. So hat er denn den Gedanken fallen lassen, die neue Kathedrale des preußischen Protestantismus mit Sandkörnern zu bauen, aber er hat die Gefahr nicht vermieden, auf unsichern Grundlagen und mit ungeeignetem Material zu bauen. Glaubte er ohne diese Konzessionen im Landtag nicht durchzudringen, so mußte er jedenfalls der Kirche solche Widerlager geben, daß sie geschützt war; er mußte der Generalsynode so viel Unabhängigkeit geben, daß sie bei drohender Gefahr sich wehren konnte. Indem er der Synode eine Linke, sich selbst das Veto und die Ernennung der theologischen Professoren, dem Landesherrn die absolute Ernennungsgewalt gibt, macht er die Kirche hilf- und machtlos. Und hier war es die Sache des Evangelischen Oberkirchenrats, die kirchlichen Gesichtspunkte nötigenfalls auch gegen den Minister zur Geltung zu bringen. Leider ist dies nicht geschehen.

Wir möchten gegen den Kultusminister und gegen die oberste Behörde unsrer Kirche nicht undankbar scheinen. Wir wissen, daß sie unter aufreibender Arbeit, mit höchster Bemühung, unter den größten Schwierigkeiten die Aufgabe treiben, der Kirche eine gewisse Selbständigkeit zu verschaffen. Aber wir können es nicht verschweigen, daß der Verfassungs-

entwurf, welcher uns vorgelegt ist, die Bedingungen der kirchlichen Selbstständigkeit nicht enthält, daß er überhaupt die Kanäle nicht bietet, durch welche ein neues, frisches Leben sich über die Gefilde unsrer Kirche ergießen kann. Nie gab es für den Evangelischen Oberkirchenrat schwierigere Verhältnisse, das verkennen wir nicht; aber nie gab es für ihn günstigere Gelegenheiten, als in den letzten drei Jahren, die Sympathien der Landeskirche um sich zu sammeln. Wenn er bei der Maigesetzgebung die Rechte der Kirche tapfer vertrat; wenn er anstatt der bekannten Instruktionen, die in den Gemeindevertretungen ihre Wirkungen nicht verfehlt haben, eine mutige Parole ausgab; wenn er bei der Einführung des Zivilstandes, anstatt durch Trauungsformulare und Wiedertrauungsvorschriften die Geister gegen sich zu erregen, in dem Abfall der Ungläubigen die Gläubigen zum Bau einer neuen Kirche sammelte; wenn er, wie es in den neuen Verhältnissen lag, aus den Trümmern die Kirche und eine Gemeinde der Gläubigen aufzubauen versuchte und in diesem Sinne die Kirchenverfassung entwarf als die Urkunde neuen Lebens und kirchlicher Freiheit: so war ihm die begeisterte Zustimmung aller gläubigen Herzen gewiß. Statt dessen ließ er die bekannten Schlußparagraphen in den Entwurf hinein und ließ noch dazu durch seinen Kommissar erklären, diese Veränderungen seien aus freier Beratung, ohne Zwang von seiten des Ministeriums entstanden.

Und während der Entwurf in seinen Schlußbestimmungen dem geistlichen Amt die allergrößte Last und Sorge auflegt, während er auf seiten der Synoden nicht genug Laientum und Liberalismus fordern kann, will er nach oben hin das Kirchenregiment möglichst wenig von der Synode eingeschränkt wissen. Auch jenes Minimum von Macht, welches die Synode bei der zweiten Lesung forderte, daß nämlich der Synodalvorstand bei allen Personalvorschlägen des Oberkirchenrats ein Mitwirkungsrecht haben solle, fand den heftigsten Widerstand. So wenig will der Oberkirchenrat irgend eine bedeutende Thätigkeit der Synode gestatten. Denn wir können den Gedanken nicht aufgeben, daß in der Ernennung der kirchenregimentlichen Personen die eigentliche kirchliche Macht liegt. Wer die Professoren der theologischen Fakultäten ernennt, wer die hohen Kirchenstellen in Land und Provinz besetzt, der ist in Wahrheit der Herr des kirchlichen Geistes. Es kann von synodaler Macht, von kirchlicher Freiheit gar nicht die Rede sein, solange der Synode an diesen beiden wichtigsten Funktionen der Kirchenregierung so gut wie kein Recht eingeräumt ist; denn das Mitwirken des Synodalvorstandes bei den Vorschlägen für die Generalsuperintendenturen ist viel zu wenig. Man weist freilich auf das Kirchengesetzgebungsrecht der Synoden hin und meint, damit ein großes Recht aus den Händen des Kirchenregiments gegeben zu haben. Und gewiß ist es dankbar anzuerkennen, daß kirchliche Oktroyierungen damit unmöglich sind. Aber positiv ist dies Recht kaum von großem Belang und mit dem politischen Gesetzgebungsrecht in keiner Weise zu vergleichen. Denn in der Kirche sind die Grundgesetze aus göttlicher Offenbarung hervorgegangen;

und es bleibt der Synode kaum etwas andres zu thun, als diese Gesetze auf den einzelnen Fall anzuwenden. Wollte aber die Synode, sei es betreffs der Lehre oder in bezug auf die Sozialgestalt der Kirche, über deren Einrichtung sie in der That eine große Vollmacht haben sollte, nach ihren Wünschen irgend etwas Großes ins Werk setzen, so hat sie das ministerielle Veto und das landesherrliche Kirchenregiment über sich, wodurch sie an allem gehindert werden kann.

Und hier liegt nun auch der eigentliche Hauptfehler des ganzen Entwurfs. Man hat in demselben die ganze Vollmacht des Landesherrn beibehalten, ja man hat sie durch die Ernennung der landesherrlichen Abgeordneten zu den Provinzial- und Generalsynoden noch verstärkt. Daß aber eine Kirche, welche die ungeheuren Prärogative des Landesherrn beibehält, eine Staatskirche unter anderm Titel bleibt, liegt auf der Hand. Man mag sich der Selbsttäuschung hingeben, daß es möglich ist, dies Amt zu einem kirchlichen Amte umzugestalten; aber die Unmöglichkeit dieser kirchenrechtlichen Prozedur bricht überall durch. Sollen wir denn wirklich erst noch nachweisen, daß ein konstitutioneller Fürst der modernen Zeit nicht mehr „oberster Bischof“ im alten Sinne sein kann? Kein König mit verantwortlichen Ministern kann heutzutage die Kirche nach rein kirchlichen Gesichtspunkten regieren; kein Fürst wird in unsrer Zeit die Kirche in ihrem Kampfe gegen den Weltgeist anführen können und sich etwa auf seiten der Synode stellen und gegen das Parlament. War es Jahrhunderte lang ein Notstand und ein Notbehelf, daß die Fürsten die Kirche regierten; war es in früheren Zeiten zuweilen ein unleugbarer Segen, daß die Volkskirche in dem Oberhaupt des Volkes ihren Bischof hatte: heute, da die Volkskirche in dem alten Umfang durch den Zivilstand zertrümmert wird, da die Volksgeister im bittern Prinzipienkampf stehen, kann der Fürst nicht mehr im alten Sinne Kirchenregent sein. Nicht nach der Seite des verstärkten Summepiskopats hin, sondern vielmehr nach der Seite des Hoheitsrechts mußte die Stellung des Landesherrn in der Kirche ausgestaltet werden; ein starker Einheitsspruch gegen unliebsame Personen, ein aufschiebendes Veto auch in der Kirchengesetzgebung, vielleicht ein definitives Veto bei Verfassungsänderungen, daneben ein weitgehendes Ehrenrecht war dem König einzuräumen, aber nicht das absolute Ernennungsrecht der kirchenregimentlichen Personen und das allzustarke Ernennungsrecht zu den Synoden. Man vergesse doch nicht, daß die Kirche in den östlichen Provinzen Preußens am allermeisten unter dem Verdachte leidet, daß sie mehr eine Veranstaltung des Staates als eine Anstalt Gottes ist. Diesen Verdacht wird sie nicht eher von sich abstreifen, als bis das landesherrliche Kirchenregiment seine beherrschende Stellung verloren hat. Denn so liegt es ja nicht, daß der König sein Kirchenregiment völlig aus sich übt; er wird auch diesen Teil seines Berufs mit dem Beirat des Ministers verwalten, und der Kirche wird nie, nie die Gelegenheit, ihr eignes Leben zu leben. Um diese Hauptschwierigkeit anzufassen, geschweige zu lösen, hat der Entwurf, hat auch die Synode nichts gethan. Man hörte zu seinem Erstaunen

von „Rechten der Krone“, von „Bekennern der Landeskirche“, ganz zu geschweigen von Äußerungen stärkster büreaukratischer Unterwürfigkeit, dagegen wurde die prinzipielle Frage über die Beschränkung des landesherrlichen Kirchenregiments auch von denen, die sie für sich schon richtiggestellt und beantwortet haben, kaum angerührt.

Man hat gefragt, ob es möglich sei, ohne Beibehaltung des bisherigen landesherrlichen Kirchenregiments die Volkskirche zusammenzuhalten. Männer des Glaubens haben wir bei der Synode den Kopf schütteln und nein sagen hören. Man traut der evangelischen Kirche überhaupt die Kraft der Selbständigkeit nicht zu. So ist denn in der That die Frage der kirchlichen Freiheit noch nicht reif; aber sie wird wiederkehren, bis sie gelöst ist, entweder durch die Freikirche oder durch die freigestaltete Volkskirche. Freilich eine Volkskirche in dem ehemaligen Sinne können wir nicht mehr haben; der Zivilstand hat sie ein für allemal abgeschafft. Sehr bald wird es in den großen Städten Tausende geben, die nicht getauft, nicht getraut sind, die der Kirche den Abschied gegeben haben. Andre Tausende und Hunderttausende, die der Kirche ebenso fremd, vielleicht feindlich gegenüberstehen, werden nicht gerade Gelegenheit oder Lust haben, die Kirche zu verlassen: sie bleiben darin. Was wird mit ihnen? Was wird mit all den Unzähligen, die noch äußerlich zur Kirche gehören ohne innerlich ihre Glieder zu sein? Dies scheint uns die schwierigste Frage unsrer kirchlichen Zukunft. Daß Ungläubige in der Kirche nicht mitwählen, mitwirken, mitherrschen können, versteht sich von selbst; eine Kirche, die dies zuläßt, hätte nichts mehr vom Reiche Gottes. Aber auch zum Ausscheiden sollen sie nicht gezwungen werden; wir begreifen sehr wohl, daß jemand, der die Dogmen der Kirche nicht annimmt, sich doch von dem Idealismus, der die Kirche durchweht, nicht trennen will. Es wäre gegen den Geist der Volkskirche, diese Trennung zu erzwingen. In diesem Sinne halten wir noch an der Volkskirche fest. Soll dieselbe aber nicht zur Karrikatur werden, so muß sie zwei Kreise bilden, einen engeren, der die gläubigen Kirchenmitglieder und in ihnen die Wähler, die Gemeindekirchenräte, die Synodalen einschließt, und einen weiteren, der die dem kirchlichen Geiste Fernerstehenden umfaßt und gleichsam das Arbeitsfeld der thätigen Kirche bildet. Ein solcher Zustand würde sich sehr leicht durch Beobachtung der Qualifikationsbestimmungen, wenn dieselben aufrichtig genommen würden, und durch Einführung ernsthafter Gelöbnisse herstellen lassen. Offenherzigkeit in Glaubenssachen ist ein Zug unsrer Zeit; die Ungläubigen würden sich nicht so leicht in Kirchenämter drängen, wenn ihnen in feierlicher Weise ein Glaubensbekenntnis abgefordert würde. Kommt unsre Kirche nicht dazu, diese Auseinandersetzung zwischen Glauben und Unglauben im friedlichen, schiedlichen Geiste durchzuführen, so ist sie verloren; eine Volkskirche, die wirklich eine Kirche wäre, ist dann nicht mehr möglich, und die Freikirche oder, was schlimmer wäre, das Sektentum, vielleicht Rom würde die Zuflucht vieler sein. Gelingt es uns dagegen, von den presbyterialen und synodalen Verhält=

nissen den Unglauben fern zu halten, so ist die Volkskirche im modifizierten Sinne noch möglich.

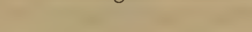
Freilich gehört dazu eins, was unsers Erachtens in dieser Zeit der synodalen Bildungen noch nicht genug hervorgehoben ist: unsre kirchliche Obrigkeit muß aus den beständigen Vermittelungsversuchen und Kompromissen heraustreten. Solange von oben kein deutlicher Posaunenton erklingt, ist die Rüstung zum Kampf unvollständig. Hätte der evangelische Oberkirchenrat in dieser schweren Zeit einen hellen Ruf zum Kampf wider den kirchenstürzenden Unglauben ausgehen lassen, wäre dieser Ruf durch die Konsistorien und Superintendenturen fortgepflanzt, hätte er die armen kreuztragenden Pastoren mit Mut und Hoffnung erfüllt und die kirchlichen Laien gesammelt: es stände wirklich anders in der Kirche. Aber auf die Maigesetzgebung und das Zivilstandsgesetz die Trauformeln und Wiedertrauungsgrundsätze, auf den Abfall der großen Städte die Zusatzartikel zum Generalsynodalentwurf folgen zu lassen: das war auch für das zahmste Herz zu viel. Ein kirchlicher Gemeinschaftsgeist des Glaubens, ein lebendiger Geist der Freiheit muß in der Kirche gehegt und gepflegt werden. Ist das bis jetzt nicht geschehen, ist auch in dem General-Synodalordnungsentwurf davon nichts zu merken, so wollen wir dennoch die Hoffnung noch nicht völlig wegwerfen. Wir wollen die Fahne kirchlicher Unabhängigkeit hoch und immer höher halten, wollen das Prinzip lebendigen Glaubens, als des einzig berechtigten Gemeinschaftsbandes der Kirche, hinübertragen in die Tage der ordentlichen Generalsynoden. Und wenn wir, wie es wohl zu erwarten steht, den Entwurf legalisiert von den Kammern zurückerhalten, dann wollen wir die Synode annehmen, immerhin als etwas Besseres gegen den früheren Zustand, aber für die Kirche wollen wir das fordern, ohne welches sie nicht leben und gedeihen kann, Freiheit und Glaubensenergie. Eine Partei, die dies beides: lebendigen Glauben und kirchliche Unabhängigkeit zu ihrer Losung machte, wäre keine Partei, sondern die Kirche selbst. Wir fordern nichts unmögliches, indem wir Freiheit verlangen, wir fordern nichts andres für unsre Kirche als das, was die katholische Kirche auch nach der Maigesetzgebung noch immer hat, nichts andres als das, was die Synagoge noch nie verloren hat. Ist das zu viel für die evangelische Kirche, die Freundin Preußens und die Burg seiner Größe? Wir meinen nicht; so gebe man es uns. Nur eine Kirche, die freie Bewegung und ein kräftiges Gemeinschaftsleben hat, wird in den geistigen Konflikten der Gegenwart etwas vermögen.

Die Zeichen der Zeit sind deutlich genug. Selbst vom Ministertisch her ist bei Gelegenheit der Strafgesetznovelle im Reichstag die Auflösung der sittlichen Ordnungen beklagt. Freilich hat Lasker, charakteristischerweise der Führer unsrer großen nationalliberalen Partei, den moralischen, hat Bamberger den wirtschaftlichen Niedergang unsrer Nation geleugnet. Aber diese optimistischen Stimmen des Liberalismus verfangen nicht mehr. Wir sind stark auf der schiefen Ebene. Fragen wir, wer uns dahin

gebracht hat, nachdem in nationalen Thaten ohnegleichen der Volksgeist bewährt war, so bleibt keine andre Antwort als die: der Liberalismus mit seinem Übermaß von Freiheiten, für die unser Volk nicht reif war, hat uns in unsrer Entwickelung verwirrt. Eine zügellose Presse hat aus dem Herzen des Volks die Ehrfurcht vor göttlicher und menschlicher Autorität gerissen; der Haß gegen das Christentum und die Lästerung des Heiligen sind an der Tagesordnung; eine Berliner Zeitung durfte schreiben, daß das Christentum im Schulunterricht schuld ist an dem sittlichen Zustande des Volks. Es gibt für christliche Völker kein Band der Gemeinschaft, das so fest zusammenschlösse wie die Grundüberzeugungen der Religion. Diese Einheit ist bei uns furchtbar gestört. Der abergläubische Ultramontanismus, der sozialistische Atheismus, der fortschrittliche Kirchenhaß, der liberale Indifferentismus: sie bilden im deutschen Volke große Parteien, denen die Kirche des Evangeliums ziemlich schwach gegenübersteht. Wird diese Macht des Heils nicht gestärkt, wird die lebendige Kraft der Kirche nicht verbunden, so ist kein Erfolg möglich. Man denke nur nicht, daß man den Unglauben gewinnt, indem man ihm Zugeständnisse macht. Auf die Beratungen der Synode haben in Berlin zwei angesehene Männer und zwei Vereine mit der Drohung des organisierten Massenaustritts geantwortet. Und für Berlin hauptsächlich hat man die Zusatzartikel gemacht. Gewiß liegt in solchen Anzeichen der Weg der Kirche vorgezeichnet. Wenn alle Richtungen mit früher unbekannter Energie sich ausbilden, so muß auch die Kirche, will sie nicht untergehen, sich nach ihrem eignen Geiste organisieren. Auch das Wiederkehren einer konservativen Strömung dürfte sie nicht benutzen wollen, um alte verlorene Positionen wiederzugewinnen. Auch dann, wenn der Thron des Liberalismus gestürzt ist, hat die Kirche ihr Programm zu befolgen, welches lautet: lebendiger Glaube und kirchliche Unabhängigkeit! Nur so wird sie den Gemeinschaftsgeist entwickeln lernen, der unserm Volke als tragende Kraft so nötig ist.

Der Ultramontanismus wirkt ganz besonders durch die Gewalt konzentrierter Gemeinschaft. In stolzer Sicherheit lacht er über die Versuche der evangelischen Kirche, zu einer kirchlichen Gestalt zu kommen; er selbst ist seiner Freiheit und seiner Macht gewiß. Schon fordert der Liberalismus hier und da die Beendigung des Kulturkampfes, weil ihm die Macht Roms imponiert; für unsre Kirche hat er selten ein andres Gefühl als Verachtung ihrer Schwachheit. Um so mehr gilt es für uns, in evangelischer Weise stark zu werden und unsre Kirche zu einer Gemeinschaft zu gestalten, in der wir unsres Glaubens sicher sind und der Verbindung mit den Kirchen andrer Länder fähig werden. Auch das Landeskirchentum in der bisherigen Form hat sich ausgelebt; es muß sich ergänzen durch ein Kirchentum, welches über die Landesgrenzen übergreift und eine gemeinsame, große, evangelische Aktion ermöglicht. Der Sozialismus, welcher doch der Egoismus ist, hat in den internationalen Beziehungen und in der Gemeinschaft seiner Vereine das Geheimnis seiner

Kraft. Gegen diesen Feind sind Gesetze allein wirkungslos. Die Internationale des Glaubens und der Liebe, welche Kirche heißt, sie allein kann die Internationale des Atheismus und des Hasses bekämpfen und überwinden. Aber dies Jammerbild von evangelischer Kirche, wie wir es haben, vermag über das Volksleben nichts. Wohl kann die Wahrheit der evangelischen Predigt noch immer mit ihrer unverwüstlichen Gotteskraft einzelne, auch Hunderte und Tausende gewinnen; aber eine Macht im Volke wird unsre Kirche erst werden, wenn sie keine Magd mehr ist, sondern eine Freie. Solange sie unter die Weltgedanken der Politik gestellt ist, kann sie nur hier und da einen Zug ihrer göttlichen Natur sehen lassen. Aber angethan mit der Herrlichkeit einer Gemeinde Gottes würde sie wieder die Stätte des Friedens und eine Anziehungskraft für die Christen werden. Ist sie jetzt wie eine Insel im Meer, von welcher der Sturm ein Stück nach dem andern losreißt, dann würde sie wie ein Leuchtturm auf dem Felsen sein, an dem der Sturm sich bricht. Freiheit in der Zucht des Glaubens: ein andres Licht leuchtet nicht in das Dunkel der Zukunft; es ist das Licht Gottes auf den Wegen der Völkergeschichte. Angezündet und unterhalten im Heiligtum der Kirche als die ewige Flamme, wird es hinausleuchten in das Leben der Nation, hineinleuchten in die Herzen. Noch immer gilt das Wort Christi: Ich bin das Licht der Welt; und nur in diesem Lichte sehen wir das Licht.



Unsre Aufgaben.

1. Juli 1876.

Ein vielbedeutender Abschnitt der preußischen Kirchengeschichte liegt hinter uns. Die synodale Verfassung, von der Generalsynode begutachtet, von dem Kirchenregiment festgestellt, von der staatlichen Gesetzgebung bestätigt, von dem Landesherrn sanktioniert, ist für die nächste Zukunft zu einem Abschluß gekommen. Nicht mit Freudigkeit sehen wir auf die Entwickelung dieser neuen Verhältnisse zurück; dennoch gehen wir nicht ohne Hoffnung hinein in die kommenden Tage. Freilich lebte vor Jahr und Tag in unsern Herzen eine andre, größere Hoffnung. Damals erwarteten wir von dem Staat eine befreiende That des Vertrauens und von der verheißenen Kirchenverfassung einen Aufschwung kirchlicher Begeisterung, der unsern Gemeinden so nötig war. Darin haben wir uns einigermaßen getäuscht. Eine Unabhängigkeit, wie wir sie uns gedacht hatten und wie sie durchaus erforderlich ist, um die Herzen der lebendig Gläubigen für die Kirche in ihrer Sozialgestalt zu erwärmen und das Interesse der schlummernden Geister wachzurufen, ist uns nicht zu teil geworden: das große Kulturprinzip, daß die Kirche ihre Angelegenheit

selbständig verwaltet, ist in den Wirren des Kulturkampfs nicht bloß aus der Verfassung des Staates, sondern auch aus dem Katechismus des herrschenden Liberalismus gestrichen. Noch einmal sei es uns gestattet zu sagen, daß wir darüber traurig sind, noch mehr für den Staat als für die Kirche.

Man hat die Schuld dieser Entwickelung, gleichsam als eines unvermeidlichen Verhängnisses, in dem Kulturkampf gesucht. Aber nicht in diesem selbst, nur in der Art und Weise, wie er geführt ist, liegt die Ursache unsrer Schmerzen. An sich barg der Streit mit Rom große Momente in sich, die unsrer Kirche günstig waren: das Aufgeben einer falschen Nachgiebigkeit gegen päpstliche und bischöfliche Ansprüche, das wiedererwachende Bewußtsein von der Hegemonie der protestantischen Idee, die Möglichkeit einer großartigen Politik, die ebenso gerecht gegen den Katholizismus wie gegen die evangelische Kirche billig sein mußte. Weder in der Maigesetzgebung noch in dem Zivilstandsgesetz brauchte man eine Feindseligkeit oder nur ein Übelwollen gegen die Kirche als solche zu erblicken; und wir legen Wert darauf, daran zu erinnern, daß wir jene beiden Legislationen trotz schwerer Bedenken im einzelnen unbefangen und ohne Groll aufgenommen: daß wir, eine ganze Zeit hindurch fast alleinstehend in den kirchlichen Kreisen, die neuen und ungewohnten Gesichtspunkte preußischer Kirchenpolitik verteidigt haben. Wir begrüßten in denselben die notwendigen Anfänge einer notwendigen Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche. Es erschien uns als eine Träumerei, von dem Staat die kirchliche Unabhängigkeit zu begehren, ehe derselbe sein Gebiet geschützt, seine Grenzen gezogen hatte. Ließ er hierbei eine allzu gestrenge Hand walten, so waren wir gern bereit, auf bessere Zeiten zu hoffen und von einer Zukunft, welche die Spannung des Kulturkampfs nicht mehr zu fürchten hatte, die Milderung einiger harter Paragraphen zu erwarten. Selbst die Übereilung in der Einführung des Zivilstands, so wenig sie einer besonnenen Staatskunst und dem Wunsche unsrer kirchlichen Obrigkeit entsprach, hielten wir dem schnellen Tempo zu gute, in welchem die Gesetzeskolonnen des kirchlichen Kampfes aufmarschierten. War es, recht erwogen, unbedingt uotwendig, daß die Kirche verfaßt und im stande war, sich auf die Zukunft einzurichten, die Stolgebühren abzuschaffen, die kirchlichen Maßregeln zu beraten, ehe mit der Aufhebung des Taufzwangs und der Einrichtung der Zivilehe vorgegangen und die Basis unsres Volks- und Landeskirchentums zertrümmert wurde: so erschien uns doch die Aufhebung des Staatszwangs in Religionssachen als ein so großer Fortschritt, daß wir jenen Preis für diese Befreiung nicht zu hoch fanden. Nichts war der Kirche notwendiger, als endlich, von allen äußeren Stützen noch mehr erlöst als verlassen, den innern Bestand an kirchlichem Geiste festzustellen und sich darüber klar zu werden, wie stark oder schwach inmitten der geistigen Konflikte unsrer Tage der gläubige Protestantismus sei. Daß niemand, und am wenigsten die Urheber des Zivilstandsgesetzes, eine Ahnung von

dem drohenden Bankrott kirchlicher Gesinnung hatten, wie er nun erschütternd und erschreckend in großen und kleinen Städten, hier und da auch in der Landbevölkerung hervortrat, beweist am besten die züchtigende Heilsamkeit einer Maßregel, die uns freilich aus allen Illusionen riß, aber uns klar unsre Lage zeigte. Ohne zu wollen hat uns die Gesetzgebung damit den größten Dienst geleistet. Hören wir deshalb auf, die kirchlichen Folgen des Zivilstandes dem Gesetzgeber aufzubürden; sie sind nichts andres als die Früchte des Staatskirchentums der letzten Jahrzehnte.

So dachten wir immer, so denken wir noch heute. Aber freilich, das eine mußten wir als Ersatz für die Enttäuschungen, Anfechtungen und Verluste der Übergangszeit erwarten, daß nach allem der Kirche eine gewisse Unabhängigkeit vom Staat zu teil wurde. Ohne ein solches Ziel wäre uns in der That die ganze Gesetzgebung der letzten Jahre vollkommen unbegreiflich gewesen. Nur in dem Gedanken, daß bei dieser Gelegenheit die große Aufgabe unsres Jahrhunderts, Kirche und Staat in das rechte Verhältnis zu einander zu bringen, gelöst werden müsse, liegt die Verteidigung unsrer Kirchenpolitik und die Entschuldigung ihrer Härten. Und eben bei der Feststellung der evangelischen Kirchenverfassung mußte es sich zeigen, ob der Staat, nachdem er sein Recht gesichert hatte, der Kirche ihr Recht geben würde, ob die hohe Devise des preußischen Wappens: Suum cuique auch in dem Kulturkampf unbezweifelt und unerschüttert feststehe. Hier stand Preußen vor der großen Probe, ob das Exempel der beiden Faktoren richtig gerechnet sei. Wir müssen mit Schmerz gestehen, daß es die Probe nicht bestanden hat. Der gehoffte Freibrief der Kirche ist nur ein Unterthänigkeitsschein geworden. Wir bedauern dies am meisten im Interesse des Volkes. Viele schwere Aufgaben des innern Staatslebens sind unerledigt, weil sie nur mit Hilfe der Kirche erledigt werden können. Das Überhandnehmen der Sozialdemokratie, das Zunehmen sittlicher Verwilderung, das Sinken gewerblicher Rechtschaffenheit: diese Spuren eines Verderbens, das von allen zugestanden wird und von niemand geheilt werden kann, weisen auf einen innern Schaden hin, der sich mit den Mitteln bloßer Paragraphen nicht lösen läßt. Das Urteil gereifter Christen bezeichnet ebenso wie der erwachende Instinkt aller Verständigen den Mangel an religiösem Geiste als unsern tiefsten Schaden. Es gibt keine Volkssittlichkeit ohne starke religiöse Antriebe; auf dem Grunde des herrschenden Materialismus eine Moral aufzubauen, die auch nur dem dürftigen Staatszweck genügte, ist unmöglich. Nur die Religion vermag unsrer Nation die verlorne Spannkraft des sittlich-idealen Strebens wiederzubringen. Aber eine Macht der Religiosität entwickelt sich unter den geistigen Umständen von heute nicht mehr in einer abhängigen Kirche. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß es unsern Staatsmännern sehr am Herzen liegt, den religiösen Geist wecken zu helfen; wir glauben sogar, daß sie mit der Synodalverfassung etwas Großes zu dieser Weckung gethan zu haben

meinen: nichtsdestoweniger behaupten wir, daß sich für die Kirche, wie sie neugestaltet vor uns steht, schwerlich irgend jemand begeistern wird, weder von rechts, noch von links, noch aus der Mitte. Mag man vielleicht im Sinne haben, späterhin der Kirche in ihre Angelegenheiten wenig oder gar nicht dreinzureden; prinzipiell ist ihr Verhältnis zum Staat, wie ja das auch in den Kammern zur Verteidigung der Verfassung angeführt ist, das der Unfreiheit; bis zu der Ernennung jedes Superintendenten hinunter, bis auf Katechismen und Gesangbücher herab steht in jeder Lebensäußerung die Kirche unter der Kontrolle des Ministers, ganz abgesehen davon, daß die Bildung ihrer Diener fast völlig in den Händen des Staates ist. Wir fürchten nicht einmal, daß diese Übermacht gebraucht oder gar gemißbraucht werden wird; aber schon daß es für nötig gehalten ist, der evangelischen Kirche einen kürzern Zaum, eine schärfere Kandare anzulegen, als man der römischen bieten durfte, hindert von vornherein jede Begeisterung und stellt doch auch später jede Beratung, jeden Beschluß unter den Druck außerkirchlicher Gewalten.

Aber so wie es nun einmal geworden ist, bietet dieses Geschick unsrer Betrachtung doch eine tröstliche Seite. Wir hoffen, daß die äußerliche Gebundenheit der Kirche ihrer inneren Befreiung dienen wird. Von allen Schäden unsers Kirchentums war lange Zeit hindurch das Vertrauen auf die Staatsmacht, auf den Staatsschutz, auf die Staatsleitung der Kirche einer der größten. Loyaler konnte nichts auf Erden sein, als der preußische Protestantismus. Gewiß ein köstlicher Zug und von der Reformation her ein Grundzug unsrer Kirche! Aber daß diese Loyalität zu einem innerlichen Staatskirchentum wurde, welches gern und ohne jeden Wunsch, es möchte anders sein, die Angelegenheiten der Kirche in der Hand des Staates sah und bis vor kurzem dauernd lassen wollte, war gewiß ein Fehler. Dies Übermaß von Unterthanengehorsam in Kirchensachen aus den Geistern zu schaffen, war die Vorbedingung jeder kirchlichen Unabhängigkeit. Fragen wir uns, auf welchem Wege dies hätte geschehen können, wir können keinen andern entdecken als den, welchen uns Gott wider unsern Willen geführt hat. Heute gibt es keinen energisch gläubigen Protestanten mehr, der, wenn er in diesen Dingen ein Urteil hat, das äußere oder innere Staatskirchentum noch für eine Stütze der Kirche hält. Dies Wunder psychologischer Umwandlung ist der wenn auch nicht schlecht gemeinten doch immerhin so wenig rücksichtsvollen Behandlung der Kirche seitens des Staats zu danken. Die Kirche als Organismus kann sich nie wieder auf den Staat stützen wollen; dieser Rohrstock ist zerbrochen und uns durch die Hand gefahren. Die Erkenntnis davon ist ein positiver ungeheurer Gewinn. Alles, was die Christen veranlaßt, von irdischen Widerlagern, welche die Kirche halten sollen, abzusehen und emporzuschauen zu dem himmlischen Schirmherrn und den ewigen Stützen, muß schließlich zu ihrem Besten dienen.

Ein ähnlicher Rohrstab war die Verfassungsfrage. Wie hat man sich darauf gesteift und gestützt, die einen, daß eine Synodalverfassung

der Kirche neues Leben einhauchen müsse, die andern, daß diese neue Ordnung der Kirche auf das Äußerste zu bekämpfen sei. Seitdem wir die Anfänge dieser kirchlichen Änderung bei uns gepflanzt und gepflegt haben, ist bei jenen die Hoffnung, bei diesen der Widerwille mehr und mehr geschwunden. In drei verschiedenen Ansätzen hat der Versuch stattgefunden, die Kirche von der Gemeinde aus zu organisieren und so, langsam von unten nach oben fortschreitend, eine bessere Sozialform der Kirche zu gewinnen. Wir wollen es nicht leugnen, daß wir immer in dieser Langsamkeit des Kirchenverfassungswerkes eines seiner schlimmsten Hindernisse erblickt haben. Man sah bei den Anfängen des Weges kein Ziel vor Augen; deshalb erlahmte die Lust wie die Kraft. Im Grunde sind diese ersten Sprößlinge der Kirchenverfassung totgeborne Kinder geblieben. Hätte man die Ruhe der fünfziger Jahre und die tiefe Begeisterung des heimgegangenen Königs benutzt, um die mit der Entstehung der konstitutionellen Monarchie unausbleibliche Neugestaltung der Kirche lebendig anzufassen, kräftig durchzuführen, völlig herzustellen: wir ständen heute anders und besser in unsrer Kirche. Die, welche damals die Verfassungsfrage verschoben haben, müssen heute einen großen Anteil der Schuld tragen; sie haben schwer geirrt. Denn wir können von dem Gedanken nicht lassen, daß eine rechte Kirchenverfassung, obwohl ein äußerliches und im Vergleich zu den Heilsgütern geringes, doch ein überaus wichtiges Ding ist, ähnlich wie der Leib als das Werkzeug der Seele. Gleichwie die Seele unsterblich ist aber doch ohne Leib hier auf Erden nicht wirken kann, so muß auch das Reich Gottes als ein unsichtbares und unvergängliches in der Kirche als seinem Organ eine Gestalt gewinnen, die dem Ideal so nahe wie möglich kommt. Es ist eine alte Schwachheit des Protestantismus, daß er Jahrhunderte hindurch diese Frage für so unwesentlich gehalten hat. Zuletzt mußte sie nun doch beantwortet werden, und zwar unter ungünstigen Verhältnissen. Mitten im Sturm kirchlichen Kampfes haben nun die Artikel der Kirchenverfassung gesäet werden müssen, mehr als die Saatkörner vorhandener Zwietracht denn als die Lebenskeime künftigen Gedeihens.

Es ist unfruchtbar, noch einmal auf alle die Mängel der kirchlichen Neuordnung zurückzublicken. Dieselben liegen klar vor aller Augen und konzentrieren sich darin, daß unsre Kirche Staatskirche geblieben ist. In manchen einzelnen Punkten — wer wollte das leugnen! — sind Verbesserungen geschaffen: die Initiative in den kirchlichen Angelegenheiten liegt jetzt bei den kirchlichen Behörden, diese selbst sind von den Staatsbehörden frei geworden, in der Gesetzgebung kann ohne die Synoden, in vielen Stücken der Verwaltung ohne den Synodalvorstand nichts geschehen. Aber überall an den entscheidenden Punkten steht nicht die organisierte Kirche, sondern das landesherrliche Kirchenregiment und der Minister. Es ist das alte Staatskirchentum, nur nicht mehr in dem Purpurmantel der Monarchie, sondern in der Toga des Konstitutionalismus. Der Dualismus zwischen den Behörden und den Synoden ist verfassungs=

mäßig festgestellt, ja durch die Beziehung zum Minister verdoppelt. Die Synoden, welche Korporationen kirchlichen Dienstes sein sollten, repräsentieren mehr die Idee von äußerlichen Gemeinderechten — eine Idee, die der heiligen Schrift wie der kirchlichen Geschichte fremd ist. Die beiden großen Grundsätze, daß eine rechtlich bindende Qualifikation die Glieder der Presbyterien und der Synoden kirchlich bestimmt und daß nur der kirchliche Dienst für die höheren Stufen der kirchlichen Verfassung befähigt: diese eigentlich unentbehrlichen Schutzwehren der Kirche sind zum Teil aufgegeben. Anstatt dessen ist dem kirchlichen Liberalismus eine Thür in die Kirche gebrochen und so im voraus der Preis für die Sanktion der Kammer gezahlt. Da eine allgemeine Besteuerung zu den wichtigsten Rechten der künftigen Generalsynode gehören soll, hat man es nicht vermieden, in derselben alle Richtungen zu legitimieren und die Kirche mehr als eine Gemeinschaft der Steuerzahler zu gestalten, nicht als eine Versammlung der Gläubigen, wie das Grundbekenntnis unsrer Kirche sie kennt und nennt.

Gewiß wird durch alles dies ein oberflächliches Interesse an den kirchlichen Angelegenheiten wieder belebt werden. Der äußere Zusammenhang der Landeskirche ist zunächst gewahrt, das Kirchendach, wie man die Verfassung genannt hat, ist fertig. Aber dieser Erfolg ist doch auf Kosten des innern Lebens der Kirche erreicht. Kein frischer Luftzug wahrer Freiheit weht durch das Gemäuer und erquickt die Seele, erfrischt die Begeisterung mit dem Odem öffentlichen Vertrauens; die Kirche hat keinen einzigen Punkt, wo sie unabhängig von der Staatsaufsicht frei ihr Leben gestalten könnte. Kein inneres Band gläubiger Gemeinschaft umschlingt kräftiger als früher die Glieder der Kirche; litten wir schon immer an dem Schaden Josephs, daß die Kinder eines Hauses sich nicht vertrugen, weil sie nicht Kinder eines Geistes waren: jetzt ist unter uns neben dem Glauben des schlichten Christen die Intelligenz der großen Städte anerkannt, und die unvereinbaren Weltanschauungen von Offenbarungsverneinung und Offenbarungsglauben werden in den Synoden vertreten sein, wie sie es schon im Volksleben waren. Dabei kann die Kirche keine durchschlagende Energie beweisen; nur gesammelter, einmütiger Glaube vermag zu wirken, nicht zerstreuter, zwiespältiger Geist. Es ist uns auf der Generalsynode gesagt, daß Preußen von seiner Kirche viel erwarte. Gott weiß, wie freudig wir dieser Erwartung entsprechen möchten; aber die Kirche kann durch nichts andres Einfluß haben, als durch die Wahrheit ihrer Verkündigung, durch die Kraft ihrer Gemeinschaft, durch den vollen ungehemmten Strom ihres Lebens. Wird nun der Zweifel legitimiert, der Zwiespalt verewigt, die Krankheit gleichsam organisiert, so ist eine Machtentfaltung des kirchlichen Geisteslebens unmöglich. Eine zweifelsüchtige Zeit, wie die unsre es unleugbar ist, wird nicht durch theoretische Diskussion zum Glauben geführt werden, sondern durch die imponierende Überzeugungsmacht christlichen Gewissens, durch die beseligende Gewißheit göttlicher Offenbarung, durch die unwider-

stehliche Kraft brüderlicher Verbindung im Geiste. Aus diesem Geiste heraus muß auf das Volksleben eingewirkt werden, und die großen Körperschaften der Kirche, Behörden wie Synoden, müssen das Leben, wie es in den gläubigen Seelen und Gemeinden pulsiert, einerseits repräsentieren und anderseits anregen. Zu solcher Aktion ist die neue Verfassung nicht geeignet. Auf allen Stufen der synodalen Beratung sieht man, wie die Besprechung tiefgehender Fragen ängstlich vermieden wird, weil man ein Auflodern des Streites befürchtet. Auch die Behörden, wenn sie kirchliche Thaten thun wollten, sind gebunden; nichts wahrhaft Bedeutendes kann mehr geschehen ohne die Zustimmung der synodalen Körperschaften, und man scheut sich mit Recht, das Bedeutende vor die Synoden zu bringen, weil man dem Zwiespalt aus dem Wege gehen will und weil man weiß, die öffentliche Meinung ist gegen den lebendigen, positiven Glauben und seine Bethätigung. So ist denn auch innerlich die Kirche durch die Verfassung mehr gebunden als befreit. Ein ganz verschiedenes Ideal von Kirche erfüllt die Gedanken der Freigeister und der Christen; jene sehen darin einen Tummelplatz für jede religiöse Meinung, diese eine Stiftung göttlicher Offenbarung; ist sie dort ein Hörsaal für religionswissenschaftliche Vorträge, uns ist sie die feste Burg des Reiches Gottes. In diesem Widerstreit wurzeln alle die großen Schwierigkeiten unsrer kirchlichen Gegenwart, denn die Verfassung hat nichts gethan, diesen Gegensatz zu überwinden, sie hat ihn vielmehr als unumgänglich vorausgesetzt und befestigt. Bei dieser Lage der Dinge dürfen wir von der neuen Kirchenordnung für die Belebung des Glaubens im öffentlichen Leben nicht viel erwarten; wir sollen nicht zu viel fürchten, aber auch nicht zu viel hoffen. Wer die Zukunft unsrer Kirche auf die Verfassung gebaut hatte, der hatte auf einen Rohrstab gebaut. Auch dieser Rohrstab ist zerbrochen. Sehen wir fortan in diesen presbyterialen und synodalen Versammlungen ein Gebiet, auf welchem wir mit den Laien mehr die äußeren als die inneren Verhältnisse der Gemeinde und der Kirche beraten und ordnen. Ein Interesse an dem Besten der Kirche darf man ja bei allen Gliedern derselben voraussetzen, auch in den großen Städten. Wo sich Verständnis für die inneren Lebensfragen findet, soll man natürlich jeden Anknüpfungspunkt benutzen, um die tieferen kirchlichen Zwecke in dem gegebenen Kreise zu fördern. Aber im allgemeinen ist von der Verfassung, wie sie geworden ist, eine Belebung des kirchlichen Geistes nicht unmittelbar und sofort zu erwarten.

So sind wir denn in der That für die wichtigste der kirchlichen Aufgaben, die Wiederbelebung des positiv evangelischen Glaubens, ohne jeden äußeren Beistand. Damit stehen wir auf dem apostolischen Standpunkt. Allzulange hat die Kirche auf äußere Mächte gesehen, anstatt auf den Herrn und seine Verheißungen zu schauen, allzusehr haben die Christen die Garantieen des kirchlichen Bestandes bei dem Landesherrn und seinem Minister gesucht, anstatt die aufrichtige Überzeugung der Gläubigen zur einzig wirksamen Bürgschaft des kirchlichen Lebens zu

machen. Wundern dürfen wir uns nicht, daß auch hier das Gericht am Hause Gottes anfängt, daß uns die inneren Mächte in der Kirche fehlen, wo wir ihrer bedürfen. Nur auf diese Weise konnte der preußische Protestantismus zu der Erkenntnis seiner Schäden kommen. Beugen wir uns also unter die gewaltige Hand Gottes, die immer nur schlägt, um zu heilen, und lernen wir durch die schwere Anfechtung auf das Wort merken. Seien wir nicht ungeduldig über manche Mißstände, die hervortreten werden; zunächst gilt die Verfassung; über unsre Wünsche und Hoffnungen ist die Kirchengeschichte zur Tagesordnung übergegangen, und ohne einen Umschwung des öffentlichen Lebens ist für eine Reform der eben geschaffenen Kirchenordnung wenig zu hoffen. Es wäre gut, wenn die Gläubigen einmal aufhörten, sich um die kirchenpolitischen Fragen allzu eifrig zu kümmern; viel Zeit, Kraft und Lust ist unnütz darüber verloren gegangen. Die Aufgaben der lebendigen Kirchenglieder, besonders der Geistlichen, sind zunächst innerer Natur. Es ist fruchtlos, über das Verlorene zu klagen; die alten Verhältnisse kommen nicht wieder, selbst die strengen Kirchenmänner würden nach den Erfahrungen der letzten zwei Jahre nicht wünschen, den Zivilstand wieder abzuschaffen, den Tauf- und Trauzwang wieder einzuführen. Das ehemalige Staatskirchentum ist gerichtet. Finden sich noch Anhänger desselben auch unter denen, die mit uns auf demselben Glaubensgrunde stehen, sind dieselben auch heute noch in kirchlichen Dingen voll Vertrauen zu Staat und Minister, so wollen wir sie nicht anklagen oder verkleinern, sondern bedenken, daß sie sich von liebgewordenen Traditionen noch nicht losreißen können. Mit einem Wort, wir möchten, ohne die Parteirüstungen irgendwie zu behindern, für einen Augenblick auf dem kirchenpolitischen Kriegsschauplatz einen Waffenstillstand eintreten sehen, um ganz und voll das Problem ins Auge zu fassen, welches vor uns steht. Dies Problem heißt: Wiedergewinnung unsres Volkes für das Christentum.

Das deutsche Unglück ist die Ohnmacht des evangelischen Geistes. Man thut unrecht, die allgemeine Stimmung des Zeitgeistes dafür verantwortlich zu machen. Wäre der christliche Geist kräftig, er würde gegen den Zeitgeist reagieren. In andern Ländern geschieht dies mit weit mehr Erfolg als bei uns. Selbst in Deutschland hat der Katholizismus eine ungemeine Stärkung erfahren; es ist doch beschämend für uns, daß sich um die Unfehlbarkeit fast unsre gesamte römische Mitbürgerschaft gesammelt hat, während wir vergeblich das Panier der Wahrheit aufpflanzen. Es wird uns zum Trost gesagt, daß der Fanatismus mehr Macht habe als der Glaube; aber damit ist nichts erklärt. Man soll doch nicht denken, daß alle die Anhänger Roms, welche ihre Abgeordneten ins Zentrum schicken, ausgemachte Fanatiker sind. Und immerhin zeigt diese katholische Erweckung, welche ja leider nicht aus dem Felsen Petri, sondern aus dem Vatikan entsprungen ist, eine Einwirkung auf das Volksleben, welche wir umsonst erstreben. Es ist doch den Priestern gelungen, die sozialdemokratische Agitation von ihren Gemeinden

fernzuhalten; dies Giftgewächs wächst in Deutschland fast ausschließlich auf protestantischem Boden. Offenbar hat diese Macht der römischen Kirche darin ihren Grund, daß sie mit ihren Mitteln energisch arbeitet und trotz mancher Hemmungen doch den kirchlichen Geist frei walten läßt.

Wir verwerfen diesen Geist und verurteilen jene Mittel. Aber wir meinen, daß die evangelische Kirche mit ihren Mitteln und in ihrem Geiste gerade so energisch arbeiten soll. Wenn wir alle falschen und nichtigen Hoffnungen erst einmal gründlich weggeworfen haben, dann werden wir an die rechte Waffenrüstung denken, welche uns der Herr zu unserm Kampfe gegeben hat. Wir haben das lebendige Wort Gottes mit seinen tiefen Offenbarungen und unermeßlichen Verheißungen und von der Reformation her die klar erkannte Wahrheit der Rechtfertigung durch den Glauben. Wir haben die Kraft des Gebets zu dem lebendigen Gott und die Liebe zu den Seelen unsres Volkes. Wir haben die Schätze der Kirche in Lied und Wort, eine große Theologie, eine innere Mission und eine vom Geist Gottes beseelte Geschichte. Wir haben vor uns als ein unverlierbares Erbteil des Protestantismus die deutsche Gewissenhaftigkeit, die unter der Sonnenfinsternis des Zeitgeistes wohl verdunkelt aber nicht vernichtet werden kann; wir haben vor uns die unsterblichen Menschenseelen, die trotz Darwinismus und Materialismus in der Trübsal Trost, in der Schuld den Frieden und in der Sterbensnot die Hoffnung des ewigen Lebens begehren. Wir haben Christum in Wort und Sakrament, in Geschichte und Geist; wir haben in ihm, dem Gottessohne, die Bürgschaft, daß die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen sollen. An diese Waffen müssen wir in dem heiligen Kampfe appellieren; werfen wir jede andre Rüstung weg, wappnen wir uns allein mit der geistlichen Rüstung des Glaubens und des Gebets, der Liebe und der Hoffnung, und so ziehen wir aus, unser Volk zurückzuerobern für seinen König. Niemand und nichts hindert uns, das ganze Evangelium zu verkündigen als eine Kraft Gottes, selig zu machen alle die daran glauben. Verkündigen wir es mit neuen Zungen und mit neuer Begeisterung, bewähren wir es in einem heiligen Wandel, in unermüdlicher Liebe und in heiliger Geduld. Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in der Kraft. Arbeiten wir an den Seelen in suchender, schonender Liebe und vergessen wir es nie, daß die Kirche nur soviel Macht hat, als sie Seelen gewonnen hat für die Wahrheit und Schönheit des Evangeliums. Sei vor allen der Geistliche mit seinem Hause ein Vorbild der Gemeinde in lebendigem Glauben, ernster Zucht, brennender Liebe, freundlicher Freigebigkeit. Mit dieser Kraft geistlichen Lebens treibe er das Amt, das die Versöhnung predigt. Wo in dem Gemeindekirchenrat und in der Gemeindevertretung der Glaube fehlt, da suche er für das Reich Gottes das rechte Verständnis, die ernste Liebe zu wecken. Lebenswecken: das ist die Hauptaufgabe der Kirche, die allen andern vorgeht und zu deren Erfüllung jeder lebendig Gläubige

berufen ist. Alles ist möglich dem, der glaubt. Was wir in Christi Namen bitten, das will der Vater uns geben. In diesem Geiste des Glaubens und des Gebets gehen wir an diese innere Aufgabe der Kirche. Indem wir sie zu erfüllen suchen, dienen wir zugleich am besten der äußeren Aufgabe. Denn auch diese soll nicht verachtet noch vergessen werden.

Ist die Aufgabe der preußischen Landeskirche zunächst eine innere, die durch Wort und Seelsorge, durch treue Arbeit an der Gemeinde und an den Werken der innern Mission die Belebung des religiösen Geistes anfaßt, so darf doch die äußere Aufgabe nicht versäumt werden, welche darin besteht, die gegenwärtig zum Gesetz gewordene Verfassung unsrer Kirche weiter zu bilden. Daß sie nur ein Anfang ist, darin stimmen alle überein; Minister und Oberkirchenrat, Rechte und Linke haben auf der Synode wie in der Kammer dies Urteil gefällt. Es wäre in der That eine Gedankenlosigkeit, zu denken, daß mit unsrer Verfassung die große Sache der kirchlichen Zukunft erledigt wäre. Keine einzige von all den Fragen, deren Beantwortung für die gedeihliche Entwickelung des religiösen Geistes notwendig ist, hat ihre Entscheidung gefunden; das Verhältnis von Glauben und Unglauben, das fundamentalste von allen, ist mehr verschleiert als geklärt; die Stellung der Kirche zum Staat ist in einer Weise festgesetzt, daß das Staatskirchentum, von welchem wir erlöst zu werden hofften, im Prinzip nur verstärkt ist. So kann denn die Verfassung unsrer Kirche nur ein Ausgangspunkt, von dem man die reformierende Weiterbildung beginnt, genannt werden. Allerdings glauben wir, daß nur durch einen Umschwung unsrer gesamten innern Politik die Kirchenfrage richtiger gelöst werden kann. Aber dieser Umschwung wird über kurz oder lang doch kommen müssen; und so wenig wir wünschen können, daß die Kirche sich etwa von neuem wie in den fünfziger Jahren in den Dienst der Reaktion stelle, so sehr hoffen wir doch, daß es einer der ersten Schritte einer konservativen Politik sein würde, der Kirche zu ihrem Rechte zu verhelfen. Ebendeshalb möchten wir die Erkenntnis verbreiten helfen, von dem was geschehen muß, wenn einmal diese bessere Stimmung über unser Volk kommt. Auch sind wir nicht der Ansicht, daß eine Reform der Kirchenverfassung in so weiter Ferne liegt oder so schwierig ist, wie unsre Gegner annehmen. Ist, wie es wirklich der Fall ist, von allen Seiten anerkannt, daß die Grundfrage des Verhältnisses von Staat und Kirche nicht in richtiger Weise gelöst ist, so muß auch der Versuch unschwer gemacht werden können, eine Reform der Verfassung zu unternehmen. Auf allen Kreissynoden von Berlin ist von liberaler Seite der Antrag gestellt, den Ernennungsmodus der Superintendenten durch Wahl der Kreissynoden zu ersetzen; in Halle hat der evangelische Verein auf ernstliche Geltendmachung der Qualifikationen und auf ein Disziplinargesetz gegen die Verächter der Taufe und Trauung gedrungen; wie die Freunde der positiven Union und die Konfessionellen zu der Verfassung stehen, ist bekannt genug: so

herrscht in allen Kreisen die Stimmung, daß wir auch im Prinzip unfertige Zustände haben. In der That halten auch wir dafür, daß es kein Unrecht ist, die junge Verfassung sofort auf ihre Reformbedürftigkeit anzusehen.

Auch ist es immerhin jetzt leichter als früher, eine Änderung zu bewirken. Die Synode kann ihre Anträge stellen; Kirchenregiment, Minister und Parlament müssen ja freilich mitreden, aber wenn ein Antrag mit großer Majorität immer wiederkehrt, so zweifeln wir, ob jene Instanzen stark genug sind, um die Wünsche der Kirche dauernd zu vereiteln. Es kommt also alles darauf an, daß für die Forderungen des lebendigen Glaubens auf den künftigen Synoden die Majorität geschafft werde. Für unsre äußere Aufgabe ist dies die wichtigste Angelegenheit. Leider muß dazu nicht bloß innerlich gewirkt, sondern auch äußerlich agitiert und organisiert werden. Aber bei der Herrschaft des Majoritätsprinzips sind nun einmal die schönsten und richtigsten Gedanken ohne Bedeutung, wenn sie nicht eine ansehnliche Stimmenzahl in den gesetzgebenden Körpern um sich zu scharen vermögen. Es ist also notwendig, für unsre kirchlichen Reformgedanken Propaganda zu machen und die öffentliche Meinung zu gewinnen. Gelingt es, für die positiven Gedanken die Majorität zu gewinnen, dann ist noch nichts verloren, dann stehen wir noch nicht am Sterbebett der Landeskirche, sondern in den Anfängen ihrer Wiedergeburt. Schon hört man hier und da von Austritt und Freikirche reden; und auch wir selbst sind schon auf Freikirchentum angeklagt, aber ohne Grund. Gerade um die Landeskirche zu bewahren, erstreben wir ihre Freiheit. Wir sind uns wohl bewußt, welche großen Güter in dem Volkskirchentum liegen; käme es bei uns zu einer Separation, dann wäre es um unsre große Theologie und um die theologischen Fakultäten geschehen, geschehen um die Durchdringung des gesamten Volkslebens mit dem Christentum, wie sie freilich jetzt nicht vorhanden ist, aber doch manch Jahrhundert hindurch in Kunst und Wissenschaft, in Litteratur und Sitte geherrscht hat und immer wiederkehren kann. Vielleicht stehen wir bereits in den ersten Odemzügen der geistlichen Genesung. Hat uns das Glück des Krieges berauscht und undankbar gemacht, so können die Bedrängnisse der Gegenwart, Sozialismus und Ultramontanismus, Verarmung und Demütigung in Handel und Gewerbe, wohl zu unsrer Erhebung beitragen. Seien wir unverdrossen und thätig. Wie in Israel auf die Zeiten tiefer Erschlaffung, ja allgemeinen Abfalls blühende Epochen der religiösen Erhebung folgten, so kann es auch bei uns werden. Bilden wir nur unsre kirchlichen Prinzipien treu und redlich aus, sammeln wir für dieselben Anhänger und Bundesgenossen. Haben wir auf der Generalsynode in der Minorität gestanden: dies Zahlenverhältnis ist für die Zukunft nicht entscheidend.

Die Majorität der Generalsynode ist keine bleibende Partei. Soviel auch von der Zweidrittelmehrheit der „Mittelpartei“ geredet worden ist, diese Mehrheit war eine Verbindung zu dem bestimmten Zweck, die

Verfassung durchzubringen. Fast am Morgen nach der Synode trennte sich Fabri nach rechts, Hinschius nach links von der Majorität. Wenn heute die Generalsynode von neuem zusammenträte, um über Trauformular und Wiedertrauung, über Disziplin und Qualifikation zu beraten: wir sind überzeugt, Minister und Oberkirchenrat würden an der früheren Majorität wenig Freude erleben. Jetzt nachdem die Verfassung durchgebracht ist, liegt für viele, vielleicht für die meisten Glieder der Mittelpartei nicht der geringste Beweggrund mehr vor, dem Staat oder dem Liberalismus irgendwie nachzugeben. Auf der neuen Generalsynode wird die Linke, welche aus der neugeschaffenen Provinz Berlin hervorgehen muß, schon das Ihrige thun, um alle, die noch mit kirchlichem Geiste und lebendigem Glauben erfüllt sind, nach rechts zu drängen.

Innerhalb der Freunde der Union hat sich durch die Kirchenverfassung ein Riß gebildet, der nicht wieder verschwinden wird. Denn es sind tiefere Gründe, als nur die Schlußartikel, welche die Trennung veranlaßt haben. Freilich genau zu definieren sind die Scheidungsgründe nicht, und schwerlich liegen sie in Glaubensunterschieden. In der Mittelpartei waren viele, die zu dem Bekenntnis nicht anders stehen als die sogenannten „Freunde der positiven Union.“ Was diese von jener schied und scheidet, ist eine andre Anschauung von der Kirche. Man könnte vielleicht so sagen, daß in der Theologie dort eine größere Neigung zu vermitteln vorhanden ist als hier, daß in den Verfassungsfragen die positive Union eher mit der Rechten geht als mit der Linken, die Mittelpartei eher mit der Linken als mit der Rechten. Klar ausgebildet sind die Unterschiede noch nicht; aber sie sind, wie es uns scheint, groß genug um ein dauerndes Schisma zu veranlassen. Die Mittelpartei möchte ja, daß der Riß wieder geheilt würde; viele Konfessionelle wünschen ihrerseits eine völlige Verschmelzung mit den von der Unionspartei abgesprengten Elementen. Nun sind wir gewiß dafür, daß der alte Hader zwischen Union und Konfession aufhöre. Wir meinen, daß die Zeit gekommen ist, in der alle lebendig Gläubigen herzlich eins werden, ihren alten Streit vergessen und gemeinsam Hand anlegen, um die Kirche zu bauen. Aber darum können wir es doch nicht für ratsam halten, daß die „Freunde der positiven Union“ in der Partei der Konfessionellen einfach aufgehen. Das würde nur Mißverständnisse und Zerwürfnisse geben, während ein Zusammengehen in allen gemeinsamen Interessen die Bundesgenossenschaft stärkt. Pastorale und brüderliche Einigkeit, aber keine kirchenpolitische Verschmelzung: das wäre unsre Anschauung. Getrennt marschieren und überall, wo ein gemeinsamer Gegner sich findet, vereint schlagen: das wäre unsre Strategie. Wir würden es für einen Fehler der Organisation halten, wenn die „Freunde der positiven Union“ zu den Konfessionellen übergingen, um mit ihnen eine gemeinsame Partei zu bilden. Trotz der Übereinstimmung in vielen Fragen des kirchlichen Lebens würde es sich doch bald herausstellen, daß in Theologie und Kirche einige unausgeglichene Gegensätze bestehen, die zwar das gemein-

same Vorgehen nicht beeinträchtigen, aber doch die Verschmelzung zu einer Partei undurchführbar erscheinen lassen. Überdies sind die Konfessionellen überall formiert; das Eintreten der positiven Union in ihre Reihen wäre einfach ein Verzicht auf eigne Existenz. Und, was nicht zu übersehen ist, die ganze Kraft der Propaganda, welche bis jetzt in den Anschauungen der positiven Unionspartei gelegen hat, wäre mit einem Male gebrochen, der Zuzug abgeschnitten und der Sache der Kirche im Grunde nur Schaden zugefügt.

Aber wir können überhaupt nicht dazu raten, daß sich die positive Unionspartei im Gegensatz zur Konfession oder zu der alten Unionsrichtung formiere. Vielmehr halten wir die Zeit für gekommen, daß die Schlagwörter: Union und Konfession von der kirchenpolitischen Wahlstatt verschwinden, um andern Prinzipien Platz zu machen. Parteien, welche in den gegenwärtigen Kampf entscheidend eintreten wollen, müssen sich nach den Kategorien: Offenbarung und Kirche bilden. Positive Offenbarung, im Zentrum Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, und selbständige Kirche mit richtig gestaltetem landesherrlichem Kirchenregiment und beschränkter Staatshoheit! Das ist die Parole, welche uns not thut. Die Unterschiede von Union und Konfession bedeuten nichts mehr in einer Zeit, wo nicht die konfessionellen Unterscheidungslehren, sondern die Fundamente der Offenbarung in Gefahr stehen. Wir würden uns in der That freuen, wenn das Zerwürfnis in der Unionspartei dazu führte, nach dieser Richtung hin eine Vereinigung zu schaffen, die keine Partei, sondern im Grunde die Kirche selbst wäre. Liberalisierendes Staatskirchentum ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen Unkirchentum; nur eine selbständige Kirche mit lebendigem Glauben vermag dem Volke noch die Dienste zu leisten, welche man von ihr fordert. Mit dieser Betonung von Kirche und Offenbarung soll keineswegs das Bekenntnis abgethan sein; wir stehen von ganzem Herzen zu den Bekenntnissen unsrer Kirche und halten sie auch in der Zukunft für unentbehrliche Grundlagen, aber für eine Vereinigung, wie sie unsrer Zeit nötig ist, ist das innere Bekenntnis zu der positiven göttlichen Offenbarung noch wichtiger als das kirchenrechtlich gültige Bekenntnis zu den Artikeln der Augsburgischen Konfession. Wollen wir das Laientum mehr als bisher zu der Arbeit an der Kirche heranziehen, so verliert an sich schon der Buchstabe des Bekenntnisses an Bedeutung, da er den Laien nur selten bekannt ist. Und in der That wollen auch wir das gläubige Laientum in der kirchlichen Arbeit herzlich willkommen heißen. Es ist nicht wahr, was Professor Beyschlag der Gruppe der positiven Union nachsagt: „sie erschien von einer zu tiefen Mißstimmung gegen das gegenwärtige Staats- und Kirchenregiment und einer zu trüben Anschauung über die Gefahren, die unsrer Kirche aus der gebildeten Laienwelt drohen, beherrscht." Wir glauben im Namen der Angeklagten versichern zu können, daß sie sich nicht vor dem gebildeten, sondern vor dem ungläubigen Laientum fürchten. Und wir meinen, Professor Beyschlag braucht nur an seine frühern

badischen Erlebnisse zu denken, um es begreiflich zu finden, daß wir uns vor badischen Zuständen fürchten, die von nichts anderm hervorgerufen sind, als von dem sogenannten gebildeten Laientum. O nein! Hören wir nur auf, uns gegenseitig anzuklagen, und stellen wir in Liebe und Wahrheit Prinzip gegen Prinzip: Glaube und kirchliche Freiheit gegen Unglaube und Staatskirchentum! So lauten die Gegensätze, wenn sie klar begriffen und aufrichtig ausgesprochen werden. Bleiben sie in der Kirche und werden sie legitimiert, so richten sie dieselbe mit mathematischer Gewißheit zu Grunde. Also muß unsre Arbeit darauf gerichtet sein, sie wegzuschaffen. Darin liegt das Programm der Zukunft. —

Fangen wir mit dem Gemeindekirchenrat und der Gemeindevertretung an. Beide Körperschaften, besonders die letztere, sind durch die neue Verfassung viel einflußreicher geworden. Es ist unvermeidlich, bei ihrer Konstituierung die Qualifikationen ernsthaft geltend zu machen, und zwar nicht als eine Gewissensrücksicht, sondern als gesetzliche Norm. Als der Präsident des Oberkirchenrats Herrmann, noch Professor des Kirchenrechts war, schrieb er eine Begutachtung des badischen Verfassungsentwurfs, in der er tadelt, daß die Qualifikation nicht als Erfordernis der rechtlichen Gültigkeit der Wahl, sondern nur als Gesichtspunkt anfgestellt wird, von dem die Wähler bei Ausübung ihres Wahlrechts sich leiten lassen sollen; wodurch die Befolgung des gesetzlichen Willens den Charakter einer bloßen Gewissenspflicht der Wähler annimmt, über deren Sinn und Erfüllung sie denn auch lediglich in ihrem Gewissensforum zu urteilen haben. „Es ist ja“ — fügt er hinzu — „die eigentümliche Funktion des Rechts, daß es das schlechthin Notwendige, wozu man für den Presbyterdienst selbstverständlich die Wohlberufenheit und den bewährten kirchlichen Sinn des Mannes rechnen muß, zu einer von dem zufälligem Urteil und Belieben der Subjekte unabhängigen Ordnung gestaltet.“ — Bilden die Qualifikationen eine Schutzwehr gegen den Unglauben in der Kirche, so ist der Grundsatz, daß nur der kirchliche Dienst zu den höhern synodalen Stufen befähigt, ein Hort gegen die bloß räsonierende Unfähigkeit. „In der That“ — sagt uns dasselbe Schriftchen — „gehört dieser Fundamentalsatz aller Synodalverfassung zu den Horten des evangelischen, die geistliche Eigenschaft der Laien und die Laieneigenschaft der Geistlichen wahrenden Prinzips; und obgleich er auf dem Übergange einer reinen Konsistorialkirche in die Synodalverfassung sich kaum mit Konsequenz festhalten läßt, so ist ihm doch durch die Union, also insbesondere in Baden, die Stätte seiner entschiedenen Herrschaft vollständig bereitet, und seine Durchführung durch den lehrreichen Vorgang der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung außerordentlich erleichtert.“ Der Verfasser erwähnt hierbei sehr richtig, daß durch den Grundsatz, je einen Geistlichen und ein Gemeindekirchenratsmitglied in die Kreissynode zu entsenden, das Feilschen um das Zahlenverhältnis zwischen Geistlichen und Laien sowie ihre durchaus unevangelische Entgegensetzung verhindert werde. Aber so weit gehen wir nicht einmal in unsern Wünschen; wir

wollen gern zwei Drittel der Laien auf den Synoden sehen, nur sollen sie nach kirchlichen Grundsätzen gewählt sein. Sonst ist „die Pforte der Landessynode völlig unerprobten Männern, um hier ihre Tirocinien im kirchlichen Laiendienst zu machen, so weit aufgethan und das schriftmäßige Gebot der Dokimasie so schwer verletzt, daß wir hier den änderungsbedürftigsten Punkt des ganzen Entwurfs finden müssen." Wir könnten unsre Bedenken gegen die betreffenden Gefahren der preußischen Kirchenverfassung nicht beredter und schlagender äußern, als es hier geschehen ist, und finden darin eine neue Bestätigung unsrer eignen Anschauungen. Vergessen wir besonders nicht, daß die Kreissynoden bei uns in Fragen der Kirchenzucht die entscheidenden Instanzen sind, wodurch die Verantwortlichkeit derselben noch vergrößert wird. Soll nun nicht die äußerste Verwirrung und Verschiedenheit in Handhabung der Zucht entstehen, so müssen baldmöglichst für die Verächter der Taufe und Trauung, sowie in Fällen von Wiedertrauung gesetzliche Normen geschaffen werden. Bis dies geschieht, mögen die Geistlichen versuchen, durch Gewissensschärfung in dem Gemeindekirchenrat Rat zu schaffen. Oft wird es gelingen, auch wo man es nicht hoffte; zuweilen aber wird jeder Versuch fruchtlos sein. Da gilt es dann, Geduld zu haben und durch Belehrung ein allmähliches Verständnis hervorzurufen. —

Die zweite Reform, welche anzustreben ist, liegt in der Richtung des landesherrlichen Kirchenregiments. Daß der Summepiskopat in unsrer Kirchenverfassung nicht die rechte Stellung gefunden hat, leuchtet ein. So wie der Summepiskopat in der neuen Verfassung gedacht ist, entsteht die Gefahr, daß er dem büreaukratischen Element in der Kirche nur zur Verstärkung dient. Als das mindeste, was erstrebt werden muß, erscheint uns daher die Teilnahme des Generalsynodalvorstandes sowie der Provinzialsynodalvorstände an den kirchenregimentlichen Ernennungen, damit zwischen Konsistorialismus und Synodalismus die rechte Gemeinsamkeit und wechselseitige Durchdringung stattfinde. Auch hier haben wir den Präsidenten des Oberkirchenrats auf unsrer Seite, allerdings wiederum aus der Zeit, als er noch Professor war. In einem Vortrag über „die notwendigen Grundlagen einer die konsistoriale und synodale Ordnung vereinigenden Kirchenverfassung," in welchem wir auch einige Züge unsrer gegenwärtigen Ordnung wiederfinden, hat Dr. H e r r m a n n offenbar an ein künftiges Aufhören des Summepiskopats stark gedacht. „In demselben Moment," sagt er, „wo den Landeskirchen das kirchenoberliche Amt des Landesherrn verloren gehen sollte, würde in der Synode das völlig rechtmäßige Organ der Landeskirche vorhanden sein," womit er natürlich über den Wert des landesherrlichen Kirchenregiments nicht abgesprochen, sondern nur ein Bedrohtsein seines Fortbestandes angedeutet hat. Noch an einer andern Stelle läßt er die Möglichkeit durchblicken, daß „das in geschichtlicher Verbindung mit der Bildung der Landeskirchen stehende Organ des gemeinsamen Kirchenregiments, nämlich der Landesherr, nicht auf die Dauer festgehalten werden könnte." In seiner

Beurteilung des badischen Kirchenverfassungs-Entwurfs fordert Dr. Herrmann aber eine Mitwirkung der Synode bei Besetzung der kirchenregimentlichen Ämter, die unsre Wünsche zunächst vollständig befriedigen würde. „Unter den verschiedenen möglichen Formen ihrer Mitwirkung möchte sich am meisten empfehlen, daß man dem Oberkirchenrat, besonders wenn er nach unserm Vorschlage selbst innerhalb der Synode steht" — es ist dies einer der Herrmannschen Fundamentalgedanken — „die Aufstellung einer Kandidatenliste überließe, aus welcher dann die Wahl der Synode den mehrere Personen enthaltenden Besetzungsvorschlag formierte, der zur Vorlage an den Großherzog gelangte." Mehr als dies oder Ähnliches erstreben auch wir nicht. Ohne solche Mitwirkung aber scheint uns die Selbständigkeit der Kirche nur ein frommer Wunsch zu sein.

Unsre übrigen Wünsche nach Reform betreffen die Stellung der Kirche zum Staat. Wir bestreiten, daß aus der Idee der Staatshoheit folge, dem Minister so weitgehende Rechte über die Kirche einzuräumen, wie das prinzipielle Veto bei jeder Gesetzgebung und das Mitwirkungsrecht bei jeder kirchenregimentlichen Ernennung. Wir können ein Veto des Ministeriums nur bei Verfassungsveränderungen, ein Widerspruchsrecht nur bei der Besetzung der höchsten Stellen gerechtfertigt finden.

Wir sind mit unserm Programm zu Ende. Es durchzuführen halten wir für die äußere Aufgabe der Kirche. Halten wir es hoch als das Panier unsrer künftigen Arbeit und sammeln wir um dasselbe nicht eine Partei, sondern eine evangelisch-kirchliche Vereinigung aller lebendig gläubigen, aller kirchlich unabhängigen Männer! —

Was wir wollen.

6. Januar 1877.

Was eine Fahne für das Regiment, das ist ein Vorwort für den Freundeskreis einer Kirchenzeitung. Je schwerer der Kampf ist, um so mehr gilt es, den Schaft fest, das Panier hoch zu halten, daß jedermann die Fahnenschrift lesen kann. Und wahrlich der Kampf ist schwer; besonders deshalb, weil in den Reihen der Streiter so viel Unklarheit, Mutlosigkeit, Verzagtheit herrscht. Man ruft Friede, wo doch kein Friede ist; man wirft die Waffen weg, weil man die Schlacht verloren gibt; man hat die Kraft nicht mehr, auf Hoffnung zu glauben, da nichts zu hoffen ist. Wir aber möchten nicht zu denen gehören, die da weichen und verdammt werden, sondern zu denen, die da glauben und die Seelen erretten. Freilich ruht unser Vertrauen nicht auf den Anschauungen eines oberflächlichen Optimismus. Wenn unsre Gegner meinen, nur

Geduld, es werde schon besser werden, es werde sich alles von selbst machen, so vermögen wir an dieser Vertrauensseligkeit nicht teilzunehmen. Wir erwarten in einer Zeit, die das Menschliche zum Gott macht, für die Kirche wenig von Menschen. Daß sich unser Volk in seinem Bildungstaumel einmal besinnt, ist möglich, aber nicht gewiß; daß das deutsche Gemüt der Religion sich wieder zuwendet, die es allzu leichtfertig verlassen hat, kann sein: aber wer weiß es? Wohl sehen wir, daß in den regierenden Kreisen und in den bessern liberalgesinnten Volksschichten die Überzeugung aufwacht, ohne Religion sei kein gesundes Volksleben denkbar. Aber leider will man zwar Religion, aber nicht das positive und offenbarungsgemäße Christentum; leider möchte man zwar die sittlichen Wirkungen gern haben, die aus der Kraft des religiösen Lebens fließen, aber kann sich doch nicht dazu entschließen, dem religiösen Leben die Organisation zu geben, in welcher es allein kräftig werden kann. So können wir denn in jenen Hoffnungen und diesen Überzeugungen höchstens Hilfsmittel zur Lösung der kirchlichen Aufgabe sehen. Die eigentliche Arbeit muß die Kirche selbst thun; mit ihren eigentümlichen Kräften und Mächten, Ordnungen und Segnungen muß sie das Werk treiben, in unserm Volke den religiösen Geist zu beleben. Und es ist unsre innerste Überzeugung, daß sie dazu wirklich eine Kirche sein muß, daß sie frei und selbständig, ungehemmt von dem Mißtrauen des Staats und ungehindert von der Willkür der Massen, daß sie auf dem Grunde des festen Bekenntnisses und mit dem Geiste einer feurigen Liebe ihres Amtes muß warten können. Was wir wollen? Diese Frage zu beantworten, ist diesmal unsre Aufgabe. Allen Mißverständnissen zum Trotz laute unsre Antwort: wir wollen eine Kirche.

Es war der Fehler des deutschen Protestantismus, daß er bei seiner Begründung die Bedeutung der Organisation für die religiöse Idee übersah. So hat er immer nur Bruchstücke, nie eine Kirche gehabt. Auch war diese Lage ohne Gefahr, solange der Geist des Glaubens unangefochten das Volk beherrschte und die Fürsten, als Träger des Kirchenregiments, sich nur wie Verwalter dieses Geistes ansehen konnten. Die Kirche brauchte nichts zu vermissen, wenn die religiöse Anschauung, von der sie selbst durchdrungen wurde, in den Behörden und Universitäten, in den Maßregeln und Gesetzen ihren Ausdruck fand. In dem Bereich des evangelischen Lebens galt das Heil der Seelen immer soviel mehr, als die Verfassung der Kirche, daß man diese leicht übersah, wenn nur jenes in dem kirchlichen Wirken keine Hinderung fand. In der That macht man uns auch gegenwärtig noch immer denselben Einwurf. Jeder Geistliche — so sagen die Verteidiger der heutigen Zustände mit unleugbarem Recht und voller Wahrheit — kann das ganze, reine Evangelium predigen; jeder evangelische Christ kann seines Glaubens froh werden. Gewiß; aber jeder Geistliche, wenn er es nur nicht allzugrob auf der Kanzel thut, kann das Bekenntnis in seinen Grundlagen bestreiten, jeder evangelische Christ, auch wenn er als ein Leugner der Offenbarung be-

kannt ist, kann in den Gemeindeorganen und Synoden am Kirchenregiment mitwirken. Die Verfassung, nicht dem Buchstaben, aber der Sache nach, legitimiert diesen Zustand; und die theologischen Fakultäten in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung machen solche Verhältnisse notwendig.

Das vergangene Jahr hat uns dafür einen bedenklichen Beweis gegeben. Am dritten August des vergangnen Jahres hielt der Rektor der Berliner Universität Dr. Dillmann, Professor der Theologie, zur Gedächtnisfeier des Stifters der Universität eine Rede über den Verfall des Islam. Professor Dillmann ist bekanntlich einer der Gemäßigten der modernen kritischen Richtung, er ist kein Anhänger, wohl nicht einmal ein Freund des Protestantenvereins. Trotzdem sagte er folgende Worte: „Da kam der Mann aus Mekka, der Eiferer für die durch Christusvergötterung und Heiligenverehrung, durch Bilder- und Götterdienst verletzte Majestät Gottes, der Prophet des einen geistigen Gottes, des Vergeltungsgerichts und der Paradiesesseligkeit, der Verkündiger der einen großen Pflicht, dem einen Gott in unbedingter Glaubenshingabe sich selbst und die Welt zu unterwerfen.“ So ganz nebenbei wird hier, als wenn es sich von selbst verstände, der Eckstein, auf welchem die Kirche gebaut ist, die Fundamentalwahrheit von dem Gottessohn beseitigt und in diesem Punkte dem Mohammedanismus recht gegeben. Dieser Vortrag ist in zwei politischen Blättern sowie in einer Kirchenzeitung wörtlich abgedruckt; nicht einmal eine öffentliche Diskussion ist darüber entstanden, so sehr hat man sich daran gewöhnt, auf dem Boden des Protestantismus auch die ungeheuersten Behauptungen widerstandslos hinzunehmen, wenn sie sich nur als Äußerungen der Lehrfreiheit dokumentieren. Wir fragen: sind das normale Zustände? Gegenwärtig ist eine solche religiöse Stellung auf Katheder und Kanzel, in Presbyterien und Synoden immer noch Ausnahme. Aber welche Garantie hat die Kirche, daß sie nicht zuletzt, wie in Baden, in der Pfalz oder in der Schweiz, von der Linken überwältigt werde? Wir suchen diese Bürgschaft nicht etwa in äußerlichen Schutzwehren; kein Fürst, kein Minister kann die Kirche vor dem Andringen des Unglaubens schirmen. Aber wir möchten eine Organisation des kirchlichen Lebens, durch welche die Berechtigung des Unglaubens unmöglich gemacht würde. Wir wollen eine Kirche, in welcher der Glaube als göttliche Wahrheit gesichert ist und in welcher er als lebendigmachende Kraft geflegt wird.

Wir erstreben keine andern Bekenntnisgrundlagen als die, welche wir haben. Es ist das eigentümliche Glück des deutschen Protestantismus, daß die wunderbare Persönlichkeit Luthers mit ihrer reichen und vielseitigen Begabung in allen Gläubigen lebendig ist. Nicht irgend welche Bedürfnisse nach neuen Lehrsätzen, nicht irgend welche Wünsche auf Beseitigung alter Dogmen: nicht solche Gründe sind es, welche die lebendigen Christen zur Unzufriedenheit über die Verhältnisse der Gegenwart veranlassen. Es ist lediglich die ungenügende Gemeinschaftsform der Kirche, welche sie beklagen. In der That sehen auch wir darin den

Grundmangel des heutigen deutschen Protestantismus, daß sein Gemeinschaftsleben in sich uneinig und darum unkräftig und unbefriedigend, nach außen unfrei und darum ohnmächtig ist. Was wollen wir denn? Wollen wir eine Freikirche? Nein! Wir wollen den Zusammenhang des Volkslebens mit der Kirche noch nicht gelöst wissen. Sind auch mancherlei Übelstände, zumeist für das Gemeinschaftsleben, mit der Volkskirche verbunden, so erscheinen uns doch die Segnungen derselben weitaus größer: die Durchdringung der gesamten Nation mit Kräften des religiösen Lebens, die Verbindung der Theologie mit den großen geistigen Richtungen der Zeit, die Unmöglichkeit einer engherzigen, weltflüchtigen Frömmigkeit. Der Freikirche, welche sich aus persönlich überzeugten, geprüften, bewährten Mitgliedern bildet und sich mit freiwillig aufgebrachten Mitteln erhält, fehlen zur Zeit noch alle Unterlagen in unserm religiösen Volksleben. Es wäre ja leicht, aus den Unzufriedenen eine kleine Schar Freikirchlicher zu sammeln, aber damit wäre der großen Frage, die unser Jahrhundert bewegt, nicht gedient; eine Sekte von Tausenden steht in Deutschland, wie nun einmal die Verhältnisse liegen, unter dem Bann der Verkümmerung. Freilich die Schmerzen, welche wir jetzt empfinden, wären wir in der Freikirche auf einmal los; es liegt im Wesen solcher Gemeinschaften, daß sie auf Gemeinsamkeit einer bestimmten Überzeugung beruhen und die Ausschließung Andersgesinnter eher überspannen als vernachlässigen: aber andre Schmerzen würden nicht ausbleiben. Wir sehen es an der altlutherischen Separation, wie das kleine Häuflein auseinandergeht und nun schon in drei Teile gespalten ist. Lassen wir also den Gedanken an Freikirche fahren; auch wenn wir wollten, wir könnten ihn nicht in die That umsetzen. Wir müssen das Schicksal der Volkskirche teilen, solange das Evangelium darin lebendig ist. Und das ist, Gott sei Dank, unleugbar der Fall.

Also wollen wir die Staatskirche? Nein, sagen wir mit derselben Entschiedenheit. Wenn uns der Pessimismus fern liegt, der nur noch einzelne retten und in die Arche der Freikirche versetzen will, so teilen wir auch den Optimismus nicht, der von dem modernen Staat, wie er nun einmal geworden ist, die rechte Schätzung und Stützung der Kirche erwartet. Das gegenwärtige System, der Liberalismus, ist der Kirche so sehr abgeneigt, daß er seine Grundsätze verleugnet und während er überall die Freiheit übertreibt, der Kirche nur eine einfache Unterordnung unter den Staat zumutet. Aber auch wenn ein andres, konservatives System wieder die Herrschaft gewinnt, möchten wir nicht in der Hand des Staats bleiben. Das ist ja der evangelischen Kirche schwerstes Unglück, daß sie in alle Systemwechsel des Staatslebens hineingezogen und nun unter konservativer Herrschaft von den Freisinnigen verachtet, unter liberalem Zepter von den Konservativen nicht gebührend gewürdigt wird. Von diesem Mißstand muß die Kirche befreit werden, soll sie anders ihren Beruf erfüllen. Nicht als ob wir die Formel: Freie Kirche im freien Staat! auf unser Banner schreiben und eine Trennung

vollziehen wollten, die im Grunde ebenso unmöglich wie unheilvoll ist. Uns ist unser Volk zu lieb, als daß wir es auf diese Probe stellen möchten, der Millionen seiner Glieder nicht gewachsen sind. Wir wollen die Verbindung von Staat und Kirche beibehalten wissen, aber so, daß sie in einer reinlichen Auseinandersetzung ihre Grenzen bestimmen und ehren. Es erscheint uns als ein schwerer Mangel, daß bei der Neuordnung unsrer kirchlichen Verhältnisse die Kirche einfach Staatskirche geblieben ist, daß den Synoden — und wie sehr sind diese in ihrer Zusammensetzung schon unfrei! — nur eine wesentlich negative Befugnis der Verhinderung von Oktroyierungen, dagegen dem landesherrlichen Kirchenregiment in Verbindung mit dem Minister alle positiv organisierende Macht geblieben ist. Dieses Staatskirchentum werden wir nie als einen Segen anerkennen, weil es ein Anachronismus ist. Dadurch, daß es bei uns in synodale Formen gekleidet auftritt, wird es nicht besser, sondern wirkt schädlicher; es erscheint als kirchliches Prinzip, als berechtigte historische Erscheinung, während es früher nur eine Abnormität war.

Wir wollen nicht die Freikirche, nicht die Staatskirche; wir wollen die freie Volkskirche, natürlich unter den Modifikationen, welche die Verhältnisse erfordern. Dieses Ziel gilt vielen als Utopie. Wäre es das, so wäre jeder Buchstabe dafür umsonst geschrieben. Aber diese sogenannte Utopie ist Wirklichkeit, sogar in Preußen; die römisch-katholische Kirche, obwohl durch die kirchliche Gesetzgebung der letzten Jahre in einigen Punkten über Gebühr beschränkt und eingeengt, ist noch immer eine freie Volkskirche, die weder in ihrem Regiment, noch in ihrer Lehre vom Staat positiv bestimmt wird. Man müßte es uns erst beweisen, daß die evangelische Kirche eines gleichen Loses unfähig oder unwürdig wäre, ehe wir unsre Hoffnung aufgeben, daß auch sie einmal dies Ziel erreichen wird. Wohl wissen wir, daß die Stellung des evangelischen Landesherrn eine besondere Rücksicht nötig macht; aber es ist nicht schwer, diese Stellung auch in der Kirche so zu gestalten, daß die Freiheit der Kirche mit der Würde des Fürsten in Einklang steht. An der Persönlichkeit des Landesherrn dürfte der Versuch einer freien Volkskirche in Preußen am wenigsten scheitern, nachdem ein preußischer König, der voll tiefen Verständnisses für Christentum und Kirchentum war, jenen Versuch in Gedanken so oft gemacht hat. Es ist vielmehr der Staatsgedanke, welcher sich der Idee einer freien Volkskirche widersetzt. Ein merkwürdiges Schauspiel, wie der Staat bei uns die Kirche aus ihren Positionen in Schule und Ehe heraussetzt und doch seine Positionen in der Kirche unnachgiebig behauptet. Man nenne es Rechte oder Privilegien, daß die Kirche an der Schulaufsicht beteiligt war und die Gültigkeit der Ehe verlieh: jedenfalls war das Staatskirchentum der frühern Zeiten durch die eigentümlichen Vorrechte der Kirche bedingt. Eine Entstaatlichung der Kirche in der Weise durchgeführt, daß der Staat das Seine nimmt, ohne doch der Kirche das Ihre zu geben, ist allerdings

eine einfache Maßregel, aber keine Lösung des großen Problems unsrer Tage, welches eine wirkliche rechtmäßige Teilung erheischt. Man erwidere nicht, daß der Staat der Kirche noch immer Vorrechte genug erteile: die Korporationsrechte, den Zuschuß zu ihrem Budget wie zu den Gehältern der Geistlichen, die theologischen Fakultäten und den Schutz des Gesetzes. Denn Korporationsrechte und gesetzlichen Schutz genießen auch andre Vereine; das Kultusbudget ist eine alte Schuld, aus der Einziehung der Stifter von Staats wegen kontrahiert; die Dotierung der Fakultäten aber, wenn dieselben einseitig in der Hand des Staats sind, kann gar nicht als eine Leistung desselben an die Kirche angesehen werden. Aus allem folgt nur das Aufsichtsrecht des Staats, nicht seine Befugnis, die Kirche in den wichtigsten Angelegenheiten zu beherrschen, wie er denn auch der mächtigen römischen Kirche gegenüber sich mit der Aufsicht bescheidet. So liegt es denn wirklich nicht in irgend einer Unmöglichkeit, wenn die evangelische Kirche gebunden bleibt, sondern allein in dem Willen des Staats, der seine Berechtigung nicht aufweisen kann. Gäbe er seine Zustimmung, so hätten wir eine freie Volkskirche, allerdings im modifizierten Sinne. Denn durch den Zivilstand löst sich allmählich doch eine große Anzahl von Individuen von der Kirche los. Aber eben hierdurch vermindert sich auch die scheinbare Berechtigung des Staatskirchentums immer mehr. Ist niemand mehr gezwungen, der Kirche anzugehören, so kann auch die Kirche ihren Geist lebendiger als zuvor walten lassen. Nicht der Begriff der Volkskirche bedingt es, daß das Volk, wie es äußerlich zur Kirche gehört, sie auch durch Wahl und Vertretung innerlich mitbeherrscht. Denn obwohl Volkskirche, ist sie doch Kirche, das heißt, eine christliche, gläubige Gemeinschaft. Das ist ihr Wesen, welches sie festhalten muß, wenn sie ihr Werk auf Erden thun will.

Gewiß kann sie auch anders existieren; sie kann den unausgeglichenen Streit der Parteien in sich behalten; sie kann in diesem beständigen Für und Wider zwischen Glauben und Unglauben beharren; sie kann sich vom Minister ihre Professoren einsetzen, ihre Räte miternennen, ihre Gesetze revidieren lassen; sie kann durch die Macht einer mit landesherrlicher Autorität umkleideten Büreaukratie ihren alten Weg fortsetzen. Aber eins kann sie dabei nicht: Macht entfalten in dem Geistesleben der Zeit, Einfluß üben auf die Entwickelung der Nation, Energie beweisen an der Heilung unsrer Schäden. Das kann nur eine vom Staat unabhängige Kirche, die mit rein religiösen Motiven wirkt, nur eine glaubensgewisse Gemeinschaft, nur ein Organismus, der mit Kraft arbeitet. Der deutsche Protestantismus ist hauptsächlich darum so schwach, weil er in dieser Zeit, wo sich alle Geistesmächte wie Eisberge kristallisieren, als ein schwaches Schifflein ohne Kompaß und Steuer dahinfährt. Seine Magnetnadel sollte nach dem göttlichen Pole weisen, sie zittert immer zwischen Gott und Welt hin und her, und die Eisberge zerdrücken die Planken des Schiffes.

Darum fordern wir für die Kirche in erster Linie volle, uneingeschränkte Selbständigkeit. Es ist das göttliche Privilegium der Religion, daß sie keinen äußern Zwang verträgt. Sie gedeiht nur in der frischen Luft freier, innerlicher Entwickelung; nur so zeigt sie der Welt ihre Schönheit und überzeugt die Menschen von ihrer Wahrheit. Wird sie zur Kirche, so muß sie sich, wie jede innerhalb des Staates lebende Gemeinschaftsform, die Staatsaufsicht gefallen lassen; aber sie darf auf die Freiheit ihrer Bewegung nicht verzichten, ohne auf ihre Natur zu verzichten. Eine Kirche, die sich dem Staat und seinen Parteien hingibt, ist keine freie Magd Gottes mehr; auch wird ihr die Begeisterung ihrer Glieder fehlen.

Ohne Freiheit keine Wahrheit. Und wir fordern für die Kirche den Besitz der Wahrheit. Kann sie der Menschheit keine Wahrheit bieten, so ist sie überflüssig. Zweifelhafte Reflexionen, das Ja und Nein abweichender Meinungen, den Streit der Geister bietet eine Akademie reicher und geistvoller als die Kirche. Verwandelt sich auch diese letztere in einen Disputationssaal, so mag sie einigen sogenannten „Gebildeten“, die sie nicht besuchen, als eine achtungswerte Stätte der Toleranz erscheinen, aber sie wird ein ganzes Volk nicht gewinnen können. Man wird sich halb mitleidig, halb verächtlich von einer Institution abwenden, welche den Glauben zur Seligkeit für notwendig erklärt, aber nicht die Gewissenhaftigkeit besitzt, Männern des Unglaubens ihre Ämter zu versagen. Es wird in unsrer Kirche ein ungeheurer Mißbrauch mit dem Begriff des allgemeinen Priestertums getrieben. Im Grunde bedeutet es nichts andres, als den freien Zugang zur Gnade für jedermann; daß aber ein Mensch, der ein bestimmtes Alter hat, ohne Glauben zur Mitregierung in der Kirche berufen ist, das ist ein allgemeines Priestertum des Rechts ohne Pflicht, das ist weder christlich noch tolerant. Wir möchten einem guten Teil der kirchlichen Agitatoren die Fragen vorlegen: Gehst du zur Kirche? Liesest du in der Bibel? Arbeitest du an den Werken der innern und äußern Mission? Hast du Gemeinschaft mit Christen? Die meisten, wenn sie ehrlich wären, müßten mit Nein antworten. Trotzdem wollen sie bestimmen, was in der Kirche geglaubt und gelehrt werden soll, ja was die Gläubigen singen und beten sollen. Das ist kein Gesundheitszustand der Kirche, das ist wider die Wahrheit; es ist die Heuchelei von links, die um kein Haar besser ist als die Heuchelei von rechts.

Es ist eine allgemeine Klage, daß die deutsche Gewissenhaftigkeit leidet. Niemand ist mehr als die Kirche berufen, diesem Schaden abzuhelfen. Aber wenn sie selbst keinen deutlichen Ton der Wahrheit gibt: wie soll sie heilen, da sie selber krank ist. Die Wahrheit der Kirche ist ihr Glaube; wir wollen, daß dieser Glaube der Kirche überall hochgehalten werde; daß weder bei dem Kirchenregiment noch in den Synoden, weder auf der Kanzel noch auf dem Katheder von seinen Fundamenten abgewichen werden darf. Die Kirche der Reformation lebt vom Glauben,

nicht von einem unbestimmten, unklaren Glauben an ein höheres Wesen und an eine moralische Weltordnung, sondern von dem freudigen, gewissen Glauben an das Evangelium. Nun fordern viele Glieder unsrer Kirche, daß man sie von diesem Glauben dispensiere, weil sie ihn nicht teilen. Und gewiß wollen wir diese Ungläubigen nicht aus der Kirche treiben, wenn sie nicht ausscheiden; wir wollen in der Seelsorge die allergrößte Toleranz gegen sie geübt wissen. Aber die Kirche in ihren amtlichen Funktionen, in ihren rechtlichen Formen darf den Standpunkt der Seelsorge nicht einnehmen; sie darf nicht Verfassungen machen, um damit Seelen zu gewinnen, nicht Lehrer des Unglaubens auf die Katheder berufen, um den Liberalismus zu versöhnen, nicht religiös unklare oder gar unchristliche Männer zu Kirchenältesten und Synodaldeputierten wählen, um erst in diesem Amte Christen aus ihnen zu machen. Das alles ist wider den Glauben; es entspringt aus der Überzeugung, daß man die Menschen durch Vertuschen des Glaubens, nicht durch Bekennen gewinnen müsse: ein verhängnisvoller Irrtum, der sich dadurch rächt, daß man die Linken nicht gewinnt und die Rechten sich entfremdet.

Es ist noch Glaubensempfänglichkeit genug in unserm Volke. Jeder große Vorgang in unserm Volk hat noch immer gelehrt, daß der religiöse Funke im deutschen Gemüt noch glimmt und zur hellen Flamme angefacht werden kann. Aber eben dies zeigt, daß das deutsche Christentum, so wie es durch seine Geschichte geworden ist, mehr abhängig von außen als freiquellend aus dem innern Lebensborn — daß es der Impulse bedarf. Wären die Ereignisse der letzten sechs Jahre, der Krieg, der Kulturkampf und die sich daran knüpfende Umgestaltung unsrer ganzen kirchlichen Verhältnisse energisch benutzt, sie hätten für die Erweckung des kirchlichen Geistes die mächtigsten Impulse hergegeben. An dieser Energie hat es durchaus nicht gefehlt. Der Liberalismus, so unsicher in seinen Prinzipien, so unerfahren in Kirchensachen, so geängstigt durch die wachsende Unzufriedenheit mit seinen wirtschaftlichen und sittlichen Resultaten, ist überaus mutlos. Man hat sich vor ihm gefürchtet; allein dies hat ihn stark gemacht. Soll ihm das Heft aus der Hand genommen werden, so muß man ihm offen und sicher entgegentreten. Deshalb fordern wir neben der Freiheit, der Wahrheit, dem Glauben kirchliche Energie.

Nur derjenige, der an seine Sache glaubt, wird sie durchsetzen. Ein solcher Geist der vollen Überzeugung weckt Mut und läßt Furcht nicht aufkommen. Furcht ist nicht in der Liebe, sie ist auch nicht in der Weisheit. Autoritäten, die Furcht haben vor denen, welche sie leiten sollen, sind schon keine Autoritäten mehr. Man sollte diejenigen, welche desselben Geistes sind, zusammenscharen und mit ihnen den Kampf gegen den Unglauben aufnehmen. Die Schar sei klein oder groß, sie würde schon wachsen. Jedenfalls müßte sich die Kirche auf die Gläubigen stützen, nicht auf die Zweifler, die Halben, die Ungläubigen. Durch die traurigen Wahlumtriebe, besonders in den großen Städten, aber auch an kleineren Orten, sind in die Kirchenorgane Männer gekommen, die der

Geduld und der Überzeugung der Geistlichen unüberstehbare Proben zumuten. Es ist eben gegen die Natur der Dinge, daß Menschen ohne Glauben in den kirchlichen Angelegenheiten das große Wort führen, und daß der Geistliche, wenn er seine Stellung nicht verderben will, die innern Verhältnisse der Gemeinde, die wichtigsten Fragen des Glaubens verschweigen muß und gern zufrieden ist, wenn er nur äußerlich den Frieden aufrecht und die Ältesten für die äußern Geschäfte der Kirche willig erhält. Dabei leidet die Freudigkeit und die Kraft des Charakters. Und was ist dadurch gewonnen? Nichts, wirklich gar nichts. Nur die Protestantenvereinler sprechen in ihren Wahlprogrammen die Freude aus, daß es nach ihren Wünschen gehe, und fordern mehr.

Freilich, die Lage unsrer Kirche ruht auf den allgemeinen geistigen Verhältnissen der Gegenwart, nach welchen das Christentum und die moderne Weltanschauung einander feindlich gegenüber stehen, und die vernunftstolze Kultur bestreitet, daß je wieder zwischen der Religion Christi und den Gebildeten Deutschlands die Harmonie wiederhergestellt werden könne. Und gewiß ist es, daß zwischen christlicher Überzeugung und weltlicher Kultur heutzutage ein tiefgehender Konflikt besteht. Aber gerade deshalb meinen wir, daß die Kirche mit Freiheit und Wahrhaftigkeit, mit Glauben und Energie ihres Amtes warten soll. Man glaube nur nicht, dadurch die Versöhnung zu bewirken, daß man wider bessre Überzeugung nachgibt, Glaubenswahrheiten abschwächt, sich der sogenannten Wissenschaft anbequemt. So weit kann doch die Kirche nie gehen, daß sie in ihrem Glaubenssystem dem Zeitgeist genügt; wenn sie Kompromisse macht, bringt sie stets nutzlose Opfer. Dagegen sind wir überzeugt — und wir haben thatsächliche Beweise dafür — daß überall, wo die Kirche in ihrem Geiste, still und besonnen, aber stark und energisch ihren Weg geht, Menschen von ihr angezogen werden. Wenn wir die öffentlichen Verhältnisse unsrer Kirche betrachten, so erscheint es uns als ihre größte Schwierigkeit, daß sie bei dem zwiespältigen Geiste, der in ihr lebt, keine von den großen innerlichen Aufgaben, die ihr obliegen, wird lösen können. Schon jetzt fühlen wir es in allen presbyterialen und synodalen Versammlungen, daß man sich scheut, Glaubensfragen anzurühreu, weil man ein Auflodern des Streits befürchtet. Sehr natürlich ist diese Befürchtung, denn es ist ganz unmöglich, daß zwei diametral entgegengesetzte religiöse Anschauungen, die eine naturalistisch, die andre supernaturalistisch, sich über Glaubensfragen miteinander vertragen. Neulich hat eine an sich gläubige Partei unsrer Kirche es ausgesprochen, daß sie die Absicht habe, im Frieden mit allen Richtungen an der Kirche zu arbeiten, und die kirchliche Linke hat diesen dargebotenen Finger mit der ganzen Hand ergriffen. Bei dem wirklichen Arbeiten würde sich jenes Anerbieten als eine Illusion herausstellen und nichts übrig bleiben als eine Schädigung der Gemeinschaft. Das Bedenkliche dabei ist nur das, daß wirklich Fragen vorliegen, die dringend auf Lösung warten und doch nur im Sinne des Glaubens gelöst werden

können. Die Stellung der Kirche zum Bekenntnis, die Ordinationsverpflichtung der Geistlichen, die Lehrfreiheit der Pastoren und Professoren: das sind Angelegenheiten, die besprochen und erledigt werden müssen. Ebenso fordern die Trauungs- und Wiedertrauungsbedingungen, wie überhaupt die kirchliche Zucht ein energisches, mutiges Vorgehen. Aber bei dem Zwiespalt der Geister scheut man sich vor der Entscheidung und schiebt dieselbe möglichst lange hinaus; schon verlautet, daß die Generalsynode erst im Jahre 1879 zusammentreten wird. Nun ist es aber ganz unmöglich, die Entwickelung der Welt geistlich zu beherrschen, was doch die Aufgabe der Kirche ist, wenn man nicht klar und einmütig derselben entgegen kommt. Nicht durch mühsam ausstudierte Formeln, die kümmerlich den Zwist verdecken, sondern durch die Macht des kirchlichen Lebens könnte die Gegenwart wieder mehr mit dem Christentum versöhnt werden. Eine Theologie, die wirklich Erfahrungswissenschaft wäre, die auf den Realitäten einer gläubigen Gemeinschaft fußte, würde der Welt doch imponieren. Anstatt dessen gehen wir, eben weil keine kirchliche Gemeinschaftskraft der Theologie zu Hilfe kommt, einer Periode entgegen, in welcher die spekulative Kraft darin bestehen wird, auf dem Wege der vergleichenden Religionswissenschaft festzustellen, daß das Christentum gar nichts Besondres, sondern nur ein Gleiches unter Gleichen ist. Auch ein sofortiges Zurücklenken auf die Bahnen der Besonnenheit ist nicht zu erwarten. Der offenbarungsgläubigen Theologie wird hier ein Feind entgegentreten, der schwerer zu bekämpfen ist als Strauß und Baur. Möge sie sich in die Waffen Gottes rüsten, den Angriff heldenmütig zu bestehen und siegreich durchzukämpfen.

Die Kirche aber kann nichts andres thun, als die Scheidung zwischen Glauben und Unglauben, welche weder in der Verfassung noch in der Disziplin zum Ausdruck kommt, in ihrer Weise dennoch zu vollziehen. In dem Stadium der Entwickelung, an welchem wir angelangt sind, bleibt kein andrer Ausweg, als daß die Kirche in bewußter Weise, wo es irgend angeht, die Sammlung der Gläubigen langsam und sicher bewerkstelligt. Die Gesammelten bilden dann gleichsam den innern Kreis kirchlichen Lebens, um welchen sich der weitere Kreis derer, die nicht im Glauben der Kirche stehen, anschließt. Nicht aus Intoleranz und nicht in geistlicher Überhebung, sondern um ein Gemeinschaftsleben zu schaffen, an dem die wahren Glieder der Kirche sich erquicken, die andern aber ein Vorbild haben, muß diese Sammlung geschehen. Ganz von selbst bieten sich dazu die gewiesenen Wege. Die Sammlung um Gottes Wort und um das heilige Sakrament wird immer das erste bleiben. Dabei klage man nicht, sondern zeuge. Nicht der Kampf gegen die Welt, obwohl er nicht ganz fehlen kann, macht die Predigten erbaulich, sondern das Zeugnis von der Herrlichkeit des Christenlebens. Wer an seinem Amte verzagt, wer will dem helfen? Das ist ein apokryphischer, aber richtiger Spruch. Der Himmel mit seinen Verheißungen steht dem Gläubigen, dem Beter noch immer offen, und keine treue Predigt und

30*

Seelsorge ist ohne Lohn. — Das zweite ist die Sammlung um die Werke der innern und äußern Mission; es ist die Sammlung zur Arbeit. Kleinkinder- und Sonntagsschule machen den Anfang; daraus bilden sich Frauen- und Jungfrauenvereine, die sich überall herstellen lassen. Allmählich bildet sich ein Kreis christlicher Thätigkeit, der so wichtig ist für die Gesundheit des geistlichen Lebens. Allzulange ist die Ausbildung des Gemeindelebens versäumt; nun ist sie nicht in der richtigen Weise durchgeführt, und oft sind es nicht die frommen, eifrigen Christen, welche in den Gemeindeorganen sitzen, sondern die schlechten Kirchgänger, die bekannten Gegner der Kirche. Auch diesem Übelstand läßt sich nur begegnen, wenn die lebendigen Glieder dann doch zur Thätigkeit kommen, — Das dritte ist die Sammlung zur Geselligkeit. Konfirmandenversammlungen sind die erste Anknüpfung. Jünglings- und Männervereine können sich anschließen. In Berlin gibt es solche, die in reichem Segen stehen und langsam aber beständig wachsen. Hier ist auch der Boden, auf welchem die Stände sich begegnen. Es muß wieder etwas von dem Hauch der Liebe, der die Tage der Erweckungen vor dreißig, vierzig Jahren durchwehte, unter uns lebendig werden. Die Glieder des Leibes Christi müssen den gemeinsamen Pulsschlag des Herzens Jesu fühlen. — Das letzte ist die Sammlung um eine Idee. Jede große Zeit hat einen besondern Gedanken gehabt, der die Geister am meisten bewegte. Heute kann derselbe kein andrer sein, als der der Selbständigkeit der Kirche. Für diesen Gedanken fasse man ein Herz, sammle Anhänger. Mancher, der die Kirche nicht mag, weil sie sich auf den Staat stützt und nicht den göttlichen Charakter der religiösen Freiheit hat, wird sie lieb gewinnen, wenn sie den Mut hat, sie selbst zu sein. Wir haben das Vertrauen, daß es uns Gott nicht wird an Segen und Erfolg fehlen lassen, wenn wir nur in den Bahnen der Wahrheit gehen.

Ein Wort von hoher Stelle hat uns kürzlich die Mahnung erteilt, mit dem Erreichten zufrieden zu sein, das Fehlende zu vergessen und in Freudigkeit an der Kirche zu arbeiten. Dies Wort traf in Berlin mitten hinein in liberale Wahlumtriebe, die so offen gegen Glauben und Wahrhaftigkeit verstießen, daß sie uns in tiefster Seele verletzten. Sollen wir solche Zustände nicht bloß ertragen, sondern durch Stillschweigen, durch Schönthun mit den Agitatoren verheimlichen? Das wollen wir nicht, das dürfen wir auch nicht. Mögen wir Erfolg haben oder nicht: wir sind es den treuen Gliedern unsrer Kirche schuldig, in ihrem Namen gegen diese Entweihung der Kirche zu protestieren. So retten wir die Wahrheit hinüber in eine bessre Zukunft. Denn daß diese, in welcher Form auch, einmal kommen wird, das ist uns gewiß. Dann wird man uns auch vielleicht das Zeugnis geben, daß wir nicht zum Schaden unsrer teuren evangelischen Kirche und nicht umsonst unser Panier hochgehalten haben. Wir sind Säeleute für die Zukunft. Es wird ein Tag kommen, der das Unhaltbare der heutigen Verhältnisse an das Licht bringen wird. Und dieser Tag wird manches ändern, auch in unsrer

Kirchenverfassung. Wenn bis dahin etliche unsrer Gedanken ihren Weg in die Herzen nehmen, wenn dann die bessre Zeit ein Geschlecht vorfindet, das an die Ideen kirchlicher Selbständigkeit und wahrer Glaubensgemeinschaft gewöhnt und geneigt ist, ihnen zu folgen: dann werden wir das Bewußtsein haben, daß unsre Arbeit auch ein wenig mitgeholfen hat an der Erneuernng des deutschen protestantischen Geistes. —



Der Ernst unsrer kirchlichen Lage.

7. Juli 1877.

Niemand kann sich den Ernst unsrer kirchlichen Lage verhehlen; auch dem Hoffnungsvollsten und Vertrauensseligsten muß in unsern Tagen das Gefühl kommen, daß die evangelische Kirche Preußens schwer krank ist. Die neue Kirchenverfassung sollte diesem Zustand ein Ende machen, sie sollte zu einer kräftigen Arznei werden und die Genesung befördern; wir haben diesen Verheißungen nie geglaubt und sehen, daß die Krankheit eher steigt als fällt. Zum ersten Male haben die Schlußbestimmungen zur Generalsynodalordnung der großstädtischen Intelligenz den unverdienten Zuwachs an Macht verliehen, und sofort hat eine Kreissynode Berlins den Versuch gemacht, gegen das apostolische Glaubensbekenntnis Sturm zu laufen und die Fundamente der Kirche zu erschüttern, nachdem eben von einem Geistlichen auf offener Kanzel vor versammelter Gemeinde die Weltanschauung der heiligen Schrift bestritten, die Wahrheit der kirchlichen Bekenntnisse geleugnet war. Man sage nicht, daß jede Hauptstadt ein Herd revolutionärer Flammen sei, daß jene maßlosen und unbesonnenen Angriffe auf unsern allerheiligsten Glauben eben nur in Berlin geschehen könnten und von dem ganzen Lande gemißbilligt würden. Auch wenn es so wäre, läge darin nur ein geringer Trost. Es gehört zum Wesen der Kirche, die der Leib Christi ist, daß, so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Wird in der Residenz der Bekenntnisstand angegriffen, geschieht dies auf der Kanzel und in den kirchlichen Körperschaften, so bemächtigt sich ein Gefühl der Unsicherheit, eine Ahnung drohender Gefahren der ganzen Kirche. Für den Augenblick ist durch das ernste Wort, das so überzeugend aus dem Herzen des Königs kam und darum dem Volke so tief zu Herzen ging, eine Beruhigung eingetreten; und die beiden Geistlichen, welche die Wirren hervorgerufen haben, sind zur Verantwortung gezogen. Aber die Ereignisse der letzten Jahre haben uns klar genug gezeigt, daß es bei Untersuchungen, welche gegen Geistliche auf Irrlehre eingeleitet werden, an durchgreifender Energie fehlt. Und so freudig wir in dem Gewirr der Stimmen von hüben und drüben den Mahnruf unsres treuen

achtzigjährigen Landesvaters vernommen haben, so bleibt es doch für alle, die kirchliche Angelegenheiten in kirchlichem Geist beurteilen, schmerzlich genug, daß erst die Hand des Staatsoberhauptes sich an das Steuer legen mußte, um dem schwankenden, nach links segelnden Schiff der Kirche wieder den rechten Kurs zu geben. Auf wie lange, niemand vermag es zu sagen. Die Stürme liegen in der Luft und werden auch in Zukunft nicht ausbleiben.

Wohl darf man zugeben, daß es in der übrigen Landeskirche ruhiger ist als in Berlin. Nicht leicht würde eine Synode der Provinz den bedauernswerten Mut gezeigt haben, welcher die Bekenntnisstürmer der Hauptstadt beseelt hat. Noch sind weite Volkskreise vorhanden, die in festem Glauben an die Grundthatsachen des Evangeliums stehen; und auch da, wo das kirchliche Bewußtsein erschüttert ist, wird die Lust, den Funken in das Pulverfaß zu werfen, durch die Rücksicht auf den Frieden der Mitbürger und Mitchristen gedämpft. Dennoch sind die kirchlichen Ereignisse der Hauptstadt Symptome einer allgemeinen Krankheit. Der Unglaube, welcher auf der Kanzel von St. Jakobi und der Synode Berlin-Köln so unverhüllt hervorgetreten ist, zeigt sich, nur weniger sicher und weniger kühn, in allen großen Städten und vielfach auch auf dem Lande. Wir stehen doch in der That auf kirchlich vulkanischem Boden; Berlin ist nur die Stelle, wo zuerst der Spalt auseinanderklafft und der Qualm emporsteigt. Und so schwer wir es empfinden, das dies geschieht, müssen wir es doch, wie die Dinge einmal liegen, als einen Gewinn ansehen. Ein verborgenes Geschwür ist gefährlicher, als eine offene Wunde; wenigstens ist diese heilbar, jenes nicht. So erscheint uns gegenwärtig die Lage besser als zuvor; der Zustand der Kirche klärt sich und wir kommen vielleicht zu einer Entscheidung. Bisher wurde der Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben immer verschleiert, bald aus Gutmütigkeit und Unklarheit übersehen, bald aus Absichten der höhern Kirchenpolitik zugedeckt. Endlich bricht er hervor und gestattet keinen Zweifel mehr an seiner furchtbaren Schärfe. Die Vorgänge in Berlin sind Sturmglocken für die Schläfer, Posaunenstöße für die Gleichgültigen. In diesen Kämpfen offenbart sich der Geist Gottes und der Geist der Welt. —

Es ist der eigentümliche Charakter der Gegenwart, daß ein von Gott entfremdeter Weltgeist eitel, siegberauscht in seiner ganzen Feindschaft gegen das Evangelium hervortritt. In den Schein einer falschen Naturwissenschaft gehüllt, dem Irdischen und Sichtbaren allein zugewandt, kopfschüttelnd und achselzuckend über alles, was das Gebiet der fünf Sinne überragt: so leugnet er Gott, Christum, Seele, Unsterblichkeit. Die Bibel nennt er ein Märchenbuch, den Glauben Aberglauben, die Kirche eine romantische, epheuumrankte Ruine. Die alten Sitten und Heiligtümer unsres Volkes verachtet er, nur in der durchgeführten Aufklärung, in der Befreiung des Menschen von allem Überirdischen und Übernatürlichen sieht er das Heil der Nationen. Freilich ist seine Auf-

klärung Verdunkelung, sein Licht Finsternis; auf allen Gebieten des deutschen Lebens hat er Verwüstung angerichtet, Übermut getrieben, Bankrott gemacht. Den Niedergang unsres Wohlstandes, die Verwilderung der Gemüter, das Sinken der Redlichkeit, die Auflösung der Pietät hat er in unglaublich kurzer Zeit zuwege gebracht. Sehr natürlich; denn wenn ein Volk, wie das deutsche, auf Idealität und Glauben angelegt, in die Abgründe des Materialismus und des Unglaubens hineingestoßen wird, dann muß es schneller als andre Völker herunterkommen. Wenn Gott das Wasser verschließt, sagt Hiob, wird alles dürre.

Daß solche Richtungen des Geistes da sind, ist begreiflich und erklärt sich aus der furchtbaren Gewalt, welche die Sünde nicht bloß über das Herz, sondern auch über den Verstand ausübt. Daß der Abfall von Gott auf schwache Geister einen Eindruck macht und große Massen nach sich zieht, ist gleichfalls begreiflich und erklärt sich aus den Verhältnissen einer Zeit, in der alles Menschliche übermäßig geschätzt, alles Göttliche wenig begriffen, in der die Kirche so ohnmächtig, die Staatsgewalt so erfolgreich ist. Aber neu ist in unsern Tagen der Versuch, die Kirche selbst im Sinne des Weltgeistes umzugestalten, ihren Geist durch die Meinung der Majoritäten zu verfälschen, das Übernatürliche aus derselben wegzuschaffen und sie zu einem rein menschlichen Bau zu machen, zu einem Babelturm, unter welchem die Sprachverwirrung biblischer Ausdrücke mit der Anmaßung menschlichen Hochmuts wetteifern würde. Wenn die Vertreter dieses Bestrebens der Kirche zu dienen meinen, so ist das entweder eine unglaubliche Unklarheit, die das Wesen des Christentums nicht begreift, oder eine unredliche Heuchelei, die unter der Maske frommklingender Redensarten den Ruin der Kirche bewerkstelligen will. Die Aufgaben der Kirche gegen diese Bestrebungen sind sehr klar vorgezeichnet; sie bestehen darin, den alten Glauben zu pflegen, die Geltung der Bekenntnisse zu schützen, die Feinde des Evangeliums zu bekämpfen und Einrichtungen zu treffen, daß sie für die Zukunft unschädlich gemacht werden. Und zwar müssen alle diese Aufgaben energisch angefaßt und kräftig durchgeführt werden, damit jedermann in der Kirche gewiß sein könne, die Kirche halte ihre Grundlagen für göttliche Wahrheit. Wir Evangelischen haben kein andres Fundament unsrer Kirche, als die Schrift und die Überzeugung, daß unsre Bekenntnisse schriftgemäß sind. Wird dies Fundament zerstört, so ist eine Glaubensgewißheit nicht mehr möglich, und die Kirche der Reformation, welche an dieser Glaubensgewißheit den Halt ihres innern Lebens hat, bricht zusammen. Eine bekenntnislose Kirche ist ebenso wie ein glaubensloses Christentum dem Untergang geweiht. Weil wir diesem unvermeidlichen Schicksal entgehen wollen, setzen wir den Bekenntnisgegnern von Berlin den stärksten Widerstand entgegen und glauben damit eine heilige Sache zu verteidigen.

Der Tendenz des Protestantenvereins gilt unser Kampf. Sie ist es, die in den Berliner Vorgängen in aller Schärfe auftritt. Von

Anfang an hatte dieser Verein kein Recht in der Kirche; eine energische Kirchenleitung würde den Geistlichen sofort die Beteiligung untersagt haben. Denn auch derjenige Punkt, in welchem seine Berechtigung zu wurzeln schien, die Betonung des Gemeindeprinzips ist falsch gezeichnet. Gewiß hat es ein Recht, die Beteiligung der Gemeinde an der Leitung der kirchlichen Dinge zu fordern; aber die Gemeinde muß eine Gemeinschaft der Gläubigen, wenigstens der Kirchlichen sein. Das unbewußte Christentum der Volksmassen, das nur zu oft ein bewußtes Unchristentum ist, zur herrschenden Macht in der Kirche machen zu wollen, ist ein verhängnisvolles Unternehmen. Immerhin lag in dem Vorgehen des Protestantenvereins ein Antrieb, die langversäumte Organisation des Laienelements anzugreifen. Mehr als der Kirche heilsam ist, hat man sich von diesem Antrieb bestimmen lassen; auf der breitesten Grundlage, die sich doch nicht als die richtige herausstellt, ist das presbyteriale und synodale Leben aufgebaut. Ein entsprechendes Maß von Freiheit, das von einer kräftigen Entwickelung der synodalen Verhältnisse untrennbar ist, hat die Kirche doch nicht erhalten; und die Anhänger des Protestantenvereins sind die ersten gewesen, in der großen Entscheidungsstunde die evangelische Kirche dem Staate zu unterwerfen. Eben die Liberalen sind heute die Byzantiner des Staatskirchentums und haben dadurch ihr geringes Verdienst an der Entwickelung des synodalen Lebens mehr als ausgeglichen. Der Protestantenverein lebt nur vom Staatsschutz; in der selbständigen Kirche wäre er morgen schon weggefegt. Was bleibt denn von seinen Forderungen noch übrig? Die Gleichberechtigung der Richtungen, — eine Unmöglichkeit und ein Unding.

Die Kirche hat ihre einzige Kraft in der Einheit ihres Geistes. Zwei entgegengesetzte Richtungen in ihr für berechtigt erklären, heißt ihre Wirksamkeit zerstören. Wenn es erlaubt ist, in einer und derselben Kirche Gott zu bekennen, der Wunder thut und — diesen Gott zu leugnen; Christum zu bekennen, der vom Himmel gekommen, von der Jungfrau Maria geboren, vom Tode auferstanden und gen Himmel gefahren ist — und diesen Christum zu leugnen; das Evangelium als die geoffenbarte Wahrheit zu bekennen und — dies Evangelium zu bestreiten: dann ist die Kirche keine Grundfeste der Wahrheit, sondern ein Disputiersaal, dann ist sie überflüssig. Man sagt von der andern Seite immer, trotz aller Verschiedenheiten sei eine Einigkeit des Geistes möglich. Die Predigt H o ß b a ch s und die Reden auf der Synode Berlin-Köln haben bewiesen, daß in unsrer Kirche zwei Religionen sind, die gar nicht anders können, als sich auf das entschiedenste bekämpfen, die erst, wenn sie voneinander geschieden wären, in einem gewissen Frieden leben könnten. Was ist denn wahr? fragt das schlichte Gewissen, daß Gott Gebete erhört und Wunder thut oder nicht? Daß Christus auferstanden ist oder nicht? Daß er wahrhaftiger Gott ist oder nicht? Daß unsre Leiber auferstehen oder nicht? Kann die Kirche darauf keine klare Antwort geben, so ist sie eben unfähig, Wahrheit zu geben. Die Lehren, um die es

sich handelt, sind so bedeutend und entscheidend für die religiöse Anschauung, daß ein Zweifel daran nicht bleiben kann, ohne die Gemüter zu verwirren. Man bedenke doch, daß Ostern, Himmelfahrt vernünftigerweise nur von Menschen gefeiert werden können, die den Thatsachen dieser Feste Glauben schenken; daß, wenn Christus nicht wahrhaftiger Gott ist, seine Anbetung ein schnöder Götzendienst wird. Nur die Halbheit des Denkens und die Unentschiedenheit des Charakters kann bei so klaffenden Gegensätzen von einer Einigkeit des Geistes reden. Bei jeder einzelnen Lehre hören wir unser Glaubensgefühl sagen: ihr habt einen andern Geist. —

Offen gestanden, wir begreifen unsre Gegner nicht. Es erscheint uns für einen gebildeten, charaktervollen Mann überaus demütigend, von dem Altar allsonntäglich einen Glauben zu bekennen, den er nicht teilt, alle Jahre die Jugend der Gemeinde nach einem Bekenntnis zu unterrichten, das er verwirft. Liegt alle Wirksamkeit des Geistlichen darin, daß sein Predigen volle Überzeugung ist, so muß es ein trauriges Los sein, seine Überzeugung zu verschweigen, gegen vermeintliche Irrtümer nicht ankämpfen zu dürfen, unter Worten und Sätzen der heiligen Schrift einen ganz andern Sinn zu verbergen. Ebendarum will man nun diesem unerträglichen Zustande ein Ende machen, will man die Gleichberechtigung der Richtungen erstreiten und damit die Erlaubnis gewinnen, den unbiblischen Standpunkt offen auf der Kanzel einzunehmen. Im Namen der Toleranz, der Bildung, der Aufrichtigkeit, der Freiheit, der Liebe, der Geschichte fordert man das Recht, sich von den Bekenntnissen loszusagen und doch in der Kirche ein Amt zu behalten. Begreift man nicht, daß dies unmöglich ist? Wohl kann die Kirche tolerant sein gegen ihre irrenden, zweifelnden, suchenden Glieder; sie darf niemand, weil er nicht voll glauben kann, aus ihrer Mitte ausstoßen; sie muß allen mit der Treue und Nachsicht der Mutter nachgehen. Aber sie kann in ihren regierenden Körperschaften, auf ihren Kanzeln keine Männer dulden, die ihren Glauben befehden. So schwer und schmerzlich es uns ist, zu erklären, daß diejenigen Geistlichen, welche das Bekenntnis der Kirche verwerfen und dennoch öffentlich lehren wollen, ihr Amt nicht behalten können, so selbstverständlich ist es doch. Die Kirche kann dem Irrtum in der Gemeinde, dem Unglauben im Volke doch nicht mit Irrtum auf der Kanzel, mit Unglauben in den Synoden begegnen. Ihre ganze Mission ist unmöglich, wenn sie die göttlich geoffenbarte Wahrheit nicht schützen kann. Vielleicht wendet man ein, daß auch der Protestantenverein ein gemeinsames Bekenntnis christlicher Grundwahrheiten aufstellen wolle. Von einem solchen Versuch, auch wenn er ernstlich gemacht würde, erwarten wir nichts, da es nicht das Christentum in seiner historischen, allein berechtigten Gestalt ist, welches der modernen Theologie zu Grunde liegt, sondern eine an Christum anknüpfende, mit einigen seiner Gedanken ausgeschmückte, im übrigen auf der menschlichen Vernunft beruhende Religion, die man nicht mit dem

Christentum gleichberechtigt nennen kann, ohne die Wahrheit des Evangeliums preiszugeben. Das Reden von Gleichberechtigung ist eben nur eine Phrase. Auf der Synode Berlin-Köln ist das deutlich zu Tage getreten.

Abgesehen von der vielleicht gutgemeinten aber undurchdachten Mahnung, daß man das apostolische Glaubensbekenntnis abschaffen solle, um wieder mehr Kirchgänger zu gewinnen — eine Hoffnung, die durchaus in ihr Gegenteil umschlagen würde —, waren es besonders zwei Anschauungen auf der linken Seite, die vertreten waren: die eine, man müsse die Gläubigen mit Gewalt zur Vernunft bringen, ohne Schonung der Gewissen das Bekenntnis abschaffen und die Geistlichen zwingen, das zu predigen, was „wir" glauben. Hier ist von Gleichberechtigung nicht mehr die Rede. Das ist Zwang und Gewalt, Zwang des Unglaubens und Gewaltthat an dem Gewissen. Die andre Anschauung versucht es wenigstens, die Gleichberechtigung festzuhalten; sie erklärt den alten Glauben für den Standpunkt „gewisser Bildungsschichten", den neuen für das Eigentum der Gebildeten, jenen für ein Produkt unklarer, massiver Vorstellung, diesen für eine reine Darstellung der Idee, jenen für eine Herablassung an das Ostseedorf, diesen für das Erfordernis großstädtischer Intelligenz. Wir kennen dies Spiel mit Begriffen, bei welchen nichts Thatsächliches als Wahrheit übrigbleibt. Wenn sich die Kirche je dazu erniedrigte, doppelte Buchführung zu gebrauchen und den Gebildeten ein andres Evangelium zu bringen als den Einfältigen, dann wäre sie verloren. Ehrwürdig ist keine alte Formel an sich, sondern nur die Wahrheit. Die Kirche ist das Gewissen eines Volks; sie kann nicht, was man schon in der Diplomatie für unredlich hält, die Sprache zu einem Mittel machen, um die Gedanken zu verbergen. Auf der Synode wurde das dialektische Spiel an dem Satz: „geboren von der Jungfrau Maria" durchgeführt; ein wirklicher Mensch und doch kein ordinärer Mensch sei Christus, solle damit ausgedrückt werden. Aber in Wahrheit bedeutet doch der Satz, daß der Herr ohne Zuthun eines Mannes von einer Jungfrau geboren ist. Und wie würde es mit andern Sätzen: am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel? Hier sind die Thatsachen mit den Gedanken unzerreißbar verbunden und so sehr der Hoffnungsgrund unsrer eignen Auferstehung und Seligkeit, daß ohne die geschichtliche Glaubwürdigkeit derselben auch die Idee verschwinden müßte. Wir glauben also nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sagen, das positive, historische Christentum und die moderne Theologie sind zwei verschiedene Religionen. Auch ihr Gott ist nicht derselbe; den einen ist Gott der freie persönliche Geist, den andern ein in die Naturgesetze geschmiedeter, hilfloser Götze, der keine Gebete erhört, keine Wunder thut, keine Offenbarung ausgehen läßt, es sei denn die Offenbarung menschlicher religiöser Ahnungen.

Merkwürdig ist, daß die Linken sich die Frage nicht vorlegen, ob ihr Standpunkt berechtigt ist, ehe sie die Frage beantworten, ob er gleich-

berechtigt ist. Jeder gewissenhafte Jurist wird sagen müssen, daß die bekenntniswidrige und unbiblische Theologie noch immer unter dem Verbot des allgemeinen Landrechts steht. Und mit dem bloßen Vorwand der Bildung, der Wahrhaftigkeit, der Freiheit kommt man über die rechtliche Schwierigkeit nicht hinweg. Mit demselben Recht könnte ein Sozialist seine eigentümlichen Begriffe des Eigentums dem Gesetz gegenüber geltend machen. Noch ist es nicht anerkannt, daß die individuelle Willkür stärker ist als das objektive Gesetz. Gewiß hat die persönliche Freiheit auf dem Gebiet des religiösen Lebens einen weitern Spielraum als auf irgend einem andern Gebiet. Aber ebendeshalb müssen die wenigen Rechtsformen, welche der Kirche zum Schutz gegeben sind, desto gewissenhafter beobachtet werden. Wir sind gewiß, daß diese Gewissenhaftigkeit auch im Interesse des Staatslebens liegt. Die staatsrechtliche Geltung der Kirchen ruht auf der staatlichen Anerkennung ihrer Bekenntnisse; schwerlich würde die Regierung einer Kirche, die ihre Diener an die Bekenntnisse nicht bindet, Anerkennung und Berechtigung zugestehen können.

Aus all diesen Gedanken folgt, daß eine Kirche ohne Bekenntnis nicht bestehen kann und daß die bekenntnislose Kirche des Protestantenvereins keine Kirche ist. Ohne ein zusammenhaltendes inneres Band löst sich jede Gemeinschaft auf; jene Stunde, in welcher die größte protestantische Kirche der Welt ihr Bekenntnis für immer aufgäbe, wäre ihre Todesstunde und die Stunde des Triumphes ihrer römischen Feinde. Auf der liberalen Seite leugnet man die Inspiration der Schrift; Lessing that dies in gewissem Sinne auch, aber, um einen Ersatz zu haben, führte er das apostolische Glaubensbekenntnis auf die Apostel, ja auf Christum zurück. Beides abweisen, die Wahrheit der Schrift und die Geltung der Bekenntnisse, heißt die Kirche in die Luft bauen. Und das apostolische Glaubensbekenntnis, das auf der Synode Berlin-Köln so heftig angefochten ward, ist mehr als nur das Gemeinschaftsband einer Kirche, es ist das gemeinsame Bekenntnis der gesamten abendländischen Christenheit. Eine Kirche, die öffentlich erklärte, von ihren Dienern den Glauben an das Apostolikum nicht mehr fordern zu können, gäbe damit ihre geschichtliche Kontinuität und eine große historische Position auf, sie würde aus einer Kirche von Christi Geburt ein Verein von heute. Wenn einzelne kleinere Landeskirchen dies Bekenntnis abgeschafft oder die Anwendung desselben in das Belieben der einzelnen gestellt haben, so ist eben ein Sturm im Wasserglas etwas andres als ein Sturm auf dem Meer. Die evangelische Kirche Preußens kann einen solchen Schritt nicht nachthun; die Natur der Kirche wird hier stärker sein als die Meinung einer Synode.

Wenn man aber das Apostolikum ablehnt, das nichts andres ist als eine schlichte Aufzählung der Heilsthatsachen ohne Dogmatik und als Glaubensregel in seinen Grundbestandteilen bis in die erste Zeit der Kirche zurückreicht, so wird man schwerlich geneigt sein, irgend ein andres evangelisches Bekenntnis, das ja weit mehr enthält, anzunehmen. Was

also an die Stelle des bisherigen Bekenntnisses treten sollte, ist nicht abzusehen. Man schlägt, und zwar auch von positiver Seite, vor, ein neues Bekenntnis aufzustellen, das zu den religiösen und kirchlichen Fragen der Gegenwart Stellung nähme. Aber ganz abgesehen davon, daß unsre religiös zerrissene Zeit wenig Beruf zur Abfassung von Bekenntnissen hat, ließe sich doch die Aufstellung eines neuen Symbols nur so denken, daß die alten dadurch nicht abgeschafft würden. Es müßte doch das Apostolikum die Verbindung mit dem kirchlichen Altertum, die Bekenntnisse der Reformation die Verbindung mit der Geschichte unsrer Kirche aufrecht halten. Und das neue Bekenntnis müßte jedenfalls die in unsern Tagen so vielfach angefochtenen Positionen behaupten. Dabei würde also die Schwierigkeit in keiner Weise gelöst. Andre meinen, es müsse ein Minimum gesucht werden, welches die Grenze nach links bilde. Könnte man, so sagen sie, ein Bekenntnis finden, das allgemein für notwendig zur Mitgliedschaft am Dienste der Kirche befunden würde, so dürfte man dies von jedem Mitgliede des geistlichen Standes, der kirchlichen Organe und Obrigkeiten, der theologischen Fakultäten fordern. Aber der Gedanke zerrinnt, indem man ihn denkt. Welches sollte dies Minimum sein? Man müßte doch wenigstens den Inhalt der Evangelien, den Inhalt des Selbstbewußtseins Jesu aufstellen. Auch wenn man sich nur an die Synoptiker hielte, wäre die Auferstehung Christi, seine Wiederkunft, sein Weltgericht — also seine Gottheit zu bekennen. Aber eben dies wollen die Männer von links nicht. Religiosität, ganz allgemein; Glaube an eine göttliche Liebe: das ist zuletzt alles, was sie behalten, und Christus ist ihnen der wunderbare Genius, der ihnen diese wenigen Gedanken geoffenbart hat, während sie alle seine konkreten, bestimmten Aussagen über die unsichtbare Welt bezweifeln. Wie sich ein wirklicher Garten voll Bäume und Blumen zu dem abstrakten Begriff Pflanze verhält, so verhält sich unser Christentum zu der Religion der modernen Theologie. Ist diese ein Schattenbild ohne Blut und Nerven, so ist jenes ein lebendiger Leib mit dem Strom göttlichen Odems in der Brust. Wie gerne wollten wir zugeben, daß eine Einigkeit des Geistes zwischen beiden Richtungen noch stattfinden könnte! Aber wir können nicht anders, als die Theologie von Hoßbach und Rhode für einen vollkommenen Gegensatz der unsrigen halten; bei jedem Satz ihrer Schriften, bei jedem Wort ihrer Predigten, bei jeder synodalen Verhandlung fühlen wir es klar: wir verstehen uns gar nicht, wir sind von anderm Bein und Geist. Daß die jüngsten Ereignisse in Berlin dies klar gemacht haben, ist ihre Bedeutung in der Geschichte unsrer Landeskirche.

Was aber weiter? Wir können unsern Gegnern unmöglich den Rat geben, vor dem Konsistorium in der Disziplinaruntersuchung ihre Äußerungen zurückzunehmen und für die Zukunft Mäßigung zu versprechen. Dazu denken wir viel zu hoch von eines Menschen Überzeugung. Auch ist es uns unmöglich, die Vorgänge einfach zu vergessen und fortan davon zu schweigen. Bei dem gegenwärtigen Stande der

Dinge bleibt kein andrer Ausweg, als daß die, welche den Glauben der Kirche nicht teilen, ein Amt niederlegen, das sie mit Wahrheit nicht führen können. Dabei ist die Sprengung der Landeskirche noch immer zu vermeiden. Wenn die kirchliche Obrigkeit Ernst macht, so wird man mit Erstaunen sehen, wie klein die Anhängerschar dieser Radikalen ist. Auch wenn sie aus der Kirche austräten, würden ihnen nicht soviel Mitglieder folgen, als in einem Jahre durch den Zivilstand in Berlin der Kirche verloren gehen. Und wenn unser Volk nur sieht, daß man gegen den Unglauben Ernst macht, so wird es bald, auch da wo jetzt noch Unklarheit über das Wesen des Glaubens und die Natur der Kirche herrscht, umkehren und in sich gehen. Sollten dann doch größere Massen um ihrer Überzeugung willen die Kirche des alten Bekenntnisses verlassen wollen, wir würden sie mit Schmerz scheiden sehen. Wider ihren Willen festhalten würden wir sie nicht; denn die Wahrheit geht uns über die Personen, und der Friede der Kirche über die Zahl ihrer Mitglieder. Aber gern würden wir ihnen, was das Kirchenvermögen betrifft, die billigsten Bedingungen zugestehn.

Übrigens glauben wir noch an die Möglichkeit einer evangelischen Volkskirche, freilich nur unter zwei Bedingungen. Der Zwiespalt der Richtungen in der bisherigen Schärfe muß aufhören, und er kann aufhören, sobald die oberste Kirchenbehörde nur will. Anstatt dem Andrängen von links nachzugeben, muß der Evangelische Oberkirchenrat demselben einen festen Damm entgegensetzen und in Wort und That beweisen, daß die Linke auf seine Anerkennung nicht zu rechnen hat. Das hannoversche Konsistorium geht unter ähnlichen Verhältnissen, ohne sich um die Schreier von links in der Presse zu kümmern, ruhig und sicher seinen Weg; und es hat den großen Erfolg, daß die Kirche sich im Frieden erbaut. Auch die letzten Wochen haben es uns gezeigt, wie das schlichte königliche Wort mächtig und ergreifend, stärkend und beruhigend gewirkt hat. Also eine sichre Hand des Kirchenregiments ist die erste Bedingung, um das Schiff der Kirche durch die unruhigen Wogen der Gegenwart zu bringen. Die zweite ist eine Besetzung der theologischen Professuren mit kirchlichen Lehrern. Es ist in der That eine Versündigung an der theologischen Jugend, wenn man ihr Lehrer gibt, die sie in die Zweifel und in den Unglauben hineinführen. Es ist ein schreiendes Unrecht, Professoren moderner Richtung anzustellen und nachher die Pastoren abzusetzen, die bei diesen Professoren ihre Theologie gelernt haben. Man wird uns voll Entsetzen die Schlagwörter: Lehrfreiheit und Freiheit der Wissenschaft entgegenrufen. Wir wollen keine von beiden Freiheiten antasten. Mögen die Gelehrten von links als Schriftsteller schreiben, was sie wollen. Aber daß in den theologischen Fakultäten, die doch in erster Linie dem Dienst der Kirche gewidmet sind, eine Richtung gepflegt und unterstützt wird, die nachher ihre Jünger in Disziplinaruntersuchung und in die Gefahr der Absetzung bringt, ist ein äußerst verantwortungsvolles Beginnen. Wohin das führen muß, zeigt uns die Gegenwart.

Die Berliner Ereignisse sind dadurch so lehrreich, daß sie wie mit einem Schlage den ganzen Jammer unsrer kirchlichen Zustände enthüllt haben. Ein Professor, der die moderne Theologie mit Scheingründen für amtsfähig erklärt; ein Pfarrer, der auf der Kanzel seine unbiblische und bekenntniswidrige Anschauung darlegt; ein andrer Pfarrer, der das älteste Bekenntnis der Kirche öffentlich verunehrt und den Gläubigen Gewalt droht; ein Gemeindekirchenrat, der seinem Recht entgegen den Bekenntnisstand in Frage stellt; ein Synodalvorstand, der einen dahin gehenden Antrag auf die Tagesordnung setzt; eine Synode ohne Ordnungsruf auch bei persönlichen Beleidigungen; Mitglieder der obersten Kirchenbehörde, die der Synode beiwohnen und kein Veto einlegen: so sind die Vorgänge der letzten Wochen in der That Spiegelbilder unsrer Zustände. Es sind dunkle Schatten auf dem Bilde unsrer Kirche. Werden sie nicht noch dunkler werden, wenn Berlin eine Stadtsynode, eine Provinzialsynode hat? Wir könnten heute wohl sagen, daß unsre Befürchtungen eingetroffen und weit übertroffen sind. Wenn es nicht so traurig wäre, in diesem Falle recht zu haben, so könnten wir triumphieren, daß die Ereignisse jedes Wort unsrer Mahnungen und Warnungen bestätigt haben. Als kirchliche Fanatiker hat man uns dargestellt; nun zeigt sich's, daß wir die nüchternen Beurteiler gewesen sind. Wir wissen wohl, die geschehenen Dinge sind nur in dem kleinen Kreise, nur auf den untern Stufen kirchlicher Organisation verlaufen; man kann sagen, auf der Provinzialsynode, auf der Generalsynode wird der Glaube so stark repräsentiert sein, daß die Linke keine Gefahr bietet. Aber dadurch werden die Verhältnisse nicht besser; denn nicht die Generalsynode, die alle sechs Jahre zusammenkommt, sondern die Gemeinde ist der wichtigste Teil des kirchlichen Lebens. Und wenn die positiven Parteien, wie es scheint, so stark auf den Provinzialsynoden vertreten sein werden, wenn die Mittelpartei unter dem Ernst der Gegensätze beinahe verschwindet: so ist dies günstige Ergebnis wahrlich nicht die Frucht der offiziellen Bemühungen, sondern der Erfolg thatkräftiger Initiative und besonnener Sammlung in den kirchlich lebendigen Kreisen.

Und hier liegt in der That unsre Hoffnung. Wir sind keine Optimisten, wenn wir auf unsre Verfassung und Kirchenleitung sehen. Wir haben kein Zutrauen, weder zu der Linken mit ihrem Unglauben, noch zu der Mittelpartei mit ihren Vermittlungen nach links. Aber wir haben noch immer Vertrauen zu dem kirchlichen Sinn unsres Volkes und zu der Geistesmacht des Evangeliums. Die Synode Berlin-Köln hat uns in aller Klarheit die Gesinnung der Gegner geoffenbart; der Mund unsers Königs hat in echt landesväterlicher Weisheit den Gläubigen die Losung gegeben. Unser Volk wird wissen, was es zu thun hat. Ist die Probe, auf die es gestellt ist, schwer und gefährlich; wir hoffen, es wird sie bestehen in der Kraft eines ehrlichen deutschen Gemüts und in dem Licht des wahrhaftigen Evangeliums. —

Ein Vorschlag zur Güte.

1. Februar 1879.

Ganz treu und redlich meinen wir den Vorschlag, der in dem vorangehenden Aufsatz enthalten ist, daß die beiden Richtungen in unsrer Kirche schiedlich, friedlich auseinandergehen und das vorhandene Kirchenvermögen teilen möchten — nicht als Verhöhnung, sondern als Versöhnung. Daß das Altkatholikengesetz einmal auch auf unsre kirchlichen Verhältnisse angewandt werden könnte, haben wir öfters vorausgesagt und keine Furcht vor einer solchen Maßregel geäußert, vielmehr eine mögliche Erledigung des Haders darin erblickt. Die liberale kirchliche Presse hat uns mit Zorn und Entrüstung geantwortet. Es ist in der That sehr merkwürdig, daß einige Organe derselben heute unser Programm von damals acceptieren und als die wünschenswerte Lösung der kirchlichen Schwierigkeiten anerkennen. Unter der Überschrift: „Die Notwendigkeit eines Altkatholikengesetzes für die evangelische Kirche" bläst in der Protestantischen Kirchenzeitung der Dresdener Pastor Sulze zum Auszug. „Der Streit ist in der Kirche nicht von Segen" — heißt es hier — „die Religion gedeiht nur im Frieden. Ich habe wohl auch gedacht: wenn die Geister aufeinander platzen, so wacht das Leben auf. Aber es wachen nur die Leidenschaften auf, die bald verkühlen und das Leben mit in ihr Absterben hineinziehen. Und was schadet es, wenn durch Spaltung einer Gemeinde zwei Gemeinden entstehen? Die neuen Gemeinden sind stark durch die innere Einheit des Willens." Daß die alte Kirche die neue ausschließen wird, sieht der Verfasser als selbstverständlich an und fürchtet es nicht. „In der Kirche ist Erbauung der einzelnen die Hauptsache, nicht die büreaukratische oder synodale Zentralisation, und der Wettstreit in tüchtiger Leistung ist mehr wert, als die Uniformierung. Man fürchtet, den zurückbleibenden alten Gemeinden würde dadurch das Ferment verloren gehen, sie würden stagnieren. Nun geht nicht bloß ihnen, sondern überhaupt das Ferment verloren. Es wird durch Bedrückung zu Grunde gerichtet. Und man täusche sich nicht: Parteien, die man zusammenkoppelt, erhitzen sich wohl aneinander, aber voneinander zu lernen oder gar sich zu versöhnen, dazu kommen sie nicht." Ebendeshalb fordert der Verfasser eine Art Altkatholikengesetz für unsre Kirche, damit die Ausziehenden nicht mittellos davon gehen müssen.

Wir können versichern, daß uns seit langer Zeit keine Äußerung von der linken Seite so tief bewegt hat wie diese. Auch wir haben beständig den Satz vertreten, daß die Spannung der kirchlichen Gegensätze keine Einigung mehr zulasse; und unter dem doppelten Gesichtspunkte, daß die Linken frei ihre Überzeugung predigen müssen und daß die Kirche

eine Gemeinschaft aus einem Geist und Guß sein soll, wenn sie auf Erden etwas ausrichten will, haben wir seit Jahren die friedliche Trennung in Ehren als das letzte und einzige Mittel angesehen, aus den kirchlichen Wirren herauszukommen. Daß die Ausscheidenden einen Teil des Kirchenvermögens erhalten, scheint uns billig. Es wird freilich nicht leicht sein, den rechten Maßstab der Verteilung zu finden. Und für die Kirchengebäude möchte es sich am Ende empfehlen, ähnlich wie in Neuchatel den Austretenden dieselben für die freien Stunden zur Mitbenutzung zu gestatten. Aber das sind wirklich Nebenfragen. Hat man sich über das Prinzip geeinigt, so wird die Ausführung ermöglicht werden. —

Sehr interessant ist das Verhalten der Vossischen Zeitung. An demselben Tage, an welchem dieser Sulzesche Aufsatz erschien — gleichsam als lägen die gleichen Gedanken in der Luft — brachte das Blatt den Artikel: „Ein Wendepunkt“. Von der allerdings thörichten Voraussetzung ausgehend, daß die Ernennung von Kögel und Baur die Landeskirche der Orthodoxie überliefern, die liberal gerichteten Pastoren wie Professoren aus der Kirche austreiben, die finsterste Reaktion zurückführen werde, sieht der Verfasser in dem allen doch einen Hoffnungsstern. „Wenn erst gar kein liberaler Geistlicher mehr da ist, wenn erst alle Kirchen von der Orthodoxie beherrscht sind, dann werden die freigesinnten Laien sich ermannen und werden sich trennen von Staatskirche und Pastorenregiment. Aber sie werden nicht eher wollen, ehe nicht die zwingende Not da ist, ehe nicht der letzte Liberale aus der offiziellen Kirche ausgestoßen wurde. Und weil hoffentlich die Herren Kögel und Baur diese Periode eröffnen, so begrüßen wir ihren Eintritt in den Oberkirchenrat als den Übergang zu einer neuen Aera, den Übergang von der Staatskirche zur Gemeindekirche.“

Diese Art der Lösung wäre natürlich für die liberale Partei die denkbar ungünstigste; ein Anteil am Kirchengut würde ihr hierbei nicht zufallen können. Ein praktischer Kirchenpolitiker korrigiert deshalb acht Tage später jenen leidenschaftlichen Theoretiker und fordert in einem Artikel: „Die Aera Kögel“ gleichfalls die Anwendung des Altkatholikengesetzes auf unsre Zustände. Ehrliche Ausscheidung und ehrliche Vermögensteilung: das sind nach seiner Meinung die einzigen Mittel, welche zum Ziele führen. „Es ist zehn gegen eins zu wetten“ — schreibt die Vossische — „daß bei solcher offenen und ehrlichen Auseinandersetzung der innere Friede zwischen den kirchlichen Parteien viel leichter und rascher sich herstellen wird als jetzt, wo sie, durch äußere Macht zusammengekoppelt, den erbitterten Kampf um Alleinherrschaft von der einen, um Existenzberechtigung von der andern Seite zu kämpfen genötigt sind. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die so in ihrer Existenz unabhängig gestellten Gemeinden, wenn auch nicht sogleich während des erbitterten Kampfes, so doch später in ruhigeren Zeiten sich für gemeinsame kirchliche und praktische Zwecke verbinden und eine größere kirchliche Einheit

bilden würden.“ So könnte, meint der Verfasser, die „Ära Kögel“ wider ihren Willen zum Segen für unser Volk werden. —

Wir möchten unsre Gegner nur daran erinnern, daß die Lösung, welche sie jetzt vorschlagen, seit Jahren von unsrer Zeitung verfochten worden ist. Uns ist längst klar, daß die heutige Verbindung der Kirche mit dem Staat wie mit der Krone auf die Dauer unhaltbar, und daß eine Kirche, die ihre besten Kräfte an den inneren Hader setzen muß, nicht bestehen kann. Gehen wir schiedlich, friedlich auseinander, schaffen wir freie Volkskirchen mit ehrlich gemeintem Bekenntnis: und der Protestantismus wird Frieden, Kraft, Tüchtigkeit und jede Richtung von der andern Förderung haben, während heute der Unfriede die Kräfte verzehrt. Daß es so kommen wird, bezweifeln wir nicht; am Ende des Jahrhunderts wird manche der gegenwärtigen Staatskirchen zerbröckelt und manche freie Volkskirche aufgebaut sein. In dieser Richtung liegen unsre Wünsche und unsre Hoffnungen. —

Ist noch ein Ausweg?

5. Januar 1878.

Ein für unsre teure Landeskirche verhängnisvolles Jahr liegt hinter uns. Es sind zum Teil sehr schmerzliche Ereignisse, durch welche dasselbe bezeichnet wird. Jähe Ausbrüche von Unglauben, tiefe Erschütterungen des kirchlichen Friedens, aussichtslose Kämpfe, unchristliche Gehässigkeiten haben miteinander abgewechselt. Und das Ende des Jahres findet uns in einer Krisis, deren Ausgang, auch wenn für den Augenblick ein Abkommen getroffen wird, niemand übersehen kann. Aber so schwer das alles auf unsrer Kirche gelastet hat und noch lastet, ein erfreuliches Resultat ist für den unerschrockenen Sinn, der die Wahrheit vertragen kann, zu verzeichnen: an Klarheit über die Lage der Dinge, an Erkenntnis dessen, was not ist, haben wir gewonnen. In einer Zeit allgemeiner religiöser Begriffsverwirrung liegt darin jedenfalls eine Hoffnung. Was Glaube und Unglaube, was christlich und unchristlich ist, darüber sind heutzutage nicht bloß Staatsmänner und Abgeordnete in Zweifel; auch Kirchenobere, die doch leiten sollen, Professoren der Theologie, die doch lehren sollen, Geistliche, die das Wort Gottes zur Seligkeit predigen sollen, können oder wollen das Unevangelische vom Evangelischen nicht unterscheiden. Ein gläubiger Christ sein und doch dem Protestantenverein die Berechtigung zugestehen; die Kirche Gottes, die nur in der Luft der Freiheit atmen kann, lieb haben und sie doch den staatlichen Mächten völlig unterwerfen; den protestantischen Charakter der preußischen Geschichte bewundern und doch für Simultanschulen

schwärmen: das sind für eine gesunde Auffassung unvereinbare Gegensätze, und doch finden sie sich in vielen Köpfen und Herzen bei einander. Seit dem Sommer des vergangenen Jahres hat hierin eine Änderung begonnen. Man hat angefangen zu erkennen, daß es so nicht weiter geht. Als getreuer Schirmherr der preußischen Landeskirche hat der Kaiser das Wort des schlichten, christlichen, unverworrenen Gewissens in die Aufregung hineingerufen; von fast allen Synoden ist ihm ein klares, entschiedenes Echo zurückgekommen: so sind jene betrübenden Ereignisse fast im Geschehen von den Freunden des Glaubens verurteilt. Diese allgemeine Erhebung der Gläubigen zu gunsten des bedrohten Bekenntnisses hatte in der That einen sehr begeisternden Charakter; sie war ein Akt der Befreiung von einem bösen Alp, der uns alle drückte. Aber man würde irren, wenn man glaubte, daß die Gefahr damit vorüber wäre. Nur die ersten Zuckungen und Schwankungen haben wir erlebt; die eigentliche Eruption wird noch kommen.

Optimisten wollen uns damit einschläfern, daß sie sagen, der Vulkan sei doch nur Berlin, in den Provinzen baue sich die Kirche im Frieden. Wir sind nicht taub gegen die Wahrheit, welche in dieser Mahnung liegt. Aber wir finden, daß sie uns zunächst keinen Trost bringt. Man kann doch Berlin nicht von dem Leben der Gesamtkirche ausschließen; was hier im Herzen der Monarchie geschieht, geht wie ein Pulsschlag durch den ganzen Körper. Es ist nun einmal die Zeit der großen Städte; auch die Geschicke der Kirche werden in der Residenz entschieden. Siegt der Protestantenverein in Berlin, so gewinnt er seine Sache im ganzen Lande; wird er hier zurückgewiesen, so hat er nirgend Hoffnung durchzudringen. So laut man auch von Halle und Potsdam gegen die Betonung der Berliner Vorgänge protestiert, es bleibt doch wahr, daß diese Dinge an der Spree mehr bedeuten als an der Saale und an der Havel. Übrigens hat die gesamte liberale Presse, wenn auch einige vorsichtig-offiziöse Organe über die unbequeme Friedensstörung ärgerlich thaten, den Standpunkt des Berliner Unglaubens zu dem ihrigen gemacht; ein Beweis, daß die Eruptionsstoffe der Residenz überall aufgehäuft sind und nur auf den günstigen Augenblick warten, loszubrechen. Was die kirchlichen Ereignisse des vergangenen Jahres charakterisiert, ist sichtlich das Bestreben, der freien Theologie in Berlin eine Gasse zu brechen, damit sie von hieraus weiter fortschreiten könne. Denn nicht zufällig, sondern absichtlich, nicht gelegentlich, sondern geflissentlich sind die Angriffe gegen den Glauben geschehen. Es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern, da in dieser Beziehung die Thatsachen, leider auch von einer Seite, wo man für den kirchlichen Fortschritt keine Sympathieen hätte erwarten sollen, entstellt sind. Anstatt die Angreifer zu verurteilen, hat man sie beinahe entschuldigt und die Männer, welche in der Bresche standen, um das bedrohte Recht der Kirche zu verteidigen, auf ehrgeizige Ausbeutung und Übertreibung angeklagt. Rekapitulieren wir kurz die Ereignisse, um den rechten Standpunkt zu ihrer Beurteilung zu gewinnen.

Die Predigt Hoßbachs in St. Jakobi war der erste Angriff. Daß auf einer christlichen Kanzel die biblische Weltanschauung geleugnet, die Grundsätze der reformatorischen Bekenntnisse prinzipiell und bewußt bestritten wurden, geschah hier zum erstenmal. Es war doch etwas ganz ungewöhnliches, was damit einer evangelischen Gemeinde geboten wurde. Daß viele Geistliche ebenso stehen wie Hoßbach, daß sie die Heilsthatsachen, welche sie allsonntäglich im apostolischen Glauben bekennen müssen, in ihrem Herzen leugnen, in ihrer Predigt verschweigen, wissen wir wohl. Aber es ist nicht unsres Amtes, Geistliche zu verurteilen, die Bekennen und Nichtglauben miteinander zu vereinigen wissen, solange sie dies heimlich und unbemerkbar thun. Treten sie aber mit ihrer Leugnung offen auf die Kanzel, wagen sie es, grundsätzlich Schrift und Bekenntnis zu verwerfen, dann gibt es darauf nur eine mögliche Antwort: Disziplinaruntersuchung und im Falle des Beharrens Absetzung. Man mag die protestantische Lehrfreiheit noch so weit ausdehnen, Hoßbach hat hierin jede erlaubte Grenze überschritten. Eine Kirche, die solchen Mißbrauch der Lehrfreiheit duldet, hat kein Bewußtsein ihrer Bedeutung; ein Reich, das mit sich selber uneins ist, kann nicht bestehen. Wir haben wahrhaftig keine Geringschätzung gegen Theologen, welche mit dem Glauben ihrer Kirche gebrochen haben, wir fühlen innige Teilnahme mit Geistlichen, die an dem Konflikt zwischen Amtseid und Gewissen leiden; aber wir wissen, wenn wirklich die prinzipielle Differenz an das Licht tritt, für sie keinen Ausweg, als daß sie ein Amt verlassen, dem sie mit Wahrheit nicht dienen können. Und so schmerzlich uns die gebrochene Existenz eines Einzelnen in innerster Seele berührt; die Kirche steht uns höher als der Einzelne, für sie ist kein Opfer zu hoch, als das des Gewissens.

So müßte nicht bloß jeder gläubige Christ, so müßte jeder verständige Mensch denken, der für die Ordnungen einer Gemeinschaft Sinn hat. Der Liberalismus, der kirchliche wie der politische, hob den Freimut Hoßbachs in den Himmel und nannte seine Provokation eine Friedenspredigt im eminenten Sinne. Ja auf der Synode Berlin-Köln-Stadt stellte man den demonstrativen Antrag, Prediger Hoßbach mit einem Vertrauensvotum zu begrüßen. Dieser Antrag fiel, aber die Verhandlungen über denselben waren die Vorboten des Gewitters, das am Nachmittag der Synode losbrach. Jedermann erinnert sich der Bewegung, welche die Schreckensworte Prediger Rhodes in unsern Gemeinden hervorriefen. Die liberale Richtung hatte gleichsam unbewußt ihre Absicht verraten, der Kirche das Bekenntnis zu nehmen; sie hatte, man ahnt kaum, in welcher Berechnung, ihren letzten Trumpf ausgespielt. Nun wußte man doch, was für die Gemeinde auf dem Spiel stand, wenn diese Richtung für berechtigt erklärt wurde, und mächtige Worte eines zürnenden Glaubens, auf der Synode aus dem Moment und seiner Inspiration geboren, legten dem christlichen Volk die Tragweite jener Angriffe aus. Ein Zittern des Unwillens ging durch die gesamte evan-

gelische Kirche; es war unedel, zu behaupten, eine Partei habe die Leute erst zittern gemacht. Trotzdem kam dieser Vorwurf nicht bloß aus unchristlichen Kreisen; er stand zuerst in einem kirchlichen Parteiblatt. Von den schmerzlichen Erfahrungen des vergangenen Jahres ist dies die schmerzlichste! Richtig begriffen lag in dem Vorgehen des Berliner Unglaubens doch eine Stärkung der gläubigen Position. Alle, welche die Kirche lieb haben, hätten sich wider den offenbar gewordenen Feind verbünden müssen; gegen solche Ausschreitungen war eine schonende Haltung nicht erlaubt. Leider hatten die offiziösen Apologeten unsrer kirchlichen Zustände allzuviel Interesse daran, die Tragweite der Hoßbach-Rhode-schen Vorgänge abzuschwächen. Auch unser großer Reichskanzler meinte, man thue solchen extremen Erscheinungen zu viel Ehre an, wenn man sie mit einem Martyrium umgebe; wenn man sie nur fortmachen lasse, würden sie auf offenem Markt mit Schimpf und Schande totgeschlagen werden; übrigens müßten die verschiedenen Richtungen innerhalb der Kirche sich vertragen. Seine Mahnung in Ehren; aber wenn man ihm im Jahre 1866 zugerufen hätte, Preußen und Österreich müßten sich vertragen, dann sei der Krieg überflüssig, er würde den Ruf nicht verstanden haben. Solange in Deutschland zwei Tendenzen miteinander ringen, die österreichische und die preußische — würde er geantwortet haben — ist es ein Spielball auswärtiger Mächte, ohne Kraft und Einfluß; der Krieg ist unvermeidlich. Es ist dasselbe mit unsrer Kirche. Wenn Bekenntnis und Protestantenverein miteinander um die Herrschaft kämpfen, kann die Kirche nicht zu Kräften kommen. Hat die Union zweier positiver Bekenntnisse in Preußen soviel Streit verursacht, soviel Kraft verzehrt: der Versuch einer Union zwischen Glauben und Unglauben würde unsre Kirche töten. Unsre Gegner beklagen sich, wenn wir sie Ungläubige nennen, über Schmähung und Beleidigung. Das ist eine übertriebene Empfindlichkeit. St. Paulus hat dasselbe lange vor uns gethan. „Ist Christus nicht auferstanden" — schreibt er — „so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden". Hier steht es mit der Feder des erleuchteten Apostels geschrieben, daß ein Leugner der Auferstehung keinen Glauben hat. Und die moderne Theologie leugnet die Auferstehung Christi, weil sie das Übernatürliche am Christentum leugnet. Das historische Christentum, wie es achtzehnhundert Jahre hindurch die Welt überwunden hat, steht und fällt mit dem Bekenntnis zu Christo, wahrhaftigem Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren. An den Gottessohn im biblischen Sinne nicht glauben, ist Unglaube. Man beruft sich von links so oft auf die Reformation und auf Luther, ihren Helden. Was würde Luther gegen Predigten, wie die Hoßbachs und Reden wie die Rhodes, was würde er gegen eine Kirche des Protestantenvereins sagen? Wir sind gewiß, die bittersten Ausdrücke würden ihm für seinen heiligen Zorn nicht genügen. Unsre evangelische Kirche ruht auf der Glaubensgewißheit, der Heilsgewißheit ihrer Glieder. Keine äußere Autorität nimmt sie in Anspruch, keine irdische Stütze begehrt sie;

aber jenes inneren Haltes kann sie nicht entbehren. Nun fragen wir: ist eine Glaubensgewißheit möglich, wenn in der Kirche diametrale Gegensätze ein Recht haben? Wenn der eine Geistliche den Auferstandenen bekennt, der andre ihn leugnet; wenn der eine an einen Gott glaubt, der Wunder thut, der andre an einen in die Naturgesetze geschmiedeten? Mögen Gebildete im stande sein, im Widerstreit der Meinungen sich eine eigne Ansicht zu bilden: das Volk, wenn es über die wichtigsten und bedeutendsten Dinge nur ein Für und Wider, ein Ja und Nein hört, glaubt gar nichts. Wir halten in der That diese unsichere Handhabung des Bekenntnisses in unsrer Kirche für einen der Hauptgründe ihrer Ohnmacht. Nur eine Gemeinschaft, die in einem Geiste wirkt, kann auf die Gemüter Einfluß üben; eine zwiespaltige Gemeinschaft ist eben keine Gemeinschaft und geht ihrem Untergang entgegen. Wahrlich nicht aus Lust am Streit, sondern in heiliger Sorge um unsre Kirche erklären wir: wenn solche, welche die Heilsthatsachen des Evangeliums leugnen, für ihren Standpunkt auf Kanzel und Katheder ein Recht beanspruchen, dann wissen wir für sie keinen Ausweg, als den aus der Kirche. Mögen sie das Recht der Religionsfreiheit, der Kultusfreiheit brauchen, wir wollen sie mit keinem unrechten Wort scheiden heißen. Aber in unsrer Kirche ist für sie kein Raum.

Hätte Fürst Bismarck wirklich recht mit seiner Prophezeiung, daß diese protestantenvereinlichen Tendenzen zuletzt auf offenem Markt totgeschlagen werden, auch dann könnte man um der Natur der Kirche willen ihnen kein Recht zugestehen. Nun ist aber diese Weissagung völlig unerfüllt geblieben. Auf offener Stadtsynode ist Hoßbach zum geistlichen Beisitzer erwählt und damit zum Helden des Berliner Fortschritts erklärt. Es war vergeblich, diese Synode am 31. Oktober zu berufen, um das Gedächtnis an die Reformation mit ihren Verhandlungen zu verknüpfen: die Majorität vergaß ebenso die Grenzen ihrer Befugnisse wie das Fundament ihrer Existenz. Indem sie sich als souverän erklärte, überschätzte sie ihre Macht; indem sie mit Versagung der Kirchensteuer drohte, falls Hoßbach nicht bestätigt würde, verkannte sie den Grund und Boden, auf dem sie steht; indem sie den Streit über das apostolische Glaubensbekenntnis von neuem auf die Tagesordnung der nächsten Synode setzte, zeigte sie den Entschluß, den Krieg zu verewigen. Mit allen ihren Beschlüssen beleidigte sie das Kirchenregiment. Ein geharnischter Erlaß des Oberkirchenrats war die Folge dieser Exzesse; ein Erlaß, der voll Unmut über die begangenen Ausschreitungen wie ein Blitz auf die Linke herniederfuhr und ihr den ganzen Ernst der Lage zeigte.

Man kann der kirchlichen Obrigkeit die Anerkennung nicht versagen, daß sie nach Kräften dem offenbar werdenden Ärgernis gesteuert hat. Der Verweis des Konsistoriums an Rhode, der einer moralischen Vernichtung gleichkommt; die Nichtbestätigung Hoßbachs, die, so selbstverständlich sie auch ist, doch durch die Einstimmigkeit aller Mitglieder des verstärkten Konsistoriums — mit Ausnahme des einen Dr. Techow —

an Bedeutung gewinnt; der Erlaß an den Vorstand der Stadtsynode: das alles sind Akte einer Entschlossenheit, die nicht gewillt ist, dem Treiben der Gegner des Glaubens ruhig zuzusehen. Aber freilich können wir in aller Bescheidenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das Kirchenregiment sich diese Verwickelungen hätte ersparen können, wenn es von Anfang an dem Protestantenverein deutlich gezeigt hätte, er dürfe auf irgend eine Anerkennung nicht rechnen. Wenn Dr. Techow in einer Versammlung erklärte, es scheine, daß der Oberkirchenrat sich vor den Geistern fürchte, die er selbst wachgerufen habe: so liegt darin jedenfalls, daß die Linke der schonenden Nachsicht und dem freundlichen Entgegenkommen des Kirchenregiments das Zugeständnis ihrer Berechtigung zugeschrieben hat. Und daß der großstädtischen Intelligenz Konzessionen genug gemacht sind, ist noch zu sehr in aller Gedächtnis, als daß wir daran zu erinnern brauchten.

Wir möchten überhaupt nicht gern wieder nach rückwärts schauen, auf die Mängel der Verfassung hinweisen und den Beweis führen, daß wir mit unsern Befürchtungen recht gehabt haben. Schauen wir lieber nach vorwärts und fragen wir, was zu thun ist. So viel ist klar, daß zwischen den kirchlichen Behörden und dem Berliner Fortschritt kein Friede wieder geschlossen wird. Es hat sich gezeigt, daß es für die Schwierigkeiten der kirchlichen Leitung keinen Ausweg nach links gibt. Also muß man weiter vorwärts und nach rechts gehen. In dem Verweis an Rhode, in der Nichtbestätigung Hoßbachs sind noch Inkonsequenzen, die neue Schwierigkeiten in ihrem Schoße tragen. Es ist in der That richtig, was die Linken wie die Rechten sagen, daß eine prinzipielle Entscheidung gegenwärtig unausweichlich ist. Geistliche, die öffentlich so zurechtgewiesen werden wie Rhode, sollten nicht im Amte bleiben; und ein Prediger, der in St. Jakobi wegen Irrlehre nicht berufen werden kann, darf auch in St. Andreas nicht das Evangelium verkündigen. Gegen diese Logik ist nichts einzuwenden; auch die Linken, denen zuliebe man von dem strengen Recht Abstand nimmt, fordern prinzipielle Entscheidung. Für die Gemeinden aber ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Frage der Lehrfreiheit in einem so herausfordernden Falle wie dem Hoßbachschen zur Entscheidung gelange. Eher kommt die Kirche nicht zu ihrem Recht, auch nicht zu ihrer Ruhe. Wenn das Kirchenregiment es über sich gewinnen könnte, gestützt auf die drei positiven Parteien der Kirche entscheidende Schritte gegen die Linke zu thun, so wäre die Situation klar. Im Grunde ist diese Lösung die einfachste und durch die Verhältnisse geboten. Freilich ist sie auch wieder schwierig, weil sie ein Aufgeben der bisherigen Kirchenpolitik bedeuten würde. Aber auf die Dauer kann ein Kirchenregiment, das im Glauben die Kirche leiten will, die Unterstützung der positiv gläubigen Elemente doch nicht entbehren; die Fühlung mit den unkirchlichen Gebildeten, die so leicht in Feindschaft umschlägt, wenn man nicht ihren Willen thut, kann eine kirchliche Obrigkeit nicht entschädigen für das mangelnde Vertrauen der kirch-

lich Gesinnten. Gewiß wird dies Vertrauen schnell zurückkehren; wir glauben im Sinne vieler versichern zu können, daß das Kirchenregiment, wenn es dem Protestantenverein ernsthaft entgegentritt, auf die lebendigen Christen rechnen darf. Aber es scheint, daß ein solcher Umschwung zunächst nicht in Aussicht steht. Wenigstens der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats will lieber weichen, als den Knoten, den er nicht lösen konnte, mit dem Schwerte zerhauen.

Offenbar in den Schwierigkeiten des Moments liegt der Grund des Entlassungsgesuchs Dr. Herrmanns; man braucht nach keinen weitern Ursachen zu suchen. Aber der Liberalismus konnte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, seine oft geführte Waffe in kirchlichen Dingen, die persönliche Verdächtigung, zu brauchen. War schon vorher einmal die Verleumdung gegen die positive Union mobil gemacht, diesmal geschah es von neuem mit einer gewissen Methode. Wild stürzte sich die liberale Presse auf die „Hofpredigerpartei“; der große Konflikt des Glaubens mit dem Unglauben — wie ihn Goethe nennt — wurde zu einer persönlichen Intrige degradiert; Herrmann wurde mit Falk, dieser mit Bismarck zusammengeknüpft und den geistlichen Intriganten der Plan zugeschrieben, den Reichskanzler zu stürzen; eine von irgendwoher inspirierte Mythologie wurde mit eiserner Stirn für Wahrheit ausgegeben; schon deutete man an, die Hofprediger müßten abgesetzt werden, als ob kein Recht oder Gesetz in Preußen wäre; acht Tage dauerte diese Kampagne, die in Zeitungen und Witzblättern zur Beschimpfung der Kirche geführt wurde; — endlich kam ein Wink, das Ganze sei ein Humbug, und seitdem schweigt man. Wie kann nur eine Presse sich soweit verirren! Jedenfalls ist diese Hetze auf die Freunde der positiven Union ein dunkles Blatt in der Journalistik des letzten Jahres. Die Partei, welche sich damit befleckt hat, nennt sich liberal; aber sie hat nichts von einem edlen Liberalismus behalten, der fremdes Recht und Gewissen streng achtet. Und sie irrt sich. Nicht ungestraft verletzt man die Lebensmächte einer Nation. Der gläubige Protestantismus ist noch immer eine von den preußischen Lebensmächten; und wir hoffen es zu erleben — um mit Bismarck zu reden — daß das liberale Narrenschiff der Zeit an diesem Felsen der evangelischen Kirche zerschellt. Unsre Freunde aber mögen getrost sein. Es ist nicht schön, so geschmäht zu werden, aber es ist ein Beweis, daß man dem Gegner gefährlich ist. Wenn unsre Feinde räsonieren; wir wollen handeln. Wenn sie uns auf Intrigen anklagen, wir wollen zeigen, daß wir kein andres Ziel haben, als die Ehre des Reiches Gottes; wir wollen versuchen, in der Liebe Christi dem Volke zu dienen und Seelen zu retten aus der überhandnehmenden Ungerechtigkeit. Je mehr die Freunde der positiven Union im Vordertreffen gegen den Zeitgeist stehen, desto mehr wächst ihre Pflicht, besonnen, maßvoll und nüchtern zu sein. Und sind gegenwärtig unsre Gegner die „Verstimmten“, nicht wir: nun, wir wollen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, wir wollen ihre Verstimmung schonen und sie ihnen nicht aufrücken.

In den Parteiverhältnissen wird freilich alles beim alten bleiben müssen. Die Ereignisse der letzten Zeit haben uns allzusehr von den Notwendigkeit unsrer Vereinigung überführt, als daß wir daran denken könnten, die gewonnene Position wieder aufzugeben. Daß der protestantenvereinliche Feldzug des Sommers diesen kläglichen Verlauf genommen hat, ist in erster Linie dem treuen Bekenntnis des Kaisers, in zweiter Linie dem Anwachsen unsrer Partei zu danken. Wir wissen, daß man von mancher Seite sehr scheel auf unser Wachstum sieht, daß man hier und da die Parteibildung in der Kirche überhaupt nicht für berechtigt ansieht. Aber das kann uns in der Verfolgung unsrer Ziele nicht irre machen. Hätten wir eine Kirchenverfassung, welche dem Unglauben die Thür der kirchlichen Körperschaften verschlösse, so möchte die Forderung, von der Parteibildung abzustehen, noch eine gewisse Berechtigung haben. Aber nachdem, wie die Berliner Verhältnisse klar zeigen, die Möglichkeit geschaffen ist, daß der Unglaube in den synodalen Verhandlungen einen leichten Sieg davonträgt, ist es heilige Pflicht, die Gegnerschaft gegen die grundstürzenden Bestrebungen der Linken zu organisieren. Daß die Mittelpartei dies nicht gewollt hat, ist ihr zum Schaden geraten und hat uns gefördert. Eigentlich will sie es noch immer nicht ernsthaft genug. Freilich, dürfte man der Erklärung von vier Mitgliedern der Halleschen Fakultät zustimmen, so wäre zwischen der Mittelpartei und der positiven Union in ihrer Stellung nach links kein Unterschied. „Mit uns" — heißt es hier — „hat jene Partei nicht nur denselben Grund des Glaubens gemeinsam, sondern auch dieselbe Stellung innerhalb der vorhandenen Lehrdifferenzen. Sie umfaßt daher auch in sich dieselben Schattierungen der theologischen Ansichten, wie unser evangelischer Verein — Schattierungen, ohne die bei lebendiger Entwickelung keine größere Gemeinschaft bestehen kann." Es ist uns unbegreiflich, wie man dergleichen Versicherungen in die Welt schicken kann. Der evangelische Verein hat Mitglieder in seinem Schoße, die zur völligen Verbrüderung mit dem Protestantenverein drängen; er hat andre, die dem Protestantenverein ein Recht in der Kirche zugestehen; er hat wieder andre, die der modernen Theologie auch auf der evangelischen Kanzel Raum geben wollen. Solche Mitglieder hat die Partei der positiven Union nicht. Wir wissen wohl, daß in der Mittelpartei viele Männer sich befinden, die mit uns auf demselben Glaubensgrunde stehen; aber eben das Gemisch von kirchlichen und unkirchlichen Elementen in derselben hat uns zur Bildung einer besonderen Partei bewogen. Die Beweise dafür liegen deutlich, wie nie vorher, in demselben Hefte vor, welches die Erklärung der vier Professoren gebracht hat. Hier ist der Roggesche Vortrag auf der Berliner Versammlung des Vereins gedruckt; derselbe erklärt wörtlich: „Wenn wir in unserm Programm es ausgesprochen haben, daß wir, beseelt von dem Wunsche, daß die Gemeinde sich in Frieden baue, soviel an uns ist und sich mit den in unserm Programm ausgesprochenen Grundsätzen und Überzeugungen verträgt, in Gemeinsamkeit mit dem Kirchenregiment und

mit den verschiedenen kirchlichen Richtungen der Kirche dienen wollen, so haben wir damit ausdrücklich auch an diejenige Richtung gedacht, die man gemeinhin als die protestantenvereinliche zu bezeichnen pflegt." Hier scheiden sich eben unsre Wege von denen der kirchenregimentlichen Mittelpartei durchaus. Die gläubige und die moderne Theologie für gleichberechtigt erklären (d. h. solange man in der Minorität ist, um später, wenn man in der Majorität ist, wie in Heidelberg die gläubige Theologie zu unterdrücken), das bedeutet für uns, das Leben der Kirche vernichten. Wenn wir Rom bekämpfen, weil es neben die Schrift menschliche Satzung stellt, so müssen wir auch den Protestantenverein bekämpfen, der die menschliche Meinung über die Schrift setzt. Die falsche Kultur ist in Glaubenssachen keine bessere Instanz als die falsche Tradition, und die Leugnung der Auferstehung Christi ist für die Kirchenlehre ebenso verderblich wie die Definition päpstlicher Dogmen von über Nacht. Ehe die Mittelpartei nicht rund und klar sich von der Gemeinschaft mit dem Protestantenverein lossagt, ist eine Wiederanbahnung prinzipieller Gemeinschaft unmöglich. — Aber eine Äußerung des Prof. Dr. Beyschlag in demselben Heft geht viel weiter als das Roggesche Zugeständnis. Indem Beyschlag die Maßregel des Konsistoriums gegen Hoßbach verteidigt, fügt er hinzu: „Dabei versteht sich von selbst, daß die Majorität der Jakobi-Gemeinde Anspruch darauf hat, einen Geistlichen nach ihrem Herzen zu gewinnen und daß das neu gewährte Wahlrecht der Gemeinde nicht durch beliebige Einsprachen einzelner illusorisch gemacht werden darf." Diese Anschauung läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Hiernach haben die Männer der modernen Theologie ein Recht auf der Kanzel, wenn sie nur ihren Unglauben nicht zu schroff zeigen; und die Bedeutung des Bekenntnisses, als einer Lehrnorm, ist vernichtet. Wir protestieren dagegen im Sinne ebenso der objektiven Wahrheit wie der subjektiven Wahrhaftigkeit. Käme dieser Beyschlagsche Standpunkt zur Geltung, dann müßte man anstatt eines Bekenntnisses eine Grenze aufstellen, bis zu welcher die Taktlosigkeit des Unglaubens in der Enthüllung seiner Meinungen vordringen, über welche sie keinesfalls hinausgehen dürfe. Aber dieser Standpunkt ist durchaus unhaltbar; auch den Linken genügt er nicht, wenn sie nicht schwächlich sind. Ist die moderne Theologie in der Kirche berechtigt, so muß sie ihre Überzeugungen auch darlegen dürfen; ist sie es nicht, so muß sie prinzipiell in Zucht genommen werden. Durch ihre Halbheiten, ihre Konnivenz nach links, ihre Schärfe nach rechts verwirren die deutsch-evangelischen Blätter die Lage; sie sind die Ursache davon, daß der Riß zwischen Mittelpartei und positiver Union unheilbar geworden ist. Daß hohe Namen des Kirchenregiments auf dem Titel dieses Parteiblattes stehen, begreifen wir nicht; wenigstens sollte man uns, den Freunden der positiven Union, dann nicht den Vorwurf der Parteibildung machen. —

Aber nicht bloß an dem Protestantenverein, auch an dem Verhältnis der Kirche zum Staat scheiden sich unsre Wege von denen der Mittel-

partei. Mit der überlegnen Sicherheit des nationalliberalen Parlamentariers weist Pfarrer Schumann in demselben Heft darauf hin, die „offenherzigen und verschämten Hierarchen“ sollten sich erinnern, daß ohne die Zustimmung des Parlaments die Kirchenverfassung nicht geändert werden könne, und ihre Gelüste auf Verschärfung der Qualifikationen aufgeben. Nun, in bezug auf die Qualifikationen fordern wir bekanntlich keine Verschärfung: diese unwahre Beschuldigung hätte man sich und uns ersparen können; die Partei der positiven Union fordert nur die ernstliche Geltendmachung der gesetzlichen Qualifikationen und die Aufhebung der Instruktionen, wodurch jene vielfach illusorisch geworden sind. Aber in der That fühlen wir in andern Punkten sehr schmerzlich die alles beherrschende Stellung des Kultusministers in der Kirche. Bei dem Herrmannschen Abschiedsgesuch ist es wieder klar geworden, wie durch die Verquickung von Staatsaktionen und Kirchensachen die Kirche ohne jeden Grund in die Leidenschaften der politischen Parteien hineingezogen wird. Und doch hatte Falk vormals erklärt, er hoffe zu erleben, daß der Minister keine Hand in den Angelegenheiten der Kirche behalten werde! — Man denke sich, wieviel gegebenen Falls die Neubesetzung der Präsidentenstelle im Oberkirchenrat bedeutet. Ob Disziplinaruntersuchung gegen Hoßbach oder nicht: so lautet die Alternative, welcher — nach ziemlich verbürgten Zeitungsnachrichten — Herrmann aus dem Wege geht. Diese Alternative wird erledigt werden müssen, ehe Herrmann sein Bleiben zusagt oder ein Nachfolger eintritt. Bei dieser Veränderung ist niemand so entscheidend beteiligt wie der Kultusminister; mit der ganzen Wucht seiner durch den Kulturkampf bedingten Stellung tritt er bei der Entscheidung ein. Ist er damit nicht die entscheidende Stelle, an welcher eine Lebensfrage der Kirche beantwortet wird? Das Gutachten der vier Professoren nennt diese Dinge „ephemer“; uns erscheinen sie bestimmend für Leben und Sterben der Landeskirche. Eine an den konstitutionellen Staat gebundene Kirche kann unter den heutigen Verhältnissen ihre Aufgabe nicht erfüllen. Und bereits melden sich Stimmen, die für den Staat noch mehr Einfluß in derselben fordern, als er hat. „Wenn übrigens“ — so lautete es kürzlich in einer durch die liberalen Blätter gehenden Korrespondenz aus Berlin — „einzelne öffentliche Stimmen jetzt die Bedeutung dieser kirchlichen Krisis herabzudrücken suchen, so haben sie wohl keinen Begriff davon, daß es sich hier um das historische Ausklingen des Absolutismus in einer seiner letzten, bisher noch festgehaltenen Positionen handelt. Die Hofbeamtenfrage ist eine Art Anhängsel der kirchenpolitischen Krise und zeigt das unaufhaltsame Eindringen der konstitutionellen Notwendigkeiten selbst unter einem von Haus aus ganz konservativen Regiment.“ An einer andern Stelle hieß es, der konstitutionelle Staat müsse seine Macht dorthin ausdehnen, wo sie ihm allein noch fehle, nämlich über die Kirche. Niemand kann über die Bedeutung solcher Worte im Zweifel sein. Der Liberalismus will Summepiskopus der evangelischen Kirche werden; an die Stelle des

Königs soll der Staat treten. Augenscheinlich zeigt sich hier die Konsequenz des Fehlers, daß man in der Kirchenverfassung den konstitutionellen Minister zum Eckstein gemacht hat. Auch hier wie in der Lehrfrage ist kein Ausweg, als daß die bisherige Kirchenpolitik geändert wird. Der Staat von früher, monarchisch und von dem Volkswillen unabhängig, konnte eine gewisse Herrschaft über die Kirche üben; der moderne Staat kann an der Leitung der Kirche nicht mehr teilhaben; als ein konfessionsloser Rechtsstaat muß er, nachdem er sich auf alle Weise gesichert hat, die Kirche aus der Abhängigkeit entlassen.

Eben diesem Bestreben des Liberalismus, durch den konstitutionellen Minister die Kirche dem Staat zu unterwerfen, hat sich die Partei der positiven Union von vornherein mit aller Macht entgegengestellt. Der Summepiskopat ist in der konstitutionellen Monarchie überhaupt nicht ohne Schwierigkeiten festzuhalten; er ist auf die Dauer unmöglich, wenn er wie in unsrer Verfassung in Abhängigkeit vom Minister steht. Nur in der engsten und lebensvollsten Verbindung mit den synodalen Organen kann er ein Segen der Kirche bleiben. Dagegen ist ein in Kirchensachen allmächtiger Minister unter zwiefachem Gesichtspunkt eine Gefahr kirchlicher Entwickelung. Als entscheidende Instanz über der Kirchenbehörde kann er jede lebendige Aktion der Kirchenbehörde und der Synoden hindern; als Staatsminister kanm er Maßregeln ausführen, die von der Kirche bekämpft werden müßten, aber bei ihrer Abhängigkeit von ihm nicht bekämpft werden können. Wir stehen gegenwärtig mitten in einer solchen Gefahr. Der Minister ist der Einführung der simultanen Schule günstig gestimmt; die Kirche müßte sich derselben mit jedem erlaubten Mittel widersetzen. Was thut sie? Sie leidet und schweigt.

Aber es ist der Segen aus den Ereignissen des vergangenen Jahres, daß wir in der Kirche endlich klarer sehen und energischer vorgehn. Entweder — oder! lautet deutlich die Losung. Entweder Schutz des Bekenntnisses und größere Unabhängigkeit der Kirche, daß sich ihr Leben frei entfalten kann — oder unvermeidliche Spaltung. So tritt aus den Nebeln der Gegenwart das Bild der Zukunft vor unser inneres Auge; nicht bloß bei uns, sondern überall. Es ist die Ehre der preußischen Landeskirche, daß sie bei dieser Entscheidung vorangeht. Im Grunde hat sie gegenwärtig doch eine große Position; sie kämpft, wie keine andre, für das Bekenntnis und die Freiheit. Daß die Freunde der positiven Union diesen Kampf unverzagt aufgenommen haben, das hat ihnen viel Feinde, aber viele treue Christen zu Bundesgenossen gemacht. Wir danken unsern Freunden für alle erfahrene Stärkung und Fürbitte. Wir werden auch im neuen Jahre keinen Schritt weichen. Wir wissen, daß es für die Schwierigkeiten der Kirche heute keinen Ausweg gibt, als reinliche Scheidung. Kompromisse heilen die Wunden nicht, welche der Unglaube unserm Volke schlägt und welche kein irdischer Heilkünstler stillen kann. Aber der Herr ist der Arzt. Hundert Notstände des innern Volkslebens warten auf die Hilfe der sittlich-religiösen Lebensmächte: im

Glauben liegt das Heilmittel für alle. Verzagen wir nicht, sondern glauben wir. Bauen wir nicht auf Menschen, sondern auf den Herrn. Beten und arbeiten wir an unsrer teuren Kirche mit ganzer Treue, und sie kann wieder werden, was sie sein muß: das Gewissen und die Freundin der Nation. —



Eine ernste Stunde deutscher Geschichte.

6. Juli 1878.

Es sind Tage tiefer Demütigung, welche wir durchleben; wir stehen am Abgrund. Wer sich auf die Zeichen der Zeit verstand, hat das längst gewußt; aber die blöde Menge wollte es nicht glauben. Falsche Freunde, Kinder eines leichtsinnigen Optimismus, welche die Sünde nicht kennen und der Gnade nicht bedürfen, haben unserm Volke so oft geschmeichelt; haben ihm vorgerühmt, wie herrlich weit wir es gebracht. Zuweilen fühlte man das Unbehagen der Lage, die sittliche Not, das materielle Elend, den geistigen Übermut. Aber man tröstete sich damit, das seien Zeichen einer aufstrebenden Epoche oder Nachwirkungen des großen Krieges. Daß Preußen, daß Deutschland seine Fundamente verlor, Gottesfurcht, Königstreue, Gewissenhaftigkeit, Zucht und Ordnung: das merkte man nicht, oder wenn man es merkte, wollte man es nicht eingestehen. Der Zeitgeist, der doch eigentlich alles beherrschte, zerstörte halb unwissend, halb wissend die Heiligtümer der Nation, Kirche und Christentum; er meinte damit ein großes Werk zu thun. Wenn der deutsche Geist nur die göttliche Offenbarung, die Kindermärchen der Bibel und die unverständlichen Dogmen der Intoleranz abgeworfen, mehr Bildung und mehr Freiheit errungen hätte, dann — so dachte und prophezeite man — sei die Höhe der deutschen Geschichte erstiegen. Rakentengleich, mit furchtbarer Beleuchtung erhellten die Attentate den dunkeln Weg unsres Volkes; und mit einem Male sahen wir uns nicht auf dem Wege zum Gipfel, sondern hart am Rande des Abgrundes.

In der That, die beiden rasch aufeinanderfolgenden Versuche, unsern geliebten Kaiser in seiner Hauptstadt auf offener Straße zu morden, sind erschütternde Mahnungen. Kaiser Wilhelm ist der Einiger Deutschlands, uns allen ein sichtbares Werkzeug in der Hand Gottes, um eine Jahrtausende alte Sehnsucht deutscher Nation zu erfüllen. Was sonst nicht leicht auch den größten Monarchen in einem langen Leben gelingt, ihm gab es der Lenker der Völkergeschicke im hohen Alter. Ein ehrwürdiger Greis, jeder Zoll ein König und jeder Zoll ein Held, gütig und freundlich, ein Vater des Volks und des Heeres, eine seltene Vereinigung von Demut und Majestät: so galt der Kaiser auch in den Tagen des Kulturkampfes

und des losgebundenen Geisterstreites als ein Panier des Friedens, um welches sich alle Parteien scharten. In Feindes Land, in Österreich wie auf französischer Erde war er sicher gewesen; wie verwundert fragen uns die Gegner von ehemals, wie es möglich sei, daß deutsche Menschen gegen einen Kaiser, der auch den Feinden Ehrfurcht einflößt, den Meuchelmord planen können. Wenn die Königswürde den wahnsinnigen Haß wilder Umsturzmänner herausfordert: das greise Haupt, in Ehren ergraut, hätte den Arm der Frevler zügeln müssen. Aber dieser letzte Hauch der Pietät fehlte den verruchten Fanatikern; ja es scheint nicht, daß sie daran nur gedacht oder daß sie irgend Reue gefühlt haben. Zumal der zweite Mordversuch war wider die Natur. Lange geplant und vorbereitet, mit kühler Berechnung ausgeführt, wie man auf dem Anstand mit Schrot auf ein Wild schießt; in dieser Gestalt ist die zweite Unthat ein Neues in der Weltgeschichte. Und gleich als wollte dieser Frevel wider die Bildung der Gegenwart die Anklage erheben, der Königsmörder war ein sogenannter Gebildeter, den keine Rache, sondern nur die Idee zu der Schandthat trieb. Ein grausiger Beweis, daß einem Menschen, der die Heiligtümer des Gemüts verloren hat, kein Schutz und Schirm bleibt. Der Mörder war völlig ein Ungläubiger.

Nicht hieraus leitete die Tagesmeinung die Sünde her. Vielmehr las man hier und dort, der Vater des Frevlers sei mystischen Spekulationen zugeneigt gewesen, der Sohn habe diesen Zug von seinem Vater geerbt, auch ihn habe man öfter über dem Lesen der Bibel gefunden. Die Regulative, die evangelische Orthodoxie sollten schuld sein an den furchtbaren Dingen. Die Beurteilung der Verbrechen in der öffentlichen Meinung war mehr als kläglich. Statt eines Aufschreis der Buße drang aus den Blättern des Zeitgeistes der hohle Ton der Phrasen, der unser Volk innerlich hat verarmen lassen; statt der Gelübde der Umkehr zu dem lebendigen Gott erklangen feierliche Schwüre zu Deutschlands Größe und Herrlichkeit, die doch für eine Zeitlang mit dunklem Flor verhüllt ist. Nicht Gott, sondern das Geschick rief man an; nicht die Sünde fühlte man, sondern das Unglück. Es fehlte nicht an tausendfachen Symptomen des Entsetzens und des Abscheus, der Hingebung an das Königshaus und der Liebe zum Vaterland. Aber es fehlte an dem einfachen Verständnis der Thatsachen. Daß das deutsche Volk ein unchristliches Volk ist, und daß es das geworden ist durch seine Gelehrten und Schriftsteller, durch seine Presse und Litteratur, verbunden mit dem schlimmen Beispiel der besitzenden Klassen; daß aus dem öffentlichen Unchristentum mit Naturnotwendigkeit die Verwilderung der Sitten folgen muß: das sagt man sich nicht. Nun sagt es uns jeder Tag mit seinen Prozessen und Verurteilungen wegen Majestätsbeleidigung, daß das innerste Leben des Volkes vergiftet ist. Wo das eine Wort: „fürchte Gott“ nicht mehr gilt, da verliert auch das andre: „ehre den König“ seine Kraft.

Zunächst freilich ist es nicht der Unglaube, sondern die kommunistische Idee, welche den Verbrechern die Mordwaffen in die Hand gedrückt hat.

Aber eben die Sozialdemokratie ist der Spiegel, welchen die Gegenwart unserm Geschlechte zur Selbsterkenntnis vorhält. Glaubt man wirklich, eine so riesige Erscheinung sei das Produkt von einigen schlechten Menschen, die Erfindung müßiger Köpfe, welche von den ersparten Groschen der Arbeiter leben wollen? Glaubt man wirklich, eine Richtung, die in unserm Volke Millionen beherrscht und nun auch Frauen und Knaben, sei ein purer Unsinn? Wir denken anders. Die Sozialdemokratie ist das Resultat unsrer falschen Geistesentwickelung, das Kind des Mammonismus, des Materialismus, des Atheismus. So wird sie zur Gottesgeißel für die entartete Gegenwart, eine Peitsche für die Sklaven einer nichtswürdigen Weltanschauung. „Ihr habt uns den Himmel genommen, nun fordern wir die Erde.“ In diesem bekannten Drohwort der Sozialisten von heute liegt eine ganze Anklage gegen die sogenannten gebildeten, besitzenden Kreise der Nation. Ist wirklich kein Gott, warum soll noch irgend etwas heilig sein? Ist die Seele ein Nichts, wozu noch Idealismus? Gibt es kein Weltgericht, so hört bei den meisten die Verantwortlichkeit auf. Ist der Kampf ums Dasein höchstes Gesetz, so wird man vergebens Liebe predigen. Und wenn das Recht des Stärkeren an die Stelle der göttlichen Autorität tritt, dann endet die Weltgeschichte mit dem Recht der stärkeren Fäuste. Es ist die verhängnisvolle Selbsttäuschung der heutigen, der liberalistischen Weltanschauung, daß man die entfesselten Menschen ohne Gott und Autorität zu dem Respekt gegen den Besitz zwingen kann. In dieser Illusion hat man lächelnd und frivol die Leidenschaften gegen die Kirche und die Offenbarung wachgerufen; nun schreit man umsonst: bis hierher und nicht weiter! Die Altäre des wahren Gottes hat man umgestürzt oder verachtet und entdeckt nun, daß ein feuerfester Geldschrank kein Heiligtum für das Volk ist.

Die Sozialdemokratie ist der konsequente Ausläufer der Revolution; wer die Prinzipien von 1789, wer die Märztage des Jahres 1848 preist, darf sie nicht verurteilen. In wirtschaftlicher Hinsicht der unvermeidliche Gegenschlag, in sittlich-religiöser Beziehung der schnurgerade Fortschritt des Fortschritts, steht die Sozialdemokratie als die Charakterfigur der Epoche vor unsern Augen. Unsre wirtschaftlichen Zustände werden immer hoffnungsloser. Krisis auf Krisis rollt heran; die Zeiträume zwischen der einen und der andern werden immer kürzer, die Wellen immer tiefer. Die fast schrankenlose Freiheit zerstört den deutschen Wohlstand; das Ausland thut viel zu viel unsre Arbeit, und hier bei uns verkommt der Arbeiter unter der Devise: billig und schlecht! unter dem Mangel durchgreifender Ordnung und persönlicher Autorität. Der kleine Handwerker, der tüchtige Mittelstand verarmt, und der Ertrag des Kapitals steht zu dem Ertrag der Arbeit in immer wachsendem Mißverhältnis. In der Gründerei, diesem Abgrund von Leichtsinn und Unredlichkeit, diesem Krieg der Spekulanten gegen die deutsche Wohlfahrt ist die Not der Zeit klar zu Tage getreten, wundern wir uns nicht, daß auf die Jahre des materiellen Schwindels Jahre sittlichen Taumels folgen. Die Gründerzeit mit ihrer

Mätressenwirtschaft und ihrer Käuflichkeit der Personen wie der Zeitungen, mit ihrem wahnsinnigen Luxus in gemeiner Schwelgerei, unnützen Bauten, sinnloser Kleiderpracht, mit ihrer Geldgier und Weltlüsternheit, mit ihrem Egoismus und Materialismus — konnte nicht anders als entsittlichend wirken. Eine Presse ohne Kenntnisse und Gesinnung, vorn unbesonnene Leitartikel, hinten schamlose Inserate; eine Journalistik voll Entwürdigungen des Glaubens; ein Theater mit Ehebruchsszenen vor den Zuschauern und dem Lotterbett der Messalina auf der Bühne: wo soll das enden als in dem Ruin?

Dazu kam — und das war unser politisches Verhängnis —, daß der Kulturkampf, nicht an sich, sondern so wie er gegen Rom und die evangelische Kirche zugleich geführt ist, die letztere über Nacht in ihrem bisherigen Bestande auflösend, ohne doch gegen die erstere etwas Entscheidendes auszurichten: daß der so geführte Kulturkampf, indem er dem Lande die Meinung erweckte, es gebe nur einen Feind des Staats, die Kirche mit ihren Dienern, die religiös-sittlichen Begriffe geschädigt, die Regierung für eine Zeitlang gebunden und von dem Liberalismus abhängig gemacht hat.

Wir können keinen christlichen Staat im alten Sinne mehr haben. Aber eine christliche Obrigkeit, deren Träger lebendige Christen sind, eine christliche Gesellschaft, deren Glieder im engen Zusammenhange mit der religiösen Entwickelung der Nation stehen: die können wir noch immer haben, ja die müssen wir haben. Aber leider hatte in den letzten Zeiten die Obrigkeit, indem sie von der Majorität der liberalen Volksvertretung abhängig wurde, das Element der Autorität, an welche in Deutschland jedermann gewöhnt war, viel zu sehr eingebüßt. Unsre Büreaukratie ist zum größten Teil ohne Idealismus, nur dem Staatszweck ergeben. In der modernen deutschen Gesellschaft ist der christliche Geist erst recht im Sinken begriffen. Ein falsches Bildungsideal, Intellektualismus ohne Bildung des Charakters, Wissen ohne Gewissen, platte Routine ohne Tiefe des Gemüts ist durch eine anmaßende Naturwissenschaft, die ihre Grenzen überschritt, in alle Köpfe geworfen. Die Geschichte wird schwer darüber richten, daß das Volk der Denker und der Philosophen sich unbesehens in den Schlamm des Materialismus warf, daß es ein Jahrzehnt in Deutschland für Bildung galt, sich für den Abkömmling von Tieren zu halten, nur um leugnen zu können, daß man nach dem Bilde Gottes geschaffen sei! Wäre diese Lehre nur in gelehrten Büchern diskutiert, so hätte man Geduld haben können. Aber man berief die Leugner von Gott und Geist zu akademischen Jugendlehrern, und diese deutsche, sonst so vornehme deutsche Gelehrsamkeit debütierte in Tagesblättern vor dem gemeinen Mann, in Versammlungen vor Frauen und Kindern. Nun ist dieser Materialismus bei dem Gelehrten auf dem Rückzug, aber bei dem Ungelehrten noch immer im Einzug. So sank die Frömmigkeit; früher galt sie als die höchste Tugend, heute als eine Marotte, die man bei einem Manne kaum entschuldigt, bei einer Frau, wenn sie sonst liebenswürdig

und tüchtig ist, vielleicht noch gelten läßt. Das ist unsre Gesellschaft, welche die Regierung zu leiten hatte. Man macht dem Fürsten Bismarck besonders zum Vorwurf, daß er durch das allgemeine Stimmrecht den deutschen Geist gestört habe. Wir glauben nicht, daß das allgemeine Stimmrecht an sich ein Fehler ist. Man kann es ja an ein höheres Alter binden, man wird es vielleicht in einer späteren Zeit auf dem organisierten Volk aufbauen müssen. Alles in allem ist es richtiger als das Dreiklassenwahlsystem. Aber zu dem allgemeinen Stimmrecht gehört als notwendige Ergänzung die sympathische Fühlung der Regierung mit den Instinkten des Volks. Dagegen dem Volke die höchste politische Macht einräumen und dabei das Volk durch den Liberalismus atomisieren, die kleinen Leute emanzipieren und zugleich eine Ära des Kapitalismus einleiten: das war in der That ein politischer Fehler, der nur dazu führen konnte, die Sozialdemokratie erst mobil zu machen.

Nun hat der Liberalismus durch seine Grundsätze den Staat in Gefahr gebracht und in der Gefahr selbst die Mittel verweigert, um ihr zu begegnen. Nichts einfacher als daß die Regierung den liberalen Reichstag auflöst. Aber uns dünkt, daß in solchem Augenblick die Regierung eine klare Parole ausgeben mußte. Eine Erklärung, daß nach den liberalen Grundsätzen nicht weiter gearbeitet werden könne, da dieselben uns in materieller, sittlicher, religiöser Hinsicht schwer geschädigt haben — eine solche Erklärung würde Wunder der Sinnesumwandlung bewirkt haben. Auch so wird der Liberalismus einige Sitze verlieren. Aber wenn — wie wir fürchten — der neue Reichstag der Majorität nach doch liberal bleibt, dann kommt die Regierung in die übelste Lage. Diesmal hätte sie eine Politik des Herzens treiben sollen, nicht eine Politik des Kopfes. Die Gemüter waren durch die Attentate wirklich eine Weile für die Wahrheit empfänglich und für die Schmeichelreden des Liberalismus taub geworden. Heute liegt es schon anders; in vier Wochen wird noch mehr vergessen sein. Man muß das Eisen schmieden solange es warm ist. Das hat die Regierung versäumt. Ihre Maßregeln machen den Eindruck, als wolle sie nur der Sozialdemokratie zu Leibe gehen. Nun ist auch ohne Zweifel im Augenblick dieser Feind der schlimmere. Man kann die Umsturzgelüste in der sozialdemokratischen Presse, die Aufreizungen zur blutigen Revolution in dieser Partei, die Verhetzung der Klassen in den bittersten Haß nicht scharf genug verdammen. Man wird gewiß der Regierung wenn irgend möglich, weitreichende Vollmachten, starke Ausnahmegesetze bewilligen müssen. Aber wir warnen dringend, daß man nicht meine, damit sei die Sache abgethan. Sonst werden die Fehler des Kulturkampfs nur wiederholt. Die Sozialdemokratie ist ein Geist, durch langjährige Schuld aller entwickelt, gewiß ein böser Geist, wie er ist, ein Ungeist, aber doch ein Geist. Und wie Luther sagt, wider einen Geist kann man nicht hauen.

Die liberale Presse enthält in ihrer Weise dieselben Zügellosigkeiten wie die sozialdemokratische. An Schürung des Hasses gegen Kirche und

Geistlichkeit leistet sie dasselbe wie die Berliner Freie Presse gegen Kapital und Obrigkeit. Die liberalen Grundsätze über Glauben, Kirche, Freiheit, Sittlichkeit, Ehescheidung sind oft nur graduell von denen der Sozialdemokratie verschieden. Vor allem ist festzuhalten, daß den Liberalismus wegen seiner Patronisierung der Geldherrschaft der Vorwurf trifft, die Entstehung der Sozialdemokratie am meisten verschuldet zu haben. Die Sozialdemokratie niederzuschlagen, damit dieser falsche Liberalismus, von dem einzigen Feinde, der ihn erzittern macht, befreit, desto ungestörter sein Werk fortsetzen könne, würden wir für das größte Unglück halten. Sozialismus und Liberalismus müssen beide gleich bekämpft werden, wirtschaftlich, politisch, religiös. Was wir brauchen, ist eine Reaktion im gesunden Sinne, eine allgemeine Gegenwirkung der Ordnung gegen die übermäßige Freiheit und Zügellosigkeit, des Glaubens gegen den Unglauben wie gegen den Gotteshaß. Und alle Maßregeln müssen darauf angelegt sein, daß sie die Rückgewinnung der Sozialdemokratie für das nationale Leben nicht erschweren, sondern fördern. Deshalb stehen uns in erster Linie als die Kampfesmittel gegen die Sozialdemokratie soziale Reformen vor Augen. Nur die Reform wird die Revolution verhüten.

Dabei wird unsre Kirche ihre Dienste leisten müssen. Denn neben der äußern Reform ist die innere unerläßlich. Aber wird die Kirche zur Mitwirkung die rechte Energie finden? Im Grunde fühlt sie in solchen großen Entwickelungen ihre Ohnmacht. Daß sie auf das Volksleben wenig Einfluß hat, beweist jeder Tag. Ein Minister hat ihr kürzlich die große Aufgabe zugewiesen, zur Überwindung der Sozialdemokratie das meiste beizutragen. Gibt ihr auch der Staat die nötigen Waffen? Wenn in Berlin durch die Freizügigkeit 600 000 Menschen in die Vorstadtgemeinden zusammengedrängt sind, wenn diese Massen wenig Kirchen und nur 24 fest angestellte Geistliche haben, dazu einige Hilfsprediger, wenn der Staat nichts thut, um diese trostlosen Verhältnisse zu ändern: soll da die Kirche die Schuld an der Sozialdemokratie auf sich nehmen? Nein, ehrlicherweise kann sie es nicht. In jenen großen Vorstadtgemeinden sind die Heerlager des Sozialismus; da haben Fritsche und Hasenclever gesiegt. Zeigt das nicht deutlich, was zu thun ist? Dadurch daß die Kirche auf dem Papier steht, daß sie eine Verfassung hat, dadurch wirkt sie noch nicht. Sie muß ihre Gemeinden übersehen, an den einzelnen Seelsorge treiben können, sonst kann sie nichts ausrichten. Wie aber die Dinge liegen, bei dem schnellen Wachstum der Berliner Bevölkerung und bei der Vermischung der Kirche mit dem Staat ist es unmöglich, von den freien Liebeskräften die Lösung einer Aufgabe zu verlangen, welche ihnen allein nie gelingen kann.

Dazu kommen die inneren Verhältnisse der Kirche, ihre Zerrissenheit und Unfreiheit. Nur durch die Einheit ihres Geistes könnte sie das Volksleben wieder ergreifen und befruchten. Der schlichte Sinn des Menschen aus dem Volke versteht es nicht, daß in der Kirche, welche die göttliche Wahrheit zu besitzen behauptet, auch das Gegenteil dieser Wahr-

heit soll gelten können. Er glaubt dann gar nichts. Unsre Kirchenbehörden denken oft viel zu sehr an die zweifelnden Gebildeten, nicht an das gläubige Volk. Die Kunst der Kirchenleitung scheint, zumal in unsern Tagen, weit mehr die Neutralisierung der verschiedenen Richtungen als die Weckung und Belebung des starken Glaubens. Man fürchtet sich vor positiven Persönlichkeiten wie vor positiven Maßregeln, während doch nur sie der Kirche aufhelfen können. Besonders die Vermischung von Kirche und Staat, das Eingreifen des Ministers in alle Angelegenheiten, führt dazu, daß eine Art von Staatschristentum hergestellt wird, bei welcher die Kirche selbst schwach bleibt. Nun wissen wir sehr gut, daß eine Volkskirche keine Gemeinschaft der Heiligen sein kann; aber in der Kirchenleitung, und zwar bei dem Minister, wie in den Behörden und auf den Synoden muß derselbe einmütige Geist des Glaubens herrschen. Das beste wäre für sie und für uns, wenn die Geister von links in allen Ehren, auch mit dem Anteil des Vermögens, der ihnen gebührt, aus der Kirche ausschieden. Haben sie dazu den Mut nicht, wollen sie die Probe einer eignen Kirchenbildung nicht machen: nun wir wollen den Riß nicht weiter machen als er ist, aber dann mögen sie schweigen und ihre Zugehörigkeit zur Kirche mit dem Opfer ihrer Überzeugung erkaufen. Für ihre Personen ist Raum in der Kirche, für ihre Lehren nicht.

Die Provinzialsynoden haben unzweideutig ihr Votum über diese Fragen abgegeben. Die Generalsynode wird ebenso energisch den Standpunkt der Kirche vertreten. Feststehen auf dem Bekenntnis und Streben nach der Selbständigkeit der Kirche: das sind die beiden notwendigen Regeln für unsre Aktion, die eine so wichtig wie die andre. Die Bedeutung der kirchlichen Unabhängigkeit vom Staat wird vieler Orten noch übersehen; es ist eine alte protestantische Schwachheit, die Organisation der Kirche in ihren rechtlichen Beziehungen zu unterschätzen. Aber wir sind auf dem Wege zur Einsicht. Nicht Ehrgeiz ist es oder Mangel an Demut, was uns unsre Unselbständigkeit schwer ertragen läßt, sondern das klare Bewußtsein, daß erst dann, wenn die Kirche aus des Staats Gewalt entledigt ist, sie wieder das Kleinod aller werden kann. Für die deutschen kirchlichen Verhältnisse ist es geradezu ein Unglück, daß die politischen Parteien sich mit religiösen Richtungen decken. Konservatismus gilt gleichbedeutend mit Orthodoxie, Nationalliberalismus mit Indifferentismus, Fortschritt mit Kirchenfeindschaft, Sozialdemokratie mit Gotteshaß. Diese ungesunde Verquickung kann aber nur aufhören, wenn die Stellung der Kirche zum Staate eine andre, eine freiere wird. Es ist uns gewiß, daß, wenn eine wahrhaft konservative Kammer mit einem konservativen Ministerium in Preußen einmal wieder verbunden sein wird, diese Frage erledigt werden muß. Die Kirche wird der Lösung des Bandes sich nur freuen, weil sie weiß, daß es freiwillig enger geknüpft wird. Und der Staat wird erst dann an der Kirche eine Hilfe haben, wenn dieselbe eine wirkliche Macht im Volksleben ist. Daß sie es nicht ist, zeigt kein

andres Gebiet deutlicher als das der Sozialdemokratie und der sozialen Frage. Und gerade hier sollte die Kirche eine Großmacht sein.

Bestrebungen des letzten halben Jahres sind darauf gerichtet, der Kirche in der sozialen Arbeit eine neue Stätte unter dem Volke zu gründen. Sowohl der Zentralverein für Sozialreform wie die christlich-soziale Arbeiterpartei, obwohl nach ihren Mitteln und ihrem Wirkungskreise verschieden, rufen stark und energisch nach der Hilfe der Kirche. Wenn der Zentralverein, dessen allermeiste Mitglieder Geistliche sind, den Beweis liefert, daß die Geistlichen die Wichtigkeit ihrer Beteiligung an der sozialen Frage fühlen, so die christlich-soziale Arbeiterpartei, daß das Volk, auch in dem für gottlos verschrienen Berlin, für die Kirche noch nicht verloren ist. Lassalle brauchte zwei Jahre unermüdlicher Anstrengung, um bei seinem Tode eine Schar von dreitausend Anhängern zu sammeln; die Berliner Christlich-sozialen werden in wenigen Wochen die Höhe dieser Zahl erreicht haben. Viel Falsches wird über diese Bewegung gesagt und geschrieben; das unrichtigste ist, daß sie eine grundstürzende Bewegung sei. Allerdings ist sie durchaus sozial; dem Individualismus der liberalen Weltanschauung setzt sie durchgreifende Ordnungen und Organisationen, dem Egoismus des Mammonismus die Pflicht entgegen, daß jeder Reiche sich als einen Haushalter ansieht, das Überwuchern des Großkapitals will sie zu gunsten der Arbeit beschränkt wissen. Das alles sind Ziele einer echt konservativen Reform. Mögen unsre neuen konservativen Parteien sich vor dem bloßen Schauen nach rückwärts hüten; nur im Vorwärts liegt ihre Verheißung und nur in der sozialen Frage ihre Erneuerung. Da klafft ein Abgrund, der unser Volk und unsre Kirche zu zerstören droht. Wer den Mut hat, wie jener römische Ritter in den Spalt des Forums, bewaffnet mit Glaube, Liebe und Hoffnung in den Abgrund der sozialen Frage zu stürzen und ihn zu schließen, dem wird man nachrümen, was Rom an Curtius pries, daß er die Stadt und den Staat gerettet habe.

Ein schweres Jahr.

4. Januar 1879.

Ein wilder, europäischer Krieg unter den Zeichen des Kreuzes und des Halbmondes geführt und als Schluß desselben ein Friede, der kein Friede ist; in fernen Weltteilen ein verheerendes Fieber und eine Hungersnot, die nach der geringsten Schätzung fünf Millionen Menschen getötet und die Überlebenden zu Kannibalen gemacht hat; auf der ganzen Erde ein immer noch wachsender Notstand, der einen großen Teil der Besitzenden dem Bankrott, der Arbeiterwelt dem Hunger überliefert; auf

englischen, französischen und deutschen Schiffen erschütternde Unglücksfälle, auch sonst Katastrophen der äußern und innern Welt: das ist die Signatur des vergangenen Jahres; es wäre nicht zuviel gesagt, wenn die Schwermut es schon darum ein schweres Jahr nennen möchte. Aber zu all jenem Jammer, der, wenn auch besonders schwer, der allbekannte Jammer der Menschheit ist, tritt diesmal wie ein Gespenst aus dem Abgrund eine neue dunkle Erscheinung: der epidemische Königsmord aus Sozialismus und Gottlosigkeit geboren. Noch immer graust es uns, wenn wir der Attentate gedenken, die, eins schlimmer als das andre, in der glänzendsten Straße unsrer Residenz am hellen Tag gegen unsern gütigen, väterlichen Kaiser versucht wurden, gegen den geliebten und verehrten Fürsten, der wie selten ein Monarch die Gedanken seines Volkes verwirklicht und die Herzen auch der Feinde gewonnen hat. Es könnte wie ein Trost für uns erscheinen, daß der Ausbruch des Frevels sich nicht auf Deutschland beschränkt, daß derselbe böse Geist die Mordwaffe in Madrid geladen, den Dolch in Neapel gezückt hat. In der That, wie ein Erdbeben selten nur einen einzelnen Punkt trifft, wie es in mannichfachen Stößen bald hier, bald dort, unvermutet und unberechenbar den Boden zittern macht, so ist die dämonische Gewalt des anarchischen Umsturzgedankens aus unheimlichen Tiefen an vielen Orten zugleich hervorgebrochen und hat den Bau der gegenwärtigen Ordnung zu erschüttern versucht. Nicht das deutsche Volk allein leidet an der internationalen Krankheit, diesem gelben Fieber des Neides der Armen gegen die Reichen, sondern die ganze sogenannte zivilisierte Menschheit. Aber dadurch ist doch die Gefahr nur gefährlicher, das Verderben nur verderblicher geworden. Und wenn uns nun das vergangene Jahr zum erstenmal das Verhängnis, welches nicht wie ein Damoklesschwert, sondern wie eine Höllenmaschine, die Ruhe unsrer gesamten Kulturwelt bedroht, offen und klar gezeigt hat, so dürfen wir es um dieser innern Schrecken willen noch mehr als wegen jener äußern Unglücksfälle ein schweres Jahr nennen.

Daß uns Gott solche Zeiten schickt oder kommen läßt, verwundert uns nicht. Gilt es für alle Menschen, daß sie durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen müssen: die Kinder unsres Geschlechts bedürfen eines geschüttelten und gerüttelten Maßes von Not, um aus ihrem selbstzufriedenen Optimismus aufzuwachen. Wenn unser Kaiser zu einigen von den vielen Deputationen, die zu seiner Begrüßung kamen, das Wort sprach, er wolle seine Wunden gern gelitten haben, wenn nur den andern darüber die Augen aufgingen, so hat er in seiner landesväterlichen Weise die Wege Gottes mit seinem Volke wohl erkannt. Und wenn er, unbeirrt durch den glänzenden Empfang und eine Illumination, die von dem Keller bis zu dem Dachstübchen hinauf fast kein Fenster der Residenz dunkel ließ, gegen alle betonte, es komme auf eine Stärkung des Glaubens, der Kirche, des religiösen Lebens an, so hat er damit den Punkt gezeigt, wo der Schaden und wo die Heilung liegt. Ein ungeheurer Abfall von Gott kann, wie es die Geschichte der Völker lehrt, nur durch ungeheures

Elend überwunden werden. Manche haben, weil Deutschlands sittlich-religiöser Niedergang so unmittelbar an glänzende Kriege, an unerhörte Siege anknüpft, gemeint, durch blutige Niederlagen werde der ungläubige, weltlüsterne, vernunftstolze Sinn unsers Volkes gebrochen werden. Gottes Hand hat auch sonst Ruten genug, um abtrünnige Kinder zu züchtigen; sie hat noch immer die Menschen mit ihrer eignen Sünde geschlagen. So handelt sie jetzt auch mit uns, sehr streng, aber für die erleuchtete Betrachtung sehr väterlich und ganz göttlich. Hat der Mammon, der Gott dieser Zeit, die Sinne berauscht und verblendet, nun ist der Goldstrom zerronnen und die Not zurückgeblieben. Hat die Bildung sich gerühmt, die Probleme zu lösen, welche nur der Glaube enträtselt, hat sie die Religion als überwundenen Standpunkt, die Kirche als Kinderstube verachtet, nun zeigt es sich, daß sie ohne Gott nichts vermag, daß sie das Herz roh und den Geist nicht einmal hell macht. Die sittliche Verwilderung, vor der niemand mehr sein Auge verschließen kann, weil unerbittliche Zahlen ihr Wachstum beweisen, und die doch keiner von all den Zauberkünstlern der modernen Dialektik mit seinen Formeln zu bannen vermag, ruft gellend laut in die Gewissen hinein: schafft wieder Zucht, Ordnung und Religion in das Land! Endlich beginnt die Überzeugung auch den Hoffnungsseligsten aufzudämmern, daß wir auf einem Wege sind, der in das Verderben führt. Der deutsche Geist hat seit wenigen Jahrzehnten an seinen Tugenden und Schönheiten unendlich viel eingebüßt; die persönliche Gewissenhaftigkeit, die strenge Redlichkeit, der starke Familiensinn, die ideale Begeisterung, alle diese hohen Güter sind zugleich mit dem höchsten Gut, dem lebendigen Glauben, wenn auch nicht ganz verschwunden, doch verkümmert und teilweise verschleudert. Noch fehlt es an der vollen Klarheit über die Gründe dieser traurigen Erscheinung; noch allzuoft hört man Stimmen, welche die üblen Folgen einer materialistischen Bildung durch eine größere Quantität von dieser Bildung gut machen wollen. Aber diese Thorheit findet keinen Glauben mehr; ihr Geschrei läßt sich auf der Gasse und in der Presse noch hören, im Grunde glaubt sie selbst nicht mehr an ihre Mittel. Ratlos und seiner Schuld überführt, steht der ungöttliche Zeitgeist da; er hielt sich für reich, groß, glücklich und wußte es nicht, daß er elend und jämmerlich, arm, blind und bloß sei. Nun sind seine Untiefen offenbar geworden; das stolze Schiff des Jahrhunderts sitzt auf der Sandbank fest und seine Steuerleute fangen an zu merken, daß in der seichten Aufklärung kein Fahrwasser für die Menschheit und daß viel unnützer Ballast hinauszuwerfen ist, wenn die Fahrt weiter gehen soll. Sehr teuer, es ist wahr, müssen wir diese Erkenntnis erkaufen. Aber wenn nur wirklich ein andrer Hauch in die Segel fährt, daß wir entschieden umkehren, so ist der Preis nicht zu hoch. Fragen wir uns ehrlich, auf welche Weise diese selbstgenügsame, eingebildete, geistlose Weltanschauung eines falschen Liberalismus besiegt werden könnte, so kann die Antwort nur lauten: nicht durch theoretische Beweisführung allein. Aber sie wird überwunden

werden durch ihren eignen Bankrott. Sie hat dem Menschen Reichtum versprochen und ihm die Verarmung gebracht; sie hat Freiheit verheißen und Mächte geboren, die mit geballter Faust jede Kultur zerschlagen wollen; sie hat der Welt, wenn es nur erst mit allem Glauben vorbei sei, die Entfaltung höchster Bildung gelobt und muß nun sehen, wie unter ihrer Herrschaft die ersten Grundlagen aller Gemeinschaft zerstört werden: Pietät, Gehorsam, Ordnung. — Mammonismus, Materialismus, Egoismus, diese Götzen jeder schlechten Epoche können ja nichts andres als Unheil bringen. Ihr Kultus muß mit dem Ruin enden, der Mammonismus mit der Schlechtigkeit, der Materialismus mit der Sinnenlust, der Egoismus mit der brutalen Gewalt. Merkwürdig genug, diese Konsequenzen waren der gegenwärtigen Generation verborgen. Eine Presse, welche den deutschen Namen entehrte und den deutschen Geist verdummte, arbeitete unablässig im Dienste der Geldmacht und des Antichristentums; halb bewußt, halb unbewußt verbarg sie die schnöden Operationen sowohl einer falschen Wissenschaft wie einer unredlichen Spekulation hinter dem Schleier von hochklingenden Phrasen. Niemals ist eine Zeit mehr von Redensarten trunken gewesen, als die unsrige. Bildung, Humanität, Toleranz, Freiheit, Fortschritt: das waren die Schlagworte, welche man desto mehr aussprach, je weniger man ihren Inhalt besaß. Erst die Schüsse unter den Linden weckten die Schwätzer, welche mit diesen Worten die Welt betrogen, aus dem Schlaf, nachdem der Zusammenbruch des deutschen Glückes voraufgegangen und noch immer mit einem Phrasenschleier bedeckt worden war. Den einen Dienst wenigstens hat uns der Sozialismus geleistet; er hat dem Zeitgeist die Larve abgezogen und seine Gefahren enthüllt.

Materialismus und Sozialdemokratie verhalten sich wie Vater und Tochter, Mammonsdienerei und Unglaube wie Mutter und Sohn. Es ist kindisch, die materialistische Gewinnsucht zur Regentin der Welt zu machen und zu klagen, daß die gottlose Sozialdemokratie in einer solchen Welt nach der Krone strebt.

Wenn es wirklich keine Seele gibt und kein Jenseits, wie gelehrte Professoren drucken und ungelehrte Zeitungsschreiber nachdrucken lassen; wenn wirklich Genuß der Erde und Reichtum der Welt die höchsten Güter der Menschheit sind, wie das ohne Scheu ausgesprochen und schamlos bethätigt wird; wenn wirklich der Kampf um das Dasein das durchgreifende Lebensgesetz, und die rücksichtslose Konkurrenz die Seele des Geschäfts ist: dann ist es offenbar die wahre Weisheit, für das Diesseits zu leben, nach Genuß und Reichtum zu trachten, alle entgegenstehenden Hindernisse mit Gewalt zu zerstören; dann ist die Sozialdemokratie die einzig richtige Philosophie der Klasse, welche die derbsten Fäuste und die massivsten Bedürfnisse hat. Nur da, wo man die irdischen Unterschiede als göttliche Ordnungen gelten läßt, die durch den gemeinsamen Glauben der Gebildeten und Ungebildeten geheiligt, durch die brüderliche Liebe von reich und arm überbrückt, durch die ewige Ver-

geltung aufgehoben werden, nur da kann man die Idee des Sozialismus widerlegen und berichtigen. Eine rein irdische Gesellschaft, die Gott und göttliche Ordnungen leugnet, eine übermütige Bildung, die mit dem Glauben die stärkste geistige Gemeinschaft der Stände zerstört, eine böse Selbstsucht, die reich werden will, auch wenn sie über die Trümmer fremden Wohls hinweggeht und mit dem Ärmel das Zuchthaus streift, eine sittliche Anschauung ohne Gericht und Vergeltung in einer andern Welt: alle solche Elemente bilden mit Naturnotwendigkeit die geistige Strömung, aus welcher die Sozialdemokratie hervortaucht. Es hilft nicht, daß die erschrocknen Eltern das Kind verleugnen, wenn es auf Meuchelmord angeklagt wird; der ungeratene Sohn reklamiert Vater und Mutter und weist nach, daß er so werden mußte, wie er ist. Gewiß ergreift uns ein Entsetzen, wenn die sozialdemokratische Presse jedes Heiligtum und jede Herrlichkeit der Menschheit antastet, wenn die sozialdemokratische Masse dem Worte zujauchzt: „Wir fürchten keinen Gott im Himmel und keine Macht auf Erden;“ — im Grunde wird hier nur in roherer Weise wiederholt, was feiner in den Journalen der sogenannten gebildeten Welt und in den Vereinigungen sogenannter Gelehrten längst geschehen war. Ritornar' al segno: so hat der große Italiener die Aufgabe einer weisen Staatskunst gezeichnet. Auch Deutschland muß zu seinem Zeichen zurück, zu dem deutschen Gemütsleben und der christlichen Weltanschauung. In diesem Zeichen wird es siegen. —

Eigentlich, wenn man den tiefsten Grund unsrer Verlegenheiten aufsucht, findet man denselben in einem falschen Bildungsideal, das von der Universität bis zu der Volksschule herunter Professoren und Schulmeister, die Studenten der Wissenschaft wie die Kinder des Arbeiters beherrscht. Es fehlt bei uns an dem Respekt vor der Geschichte, an der Ehrfurcht vor dem Gewordenen; die eigne individuelle Willkür macht sich allzuleicht von den Fundamenten und Traditionen des nationalen und kirchlichen Lebens los. Gediegenheit des Charakters tritt zurück hinter Scharfsinn und Gelehrsamkeit; die Aufgabe sittlich-religiöser Durchbildung wird weder auf der Universität noch in den Schulen recht energisch angefaßt. Unsre Gelehrten stehen keiner andern Nation an Wissen nach; aber sehr im Gegensatz zu ihren Genossen in andern Ländern germanischer Abstammung suchen viele ihre Ehre in Unkirchlichkeit und ungläubiger Gesinnung. Sehr natürlich, daß dadurch der Unglaube den Schein der Bildung und die Frömmigkeit den Ruf erhält, als passe sie nicht zu den Errungenschaften des Jahrhunderts. Unsre Beamten sind vielleicht die thätigsten der Welt; aber das Direktorium der evangelischen Kirche im Elsaß, eine überwiegend freigesinnte Behörde, hat in einem offiziellen Bericht über den Mangel an sittlich-religiösem Geiste geklagt, der den deutschen Beamtenstand kennzeichnet. Und wir wissen leider nur zu genau, daß die Nichtachtung der Kirche und der kirchlichen Pflichten, die Übertretung des Sonntags und der irdisch gerichtete Sinn, der nur dem Staat, nicht dem Reiche Gottes verpflichtet zu sein glaubt, in diesen Kreisen große

Verheerungen angerichtet haben. Wenn aber die geistigen Führer der Nation, denn das sind unsre Gelehrten, und die angesehensten Repräsentanten des Staatslebens, unsre Beamten, dem deutsch-christlichen Geiste den Rücken kehren, wohin soll das anders führen als in den religiösen Verfall? Keine Vaterlandsliebe, keine Pflichttreue ersetzt die himmlischen Mächte, welche dem Menschenherzen aus dem Zusammenhange mit dem Reiche Gottes zur Seite stehen. Nicht die Staatsidee, so lebendig sie sein mag, sondern allein die Gottesfurcht hält die Geister in der Pflicht. Vielleicht ist es ein spezifisch preußischer Fehler, den Menschen allzusehr bloß als Diener und Glied des Staats anzusehen, wobei das Gemütsleben, der Familiensinn, die Freude an dem Reiche Gottes zu kurz kommen. —

Man kann nicht sagen, daß die Regierung alles was in ihren Kräften stand, gethan habe, um der unheilvollen Entwickelung des deutschen Geistes entgegenzuwirken. Unsre innere Politik, den Gesichtspunkten der äußern untergeordnet, entbehrte zu sehr der idealen Motive und der tiefern Prinzipien, ohne welche das innere Staatsleben nicht gedeiht, und zeigte sich allzu nachgiebig gegen eine Minorität, welche die öffentliche Meinung zu beherrschen schien, weil sie mit großer Rührigkeit dieselbe machte. Was die Regierung dem Liberalismus gewährte, konnte sie dem Sozialismus kaum weigern. Aber es ist doch schwer begreiflich, daß anderthalb Jahrzehnte die Sozialdemokratie reden, schreiben, agitieren durfte, wie sie wollte. Gouverner c'est prévoir, hat ein französischer Staatsmann gesagt. An dieser Voraussicht hat es gefehlt; und auch jetzt, wo man dieser äußersten Richtung des Umsturzes Dämme entgegenbaut, scheint es, als sei es auf einen definitiven Bruch mit den liberalen Prinzipien nicht abgesehen. Auf dem wirtschaftlichen Terrain freilich wird eine Umkehr bereits angebahnt; ein andres Zoll- und Steuersystem ist im Werden, auch in den gewerblichen Dingen tritt an die Stelle des bisherigen Gehenlassens das Streben nach Organisation. Aber der konservative Geist darf nicht in den Außenwerken stehen bleiben, er muß in die Citadellen des preußischen innern Lebens, in Schule und Kirche zurückkehren. In der Erziehung der Jugend, in der Religion des Volkes schlägt das Herz des Staatskörpers; es ist unmöglich, daß bei liberalem Herzschlag konservative Pulsschläge in den Gliedern stattfinden. Noch immer ist der Gedanke der Simultanschule lebendig und setzt jenes Streben fort, das wir als ein falsches Bildungsideal bezeichnet haben. Trotz des Versuches, die prinzipielle Simultanisierung unsres Schulwesens abzustreiten, ist es doch Thatsache, daß in Oberschlesien in einer Stadt katholische, evangelische und jüdische Schulen zusammengeworfen und nur zwei rein jüdische Klassen beibehalten sind; daß in Westfalen in einer Stadt das evangelische Schulsystem mit dem jüdischen zusammengeworfen und das katholische gerettet ist; daß in einer andern Gemeinde 95 Prozent der Hausväter gegen die Simultanisierung protestiert haben und doch dazu gezwungen sind. Ja selbst in Gegenden, wo kleine Diaspora-

gemeinden mit Mühe eine Schule beschafft und zum Leuchtfeuer evangelischen Geistes gemacht hatten, auch da hat man die Doktrin der Simultanschule proklamiert, die niemand erleuchtet und niemand erwärmt, die der evangelischen Kirche schadet und den Kulturkampf so erledigt, daß Häuflein von Protestanten in der ultramontanen Majorität geistig erdrückt werden müssen. Aber wir sehen die Klippe schon, an welcher das Simultanschulsystem zerschellt: es ist der protestantische Geist des preußischen Volkes. Er hat in der Residenz, selbst in den Spalten von Fortschrittsblättern, sich gegen das System und seine Übertreibungen, die sich überall bei falschen Prinzipien einstellen, offen erklärt; er hat im Westen unsres Vaterlandes einen sich immer vergrößernden Bund evangelischer Männer zum Schutz der konfessionellen Volksschule gebildet; er hat im Osten einen ganzen Kreis von Geistlichen, sehr gemäßigte Männer, und ein sehr mild gerichtetes Konsistorium veranlaßt, die Mitwirkung an einem Schulsystem, das Kirche und Volk schädigt, öffentlich zu kündigen. Es ist uns sehr schmerzlich, daß es in unserm Preußen dahin kommen mußte. Und doch ist es uns zugleich erfreulich, daß sich die Kirche auf ihre Stellung besinnt. So sehr sie auf das Dienen angewiesen ist, und so gern sie dem preußischen Staat immer gedient hat: wenn nun einmal die ehemalige Verbindung von Staat und Kirche, nicht durch die Schuld der Kirche, innerlich gelöst ist, so ist es immerhin besser, daß auch äußerlich eine reinliche Scheidung eintritt. Nicht als ob wir daran denken könnten, die Scheidung sei das Ziel. Dazu ist in den Tagen der Reformation das Band zwischen der Ordnung des Staates und der Ordnung der Kirche zu eng geknüpft. Da es aber damals nur so geknüpft wurde, wie es in der Not der Zeit und in den Verhältnissen lag, so bedarf es zunächst allerdings einer Lösung, um es nachher von neuem zu schließen. Erst dann, wenn das unserm Jahrhundert gestellte große Problem, Kirche und Staat in das rechte Verhältnis zu einander und die evangelische Kirche selbst in ihren rechten Zustand zu bringen, erledigt ist, wird der gläubige Protestantismus seine weltüberwindende Kraft von neuem offenbaren.

Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Mit diesem zweifellosen Bewußtsein von der Macht ihres Zeugnisses stand die kleine Schar der ersten Kirche mitten in der unchristlichen Welt und nahm den Sieg als bereits errungen im Glauben vorweg. So sollte die Stimmung der Gläubigen immer sein. Ist wirklich der Sohn Gottes vom Himmel gekommen, um die Kirche auf sein Sterben und Auferstehen zu gründen, sind die Christen von diesem Glauben lebendig durchdrungen und in der Liebe zu dem Gottessohn miteinander eng verbunden, dann darf das Siegesgefühl gegenüber der Welt aus der Kirche nicht weichen. Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen: dies Wort ist der göttliche Schild der Kirche; das Evangelium ist ihr Schwert. Es fehlt in unsern Tagen an dieser freudigen Zuversicht, daß die Jüngerschar noch immer das Licht und Salz der Welt ist. Anstatt der Eroberungslust, die unter der Fahne des Kreuzes für den Herrn in den Streit

zieht, herrscht oft nur stille Resignation; anstatt an die Überwindung denkt man an das Ende der Welt. In Weltkreisen findet man zuweilen mehr Vertrauen zu dem Sieg der schlechten Sache des Unglaubens als in der Gemeinde die Gewißheit lebt, daß sich vor Christo alle Kniee im Himmel und auf Erden beugen sollen. Und doch ist die Gegenwart, so dunkel sie dem Gläubigen, wenn er auf den tiefgehenden Unglauben der Menschen blickt, erscheinen mag, gewiß eine Segensstunde der Kirche. Für das Reich Gottes sind Sturmzeiten Saatzeiten; denn es sind Entscheidungszeiten der Geister. Je mehr die Welt von Unruhe und Furcht der Dinge, die da kommen sollen, aufgewühlt wird, desto tiefer werden die Furchen, in welche der Sämann den guten Samen streuen kann; je sichtbarer alle irdischen Stützen zusammenbrechen, desto fester und herrlicher steht auf ihren unerschütterlichen Säulen die große Kathedrale der Gemeinschaft aller Gläubigen. In diesem Sinne bricht unsre Zeit dem Kommen des Reiches Gottes doch Bahn; sie weist das Eitle aller bloßen Humanitätsbestrebungen, aller religionslosen Moral, aller nationalen Berauschungen, aller ästhetischen Einbildungen mit furchtbarer Thatsächlichkeit nach und zeigt in dem wilden Angesicht der Sozialdemokratie die nur noch häßlicheren und von Wut verzerrten Züge des allgemeinen Abfalls. Es liegt in der Trostlosigkeit der heutigen Zustände eine furchtbar ernste Apologie des Christentums, nicht bloß für das Kämmerlein und das Herz, sondern für den Staat und die Gesellschaft.

Mit einem scheinbar entsetzlichen Sturmlauf auf den Bestand der Kirche begann das alte Jahr. Von der Sorge um das Volk und der Voraussicht der drohenden Gefahren, welche der atheistische Sozialismus in sich birgt, getrieben, hatte man in Berlin den Versuch gemacht, mitten hinein in die sozialdemokratischen Massen das Wort Gottes und die Gedanken der Ordnung zu tragen, hatte man gewagt, unter dem christlich-sozialen Banner die Arbeiter zur Abwehr des Umsturzes und zur Verteidigung ihrer heiligsten Interessen zu organisieren. Die Antwort, welche einige fanatische Führer der Sozialdemokratie gaben, war der Ruf zum Massenaustritt aus der Kirche. Wilde Versammlungen, die in ihren Reden an die Tage vor der französischen Revolution erinnerten und auch die Frauen Berlins in den Strudel entfesselter Leidenschaft hineinzogen, warfen die schnöde Losung in die Herzen; Büreaus wurden hergerichtet, um den Austritt geschäftlich zu veranstalten; auch außerhalb der Residenz suchte man mit dem Zunder aus der Hölle die Gemüter zu entflammen. Diese ganze Austrittsbewegung, mit großem Lärm in Szene gesetzt, endete mit einem schmählichen Mißerfolg und bewies der Sozialdemokratie wie der Kirche, daß unser Volk das Christentum nicht preisgeben und, wenn es die Marseillaise des Volksstaates auch mitgesungen hat, sich doch nicht trennen will von den Liedern und Gebeten der Väter. Hatten ängstliche Gemüter den Massenaustritt gefürchtet und ungläubige Zeitungsschreiber ihn mit Schadenfreude als das Resultat der christlich-sozialen Bewegung verkündet, so offenbarte der Verlauf der Sache eine Zähigkeit der Kirche,

welche diese selbst in den entkirchlichten Volksmassen von Berlin kaum vermutet hatte. Das alte, vor einem Jahrtausend mit festem Mörtel verbundene Gemäuer hielt doch zusammen; die Sturmläufer hätten sich den Kopf daran zerschlagen; so bliesen sie lieber zum Rückzug und werden einen zweiten Angriff schwerlich wagen. Ja, es erschienen in der sozialdemokratischen Presse interessante Aufsätze, welche die Veranstalter jenes Skandals des Unfugs und der Verleumdung anklagten und die Partei ermahnten, das Christentum nicht anzugreifen, sondern die Reform desselben im Sinne Christi auf ihr Programm zu setzen. —

Hat die Kirche aus diesen schweren Anläufen schließlich nur größere Kraft empfangen, so müssen auch die schmerzlichen Ereignisse der Attentate ihr zum besten dienen. Mehr als je hat sich die Überzeugung, welche vielen gänzlich abhanden gekommen war, wieder ausgesprochen, daß es ohne Religion im Volksleben nicht geht. Man hatte es fast vergessen, daß das Christentum nicht bloß eine erlösende Macht für den einzelnen, sondern auch eine versöhnende für die Gesellschaft und eine erhaltende für den Staat ist. Nun zwingen die ungesunden Zustände zur Besinnung und führen suchende Geister zur lebendigen Quelle zurück. Freilich muß die Kirche den Zeitpunkt wahrnehmen und darf die Gunst des Augenblicks nicht versäumen. Denn bei der Oberflächlichkeit und Seichtigkeit der öffentlichen Meinung, die sich vor der Buße ebenso wie vor dem Bekenntnis scheut, wird der erschütternde Bußruf und die Mahnung zur Umkehr, welche in den vorjährigen Geschicken unsres Volkes liegen, leicht wieder vergessen. Der Liberalismus, so wie er gegenwärtig dasteht, flach und fade, vom Judentum durchsetzt, dem positiven Christentum abgewandt, ist an sich weder befähigt noch geneigt, zu der religiösen Erneuerung unsres Volkes die Hand zu bieten. Auch ein großer Teil unsrer Konservativen hat unter dem Einfluß des Zeitgeistes verlernt, die Lebensmächte der evangelischen Kirche richtig zu schätzen; der immer und immer wieder auftauchende Plan, die Deutschkonservativen, Freikonservativen und den rechten Flügel der Nationalliberalen enger zusammenzuschließen, könnte nicht so oft an das Tageslicht treten, wenn man genugsam davon durchdrungen wäre, daß auch den politischen Parteien eine feste religiöse und kirchliche Position not thut. Es ist unsres Erachtens eine dringende Lebensaufgabe der Kirche, sich in den öffentlichen Angelegenheiten wieder mehr zur Geltung zu bringen; ohne eine durchgreifende christliche Auffassung des Staatslebens und der sozialen Angelegenheiten werden wir aus der Gährung nicht zur Klarheit kommen. Im Grunde gibt es auch für das soziale und politische Leben nur einen Gegensatz, den des Christlichen und Unchristlichen. Von dieser Erkenntnis hängt die Zukunft der staatserhaltenden Parteien ab; ob sie mit voller innerer Überzeugung die christliche Weltanschauung durchführen wollen oder nicht, darauf kommt es an. Auch die Kirche wird das Volk nur wieder gewinnen, wenn ihre Grundsätze im öffentlichen Leben zur Darstellung kommen. Wenn das Wirtschaftsleben egoistisch, die Bildung konfessionslos, die Presse

naturalistisch und die Staatsleitung indifferent ist, kann eine Erneuerung des nationalen Geistes schwer stattfinden. Das religiöse Leben schwebt nicht in der Luft, sondern es wächst auf dem Boden gesunder Ordnungen. Unsre Kirche leidet in dieser Beziehung an Abstraktionen; sowohl in der Bildung, welche sie ihren künftigen Dienern gibt, wie in der Stellung, welche sie selbst in Anspruch nimmt, ist sie von des Gedankens Blässe angekränkelt; sie ist oft bloße Lehrgemeinschaft und sollte doch durch und durch eine Lebensgemeinschaft sein. Nicht einmal die innere Mission ist organisch in den Bildungsgang der jungen Theologen und in die amtliche Thätigkeit der Geistlichen eingeordnet; bei jenen überwiegen kritische Probleme, die oft keine Bedeutung für die christliche Wissenschaft haben, bei diesen Verfassungsfragen, die durch den Mangel an Glaubensleben in den Gemeinden doppelt unfruchtbar werden. Man soll das eine thun und das andre nicht lassen: man soll die Theologen mit allem Apparat des wissenschaftlichen Forschens ausstatten, aber ihnen zugleich von vornherein die Richtung auf das praktische Leben geben; man soll an dem Ausbau der Kirchenverfassung im großen wie im kleinen treu arbeiten, aber den ganzen Organismus der Kirche mehr hineinbauen in das Wohl und Wehe des Volkes. Unsre Kirche ist ohnmächtig in ihrer Wirkung auf den öffentlichen Geist; und die ängstliche Zurückhaltung von Politik und sozialen Dingen, welche man ihr wohlmeinend anrät, wird diese Ohnmacht nicht heben. Was ihr die Herzen der Menschen wiedergewinnen wird, ist die freudige Verkündigung der ganzen Wahrheit und die unerschrockene Geltendmachung dieser Wahrheit in allen welt- und herzbewegenden Fragen der Zeit. Nur so kann sie wieder wie ehemals den Pulsschlag der Zeitgenossen fühlen und eine Freundin aller sein.

Freilich die Hauptsache ist, daß sie eine treue Haushalterin der anvertrauten Geheimnisse bleibt, daß sie der zweifelnden, fragenden Welt als eine Trägerin der Wahrheit entgegentritt. In dieser Richtung hat die preußische Landeskirche im vergangenen Jahre rüstige Schritte vorwärts gethan. Das Schwanken in den Lehrfragen hat aufgehört; die Kalthoffsche wie die Schrammsche Angelegenheit sind helle Zeugnisse, daß der Unglaube auf der Kanzel in Preußen keinerlei Schutz oder Rückhalt hat. Konnte der Protestantenverein vor Jahr und Tag noch den leisen Gedanken hegen, daß er der Anerkennung wenigstens unter der Hand sicher sei, heute ist seine Tendenz in einigen Urteilen, die er Ketzerprozesse nennt, entschieden verurteilt. Nicht bloß seine Gleichberechtigung, auch seine Berechtigung ist in Abrede gestellt. Damit ist sein Todesurteil unterschrieben; die Versuche, welche er kürzlich in der Provinz Sachsen gemacht hat, zum Leben zu kommen, sind bloß galvanische Zuckungen eines Scheintoten. So manche neue Publikation aus diesem Lager verrät den Mangel nicht bloß an Christentum, sondern an Religion. Wie vor zwei Jahren Lipsius in seiner Dogmatik, hat im vergangenen Jahre Pfleiderer in seiner Religionsphilosophie die Frage der persönlichen Unsterblichkeit aus der Theologie in die Anthropologie gewiesen;

und Biedermann in der Rezension des Buches hat sie geradezu geleugnet. Er hat dabei in der leidenschaftlichen Weise, welche dem Unglauben eigen ist, auf uns geschimpft, daß wir für ein Buch, wie das Pfleiderersche, nur eine schnöde Abfertigung hätten. Uns erscheint in der That ein Professor der Theologie, der junge Theologen zum Pfarramt vorbereiten soll und dabei die Unsterblichkeit bezweifelt, als ein Widerspruch in sich selbst. Und nicht bloß uns. Wir sind überzeugt, daß auch unser evangelisches Volk dem Protestantenverein den Abschied geben würde, wenn es wüßte, daß manche seiner einflußreichsten Führer eine solche Stellung einnehmen. Mögen die Prediger an den Gräbern die Weisheit der Professoren wiederholen, daß das Fortleben der Heimgegangenen problematisch ist, und sie werden sehen, wie die Hinterbliebenen ein solches Christentum aufnehmen. Schon jetzt ist es eine grobe Unwahrheit, wenn die Geistlichen und Laien des Protestantenvereins behaupten, sie müßten und könnten das Volk für die Kirche zurückgewinnen. Wenigstens in Berlin sind ihre Kirchen leer, und es ist nicht anzunehmen, daß dieselben gefüllter sein würden, wenn noch mehr Geistliche dieser Richtung angestellt wären. Aber wenn es einmal erlaubt wäre, die ganze Leere des modernen Standpunktes auf der Kanzel kund zu geben, so würde auch der letzte Rest der Zuhörer verschwinden. Wir haben ein Christentum ohne den Glauben an Unsterblichkeit für ein Unding erklärt; man hat uns deshalb rohe Unwissenschaftlichkeit vorgeworfen; nun so wollen wir es für einen Unsinn erklären. — Wir wollten die Gegner mundtot machen und aus der Kirche hinausweisen, hat man kürzlich uns nachgesagt. Im Gegenteil, wir möchten die Bezweifler der Unsterblichkeit zum Reden bewegen. Wir möchten, daß sie offen ihren Glauben wie ihren Unglauben predigten, um zu erfahren, wieviel Anziehungskraft und kirchenbildende Macht darin liegt. Und ebendeshalb möchten wir, daß sie ohne die Deckung, welche ihnen die Zugehörigkeit zur Kirche gewährt, zeigten, was sie vermögen. Wollen die Männer von links in der Kirche bleiben und ihre Überzeugung zurückhalten: Niemand von uns wird ihnen die Kirchthür weisen. Nur eine Berechtigung für ihre Lehren werden sie nicht erhalten; jetzt weniger denn je. —

Es ist ein erfreulicher Abschluß des alten Jahres, daß der evangelische Oberkirchenrat durch Glieder der positiven Union verstärkt ist.*) Diese Ergänzung entspricht durchaus dem Sachverhältnis in der Kirche. Wir wünschten nur, daß ebenso den Konfessionellen Anteil am Regiment gewährt und gleichfalls Vertrauen bewiesen würde. Eine andre Art, die Kirche zu regieren, läßt sich nicht denken, als daß alle auf dem Boden des Glaubens stehenden Richtungen daran beteiligt werden. Herrschte früher das Bestreben, auf kirchenregimentlichem Wege ein staatsfreundliches Mittelparteikirchentum herzustellen, so ist diese Tendenz unter dem gegenwärtigen Präsidenten verschwunden; sie hat bei den Wahlen

*) Dr. Kögel und Dr. Baur.

zu den Provinzialsynoden völlig Fiasko gemacht. Daß der Minister Falk auf diese veränderte Richtung endlich eingegangen ist, kann uns zur Freude gereichen; es tritt darin eine richtigere Auffassung seines Verhältnisses zur Kirche hervor. Wozu hat denn die Kirche eine Verfassung erhalten, wenn der Staatsminister in ihre innern Angelegenheiten so gewaltig eingreifen will? Soviel aber lehrt die Geschichte dieser neuen Ernennungen, daß die Majorität der Generalsynode, welche die Ernennung der kirchenregimentlichen Persönlichkeiten mit dem Beirat des Synodalvorstandes geschehen lassen wollte, durchaus im Recht war. Die neue Generalsynode, welcher wir entgegensehen, wird auf diesen Beschluß zurückkommen müssen. Wir gehen der kommenden Generalsynode mit großen Hoffnungen entgegen. Der positivere Geist, welcher sich seit der außerordentlichen Generalsynode im Volke fühlbar gemacht hat und wohl auch das neue Abgeordnetenhaus durchdringen wird, kann ihrem Werke sehr zu statten kommen. Mit unbefangnerem Sinne wird man die Bedürfnisse der Kirche in ihrem eignen Geiste prüfen und befriedigen. Soll die Kirche Einfluß gewinnen, so muß sie als die Organisation des christlichen Lebens ihrer selbst mächtig sein. Solange sie in ihrem Wirken an den Staat und in allem, was sie thut oder läßt, an die Zustimmung eines Ministers gebunden ist, wird sie dem Volke nicht als eine unabhängige Gemeinschaft des religiösen Geistes erscheinen. Es ist merkwürdig, aber lehrreich, daß der evangelischen Kirche trotz ihrer freundlichen Stellung zu Staat und Volk das Maß der Freiheit, welches man Rom geben muß, nicht vergönnt wird. Selbst die Konservativen, welche zum Frieden mit Rom drängen, denken nicht daran, daß die römische Kirche auch unter den Maigesetzen viel freier ist als die unsrige. Wir wünschen wie alle andern die Beendigung des Kulturkampfs, wenn dieselbe mit Ehren und ohne Schaden für uns geschehen kann. Aber wir wünschen auch für die evangelische Kirche dieselbe Unabhängigkeit wie für Rom. Festes Bekenntnis, gläubige Gemeinschaft, Unabhängigkeit vom Staat: das sind die Bedingungen, ohne welche eine Kirche in unsren Tagen ihren Beruf nicht ausüben kann. Sind wir der Erfüllung der beiden ersten seit dem Entstehen der positiven Unionspartei näher gekommen, so ist doch ohne eine wirkliche Freiheit das Leben der Kirche jeden Augenblick in Gefahr. Lassen wir der Linken, die sich für die Partei der Freiheit ausgibt, den Staatsbyzantinismus, und trachten wir wie bisher in ruhiger, klarer Weise nach dem Ziel, das uns die Aufgaben der Zeit vor Augen stellen, nach der größeren Unabhängigkeit unsrer Kirche. —

An der Grenze zweier Jahrzehnte.

2. Januar 1880.

Ein reiches Jahrzehnt deutscher Geschichte, reich an Glück wie an Schmerz, groß in Heldenthaten, wie in Freveln, für Staat und Kirche gleich bedeutungsvoll liegt hinter uns; ein neues Jahrzehnt, das schwere hundertjährige Erinnerungen wachruft, thut sich auf. Das deutsche Kaiserreich, aus unvergleichlichen Siegen und einem Strom von freudig-vergossenem Heldenblut geboren; — der Frankfurter Friede, Metz und Straßburg, leider auch die Milliarden unter seinen Errungenschaften bergend; im Gefolge der letzteren ein Dämon der Goldgier, der zuerst die Geschäftswelt, dann auch weitere Kreise der Nation ergriff und einen Abgrund riß, in dem ein gut Teil deutscher Besonnenheit, Redlichkeit, Zufriedenheit für immer verschlungen ist; — ein Krach nicht geringer als der Taumel uud unter seinen Ruinen viel Glück, Wohlstand und Hoffnung begrabend; — aus beiden geboren eine jählings zunehmende Verwilderung der Sitten und ein rasches Anwachsen der Revolutionspartei, die mit demselben Haß Thron und Altar, Ordnung und Eigentum verurteilte; — dicht aufeinander folgend zwei grauenvolle Attentate auf unsern milden Kaiser, den Begründer der deutschen Einheit; — endlich ein Strahl von Licht über dem Abgrund und eine Spur von Erkenntnis, daß der Mensch ohne Gott und die Moral ohne Religion machtlos sind gegen das Böse; — eine beginnende Umkehr, Unterdrückung der Sozialdemokratie, Änderung einer falschen Wirtschaftspolitik und ein Sieg der konservativen Gedanken; — der Berliner Kongreß als ein Beweis deutscher Macht und Größe; — am Schluß des Jahrzehnts unser greiser Monarch — Gott erhalte ihn! — mitten in allen Schwierigkeiten von der Liebe seines Volkes umringt, ein Name des Friedens im Kampf und Streit der Geister: so steht das politische Bild des verflossenen Jahrzehnts vor unsrer Seele; die deutsche wie die Weltgeschichte kann es nie vergessen. Mit diesem tragischen Gang der nationalen Geschicke in großartiger Parallele flutete der Strom des religiösen und irreligiösen Geistes. Während des Krieges, der rein und edel für die besten Güter des Vaterlandes geführt wurde, war der Glaube draußen wie in der Heimat lebendig erwacht. Es war wohl des Ruhmes und der Herrlichkeit um die deutschen Fahnen zuviel, so daß gegen Ende des Kriegs die Gottesfurcht nachließ und das Dankfest nach den Siegen gering war gegen den Bet- und Bußtag vor dem Losbruch des Kampfes. Ein bitteres Verhängnis hatte mit der Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutschland die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes zusammenfallen lassen; es lag in dem Charakter der deutschen Kirchengeschichte, wenn an den siegreich beendigten Völkerkampf sich der Kirchenstreit an-

schloß. Daß Preußen als Vormacht des Protestantismus den römischen Handschuh aufnahm, war begreiflich. In der Fehde selbst, die man mit Unrecht einen Kulturkampf nannte, sind von beiden Seiten oft falsche Waffen gebraucht, und die Erkenntnis davon kam zu spät. Am schädlichsten war, daß der Streit zwischen Staat und Kirche von der materialistisch gerichteten Menge als ein Kampf des Unglaubens gegen das Evangelium angesehen, gepriesen und ausgenutzt und damit der Geist einer die Ideale der deutschen Nation verhöhnenden Irreligiosität entfesselt wurde, bis endlich in der wirtschaftlichen Krisis der Mammonsdienst und durch die Attentate der Atheismus seinen Zauber verlor. Seitdem sammelt sich der christlich-deutsche Sinn. Die evangelische Kirche hat an ihrem Verfassungsbau zu arbeiten und fühlt die Pflicht, die Verluste des Zivilstandes in den großen Städten zurückzugewinnen. Unleugbar pulsiert in den Adern unsrer Landeskirche das Blut frischer und lebendiger als seit langer Zeit. Der sichtbare Zusammenbruch alles dessen, was in Staat und Gesellschaft ohne Gott gebaut war, sowie das allmählich wachsende Verlangen, aus der wissenschaftlich überwundenen materialistischen Weltanschauung heraus wieder auf festen Boden zu gelangen, kommt dem geistlichen Erwachen zu Hilfe. Die antijüdische Bewegung, welche sich viel mehr gegen das Überwuchern des jüdischen Geistes als gegen das Übergewicht jüdischen Geldes richtet, ist eins von den Symptomen der Genesung. Mit starken Irrtümern und leidenschaftlichen Aufwallungen vermischt, bedarf sie der Läuterung. Aber wie sie anscheinend über Nacht entstanden, alt und jung ergreift, die Herzen in Bewegung setzt, die schlechte jüdische Presse verfemt, in öffentlichen Versammlungen Deutschtum verkündet und Christentum bekennt, ist sie wie lichtes Morgenrot, dem wir den vollen Tagesanbruch wünschen, Wird er kommen? Noch kämpfen Licht und Finsternis miteinander den Kampf auf Leben und Tod; es wird sehr darauf ankommen, daß die Kinder des Lichts die rechte Waffenrüstung anziehen, wenn sie den Sieg gewinnen wollen.

Mancherlei günstige Zeichen deuten darauf hin, daß das kirchliche Leben im Aufsteigen, nicht mehr im Niedergang begriffen ist. Die langsam wachsende Zahl der Theologiestudierenden, das rege Schaffen in der theologischen Litteratur, der gute Verlauf unsrer Generalsynode, das allmähliche Erlöschen der Streitigkeiten zwischen der Mittelpartei und den mehr rechts stehenden Gruppen, das schnelle Aufblühen von Zweigen der inneren Mission, die größere Beachtung der Kirche im öffentlichen Leben, die leise aber deutlich bemerkbare Abnahme der Verächter von Taufe und Trauung: das alles sind für den, welcher unbefangenen Blicks den Puls der Gegenwart beobachtet, Symptome der Besserung. Wir möchten nicht gern eines unreifen und unweisen Optimismus beschuldigt werden; wir sind fern davon, das Bild unsrer Tage für ein Lichtbild zu halten. Ja nach manchen Richtungen sehen wir am Horizont das Gewölk noch dunkler werden als bisher. Der Sozialismus,

durch die strengen Maßregeln zum Schweigen gebracht, hat überall, wo er Gelegenheit zur Entfaltung fand, bewiesen, daß seine Macht über die Gemüter ungebrochen ist. Von der Furcht vor ihm befreit und zum Teil in seine Erbschaft eingetreten, ist der Geist des ordinären Fortschritts in Wort und Schrift nur maßloser geworden; durch das Erstarken der konservativen Mächte fühlt sich der extreme politische und kirchliche Liberalismus in seinem Besitzstand vernichtet, in seiner Zukunft bedroht und knirscht in den Zaum, der ihm angelegt ist: lauter Züge, die uns das alte Geheimnis der Menschengeschichte bestätigen, daß, wenn das Gute wächst, auch das Böse an Schärfe zunimmt. Aber das kann uns doch nicht hindern, froh anzuerkennen, daß wir uns eine oder zwei Sprossen aus dem Abgrund, in dem unser Volksleben lag, emporgearbeitet haben. Wir sind nicht mehr auf dem untersten Boden der Tiefe. Freilich Arbeit und Kampf genug wird es kosten, wenn der Aufschwung bleiben und sich fortsetzen soll. Was die Sage von jenem messenischen Fürsten erzählt, daß er auf Adlerflügeln in den Abgrund getragen sei, das können wir von unserm Sturz nicht rühmen. Die eigne Schuld hat uns in die Tiefe gestoßen. Kein Adlerflügel wird uns plötzlich hinaufheben. Die Fittige, die allein uns Schwungkraft verleihen und unter viel Mühe aus der Not emportragen können, heißen: Buße und Glaube, bete und arbeite! Noch viel klarer, als es geschehen, muß der Volksgeist sich auf seinen Ursprung und seine Geschichte besinnen, viel stärker muß weltliche und geistliche Obrigkeit ihre Autorität in der Vollmacht Gottes brauchen, viel lebendiger muß die Kirche ihre Gottesgedanken hineinrufen und hineinarbeiten in die geistliche und soziale Not der Zeitgenossen, soll wirklich die Reformation an Haupt und Gliedern, welche uns not thut, gründlich zustandekommen.

Ein Umstand tritt fördernd dieser großen Aufgabe zur Seite. Jene Weltanschauung, die man fälschlich als liberal bezeichnete, obwohl sie die geistigen und geistlichen Dinge mit einem Übermaß von Illiberalismus behandelte, und die wir lieber als die liberalistische bezeichnen möchten, hat längst ihre Zahlungen eingestellt; man versteigert ihren Nachlaß, aber die Passiva überwiegen die Aktiva. Er ist wirklich bankrott, dieser undeutsche, unchristliche, unedle Liberalismus, der auf dem wirtschaftlichen Gebiet das laisser aller, auf dem politischen die Biegsamkeit der Ideen, auf dem kirchlichen den Zwang des Staats proklamierte. Was wir seit Jahren gehofft haben, daß das Schiff des Liberalismus an der sozialen Frage, an der Verarmung der Nation Schiffbruch leiden und dann von der politischen Ebbe völlig auf den Sand gesetzt, von der religiösen Sturmflut in Trümmern weggeschwemmt werden würde: das fängt an zu geschehen. Es fängt erst an, es ist noch nicht vollendet; denn noch immer glaubt die mit Mühe und Not gerettete Bemannung, nur der widrige Wind sei an dem Unglück schuld, und der große Steuermann unsrer Tage habe das Wetter benutzt, um seinen alten Gegner auf den Strand laufen zu lassen. Der Liberalismus ist geschlagen, nicht be-

zwungen. Und ob die konservativen Mächte ihren ersten Sieg richtig benutzen werden, kann nur die Zukunft lehren. Die alte Fahne des preußischen Konservatismus mit ihrer Inschrift: Königstreue und Rechtskontinuität genügt allein nicht mehr. An der sozialen Frage wird heute jede herrschende Partei ihre Macht oder Ohnmacht beweisen müssen. Aber zu der Arbeit an diesem Problem gehört zweierlei, was dem natürlichen Menschen, auch wenn er konservativ aufgewachsen ist, wenig behagt: hingebende Opferfreudigkeit und thätiger Glaube.

An dem letzten Punkte liegt die besondere Aufgabe der Kirche. Auch sie muß klar erkennen, was ihr fehlt. Der bloße Dogmatismus und die strengere Disziplin werden das verlorene Terrain nicht wieder erobern, sondern mit dem unbeugsamen Festhalten an der göttlichen Wahrheit und der furchtlosen Übung heiliger Zucht an ihren Feinden und Verächtern muß sich eine größere Energie verbinden, ihre von Gott geschenkten Heilsgedanken wieder zum Herzblut des Volkskörpers zu machen. Ist das Evangelium wahrhaftig göttliche Wahrheit, dann muß es nicht bloß den einzelnen Menschen, dann muß es auch das öffentliche Leben durchdringen. Wenn Gesellschaft und Christentum sich umeinander nicht kümmern, sind beide miteinander in Gefahr. Aber freilich, wer die Welt bewegen will, muß jenes δος μοι που στω des griechischen Weisen haben. Nur ein fester Standpunkt im Ewigen gibt Einfluß auf die schwankenden Elemente der Zeit.

Unter diesem Gesichtspunkt bedauern wir, daß eine üble Streitfrage, die seit Jahren unsre Landeskirche bedrängt und beunruhigt, sich in das neue Jahr hinüberzieht. Wir wünschten, die Pfarrwahl zu St. Jakobi in Berlin wäre erledigt, und zwar erledigt im Sinn und Geist der Kirche. Der Schluß des alten Jahres hat uns den Bescheid des Brandenburger Konsistoriums gebracht, der die schwebende Frage nicht erledigt, sondern nur beantwortet und diesen gordischen Knoten, in welchem sich Lehrfreiheit und Bekenntnis, Pastorenpflicht und Gemeindegewissen miteinander unentwirrbar zu verflechten scheinen, weder löst noch durchhaut, sondern versteckt. Aber die Schwierigkeiten liegen so offen vor aller Augen, daß mit dem Verbergen derselben niemand ein Dienst geschieht. Die große Frage nach der Geltung der modernen Theologie läßt sich mit kleinen Verwaltungsmaßregeln nicht aus der Welt schaffen; sie wird die evangelischen Kirchen Deutschlands, die lutherischen, die reformierten wie die unierten solange in Atem halten, in Kraftlosigkeit versetzen, in unlösbare Schwierigkeiten verwickeln, bis man den Mut findet, zwei Religionen, die bis jetzt unter einem Kirchendach von Aufsichtswegen zusammengehalten werden, voneinander zu trennen. Soeben hat in einer großen deutschen Stadt, welche früher die Herberge der Kirche Gottes hieß, ein staatskirchlicher Geistlicher offen erklärt, sein Christentum sei der Glaube an sich selbst. Daß dieser Mann weiter amtieren darf, ist ein Ärgernis der Kirche, es ist wie wenn ein Offizier seine Fahne preisgebe und weiter diente. Die Staatskirche duldet das Ärgernis und

schützt den, welcher es gegeben hat. In keiner andern Gemeinschaft der Welt wäre ein solcher Zustand möglich; die Kirche hält ihn aus, aber sie thut es auf Kosten ihres Einflusses und ihrer Volkstümlichkeit. Mit einer Kirche, welche die Theologie des Ja und Nein in ihrem Schoße dulden muß, kann man wohl Mitleid haben: Ehrfurcht wird sie nicht wecken, Autorität kann sie nicht beanspruchen, sie glaubt nicht an ihren eignen Glauben. Wir denken nicht daran, den Fall von St. Jakobi in Berlin dem Fall von St. Martini in Bremen gleichzustellen. Aber der moderne Theologe der norddeutschen Hansestadt ist, wenn auch ein unbequemes doch angesehenes Mitglied des Protestantenvereins. Zu diesem Verein gehört der Gewählte von St. Jakobi auch; derselbe ist Mitarbeiter am „Neuen Berliner Gemeindeboten", einem Blatte, das an Deutlichkeit der Negation keiner andern Zeitung von links nachsteht; und es steht doch nun einmal fest, daß Pfarrer Werner vor vier Jahren die drei Punkte, welche der Evangelischen Oberkirchenrat als das Minimum von Bekenntnis fordert, „frischweg" geleugnet hat. Alles dies weiß das Konsistorium; die gläubige Minorität der Gemeinde, deren Gewissen doch mehr Rücksicht verdient als das Phantom einer falschen Lehrfreiheit, hat es pflichtmäßig hervorgehoben und aus dem Verhör in Hannover unzweideutige Beweise der negativen Stellung Werners hinzugefügt. Man sage nicht, diese Äußerungen seien vor dem Eintritt in die preußische Landeskirche gethan; seitdem habe Werner sein Amt tadellos geführt; ihn jetzt darüber verhören, „damit würde ein Verfahren eingeleitet sein, welches nur dann zu rechtfertigen sein würde, wenn es darauf ankomme, festzustellen, ob Werner seiner religiösen Überzeugung nach überhaupt geeignet sei, ein geistliches Amt in unsrer Landeskirche zu bekleiden." Denn entweder hegt Werner noch seine früheren mehr als bedenklichen Anschauungen, dann könnte er in der That nicht gegen den Widerspruch treuer Gemeindeglieder bestätigt werden — oder er verwirft dieselben, dann müßte es ihm selbst ein dringender Ernst sein, diese Änderung seiner Meinungen zu bezeugen, und dem Kirchenregiment eine hohe Freude, davon zu wissen. In jedem Falle erleichtert eine Äußerung Werners die Gewissen aller Beteiligten, während sein Schweigen ihn selbst und die Sache in ein falsches Licht setzt. Man hat uns böswilligerweise nachgesagt, wir wünschten ein Verhör Werners nur, um seine Abweisung durchzusetzen. Aber uns liegt nichts, gar nichts an der Nichtbestätigung an sich, uns liegt alles daran, daß die Wahrheit und die Wahrhaftigkeit siege und daß eine Angelegenheit, die drei Jahre hindurch die Kirche in Spannung gehalten hat und zu einem Prinzipienstreit geworden ist, nicht wie eine Sternschnuppe ausgehe und die Dunkelheit noch dunkler mache. Ganz besonders im Interesse der kirchlichen Obrigkeit verlangen wir Klarheit und Gewißheit. Und wir hoffen noch immer, daß der Evangelische Oberkirchenrat als Rekursinstanz den Weg zeige, der allein zur Ehre Gottes, zum Heil der Kirche, zum Frieden der Gemeinde führen kann: den Weg der Vernehmung Werners, wie er jetzt zu

seinen früheren Anschauungen steht. Denn aus Predigten, die inzwischen gehalten sind, kann man bei der Vieldeutigkeit der hier in Anwendung kommenden Ausdrücke kein sicheres Urteil gewinnen.

Es ist unsre innerste Überzeugung, daß für den Fortbestand unsrer Kirche, nicht bloß der preußischen Landeskirche, sondern der evangelischen Kirche in der ganzen Welt, keine Frage so wichtig ist als die ihrer Stellung zur modernen Theologie. Die Kirche soll die Grundfeste göttlicher Wahrheit, das Band ihrer Mitglieder, die Gewißheit des Glaubens sein. Jene Wahrheit umfaßt nicht ein System dogmatischer Lehrsätze, sondern die Summe der Heilsthatsachen. Diese Gewißheit darf sich nicht bloß auf einige aus der Schrift abstrahierte Gedanken erstrecken, sie muß den dreieinigen Gott, sie muß die Auferstehung und Himmelfahrt des Gottessohnes, sie muß die allgemeine Auferstehung und das Weltgericht bekennen. Eine Anschauung, die mit kritischer Geringschätzung der neutestamentlichen Geschichte das Christentum in die beiden Gedanken der Gottverwandtschaft und der Versöhnung setzt, ist nicht bloß unwissenschaftlich, unfähig sich selbst zu begründen und andre zu überzeugen, sie ist zugleich die Verneinung des historischen Christentums selbst. Denn der Begriff des dreieinigen Gottes ist der christliche Gottesbegriff, die Thatsächlichkeit der Offenbarung ist der eigentümliche Schriftcharakter. Überdies haben uns litterarische Erzeugnisse der theologischen Linken aus den letzten Jahren mit der wünschenswertesten Klarheit gesagt, daß nicht einmal der Glaube an die Persönlichkeit Gottes, nicht einmal der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit für einen Christen notwendig sein soll. Damit stehen wir am Ende aller Religion. Hatte der oberflächliche Deismus des alten Rationalismus vulgaris mit seiner Gedankendreieinigkeit: Gott, Tugend, Unsterblichkeit noch die Möglichkeit der Religion gelassen, so bleibt bei dem Pantheismus des modernen philosophischen Rationalismus nichts übrig als der Mensch und sein Denken, das Maß aller Dinge. Dieser Standpunkt aber ist nicht etwa ein Überrest, sondern der kontradiktorische Gegensatz des Christentums. Ein scharfer Denker, wie Hartmann, erkennt darin die ersten Flügelschläge einer neuen Religion, richtiger gesagt: einer pantheistischen Weltanschauung ohne Gott.

Diesem System gilt der Kampf der Kirche. Wenn sie überhaupt eine Aufgabe hat, so ist es die Bekämpfung dieses Gegners. Den Kampf nicht aufnehmen wäre die Niederlage selbst. Sein oder Nichtsein: das ist jetzt die Frage. Darum ist es auch auf die Dauer unmöglich, den Kampf nur von Fall zu Fall führen zu wollen. Außer der ungeheuren Kraftvergeudung, die mit Erschöpfung enden muß, wäre die Kirche bei solch einem Verfahren beständiger Unruhe ausgesetzt. Ein Kopf wird der Hydra abgeschlagen, zwei wachsen wieder. In dem einen Falle gelingt es durch Zufall, unberechtigte Ansprüche abzuweisen, berechtigte Einsprüche durchzusetzen; in einem gleichen Falle bei ungünstigeren Umständen mißlingt die Abwehr, und neue Siegeszuversicht bemächtigt sich

der eben geschlagenen Kirchenstürmer, neue Niedergeschlagenheit der Verteidiger auf den Mauern der eben geretteten Gottesstadt. Das ist kein Zustand der Gesundheit, sondern der Krankheit. Eine Weile verträgt ein Körper das Fieber; zuletzt muß er daran zu Grunde gehen. Und es scheint fast, als wolle man von vornherein auf die gründliche Heilung verzichten. In den prinzipiellen Aufstellungen des Evangelischen Oberkirchenrats konnte man einen Anfang werdender Klarheit erblicken. Werden aber im einzelnen Falle diese Grundsätze doch nicht angewandt, so stehen wir wieder wie zuvor im Dunkeln, tasten nach einem Anhalt und suchen nach Licht.

Offenbar ist dies Verhältnis durch den doktrinären und wenig volkstümlichen Charakter des evangelischen Kirchenregiments, der hoffentlich durch die Verbindung mit dem synodalen Element einer glücklichen Veränderung entgegengeht, bedingt. Nicht so sehr nach den Bedürfnissen des evangelischen Volkes, welches der Festigkeit, der Energie, der Klarheit bedarf, als aus Rücksicht auf die sogenannten Gebildeten, die mit dem Christentum versöhnt werden sollen, nicht unter dem Gesichtspunkt volkstümlicher Frömmigkeit, die starkgeistig realistisch wie die Schrift selber ist, sondern im Hinblick auf die Forschungen gelehrter Wissenschaft wird die Kirche geleitet. Wo ist die Grenze zwischen der Theologie von rechts und links? so fragen die gelehrten Mitglieder der Kirchenbehörden und machen eine unlösbare theologische Frage zum Maßstab ihrer Entscheidung über die Lehre der Kirche. Soll man die Gebildeten, die nun einmal von Dogmen nichts mehr wissen wollen, der Kirche ganz entfremden, wenn man starke Lehrdisziplin übt? so denken die Juristen in den Kollegien. Und über diesem Denken und jenem Fragen verliert die evangelische Kirche die sieghafte Autorität göttlichen Auftrags und bei dem Volke das Vertrauen auf ihre Kraft und Wahrheit. Man konnte an den Urteilen über die Generalsynode, auch auf der liberalen Seite, recht deutlich erkennen, wie sehr die unerschrockene, feste, einmütige Haltung der Versammlung den unkirchlichen Kreisen imponierte. Wenn nicht jene Entscheidung des Konsistoriums im Wernerschen Falle ein gut Teil dieser Wirkung wieder aufgehoben hätte, so würde in der That die erste Generalsynode einen völligen Wendepunkt in der preußischen Kirchengeschichte bedeuten. Aber auch so ist sie für unsre Kirche eins der bedeutendsten Ereignisse dieses Jahrhunderts, für unsre Tage der Ausgangspunkt einer neuen Zeit.

Schon aus den Klagen und Anklagen, welche der Ausschuß des Protestantenvereins in Verkennung seiner Stellung geäußert, und aus dem Schmerzensschrei, den noch unbefugter ein Geistlicher „aus dem glücklicheren Baden“ seinen preußischen Amtsbrüdern zum Trost ausgestoßen hat, erhellt die positive Bedeutung unsrer ersten ordentlichen Generalsynode. Nicht zu gedenken an die Wut der Kirchenfeinde, die während der Synode selbst ihr Feuer ausspie und der Versammlung das Siegel der Schmach Christi aufprägte. Durch ihre kraftvollen Be-

schlüsse eine Stärkung, durch ihre einmütige Haltung eine Erquickung, durch ihre friedliche Stimmung eine Mahnung der Kirche war die Synode, auf das Ganze gesehen, ein Lichtstrahl in Dunkelheiten. Und viele notwendige, seit lange der Erledigung harrende Dinge hat sie energisch angefaßt.

Die Trauungsangelegenheit, seit Jahrzehnten eine offene Wunde, durch die Konzessionen vieler zu jeder Wiedertrauung bereiter Geistlichen eine schwebende Schuld der Kirche, ist vorläufig geregelt. Wir bedauern das schwächliche Parallelformular, bedauern in der Formel die Konzession an den Zivilstand — aber wir freuen uns herzlich, daß wir vor einem Abschluß stehen. — Im Augenblick noch dringender war die Einführung einer Disziplinarordnung für Verächter der Taufe und der Trauung. Hatte die Unfähigkeit, während voller fünf Jahre in dieser großen Sache Stellung zu nehmen, auf die Geister gedrückt; nun ist doch die Kirche ihrer Würde eingedenk geworden und, wenn auch mild in der Form, doch nachdrücklich in der Sache vorgegangen. Wir wissen wieder, daß wenigstens offenbare Feinde der kirchlichen Ordnungen nicht mehr mithelfen dürfen, die Kirche zu verwüsten. — Tiefer greift die von der Synode beschlossene, von dem Kirchenregiment verheißene Änderung der Instruktionen. Wir wären sehr dankbar gewesen, wenn der Evangelische Oberkirchenrat sofort die Bestimmung getroffen hätte, daß schon für die am nächsten Sonntag geschehenden Erneuerungswahlen die mündliche Anmeldung zu geschehen habe — wenigstens in Berlin wären die unkirchlichen Agitationen nicht so aufregend geworden. Aber man hat doch für eine fernere Zukunft die gewisse Hoffnung, daß in das Thun und Lassen der fundamentalen Körperschaften, der Wähler und der Gemeindevertretungen mehr Wahrheit kommt. — Sind damit gegen feindliche Gewalten neue Dämme gebaut, so hat die Befreiung der Geistlichen von dem Zwang des Gemeindekirchenrats bei Versagung von Amtshandlungen einen unerträglichen Druck von ihren Gewissen genommen; jene dreifach erneuerten großen Verhandlungen um den vierzehnten Paragraphen unsrer Kirchen-Gemeindeordnung waren Freiheitskämpfe um das innerste Heiligtum des geistlichen Amts. Und wenn eine mit gleichem Ernst geführte Debatte den Ausgang nahm, daß die Synode gegen die Entzweiung des geistlichen Charakters in amtliche und außeramtliche Äußerungen protestierte und die Einheit der sittlich-religiösen pastoralen Persönlichkeit herstellte: so ist dadurch jedermann kundgethan, daß die in ihren Vertretern versammelte Kirche bei ihren Dienern die Harmonie des Gewissens und der Amtsführung, der Überzeugung und des Bekenntnisses fordert.

Neben diesen großen, rein inneren Fragen sind andre Arbeiten, wie die Emeritierungssache, die Sorge für die Geistlichen der inneren Mission, die Stellung gegen die Simultanschule, die Festsetzung eines allgemeinen Bußtages, die Revision der Agende und andres, als Arbeiten im äußeren und inneren Kirchenbau rüstig getrieben worden und warten auf ihre weitere Förderung. Mit der größten Spannung aber sehen wir der

Stellung entgegen, welche der Evangelische Oberkirchenrat zu dem Beschluß nehmen wird, wonach der Generalsynodalvorstand in bedenklichen Fällen zu dem Gutachten über die Berufung der Professoren zugezogen werden soll. Dieser Beschluß, am 31. Oktober gefaßt, ist des Tages würdig; er verbindet die Wissenschaft mit der Kirche und sichert dieser an dem feinsten, zartesten und entscheidenden Punkte, der Bildung der Geistlichen, eine gewisse Einwirkung. Sehr mit Unrecht hat die Berliner Universität diesem Beschluß ihre Bedenken entgegengesetzt; es ist in der That schwer einzusehen, welches Interesse die Fakultäten haben können, sich dagegen auszusprechen, daß der Kultusminister das Gutachten über die Professoren der Theologie nicht bloß von der Kirchenbehörde, sondern auch von der Vertretung der Kirche erhält. Ebensowenig ist die Heftigkeit verständlich, mit welcher sich einige Professoren dem Gedanken anschließen, die theologischen Prüfungen den Konsistorien abzunehmen und die theologischen Fakultäten dazu herbeizuziehen. Wenn die Synode sich dem widersetzte, so that sie es in dem guten Recht, die Verbindung der praktischen Kirchenverwaltung mit den Instanzen der theologischen Ausbildung eng geknüpft zu halten. In der That ist die Reichsunmittelbarkeit der theologischen Fakultäten, die doch nicht bloß gelehrte, sondern auch kirchliche Körperschaften sind — sie entsenden Deputierte zu den Synoden — weder staats- noch kirchenrechtlich, weder logisch noch praktisch zu begründen. Daß damit an das Palladium der deutschen Universitäten, die Lehrfreiheit, gerührt werde, ist unrichtig. Aber auch diese Freiheit hat, wie jede Freiheit, ihr Maß an dem Organismus, dem sie dient. —

Müssen wir demnach bei dem Rückblick auf die Generalsynode eine berechtigte Freude empfinden, daß Schäden der letzten Vergangenheit gebessert, Fehler der kirchlichen Verfassung korrigiert, Grundlagen einer besseren Zukunft gelegt sind, so können wir doch unsre Bedenken nach einer Richtung hin nicht unterdrücken. Was that die Synode — so müssen wir fragen — für die größere Freiheit der Kirche vom Staat? Es erscheint uns durchaus als ein Fehler, daß man dem Summepiskopat gegenüber nicht die Forderung von der provisorischen Generalsynode her wiederholte: der Synodalvorstand müsse an der Besetzung aller kirchenregimentlichen Ämter beteiligt werden, daß man dem Kultusminister gegenüber nicht eine Verminderung seiner Befugnisse erstrebte. Die positive Union ist aus zwei Grundsätzen hervorgegangen: der eine, Sicherung des Bekenntnisses, der andre, Unabhängigkeit der Kirche vom Staat. In einer Zeit der Staatsomnipotenz, wo es die bekenntnistreue Richtung nicht gut hatte, sind diese Prinzipien auf die Fahne geschrieben. Das eine, Sicherung des Bekenntnisses, ist nach Kräften auf der Synode gewahrt. Warum hat man das andre völlig vergessen? Wir fürchten, man könnte uns sagen: „da es euch übel ging, verlangtet ihr Freiheit der Kirche; jetzt, da es euch gut geht, verzichtet ihr darauf. Wenn es euch wieder einmal übel geht — und diese Zeit wird kommen — so wird man euren Freiheitsruf nicht achten.“ Man wende nicht ein, daß die Generalsynode,

überlastet mit Arbeiten, zu solchen Prinzipienkämpfen keine Zeit hatte. Dazu mußte die Zeit gewonnen werden. Freiheit der Kirche ist gerade so wichtig, wie die Sicherheit des Bekenntnisses; bei der Lage der Dinge ist sie geradezu die Bedingung für diese Sicherheit. Nicht auf Summepiskopus und Minister, sondern auf der freudigen Glaubensgewißheit und dem hingebenden Opfermut ihrer Glieder ruht die Zukunft der Kirche. Vergessen wir das nicht, zumal in einer Zeit, wo Summepiskopus und Minister der Kirche so freundlich gesinnt sind. Das Staatskirchentum steht am Ende seiner Epoche; die Verhandlungen der Synode über die Berliner Notstände haben das Unzureichende dieses Systems an dem Brennpunkte unsres nationalen Lebens klar bewiesen. Es hält den Unglauben mit dem Glauben unnatürlich zusammen, es unterwirft die Kirche der Staatsidee, es hindert die freie Entfaltung der Kräfte und unterbindet die Lust zum Opfern. Scheidung des Unglaubens vom Glauben, Befreiung des religiösen Gedankens von jeder außerkirchlichen Macht, Hingebung aller Kräfte an die Überwindung der Welt in Glauben und Liebe: das sind die Aufgaben der Kirche, wenn sie in den sozialen und geistigen Wirren der Gegenwart Einfluß erringen will. Diese Aufgaben aber können von der Staatskirche nicht einmal gestellt, geschweige denn bewältigt werden.

Es liegt in dem Ursprung und der Geschichte der evangelischen Kirche, daß ihre Geschicke mit denen des Staats eng verbunden sind. Wenn wir Unabhängigkeit der Kirche vom Staat als das unweigerlich notwendige Erfordernis der Gegenwart in Anspruch nehmen, so wollen wir doch die beiden miteinander verwachsenen Organismen nicht schlechtweg auseinander reißen. Jene auf romanischem Boden entstandene Formel: „die freie Kirche im freien Staat", ist, absolut gefaßt, bei uns undurchführbar; für die evangelische Kirche, die so viele gemischte Gebiete anerkennt, ist sie überhaupt nicht zu brauchen. Der freikirchliche Individualismus, der nur kleine Häuflein von Frommen, nicht Kirchen für die Völker schafft, genügt weder den Befehlen und Verheißungen Christi noch den Bedürfnissen des Staats und der Menschheit. Was Vinet erstrebte, ehe die widerwärtigen Ereignisse der Zeit sein Ideal zertrümmert hatten, eine église libre nationale, eine Kirche, die das Volk umfaßt und zu dem Staat geordnete Beziehungen hat, aber ihr inneres Leben frei von jedem äußern Eingriff gestalten und ihre Verwaltung selbständig regeln darf, das ist auch unser Ideal. Nur eine solche Gemeinschaft kann dem Staate leisten, was sie soll; nur sie kann durch unbeugsames und ungebeugtes Geltendmachen der göttlichen Wahrheit die eignen Fundamente, auf denen das einzelne wie das Familienleben, Staat und Gesellschaft sich aufbauen, mit fester Hand schirmen, während eine vom Staat beherrschte Kirche allzusehr in den Strudel politischer Änderungen hineingerissen und in konservativen Zeiten dem Vorwurf des Byzantinismus, in einer liberalen Ära dem Eindringen des Weltgeistes, in jedem Falle dem Hin- und Herschwanken ausgesetzt ist. Man sage nicht, daß dies Ideal unrealisierbar ist. Es ist bereits

realisiert. Die katholische Kirche in Preußen hat, wenn die mit der kirchlichen Freiheit unvereinbaren Punkte der Kulturkampfgesetzgebung beseitigt sind, wieder die für jede Kirche wünschenswerte Position. Mit einer durch staatliche Gesichtspunkte bedingten und notwendigen Einschränkung der Bischofswahl ist sie in Verwaltung und Gesetzgebung durchaus frei. Die evangelische Kirche würde durch die Rücksicht auf den evangelischen Landesherrn, dem, wenn auch keine beherrschende, doch eine bedeutende Stellung gebührt, noch einige weitere Einschränkungen erfahren. Aber der völligen Unabhängigkeit im Gebrauch ihrer Kräfte ist sie ebenso benötigt und doch wohl ebenso würdig wie die römische Kirche. Angesichts der Präliminarien des Kulturfriedens möchten wir Regierung und Parlament auf dies Mißverhältnis aufmerksam machen und wieder einmal fragen: soll die evangelische Kirche in Preußen nicht so frei sein wie die katholische? Wir haben auf diese Frage noch nie eine rechte Antwort vernommen. Es ist gegenwärtig die Stunde gekommen, sich auf eine Antwort zu besinnen. Der Friedensschluß mit Rom wird, wenn auch langsam, doch gewiß zustandekommen. Haben wir Evangelische durch verhängnisvolle Fehler unsrer Politik die Kosten dieses siebenjährigen Krieges getragen, so ist nun wenigstens der Wunsch berechtigt, es möchte der Friedensschluß auch uns zu gute kommen.

Die Stellung der politischen Parteien, auch der konservativen zu dieser Frage leidet an Unklarheiten und Unbegreiflichkeiten. Sie alle stimmen darin überein, daß dem Kulturkampf ein Ende gemacht werden muß. Ohne Konzessionen an Rom, ohne ein Aufgeben mancher staatlichen Beschränkungen, ohne ein größres Maß von Freiheit für die katholische Kirche wird selbstverständlich das Abkommen mit der Kurie nicht geschlossen werden können. Gewiß wird Fürst Bismarck nicht nach Kanossa gehen, aber er wird zugeben müssen, daß bei der Maigesetzgebung Fehler gemacht sind, Übergriffe des Staats in das kirchliche Gebiet, die zurückgenommen werden müssen. Die Lage der katholischen Kirche wird dadurch jedenfalls noch günstiger gestaltet. Und — vergessen wir es nicht — sie ist schon durch den Kulturkampf an sich ungemein gebessert. Die innerkirchliche Opposition gegen die Unfehlbarkeit ist in der Abwehr der Staatsforderungen verschwunden; die politische Position der Katholiken hat in dem Zentrum eine mächtige Burg gewonnen. Es wäre Sache der Regierung und der Konservativen darüber nachzusinnen, wodurch die evangelische Kirche in gleicher Weise gestärkt werden kann. Denn das wird durch den Kulturkampf wohl jedermann klar geworden sein, daß es gegen religiöse Mächte keine andern Waffen gibt als religiöse Mächte. Rom ist nur durch das Evangelium zu bekämpfen. Und daß dieser Kampf als ein friedlicher Geisterkampf energisch fortgesetzt werden muß, werden trotz des aufrichtigen Verlangens, den Kulturkampf zu beenden, alle rechten Protestanten mit uns zusammen bekennen. Freilich ist gegenwärtig der römische Stuhl von einem Manne besetzt, der die Philosophie des Thomas empfiehlt, der an dem politischen

Leben Italiens teilzunehmen scheint, der die schroffen Gedanken seines Vorgängers in mildere Formen umsetzt. Im Wesen ist die Kurie von heute dieselbe wie zur Zeit Pius IX. Auch dieser Papst verwirft die Religionsfreiheit; auch er wehklagt über die evangelischen Kirchen in Rom; er muß das Unfehlbarkeitsdogma, das ihm die Geschichte als ein schlimmes Erbteil hinterlassen hat, mit den übrigen Schätzen der katholischen Tradition festhalten. Alles dies wird bei der Friedensstimmung gegenüber Rom leicht vergessen. Oft hört man auch evangelische Politiker so reden, als liege die Schuld des Kulturkampfs allein in Berlin und gar nicht in Rom. Diese Auffassung ist irrtümlich und kann für die Zukunft üble Folge haben. Wir leugnen nicht, daß der Kulturkampf von seite Preußens unrichtig geführt ist, daß Falk, durch den Liberalismus seiner Anhänger und seiner Räte beeinflußt, starke Blößen gegeben und sich in der Schätzung der Macht kirchlichen Geistes völlig verrechnet hat. Trotzdem bleibt es wahr, daß eine Abwehr gegen die Kurie geboten und daß Papst Pius bei der heftigen Scheidung zwischen Rom und Berlin der schuldige Teil war, indem er jenen Kampf begonnen hat, der alle die blutigen Gespenster des Mittelalters, wenn auch nur im Bilde wieder heraufbeschwor. Es ist doch Thatsache, daß der Syllabus die Religionsfreiheit bekämpft, äußere Gewalt gegen Andersgläubige zuläßt und sogar die Hoffnung der Möglichkeit ihrer Seligkeit verurteilt. Es ist doch Thatsache, daß durch das Unfehlbarkeitsdogma die stärkste Anmaßung mittelalterlicher Päpste für göttliches Recht erklärt und eine Prärogative des römischen Bischofs, die der erste Gregor aufs härteste verurteilte, zum Fundament der römischen Kirche gemacht ist. Es ist doch Thatsache, daß der Kurialstil bis heute gegen uns Protestanten einen Ton anschlägt, in welchem das Wort „pestilentialis“ selten fehlt; schlimmerer Dinge zu geschweigen, die Pius IX. in seiner Weise zuweilen den Pilgerzügen an das Herz legte. Nun wollen wir gern so gerecht sein anzuerkennen, daß die deutschen Katholiken, welche mit uns leben, von einem andern Geiste beseelt sind als die römischen Prälaten, die uns nicht kennen; daß bei uns im politischen und privaten Leben zwischen frommen Katholiken und gläubigen Protestanten förderliche und erfreuliche Beziehungen gepflegt werden, daß in diesem Verkehr das schroffe protestantische Urteil über den Katholizismus berichtigt und der Glaube an die alleinseligmachende Kirche jenseit der Alpen durch die Anerkennung lebendiger evangelischer Frömmigkeit und Kirchlichkeit gemildert wird. Aber wir müssen auch wahrhaft genug sein uns zu gestehen, daß von einer prinzipiellen Anerkennung protestantischen Christentums der deutsche Katholizismus ebenso fern ist wie der römische, daß die deutschen Bischöfe, wie kaum andre der katholischen Welt, jenes Dogma, welches sie früher verwarfen, mit der größten Energie in ihren Diözesen durchgesetzt haben, daß die Mischehen einen beständigen Zunder bilden, an dem der Streit auflodert, daß die Wunder von Marpingen und Dittrichswalde von dem katholischen Gewissen nicht gestraft sind,

und daß, als der Generalsuperintendent von Berlin ein Wort von römischer Geisteskuechtschaft fallen ließ, die katholische Presse so beleidigt that, als hätte nie ein katholischer Würdenträger die protestantische Kirche kritisiert. Nicht um von dem Frieden abzumahnen, den auch wir für durchaus notwendig halten, sondern um den rechten Standpunkt zu gewinnen, erinnern wir an diese Dinge. Wir freuen uns, daß in Rom ein andrer Papst und in Berlin ein andrer Kultusminister bereit ist, den Hader zu beenden, der so viel sittlich-religiöses Leben in Ruinen gestürzt hat. Wir müssen uns in Deutschland daran gewöhnen, die Verhältnisse zwischen Katholizismus und Protestantismus nicht unter dem römischen, sondern unter dem deutschen Gesichtspunkte zu betrachten. Durch die Teilung unsrer Nation in eine katholische und eine evangelische Hälfte, durch die lange Übung Preußens in der Parität der Behandlung, durch die Anregung zum Wetteifer, die jede Kirche von der andern empfängt, müssen wir das Beisammensein der beiden Konfessionen als eine deutsche Eigentümlichkeit ansehen, die viel Schwierigkeiten und manchen Segen in sich trägt und die, wenn sie auch im kirchlichen Leben den unvermeidlichen Streit mit sich führt, doch im politischen Leben zur Ausgleichung und Eintracht treibt. Gerade in Deutschland wird der Versuch immer von neuem gemacht werden müssen, unter Anerkennung und Behauptung des eignen Standpunktes auch dem fremden gerecht zu werden und so die Vorarbeit zu thun für ein besseres Verhältnis der beiden Kirchen in der ganzen Welt. In diesem Lichte erscheint die Beendigung des Kulturkampfes doppelt ratsam. Es ist für uns, es ist für die Gesamtheit der europäischen Völker nicht verständig, daß die Verteidiger der christlichen Weltanschauung miteinander streiten, während die Sturmläufer der Revolution überall Thron und Altar umringen.

Immer häufiger wiederholen sich in Europa die Mordversuche auf die Kaiser und Könige. Das alte Jahr schloß mit zwei furchtbaren Frevelthaten, die eine mit höllischer Berechnung auf den nordischen Zaren, die andre in grauenvoller Frivolität auf das junge spanische Königspaar versucht. Mit dem Sozialismus hängen beide Attentate, hängen alle die königsmörderischen Anschläge der letzten Jahre zusammen. Nihilismus heißt es im Osten, Kommune im Westen, Sozialdemokratie bei uns. Vielleicht sind trotz der Unthaten vor zwei Jahren die Stimmungen in der deutschen Sozialdemokratie noch am meisten von jener halb wahnwitzigen, halb teuflischen Mordsucht der russischen in Fäulnis versunkenen Gesellschaft entfernt. Noch wird Most mit seinem Aufruf zum bloßen Umsturz desavouiert; noch erklären die offiziellen Blätter der Partei das Festhalten an den gesetzlichen Wegen für geboten; noch erstrebt die Sozialdemokratie die Aufhebung der Ausnahmegesetze und beteiligt sich — oft mit Erfolg — an den politischen und kommunalen Wahlen. Im Augenblick denkt man nicht an die Revolution, weil, Gott sei Dank, die Säulen des nationalen Bestandes noch fest stehen, die Armee, der Bürgerstand im ganzen und großen, die Bauern als das

von Natur konservative Element. Trotzdem ist die soziale Situation auch in Deutschland, wenn man auf das Wesentliche sieht, bedrohlich genug. Der Nihilismus unsrer östlichen Nachbarn ist heimtückischer, gewaltthätiger, frevelhafter, aber er ist mehr auf Kreise beschränkt, die an offene Revolution nicht denken. In Frankreich sind die sozialistischen Ideen von jeher überraschender, wilder hervorgebrochen, aber sie sind nicht so weit verbreitet und theoretisch im Volke nicht so durchgebildet, wie bei uns. In Deutschland ist die Sozialdemokratie in einem großen Teil des Volks zur Weltanschauung geworden. Eine Folge der falschen intellektualistischen Bildung und der ungünstigen Lage des Arbeiterstandes, von dem Mangel an Volkstümlichkeit der konservativen Klassen befördert, mit dem Atheismus, den zahllose Gelehrte und Ungelehrte in Journalen und Zeitungen verkünden, eng verbunden, durch eine anderthalb Jahrzehnte dauernde ungehinderte Agitation aufgewachsen, in vielen Blättern und Büchern verteidigt und begründet, zuletzt durch einen Kapitalismus voll Unredlichkeit gleichsam legitimiert: so ist der deutsche Sozialismus unter all seinen internationalen Brüdern der stärkste. Außerdem gibt ihm die allgemeine Schulpflicht immer neue Jünger, die allgemeine Wehrpflicht immer neue Rekruten. Ein bedenklicher, aber von allen Kundigen vorherverkündigter Umstand ist besonders der, daß die denkbar schärfsten Maßregeln die Sozialdemokratie in ihren Vorposten nur wenig getroffen, in ihren Hauptquartieren nur mehr verstärkt haben. So berechtigt es ist, wenn die Regierung nicht mehr den öffentlichen Aufruf zur Revolution duldet und die Rufer unterdrückt, ebenso gewiß ist, daß zu den negativen Maßregeln der Zucht, soll unter dem Druck der Geist des Aufruhrs nicht noch mehr in Spannung gehalten werden, die positiven Reformen und zwar in der energischsten Weise hinzutreten müssen.

Nun scheint ja freilich seit Jahr und Tag in den Regierungs- und Parlamentskreisen der ernste Wille vorhanden, den Weg der Reform zu betreten. Ein System der Schutzzölle bereitet der internationalen vernichtenden Konkurrenz ein Ende, stellt die Nationalökonomie wieder auf den nationalen Boden und hat schon jetzt die Industrie belebt, die Arbeit gemehrt. Die Proklamierung des Staatsbahnsystems ist ein sichtbarer, großer Fortschritt auf dem Wege eines gesunden Sozialismus; der öffentliche Verkehr wird dadurch aus den Händen der Privatspekulation gerissen und wieder zur öffentlichen Aufgabe gemacht, an der viele Tausende von gesicherten Existenzen ihre Anstellung finden. — Ein Antrag auf obligatorische Versicherung der Arbeitsinvaliden hat den letzten Reichstag beschäftigt und beschäftigt noch immer die Beratung freier Vereine. Die obligatorische Innung schlägt immer mehr, jetzt auch in Berlin, die freie Innung aus dem Felde und weckt das Verlangen nach einem starken Korporationsgeiste. Gerade diese beiden letzten Reformen sind geeignet, die eigentlichen Kerntruppen der Sozialdemokratie, Arbeiter und kleine Handwerker, von der roten Fahne abzuziehen und wieder

mit der Staatsidee zu versöhnen. Und so sehr sich heute noch manche Elemente in der Regierung wie in den konservativen Parteien dagegen sträuben, für uns ist kein Zweifel, daß beide Maßregeln zum Gesetz werden müssen. Und so scheint wirklich eine Summe von Reformen sich ins Werk setzen zu wollen, groß genug, um vor der Hand die Arbeiterkreise von dem Wohlwollen der leitenden Mächte zu überzeugen und den unerfüllbaren Utopieen des sozialdemokratischen Volksstaats zu entfremden. Aber diese Reformen werden weder von der Regierung noch von der konservativen Partei als ein System zur Lösung der sozialen Frage dargeboten, tauchen vielmehr einzeln und wie zufällig auf, sodaß der soziale Gesichtspunkt hinter dem finanziellen und rein politischen zurücktritt. Und eins ist gewiß, daß nur durch eine energisch angestrebte Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes sowie durch eine von Herzen kommende Beteiligung der Besitzenden und Vornehmen an dem Wohl und Weh der Nichtbesitzenden die soziale Schwierigkeit allmählig zu überwinden ist. Aber leider dauert die Unlust der persönlichen Berührung mit dem Volke fort; die Mammonsgier, kaum erloschen flammt bei der ersten Gelegenheit wieder auf, der Jammer um des Volkes Not zeigt sich wenig, der Sonntag wird entheiligt wie immer, die Erneuerung der Nation, solange ersehnt und erhofft, bleibt aus. Hier liegt gewiß auch ein Mangel der Kirche zu Grunde. Allzuwenig tritt die evangelische Kirche an die Mitarbeit der sozialen Mächte heran; viel deutlicher, viel realistischer muß sie jene tiefen Schriftgedanken, daß der Besitzende ein Haushalter, daß das dominierende Trachten nach irdischen Schätzen verwerflich, und daß die thätige Barmherzigkeit eine Pflicht der Christenheit ist, zum Ausdruck bringen; und sie muß es thun nicht bloß in der Predigt, sondern in dem freudigen Mitwirken an Reformen, welche jene Schriftgedanken verwirklichen. Der Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats hat in dieser Beziehung mehr abgekühlt als angeregt. Keime christlich-sozialer Thätigkeit sind dadurch nur im Wachstum gehindert. Und wenn die Generalsynode die Sonntagsfrage, die Gegenwirkung gegen die Trunksucht behandelte, so hat sie ja damit gezeigt, daß jede kirchliche Thätigkeit sich mit der sozialen Frage berührt. Aber den Eindruck, daß die Kirche in der großen sozialen Bewegung der Gegenwart feste Position einnehmen will, hat sie nicht gemacht. Warum scheut sie sich davor, das, was Wichern auf der Oktoberkonferenz den christlichen Sozialismus nannte, als einzige Arznei gegen den unchristlichen hinzustellen? Warum scheut sie sich, den öffentlichen Geisterkampf in Volksversammlungen, den Wichern als die notwendige Waffe gegen den Zeitgeist forderte, zu beginnen und mit den vielen rednerisch begabten Kräften, die ihr zu Gebote stehen, zu führen? Die christlich-soziale Arbeiterpartei liefert den Beweis, daß ein solches Ringen mit den Mächten der Welt freilich in Schwierigkeiten und durch Krisen hindurchführt, aber zur Anregung und Belebung dient. Die Judenfrage wurde solange in den von Juden geleiteten Blättern totgeschwiegen, bis sie in den Versamm-

lungen der Christlich-sozialen in die Arena der öffentlichen Diskussion gezogen wurde. Seitdem flutet diese Frage wie ein breiter Strom durch das deutsche Leben. Und nicht bloß Orthodoxe, sondern auch Freigeister, nicht bloß Sozialreformer, sondern auch Liberale arbeiten an der Befreiung des deutschen Geistes von dem modernen Judentum. Allerdings ist die soziale Frage nicht Judenfrage. Die Stellung des modernen Judentums ist nur ein Symptom der Krankheit, welche an dem Marke unsrer Nation zehrt. Aber soviel ist gewiß, daß jeder Versuch zur Überwindung der Sozialdemokratie vergeblich bleiben muß, solange die Herrschaft dieses undeutschen, reformjüdischen Geistes die Wiedergeburt des nationalen Charakters verhindert. Daß Blätter, wie die Preußischen Jahrbücher, wie die Grenzboten, dies erkennen, ist für uns eins der hoffnungsvollsten Zeichen des neuen Jahres. Die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren Vorboten der Revolution. Möchten die achtziger Jahre unsres Säkulums Boten des Heils werden, welche den Frieden verkündigen.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Haman von Holzhausen.

Eine Frankfurter Patriziergeschichte

nach Familienpapieren erzählt

von

M. K.

28 Bogen. Elegant gebunden. Preis 6 Mark.

Die Verfasserin, Marie Krummacher, erzählt in diesem historischen Roman eine Episode aus der Geschichte des noch jetzt bestehenden alten Frankfurter Geschlechts der Holzhausen. Die frische und lebensvolle Schilderung von Land und Leuten damaliger Zeit (Reformationszeit), mit ihren Sitten und Unsitten, das historisch verbürgte Mithandeln geschichtlicher Persönlichkeiten (darunter auch Luther, Ulrich von Hutten u. a.) geben dem Buche einen seltenen Reiz, der noch erhöht wird durch die überaus anmutige und spannende Liebesgeschichte, welche sich durch das Ganze hindurchzieht.

In dem dem Buche vorgedruckten Vorwort von Pfarrer Gustav Schlosser in Frankfurt heißt es u. a.: „Für diese Periode, gerade die Blütenperiode des alten Hauses, fand sich eine tüchtige, mit reichen Gaben ausgestattete Hand. Es ist eben die Periode der Reformation. Daß die in der Erzählung erscheinenden vielen historischen Persönlichkeiten geschichtlich getreu sind, daß wirklich die treibenden Kräfte jener Zeit, ihre Art wie ihre Unart zu geschichtlich wahrer Darstellung kommen, wird man zugeben müssen. Ebenso heimeln die örtlichen Schilderungen durch treustes Kolorit den Kundigen an. Wird man die Frauenhand und das Frauenherz in diesem Buche wahrnehmen, so ist dies wahrlich nicht zu seinem Nachteil. Von geschichtlichen Erzählungen dieser Art, zumal wenn wahre Poesie hindurchzieht, heißt's: Miscuit utile dulci. Es sind deren eben nicht viele, und unter den wenigen dürfte die hier dargebotene mit in erster Reihe stehn."

Von derselben Verfasserin erschien früher:

Unsere Mutter

Ein Lebensbild

von

M. K.

Fünfte Auflage. 1883. Elegant gebunden 4 Mark.

Das Buch mit seinen rasch folgenden Auflagen bedarf der Empfehlung nicht mehr. Die Schilderung des hausmütterlichen Lebens und Wirkens der Gattin des berühmten Kanzelredners Friedr. Wilh. Krummacher erweitert sich von selbst zu einem Lebensbilde auch des Gatten und des ganzen Familienkreises. Die Wärme und Frische der auf eigner Anschauung beruhenden Darstellung gibt dem Buche einen seltenen Reiz und macht es zu einem Lebens- und Familienbilde, wie es anmutiger und fesselnder nicht leicht gefunden werden kann.

Himmelsschlüsselchen.

Eine Jugendgeschichte

von

M. K.

Vierte Auflage. 1884. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Auch für dieses Buch mögen die nötig gewordenen Auflagen Zeugnis ablegen. Waltet darin mehr die frei schaffende Phantasie, so merkt man ihm doch auch vielfach die Anlehnung an bestimmte Lokalitäten, Persönlichkeiten und Erlebnisse an.

